MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80360-2

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

SCHRAMMEN, JOHANNES

TITLE:

ALLDEUTSCHLAND; BILDER AUS DER ...

PLACE:

K_OLN

DATE:

1883

Master Negative #

91-80360-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

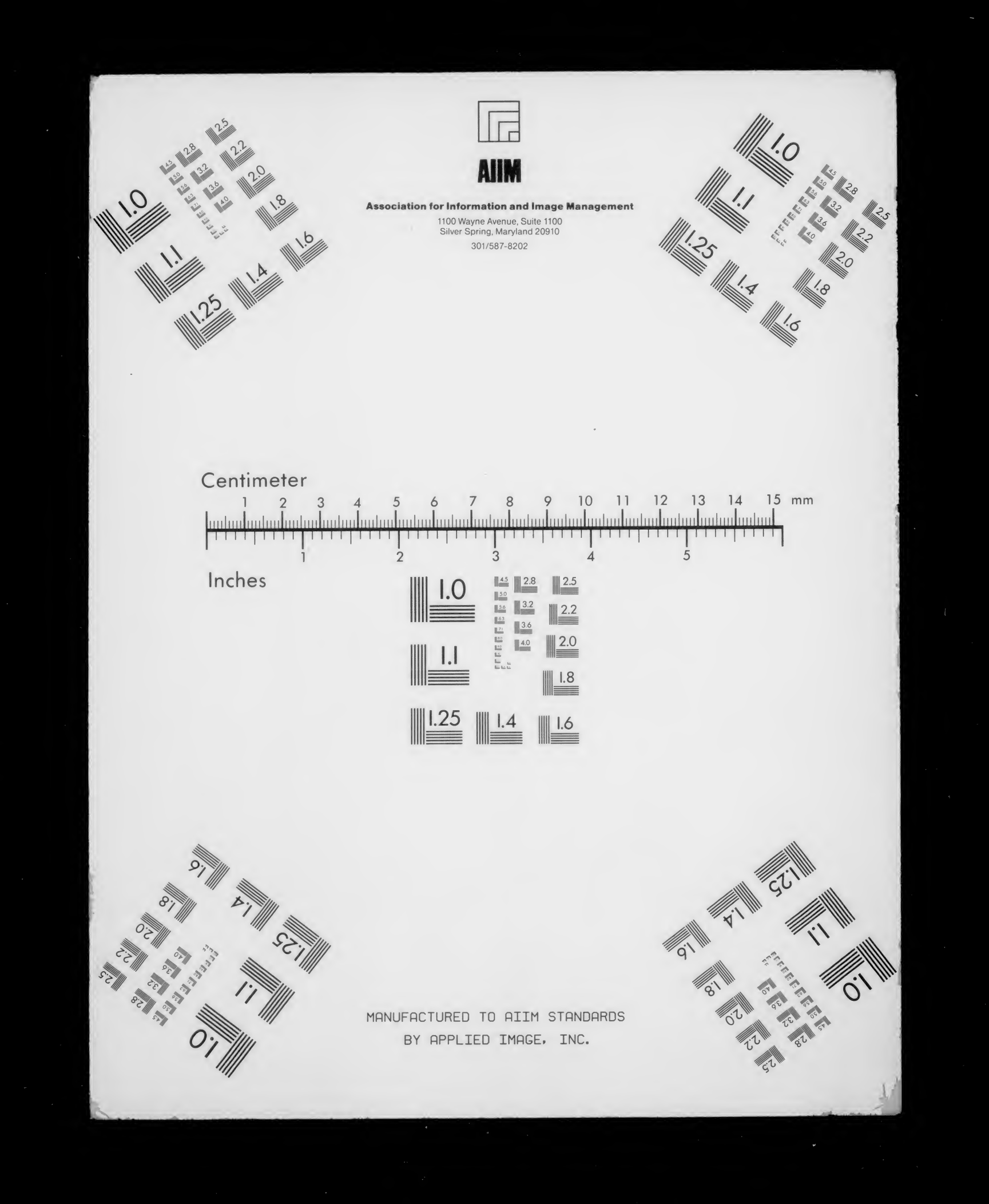
943
Sch63 Schrammen, Johannes 1834-
Alldeutschland; bilder aus der Götter- und heldensage, aus der geschichte und der kulturentwickelung des deutschen volkes
Köln 1883 0 2 v in 1 pl

376717 Added title page reads Alldeutschland; bilder aus der geschichte und der kulturentwickelung des deutschen volkes
see next card

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 1/x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 12-12-91 INITIALS ER
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

943 Sch63

Columbia University
in the City of New York
Library

GIVEN BY

A.O. Schmidt

Alldeutschland.

Alldeutschland.

Bilder aus der Geschichte und der Kulturentwickelung

des

Deutschen Volkes

von

Johannes Schrammen.

Köln, 1883.
Verlag von Eduard Heinrich Mayer.

Alldeutschland.

Bilder aus der Götter- und Heldensage,
aus der Geschichte und der Kulturentwickelung

des

Deutschen Volkes

von

Johannes Schrammen.

Erster Band.

Von der Urzeit bis zum Interregnum.

Köln, 1883.
Verlag von Eduard Heinrich Mayer.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von M. DuMont-Schauberg, Köln.

387529

Das Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde.

Das Vaterland.

Wo dir, o Mensch, Gottes Sonne zuerst schien,
Wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten,
Wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten,
Und seine Sturmwinde dir zuerst mit heiligem Schrecken
durch die Seele brauseten:
Da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine
Wiege neigte,
Wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem
Schoße trug,
Und dein Vater dir zuerst die Lehren der Weisheit
ins Herz grub:
Da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln,
Und wohnten Armut und Mühe dort mit dir,
Du mußt das Land ewig lieb halten;
Denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen,
Sondern behalten in deinem Herzen.

E. M. Arndt.

Vaterlandsliebe.

(Als Einleitung und Inhaltsübersicht.)

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.

Schiller.

Vaterland!

Wundervolles, süßes, inhaltreiches Wort! Welch heilige Gedanken und Empfindungen hast du zu allen Zeiten in den Herzen der Menschen hervorgerufen. Die Dichter hast du zu den herrlichsten Gesängen begeistert, die Redner zollen dir ihre Liebe und Dankbarkeit; sie weihen dir ihre Wünsche und Seufzer. Der Entfernte sehnt sich nach dir zurück; hoffnungsvoll oder klagend schaut er nach der Gegend, wo du gelegen, empfängt die Lüfte, die daher wehen, als Boten seiner Liebe. Wiedergegeben dir, dem Vaterlande, umfängt er dich und küßt deinen heiligen Boden mit Thränen. Und der fern von dir Sterbende vermacht dir noch seine Asche; auch nur ein leeres Grabmal des Andenkens wünscht er sich auf deinem Boden. Für dich, das Vaterland, zu leben, ist der höchste Ruhm, für dich zu sterben, ist der süßeste Tod, dulce et decorum est pro patria mori.

Wer mit Rat und That dir beistand, wer dich rettete und mit Kränzen des Ruhmes schmückte, erwirbt einen Platz unter den Fürsten der Weltgeschichte, dagegen wer dich beleidigt, wer durch seine Thaten dich entehrte, dich verriet oder bekriegte: in den Busen seiner Mutter hat er das Schwert gestoßen, er ist ein Vater-, ein Kinder-, ein Freundes- und Brudermörder.

So dachten und so denken alle Gutgesinnten von dem Lande, das wir Vaterland nennen. Woher kommt und worin

gründet die Liebe zu diesem Lande, und welches sind die süßen Bande und Pflichten, die uns daran fesseln?

Der Boden des Landes, auf dem wir geboren sind, kann für sich allein dies Zauberband schwerlich knüpfen. Wie oft ist derselbe von der Natur nur spärlich gesegnet, wie oft hat er die Ungunst eines rauhen Klimas zu ertragen, und doch hängen und haften die an diesen Stellen Geborenen mit heißer Liebe an den heimischen Fluren.

Nicht die Erde, auf die wir sinken, ist es, was uns im Vaterlande erquickt, sondern die Erinnerung an all das Gute und Schöne, was wir darin erlebt, die Erinnerung an das Leben unserer Väter, unserer Altvordern, mit denen wir eines Fleisches und eines Blutes sind. In diesem Lande hat uns die Mutterbrust gesäugt, die liebevolle Vaterhand geleitet, in ihm haben die Geschwister mit uns gespielt, die freundlichen Gemüter uns wohlgethan. Da hörten wir und lernten wir die ersten Töne der Liebe; da schlossen wir zuerst den Bund der Freundschaft und empfanden die Keime zarter Neigung in beiden Geschlechtern; wir sahen die Sonne, den Mond, wir durchlebten die Jahreszeiten mit ihren eigentümlichen Freuden, wir sommerten und winterten uns gleichsam ein in die Welt, wir kämpften mit Gefahren, wir verzehrten uns in Leid und wir jubelten auf vor Freude. All diese Eindrücke sind tief in unsere Einbildungskraft, in unsere Seele eingegraben; in die zarte Rinde des Baumes haben wir sie eingeschnitten, und ohne gewaltsame Vertilgung werden sie nur mit ihm sterben. Solche an den engen Raum des Vaterhauses, der Familie, der Vaterflur sich anschließenden Eindrücke und Erinnerungen machen uns diese Stätte zu einer besonders geheiligten. Wer hat nicht von den Seufzern und Klagen gelesen, mit denen selbst auf den Eisfeldern Grönlands Wohnende sich von dem Schauplatz ihrer Jugenderinnerungen entfernten, mit denen sie aus weitester Ferne, unter unzähligen Mühen und Gefahren dahin zurückstrebten? Wem tönen

nicht noch die Jammerrufe der aus ihrem Vaterlande weggeschleppten Afrikaner ins Ohr, und wer erinnert sich nicht des durch die Klänge des Alpenhorns zu unüberwindlicher Sehnsucht nach den heimischen Bergen hingerissenen Schweizers?

Wenn diese ersten und heiligsten Empfindungen an einen eng umgrenzten Raum sich anschließen, wenn im Vaterhause, in der Familie, in der Vaterflur das Leben der Kindheit sich entwickelt, so erweitert sich doch bald der Blick, wird größer die Einsicht, wächst der Kreis der Bekannten, werden zahlreicher und mannigfaltiger die Beziehungen zur Umgebung. Das Vaterhaus ist ein Teil einer ländlichen, einer städtischen Gemeinschaft, eine erweiterte Familie tritt uns entgegen, die in denselben Lauten ihren Empfindungen Ausdruck gibt, die unter denselben Bedingungen mit uns lebt; und diese erweiterten Gemeinschaften dehnen sich aus für unsern Blick, sie füllen große Strecken und werden umschlossen von weiten, fernen Grenzen. Aber in all diesen Gemeinschaften spricht man dieselben Laute, besitzt dieselbe Litteratur; in all diesen Orten ist man erfüllt von denselben Empfindungen, Wünschen und Bestrebungen; überall fühlt man sich als bluts-, als stammes- und volksverwandt; überall gedenkt man der Thaten und Geschicke derselben Väter, kurz, man erkennt sich als Glieder eines großen Ganzen, das, in den Urzeiten beginnend, durch die Jahrhunderte sich fortentwickelnd und den künftigen Jahrhunderten zustrebend, an demselben Orte, unter demselben Himmel seine Geschicke erfüllt. Wenn wir einerseits zu diesem großen Ganzen, zu dieser erweiterten Familie uns schon instinktiv, durch eine Naturnotwendigkeit hingezogen fühlen, wie das Kind an Vater und Mutter, an Geschwistern und Verwandten hängt, so gibt es aber auch andererseits eine Liebe zu dieser großen Familie, zu unserm Vaterlande, die emporquillt aus der Erkenntnis all des Guten und Schönen, das haftet an dem Lande unserer Väter, das uns als Erbteil von den Altvordern hinterlassen worden, und das wir als

gewissenhafte Verwalter den kommenden Geschlechtern zu übermitteln berufen sind. Und wie die Kindesliebe des Erwachsenen, die sich gründet auf klarer Erkenntnis der obliegenden Pflichten, und die beruht auf freudigster Zustimmung zu diesem Gebot, weit wertvoller ist, als die durch eine Naturnotwendigkeit in uns erzeugte: so ist auch die Vaterlandsliebe, die aus freier Selbstbestimmung, in richtiger Würdigung des uns vom Schicksal angewiesenen Platzes hervorgegangen ist, von viel größerer Bedeutung und Tragweite, als die einem instinktiven Triebe entsprungene. Bei welchem Volke wäre aber eine solche bewußte, eine solche freudig gewollte Vaterlandsliebe mehr berechtigt, ja mehr geboten, als bei dem deutschen? Mag jedes Land seine Vorzüge haben, mag jedes Volk seine Väter rühmen, ihre Thaten verherrlichen, an ihrem Beispiele sich erbauen und begeistern; welches Volk aber hätte aufzuweisen, wie das deutsche, ein in die Jahrhunderte der Vorzeit reichendes Alter, eine Geschichte, in der auftreten die großartigsten Helden, Gesetzgeber, Dichter und Weisen, welches ist so reich an bedeutungsvollen Einrichtungen, Liedern, Denkmälern, Festen, welches hat eine solche Reihe der hervorragendsten Tugenden von den Vorfahren ererbt und durch alle Jahrhunderte bewahrt? Ja, wie unter des Waldes Bäumen die königliche Eiche mächtig und gewaltig emporstrebt, so steht das deutsche Volk da unter den Nationen des Erdkreises, und wer von uns empfänglich ist für das Schöne, das Erhabene und Gute, er muß sich hingezogen fühlen zu diesem Volke, er muß mit Stolz bekennen: auch ich gehöre zu diesem königlichen Geschlecht. Und woran erkennen wir, daß wir in Wahrheit Glieder dieses herrlichen Volkes sind? Lassen wir an uns vorübergehen, was unsere Vorfahren gedacht, gethan, was sie gefreut, geschmerzt, was sie erwünscht und erstrebt, was sie errungen und was sie verloren, und wenn wir mit ihnen jubeln in ihrer Freude, mit ihnen trauern in ihrem Schmerze, wenn wir mit ihnen

fürchten und hoffen, ringen und streben, dann dürfen wir uns sagen: Wir sind Fleisch von ihrem Fleisch, Bein von ihrem Bein, ja wir sind der Väter wert.

Welcher wahre Deutsche wird nicht mit Ehrfurcht und heiliger Freude erfüllt, wenn er aus den ältesten Nachrichten, die uns die Römer über unsere Altvordern erhalten haben, erkennt, wie diese unsere Urväter sich bewiesen **als ein kraftvolles, hartes und ernstes Menschengeschlecht, voll Freiheitsdrang und mit mächtigen Trieben zu geistiger Erhebung, zugleich aber voll treuer Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden wie an den Glauben und die Sitte der Väter.**

Wie jubeln wir, wenn wir hören, daß diese fast maßlos nach Freiheit strebenden Männer, als die Römer, ihre Zerklüftung in verschiedenen Stämmen schlau benutzend, ihnen das Sklavenjoch ihrer Herrschaft aufdrücken wollten, sich unter dem berühmten **Hermann dem Cherusker** zur gewaltigen Einheit scharten und im Teutoburger Walde siegreich stritten für Freiheit, Männerwürde, Zucht und Sitte und für die heimischen Gottheiten.

Und wenn dieses Volk unserer Väter niederwirft das morsch und faul gewordene Römerreich, wenn es auf die Stätten, wo Jahrtausende die Spuren ihrer Entwicklung, ihres Glanzes, ihres Ruhmes eingegraben, seine gewaltige Faust legt und inmitten der Trümmer einer zusammengesunkenen Welt **neue lebenskräftige Reiche gründet:** sollen wir da nicht mit Bewunderung hinschauen auf das Volk, das die Kraft in sich fühlte und seine Bestimmung erkannte, die hingesunkene und ausgelebte Welt des heidnischen Altertums zu stürzen und an ihre Stelle zu setzen eine christlich-germanische Welt?

Und wie ist diese christlich-germanische Welt emporgeblüht? An ihre Spitze stellt sich um **das Jahr 800 ein Kaiser, der für sich in Anspruch nimmt die erste Stelle in der Christen-**

heit, das Kaisertum der Welt. Und an dieses Kaisertum und an dieses demselben angehörige Volk knüpft sich alles Erhabene, Gute und Schöne, was die mittelalterliche Welt nur aufzuweisen hat. Die Geschichte des Mittelalters ist im wesentlichen die Geschichte des deutschen Volkes.

Wie diese Geschichte aber auf jeden wahren Deutschen einwirkt, wird erkennbar sein, wenn wir nur nennen **die Namen der großen, weltbeherrschenden Imperatoren, wenn wir Erwähnung thun des durch Geschichte und Sage ewig fortlebenden Barbarossa.** Ist dieser nicht durch alle Jahrhunderte hindurch das Ideal gewesen, dem das deutsche Volk nachstreben mußte? Ist er nicht das Zauberwort geworden, welches alle unserm Reiche feindlichen Bestrebungen zurückscheuchte?

Doch begnügen wir uns mit diesen wenigen, jeden wahren Vaterlandsfreund zu inniger Freude anregenden Mitteilungen, und trauern wir auch mit unsern Vätern über das Unheil, das sie betroffen.

Wessen Brust schnürt sich nicht zusammen vor Unmut, wenn er neben einem Hermann dem Cherusker den **Verräter Segest** genannt findet! Er, der das Vaterland den Römern überantworten wollte, er hat das Schwert in den Busen seiner Mutter gestoßen und ist für uns das Urbild aller derer geworden, die das Kainszeichen des Verrates und der Verworfenheit ihrer Stirn aufgedrückt.

Und wenn wir lesen, **wie selbstsüchtige, treulose Fürsten mit Gregor VII. sich verbanden und dadurch für Heinrich IV. den Tag von Canossa herbeiführten,** so brennt noch immer das Gefühl des Schmerzes und der Scham auf unsern Wangen.

Und wie klagen wir, daß **der gewaltige Heinrich der Löwe die deutsche Treue so verraten konnte, daß er seinen erhabenen Kaiser und Lehnsherrn, den herrlichen Barbarossa, vor der Schlacht von Legnano verließ.**

Und hören wir dann von **dem schrecklichen männermordenden Kriege, der dreißig Jahre lang** die schönen Fluren unseres Vaterlandes verheerte, weil der Bruder dem Bruder nicht gestatten wollte, seinem Gotte nach der ihm zusagenden Weise zu dienen, so senken wir tiefbetrübt unser Haupt und weinen über die unheilvolle Verblendung.

Erzählt man uns aber, wie der **Korse Napoleon unser Vaterland unterjochte**, wie fremde Rosse tranken aus den heimischen Strömen, seine Fluren zerstampften fremde Horden, seine Fürsten gelähmt waren oder goldene Sklavenketten trugen; wie nichts mehr galt das Recht des freien Mannes, mißachtet wurden die Einrichtungen unserer Väter, mißachtet Treue und Glauben, Zucht und Sitte: dann ballt sich noch jetzt uns die Faust, wir stöhnen vor Schmerz über den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte und leben erst wieder auf bei dem Gedanken an **die herrlichen Freiheitskriege, an die Kriege von 1870—71**, die ausgetilgt den Schimpf und die unverwelkbare Lorbern um unseres Volkes Haupt geschlungen.

Doch nicht allein bei der Betrachtung der politischen Geschichte unseres Volkes können wir erkennen, ob wir in Wahrheit würdige Söhne der großen Väter sind, nicht minder wird die Erinnerung an das geistige, an das soziale Leben unserer Nation uns Antwort geben auf die oben aufgestellte Frage.

Wer sich liebevoll versenken kann **in die Lieder der Urzeit,** wem die Brust mutiger sich hebt, wenn er hört **von der alten Recken Kämpfen und Streiten,** wem in der tiefsten Seele erklingen **die süßen, kosenden Minnelieder,** und wer dann mit Stolz hinschaut auf **die Geistesheroen, die durch unsere neue Litteratur** den Ruhm des deutschen Namens an die Sterne geheftet, der kann in Wahrheit von sich sagen, daß er **in** seinem Volke und **mit** seinem Volke lebt, daß ihm der Name Vaterland kein leerer Klang.

Wie aber wird erst jedes edle deutsche Gemüt ergriffen, wenn man aufzählt die herrlichen Tugenden, wodurch sich die

Germanen auszeichneten vor allen Nationen: Tapferkeit, Biederkeit, Einfachheit, Sittsamkeit, Wahrheit, Treue!

Wie herzerquickend ist ein Blick in das häusliche Leben der Väter! Während das ganze Altertum die Frau mißachtete und ihr keinen Platz anzuweisen wußte neben dem Manne, herrscht und waltet bei den Deutschen am Herde die Hausfrau. Mit Ehrfurcht schaut alles auf sie hin. Sie ist die treue Gefährtin des Gatten; sie lebt und strebt mit demselben, sie arbeitet und erwirbt, sie genießt und freut sich mit ihm. Und was die Urväter schon in grauer Vorzeit geübt, was bei ihnen gegolten, es hat noch heute seine Kraft, und jeder brave Deutsche betrachtet es als das heiligste Erbe.

Wenn nun die Vaterlandsliebe sich schon darin offenbart, daß wir mit wahrer, inniger Teilnahme uns in die Geschichte unserer Altvordern versenken, daß wir gleichsam mit ihnen wieder leben, mit ihnen jubeln und trauern, ringen und streben, fürchten und hoffen, so ist damit die rechte Vaterlandsliebe noch keineswegs voll und ganz gezeichnet. Der rechte Vaterlandsfreund wird sich nicht damit begnügen, stolz zu sein auf **die großen Vorfahren, auf das hohe Alter, auf die herrlichen Thaten, die materiellen und geistigen Errungenschaften seines Volkes.** Ein solcher Stolz hat nur Bedeutung, wenn er zu ähnlichen Thaten anspornt, zu würdiger Gesinnung begeistert und die alte Zucht und Lehre lebendig erhält. Ein müßig besessener, von unsern Vorfahren träge ererbter Ruhm macht uns bald eitel und unserer Vorfahren unwert. Wer sich einbildet, von Hause aus tapfer, edel, bieder zu sein, kann leicht vergessen, sich tapfer, edel und bieder zu zeigen. Er versäumt, nach einem Kranze zu ringen, den er von seinen Urahnen schon zu besitzen vermeint. In solchem Wahne von Vaterlands-, Geschlechts- und Ahnenstolze gingen Griechenland, Rom, ja beinahe jede alte mächtige oder heilige Staatsverfassung zugrunde. Daher dürfen wir nicht allein achten und lieben, was das Vaterland **einst** war, son-

dern auch, was es **jetzt** ist, und nicht in müßigem Stolze über die ehemalige Größe oder in unfruchtbarer Trauer über die Mißgeschicke unseres Heimatlandes dürfen wir unser Genüge finden, sondern in thatkräftiger Mitarbeitung und Handanlegung für das jetzige und künftige Wohl desselben. Worin besteht diese thatkräftige Mitwirkung, dieses rüstige Handanlegen? Sie besteht **in der Wahrung und Pflege der von unsern Vätern ererbten Tugenden, in der Bekämpfung alles Unedlen, Gemeinen, das Wohl des Ganzen Schädigenden, in der Ausrottung des Geistes der Absonderung, Trennung und Zwietracht, in der Verbreitung von Licht, Aufklärung, Gemeinsinn, edlem Stolz, sich nicht von andern einrichten zu lassen, sondern sich selbst einzurichten — kurz Deutsche zu sein auf eigenem, wohlgeschütztem Grund und Boden.**

Denken wir zurück an die Freiheitskriege der Jahre 1813 und 14, an die glorreichen Jahre 1870 und 71, und es wird uns klar werden, worin die thatkräftige Vaterlandsliebe besteht. Als alle Stämme des deutschen Volkes, von den Sanddünen der Ost- und Nordsee bis zu den Schneegipfeln der Alpen und den weiten Niederungen von Belgien und Holland hin, zur Waffe griffen, um das bedrohte Vaterland zu schützen und zu schirmen, als sie das Kostbarste, was sie hatten, Leib und Leben, freudig einsetzten für Freiheit und Unabhängigkeit, als der Vater dem Sohn, die Frau dem Mann, die Braut dem Bräutigam das Schwert in die Hand drückte und ihn streiten hieß mit Gott für Herrscher und Vaterland, und als die daheim Gebliebenen sich abmühten, für die kämpfenden Heere zu sorgen, die Verwundeten und Kranken liebevoll zu pflegen, da fühlten wir alle tief im Herzen, was lebendige Vaterlandsliebe war. Soll aber diese Liebe nur in einzelnen Momenten sich derart wirksam zeigen? O nein und immer nein! Die wahre Liebe ermattet und ermüdet nimmer. Sie kann in einzelnen besonders feierlichen Augenblicken himmelhoch

aufflammen, aber sie wird zu jeder andern Zeit als mild erwärmendes und belebendes Feuer weiter brennen. Darum müssen auch wir die großen, ja die unschätzbaren Güter, für die wir unser Eins und Alles einzusetzen zur Zeit der Not nicht anstehen, zur Zeit der Ruhe und des Friedens nicht außer Acht und Pflege lassen. Welches Gut aber wäre herrlicher und kostbarer als **die deutsche Einheit?** Gerade sie, die aus der innigsten Vaterlandsliebe hervorgegangen ist, müssen wir sorgsam bewahren, schützen, festigen und weiterbilden. Woher kam es, daß dieses große Gut, welches, wenn die Deutschen es besaßen, sie so stark und so glücklich machte, doch so häufig geschädigt, ja vernichtet wurde? Weil so viele sich nicht der gemeinsamen Sache annehmen wollten, weil jeder zunächst für sich sorgen und seine Wünsche und Eigentümlichkeiten nicht unterordnen mochte dem Wohle des großen Ganzen. Sollen wir jetzt wieder in diesen Fehler verfallen? Sollen wir reden und singen vom deutschen Vaterland und wieder den Geist der Parteisucht, der Absonderung, der Trennung siegen lassen über das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Eintracht? O, die ewig Blinden, die bei sehenden Augen an keine Vergeltung glauben! An jeder verletzten oder vernachlässigten Pflicht hängt nicht eine willkürliche, sondern die notwendige Strafe, die von Geschlecht zu Geschlecht sich häuft. Heilig und ewig ist die Sache des Vaterlandes, und mithelfen muß jeder ihm, wo und wie er nur kann, ermuntern, retten und bessern, und wäre er nur die Gans auf dem Kapitol.

Fragen wir aber, welches ist die Aufgabe unseres großen Vaterlandes, wo ist für uns die Stelle der Thätigkeit, so nehmen wir die Ansprache zur Hand, mit der des wiedergeeinigten Deutschlands erster Kaiser am 18. Januar 1871 seinem Volke und der Welt verkündete, daß er die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt, und die er schloß mit den Worten: „Uns aber und unsern Nachfolgern wolle Gott ver-

leihen, alle Zeit Mehrer des deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt Freiheit und Gesittung.“ Wie könnte diese dem deutschen Vaterlande gestellte Aufgabe aber besser gefördert werden, als dadurch, daß wir zunächst in innerer Festigkeit und geschlossener Haltung dem Auslande gegenüber stehen. „Deutschland ist der Kreuzungspunkt, wo alle Völkerstraßen sich begegnen. Alles stößt und drängt wie von einer innern Schwerkraft getrieben gegen uns in der Mitte an. Darum ist unsere Stellung auf der hohen Warte des gesamten Weltteils, von wo aus wir mit unabläßiger Wachsamkeit auf alle Völkerbewegungen zu achten haben, sicher, daß jede, die wir sorglos vorübergehen lassen, zu unserm Verderben führt. Wie das alte Germanien mit einem Walle von Markmännern und kriegerischen Völkerschaften sich umgab, so müssen wir rundum mit einer solchen Wehr uns umgürten und mit einer Schildburg uns umschließen. Das Volk in Waffen wird die Mauer dieser großen Feste sein, und hoch über ihren Zinnen werden die Fürsten gleich starken Türmen sich erheben, und über alle wird emporragen der Kaiser, der weitaus schaut in die Ferne und alle Zugänge sichert und bewahrt. Innen aber muß das alles **ein** Leben und **ein** Bund sein zu gemeinsamem Schutz und Trutz. Dann können wir in Ruhe unseres Wohlstandes pflegen und dürfen nicht besorgen, daß er mit jedem Jahrhundert einmal den frechen Räubern zur Beute werde.“ Sind aber diese Bedingungen zur Sicherung des allgemeinen Wohles erfüllt, dann müssen wir freudig mithelfen an dem Ausbau der gemeinsamen Verfassung, wir müssen gewissenhaft den Gesetzen des Staates Folge leisten und somit jede Veranlassung beseitigen, die übelwollende Nachbarn anreizen und hoffen lassen dürfte, noch einmal den hehren Bau deutscher Einheit zu zertrümmern. Und wenn dann das Ganze nach rechter Art und Weise geordnet und eingerichtet ist, wenn

wir Deutsche sein dürfen auf eigenem wohlgeschütztem Grund und Boden, dann und noch zuvor laßt uns dem Besondern in uns selbst die rechte Zucht und Ordnung geben. Laßt uns pflegen der Vorfahren Tugenden, den Adel unseres Wesens in der Brust, Mut, Tapferkeit, Stärke, Entschlossenheit, Gerechtigkeit, Entsagung, Sitte und Zucht. Wer könnte aber für diese unsere Handlungsweise ein leuchtenderes Vorbild sein, als unser erlauchter Heldenkaiser? Ist er nicht die verkörperte Vaterlandsliebe? Ist sein ganzes, langes, inhaltreiches Leben nicht ein ununterbrochenes Ringen und Streben für des Vaterlandes Einheit, Sicherheit, Größe und Glück? Nun, so tretet denn alle, wenn euch das Wort Vaterland und Vaterlandsliebe kein leerer Schall ist, in die Fußstapfen dieses Führers, schart euch unter sein Panier, folget seiner Stimme, dann wird auch das Wort des Dichters Wahrheit sein:

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

Aus der nordisch-germanischen Götter- und Heldensage.*)

Was rauschen die alten Eichen
Im grünen deutschen Wald?
Was singen die klaren Quellen
Im tönenden Felsenspalt?
Was predigt auf Hünengräbern
Jedweder bemooste Stein?
Was raunen in Nordlands Buchten
Die Wogen im Mondenschein?

Die Eichen sausen und sagen:
„Wie liegt so weltenweit
Die Jugend unseres Lebens,
Die große, gewaltige Zeit!
Da sprengte auf weißem Rosse
Odhin von Asgard daher,
Den Goldhelm auf dem Haupte
Und in der Hand den Speer.

Da kam auf rollendem Wagen,
Den Malmerschaft in der Faust,
Von Bifrösts dröhnendem Bogen
Thor zornig herniedergebraust.
Er fuhr in das Land der Riesen,
Der Gott mit dem roten Bart,
Zu dämpfen mit Hammerhieben
Thrymms götterfeindliche Art.“

*) Nach der Edda, den Werken Simrocks, Wagners u. a.

Die Felsenquellen singen:
„Am Brunnen der Ewigkeit,
Da wogen vor Alters die Nornen
Der Menschen Glück und Leid.
Da saßen auf goldenen Stühlen
Am wogenden Weltenbaum
Die hohen Asen im Rate
Und sprachen von Baldurs Traum.

Und nachts beim Mondenstrahle
Da schlüpften aus Ritz' und Spalt
Die Zwerge hervor, die klugen,
Und tanzten in Wies' und Wald.
Dann kamen sie durstig zum Bronnen
Und kauerten nieder im Kreis,
Und schwatzten von heimlichen Dingen,
Und sangen der Asen Preis.“

Die Bautasteine predigen:
„Der hier begraben liegt,
War ohne Furcht und Tadel
Und hat gekämpft und gesiegt.
Halt, spätgeborener Enkel,
Hier deine Schritte an
Und denke sein in Ehren,
Er war ein deutscher Mann!“

Und in den Meeresbuchten,
Da rauscht im gewaltigen Chor
Das Lied von der Midgardschlange
Und ihrem Kampfe mit Thor.
Da raunen die ewigen Wogen
Die Sage vom Totenschiff,
Und wie manch kühner Drache
Versunken an Ögirs Riff.

Und Quellen und Steine und Bäume,
Sie mahnen mit ernstem Wort:
Zieh aus die Schuhe, o Wandrer,
Das ist ein heiliger Ort!
Den Pfad, wo die Götter und Helden
Der Väter gewandelt sind,
Betritt mit Andacht im Herzen,
Mit Ehrfurcht, o Menschenkind!

Horch, was der Baum im Walde,
Die murmelnde Quelle spricht:
„Vergiß der alten Sagen,
Der alten Götter nicht!
Wie du ein Kleinod bewahrest
Vom toten Freunde dein,
So hege die Sagen der Väter
In deines Herzens Schrein!“

G. Schalk.

Der Mythus von der Götterdämmerung.

„Die Poesie ist die Muttersprache des Menschengeschlechtes“, so sprach der Magus des Nordens, der berühmte Haman. Zeugnis für die Wahrheit dieser Worte legen ab fast alle bedeutsamen Kulturvölker. Das erste Dichten und Trachten, das Thun und Schaffen, das Meinen und Glauben der Menschen ist uns überliefert in wunderbaren Dichtungen, und erst spät folgen die geschichtlichen Erzählungen. Ägypter, Inder, Griechen — Völker, in denen sich die verschiedensten Perioden und Stufen der Kultur verkörpern, — haben in teilweise staunenerregenden Sagen und Liedern ihre Urzeit geschildert. Würdig treten diesen bedeutsamen Völkern an die Seite die Germanen. Die ältesten, umfassenden und höchst wertvollen, weil von den Feinden*) kommenden Nachrichten über unsere Urväter erzählen von alten Volksliedern, der einzigen Art geschichtlicher Denkmäler bei den Germanen, in denen sie sängen von ihren Gottheiten und ihren Helden. Leider schallt das von dem großen Römer auf unsere Altvordern gesungene Loblied wie eine Stimme aus der Wüste zu uns herüber. Die erwähnten Lieder sind verklungen; die Stürme der Völkerwanderung und das sie befehdende Christentum haben ihren Nachhall übertönt. Vergeblich war

*) Von dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus.

es, daß Karl der Große sie wieder aufleben lassen wollte; sein verwelschter Sohn Ludwig hat sie von neuem vernichtet, und nur undeutliche, aber immer noch für die Zukunft bedeutungsvolle Nachklänge haben sich davon erhalten. Glücklicherweise ist aber aus der Wohnstätte der alten Sachsen, in der die Erinnerung des Urgermanentums am tiefsten und lebendigsten wurzelte, ein Stamm ausgewandert in den hohen Norden, nach Island, wo er, losgelöst von den Einflüssen der übrigen Welt, in dem schnee- und eisbedeckten Lande mit den feuerspeienden Bergen, mit den heißen Sprudelquellen und den romantischen Naturschönheiten, frei von der Könige und der Gewaltigen Druck, die Religion und Sprache, die Gesetze und Einrichtungen des Mutterlandes wahrte und pflegte. So erhielten sich hier die wunderbaren Lieder von den Göttern und Helden, und die herrlichen Klänge derselben verkürzten und erheiterten diesen Nordmännern die langen, einsamen Winternächte. Sie ersetzten den der armen und kalten Insel meist versagten Reiz und Genuß der Natur durch das Großartige, Romantische und Abenteuerliche ihrer Poesie. Ja, als das Christentum auch hier seinen Eingang fand, da mochte man doch nicht verzichten auf das Erbe der heidnischen Vorfahren. Auch an den christlichen Höfen, an dem Herde der neubekehrten Familien erzählten und sangen begeisterte Skalden (Sänger) von dem Glauben und den Thaten früherer Tage; man sammelte die Lieder, um sie auf Enkel und Urenkel für alle Zeiten zu vererben, und in den beiden großen Sagensammlungen, welche den Namen „Edda" tragen, der ältern und jüngern Edda, erzählt gleichsam die Großmutter den lauschenden Enkeln, was einstmals die germanischen Völker im Innersten ihrer Seele erschütterte. Leider vergingen viele, viele Jahre, ehe der Bann der Vergessenheit, worin für das deutsche Volk diese Schätze gefangen gehalten wurden, durchbrochen werden konnte, und leider wußten manche, als der Schutt der Jahrhunderte von ein-

sichtsvollen und vaterlandsliebenden Männern weggeräumt worden war, das hervorgegrabene Gold nicht in gangbare Münze umzuwandeln. Die von den Gebrüdern Grimm, von Uhland, Simrock und andern eröffneten Bahnen wollten die berufenen Lehrer unseres Volkes lange nicht betreten, so daß der von flammender Liebe zur altdeutschen Vorzeit durchglühte Karl Simrock in die bitteren Worte ausbrach:

„In Rom, Athen und bei den Lappen,
Da spähn wir jeden Winkel aus,
Derweil wir wie die Blinden tappen
Daheim im eignen Vaterhaus!"

Aber mochten auch häufig die berufenen Vertreter unserer Nation infolge des deutschen Erbfehlers, alles Fremde höher zu achten als das in der Heimat Erzeugte, sich fremd gegenüber stellen dem aus tiefem Schacht heraufgefördeten Schatze; der gesunde Sinn unseres Volkes hat vielfach das von den Gelehrten Mißachtete durch die Jahrhunderte hindurch in Sagen, Sitten und Gebräuchen lebendig erhalten und durch wunderbare Neu- und Weiterbildungen zum Grund- und Eckstein seiner Entwickelung gemacht. Anknüpfend an diese in dem Volksleben und der Volkstradition noch erhaltenen Nachklänge der Vorzeit, sind nun immer mehr und mehr damit in Verbindung gebracht worden die nordischen Erzählungen, und so ist für manches früher Unverstandene eine überraschende Erklärung gefunden worden. Zeuge dafür ist die für die politische Wiedergeburt Deutschlands so bedeutsame Barbarossasage, die ja nichts anderes ist als die im Volke noch fortlebende Erinnerung an das Denken, Fühlen und Glauben der Urzeit, und welche durch die in der Edda uns erhaltenen Erzählungen eine so herrliche Erklärung gefunden, namentlich in dem Hauptmythus derselben, **in der Sage von der Götterdämmerung.**

Wie fast alle Völker in ihren Religionssystemen nach einer Lösung der Frage von dem Ursprung des Bösen gestrebt, wie sie deshalb neben einem Reiche des Lichtes auch ein Reich der Finsternis vielfach sich dachten, so verschlossen sich auch unsere Altvordern nicht der Einsicht, daß neben dem Guten auch manches Böse in der Welt vorhanden sei. Sie erkannten aber, daß das Böse für die bestehende Weltordnung verhängnisvoll werden könnte, ja, daß Zeiten kommen dürften, in denen es so anwachse und erstarke, daß die Grundfeste der bestehenden Welt erschüttert und ein Zusammenbruch aller sittlichen und gesetzlichen Ordnung erfolgen würde. Allerdings trauten sie den guten Mächten auch die Kraft zu, das Böse in Schach zu halten, und für den Fall, daß einmal die Macht der Sitte und des Gesetzes eine zeitlang unterlegen wäre, erwarteten sie doch eine neue Erstarkung und den endlichen Sieg derselben. Diese hohe sittliche Idee wurde nun in höchst anschaulichen und wunderbar lieblichen Dichtungen verkörpert.

Die Natur des Landes, die Sitten, Gewohnheiten und Neigungen des Volkes, die in demselben wohnenden geistigen und sittlichen Kräfte, sie wurden verkörpert in den erhabenen Göttergestalten, aber auch in den grausigen Riesen, den Feinden der Götter. So finden wir nun Gottheiten, entsprechend der herrlichen Beschaffenheit der germanischen Heimat, der wunderbaren Fülle, dem lieblichen Himmel, den großartigen Naturerscheinungen derselben, auch dem Heldengeiste, der Kriegslust, der Schlachtenfreude, und ebenso der Häuslichkeit, der Liebe, der Treue der Bewohner. Die winterlichen Erscheinungen sind zu Personen geworden in den Frostriesen, und neben den verkörperten sittlichen Kräften sind die das Böse und die Unsitte repräsentierenden Götter vorhanden. Wie in der Natur der Winter und die winterlichen Mächte ankämpfen gegen die schöne und heitere Jahreszeit mit ihren Erscheinungen, so liegen auch nach der Sage die Lichtgestalten

der Gottheiten im Kampfe mit den finstern Riesen, und wie das Gute angefeindet wird vom Bösen, so sind die das Uebel versinnbildenden Gottheiten eine stete Gefahr für die die sittlichen Mächte beschützenden. Das ist nun in folgendem Mythus speziell zur Darstellung gekommen.

Loki, der das böse Prinzip vertretende Gott, wird der Vater schrecklicher Ungeheuer: der Hel, der Göttin der finstern Unterwelt, eines grausigen Wolfes und einer furchtbaren Schlange. Die Götter erkannten die von diesen Ungetümen drohende Gefahr, und darum waren sie auf die Fesselung derselben bedacht. Allvater, der höchste der Götter, in dem sich die Erscheinungen des germanischen Landes und des germanischen Volkes am vollkommensten wiederspiegeln, warf die Schlange in das Meer, das die Erde umschließt, und hier wächst sie so, daß sie alles Land umfaßt und mit dem Kopfe wieder bis an den Schweif hinanreicht. Hel, die Heißhungrige, wurde hinab nach Niflheim, dem Reiche der Dunkelheit, verwiesen, und dem Wolfe verfertigte man eine Fessel, die ihm unzerreißbar war, und damit er mit seinem furchtbaren Rachen niemanden erschnappe, steckte man ihm ein Schwert in den Gaumen, so daß das Heft wider den Unterkiefer und die Spitze gegen den Oberkiefer stand. So hatten die Götter vorläufig das drohende Unheil hingehalten, aufgeschoben.

Aber Loki war nicht bloß der Vater dieser greulichen Gestalten, er verleitete auch die Götter selbst zur Schuld. Diese, nach der Natur des Landes und den Eigentümlichkeiten seiner Bewohner durch die schöpferische, dichtende Phantasie gebildet, lebten zwar in uralten Zeiten in harmloser Unschuld. Keine Leidenschaft trübte den Wonnerausch des Daseins, und die Goldscheiben dienten nur zu unschuldsvollen Spielen. Da aber kam die Göttin Gullweig, d. h. die verarbeitete Goldstufe. Sie wurde dreimal ins Feuer gestoßen, und dreimal stieg sie immer wieder schöner hervor und erfüllte nun die

Seelen der Götter und Menschen mit unstillbarer Begierde. Nun schwindet auch für die Himmlischen der selige Friede des Kindertraumes, und die Schuld ersteht mit all ihren Folgen. Gar bald sollten die Götter in schwerem Maße derselben anheimfallen. Sie wünschen um ihre Götterburg Asgard einen unübersteiglichen Burgwall aufzuführen, der sie gegen die Überfälle ihrer Feinde sicher stelle. Sie versprachen einem unbekannten Baumeister auf Lokis, des eben schon genannten Gottes, Rat durch heilige Eide, Sonne und Mond und selbst Freya, die Göttin oder die Personifikation der Huld und der Schönheit, wenn er in einem Winter den Bau zu Ende führe. Der Meister ist ein Frostriese, der mit Hilfe seines Hengstes die stahlglatte Mauer von Eis in der festgesetzten Zeit nahezu herstellte. Die Welt ist der Finsternis verfallen, Anmut und Liebe schwinden aus dem Leben, wenn der Vertrag Geltung hat. Da weiß Loki durch List und Zauberei, indem er sich in eine Stute verwandelt und das Pferd des Baumeisters von der Arbeit weglockt, diesen um seinen Lohn zu betrügen; er hindert ihn, in der festgesetzten Zeit den Wall fertig zu bauen, und Thor, Allvaters gewaltiger Sohn, zahlt dem Meister den Lohn mit Hammerschlägen. So schwanden die Eide, Worte und Schwüre, alle festen Verträge, so trefflich erdacht, und unsühnbare Schuld belastete die Götter.

Es wurde früher bemerkt, viele von den deutschen Göttermythen hätte in unserer Volkstradition eine liebevolle Pflege, eine traute Heimstätte, ja manchmal eine wunderbare Fortbildung gefunden. Den deutlichsten Beweis für diese Behauptung findet man in den deutschen Volkssagen, die diesem Mythus entwachsen sind. Wem könnte es entgehen, daß die Sage von dem Münsterbau in Aachen, von dem Kölner Dom und ähnlichen Schöpfungen, die auch von wunderbaren Baumeistern erzählen, und die nicht minder eine Prellung derselben kennen, nur Nachklänge und Fortbildungen des eben

Mitgeteilten sind. Ja, sie sind so genau anschließend an die alten Darstellungen, daß auch hier das Heilige gefördert wird durch unheilige Mittel, durch List und Betrug, ein Beweis, daß nicht bloß unsere deutschen Altvordern Menschliches in das Göttliche hineintrugen.

Doch kehren wir zu der Entwickelung unseres Mythus zurück.

Wir haben gehört, wie von Loki, dem Prinzip des Bösen, herstammen die Ungeheuer, welche die ganze Weltordnung bedrohen. Zwar sind sie gefesselt, aber nicht besiegt, vielmehr wachsen sie in ihren Banden, genährt durch das Böse in der Welt, immer mehr. Die Schlange umkreist das ganze Erdenrund, und der Wolf wird gemästet durch das Mark der im ungerechten Kriege gefallenen Männer. So ist die Zeit vorauszusehen, wann die Bande der Gefesselten zerbrochen werden, und wann eine allgemeine Vernichtung über das Weltall hereinbrechen muß. Denn jeder Frevel fordert seine Strafe. Die Laster der Menschen, die Schuld der Götter rufen das Verderben herbei, und erst nach der allgemeinen Buße kann eine entsühnte, in seligem Frieden lebende Menschheit und Götterwelt wieder erstehen. Weil die Götter diesen Kampf voraus erkennen, weil sie das Böse nicht zum Siege kommen lassen möchten, deshalb rüsten sie sich zu diesem Streite und sammeln alle Kräfte, die bei der endlichen Entscheidung ihnen Unterstützung gewähren können. Nach Ansicht der Germanen gab es nichts Rühmlicheres, als im ehrlichen Kampfe den Heldentod zu sterben. Darum boten den Göttern die beste Hilfe die gefallenen Helden. Und so sandten sie ihre Dienerinnen aus, die Schlachtjungfrauen, die Walküren, die gefallenen Krieger, die Einherier, zu küren und zu geleiten in ihre Himmelsburg, damit sie am Ende der Dinge an ihrer Seite den Entscheidungskampf kämpften. Dieser Kampf rückt immer näher. Denn die Macht der Sitte und des Rechtes wird stetig schwächer, die Verwirrung und Verfinsterung in der Weltordnung immer größer, das Gute schwindet mehr und

mehr, d. h. **die Götter verdämmern.** Wunderschön schildert der Mythus dieses allmähliche Herannahen des Unglückstages. Aus dem Himmel ist Iduna, die Göttin der ewigen Jugend, hinabgesunken zu der finstern Hel Behausung, und Baldur, der Gott ohne Fehl und ohne Makel, die Reinheit und Heiligkeit selbst, ist durch des bösen Loki Ratschlag von seinem blinden Bruder Hödur dem Kreise der Seligen entrissen worden. Auf der Menschenerde aber kommen nun Jahre, die mit schweren, ungerechten Kriegen erfüllt sind. Überall schwindet Treue und Glaube, und die heilige Liebe, welche sonst Freunde, Eltern, Kinder, Geschwister mit einander verbindet, verliert ihre Kraft. Wer der Begierde im Wege steht, muß sterben: der Vater durch den Sohn, die Mutter durch die Tochter, der Gatte durch die Gattin. Kein Heiligtum, keine fromme Sitte schützt vor Beil und Schwert, vor Gift und Dolch. Empörung der Völker, Krieg ohne Schonung und Erbarmung zwischen Freunden und nahen Sippen verwüsten die Länder. Das gesprochene Wort wird zur Lüge, der Eidschwur zum Betrug. So würgen, morden, vertilgen sich die Geschlechter, und wer bei dem entsetzlichen Spiel gewinnt, vergeudet die Beute in schnöder Wollust und ekelhafter Schwelgerei. Es ist das Beil- und Schwertalter angebrochen, die Wolfszeit, da sich die Menschen wie Wölfe erwürgen, die Windszeit, da die Natur selbst, als ob sie mit der verderblichen Wut der lebenden Wesen übereinstimme, durch fürchterliche Stürme dies zu erkennen gibt. Das eben Ausgeführte schildert die Edda in unvergleichlicher Anschaulichkeit und Schönheit in den Worten:

Brüder befehden sich und fällen einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen,
Unerhörtes ereignet sich; großer Ehebruch;
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windszeit, Wolfszeit, eh die Welt zerstürzt;
Der eine schonet des andern nicht mehr.

Diesen schrecklichen Jahren sittlicher Verwilderung entsprechen die Erscheinungen in der Natur. Zwar wandelt die Sonne noch ihre Bahn, aber sie scheint trübe wie durch einen Trauerschleier, sie verbreitet keine Wärme mehr während der sonst so heitern Jahreszeit, und früh fängt der Winter an, der sogenannte Fimbulwinter, der Schreckenswinter. Da starrt alles in grimmigem Frost, der unaufhörlich rieselnde Schnee wird von eisigen Stürmen zu Bergen aufgetürmt, so daß der Wanderer darin versinkt. Höfe und Dörfer werden überdeckt, und die Bewohner müssen zugrunde gehen. Es verderben Bäume und Sträucher, Gras und Kraut; die Menschen sterben vor Kälte und Hunger und lassen doch nicht von Eidbruch, Mord und Greuelthaten. Nun wächst die Brut Lokis, die schrecklichen Ungeheuer. Sie mästen sich mit dem Mark erschlagener Eid- und Ehebrecher, mit dem Blute gestorbener Giftmischer, Vater- und Brudermörder. Endlich ist das Maß des Frevels voll. Finsternis bricht herein über Himmel und Erde. Sonne und Mond werden verschlungen; die Erde bebt in ihren Grundfesten; alle Ketten und Bande brechen; ledig werden die bisher gebändigten Ungeheuer ihrer Fesseln; das Meer, in seinen Tiefen aufgeregt, schwillt an, stürzt schäumend in wilden Wogen über seine Ufer. Aus seinem Abgrund erhebt sich die schreckliche Schlange und wälzt sich kampfbegierig einher, entsetzlich dem Anblick.

Entsetzlich ist auch ein nun erscheinendes Schiff. Es ist erbaut aus den Nägeln der Toten, welche die Liebe nicht beschnitten hat. Es ist die Lieblosigkeit der Menschen so groß geworden, daß man die Pflicht gegen die Toten vernachlässigt, und so entsteht das gespenstische Fahrzeug, das alle die Ungeheuer aufnimmt und sie zum Kampfe führt gegen die Götter. Grausig ist dieser Kampf. Der Wolf fährt daher, heulend, mit klaffendem Rachen, so daß der Unterkiefer die Erde, der Oberkiefer den Himmel berührt. Die Schlange

ziſcht und ſpeit Gift; die Erde bebt; Berge ſtürzen über Berge; Abgründe klaffen; der Himmel ſpaltet ſich und droht den Einſturz; Götter und Einherier kämpfen an gegen Rieſen und Ungeheuer. Die einen fallen hier, die andern erliegen dort. Da erhebt ſich ein gewaltiger Weltbrand. Er wächſt rieſenhaft zum Himmel empor, bald ſind Erde und Himmel nicht mehr. Des Feuers Lohe hat alles vertilgt. So hat das Böſe ſich ſelbſt vernichtet, gebüßt haben die ſchuldigen Götter. Doch aus den Ruinen erwächſt bald neues Leben.

Aus den beruhigten Wellen des Meeres taucht empor eine neue Welt. Eine neue Sonne geht auf, die blühende, glühende Tochter der vorigen. Freudig wie die Jugend zieht ſie ihre Bahn und berührt mit ihrem Strahle die junge Erde. Da grünet auf das Gras, da ſproſſet das Kraut, da wächſt wohlſchmeckendes Lauch. Bäume und Sträucher erſcheinen und Blumen mannigfach von Farbe und von lieblichem Duft. Und ſieh! im ſtillen Thale kommen zwei Menſchenkinder hervor, ſchön, lieblich, harmlos und unſchuldig, wie die duftige Blume, geweckt von den Sonnenſtrahlen aus langem Traum. Sie waren vor dem Vernichtungskampfe entſchlummert und hatten in kindlichem Traume geruht, bis die neue Sonne ſie aufweckte. Von ihnen ſtammt ein reines Geſchlecht, das in Unſchuld und ſeligem Frieden lebt auf der entſühnten Erde. Auch die Götter erſtehen wieder, auch ſie haben die Schuld gebüßt. Sie ſpielen wieder mit den goldenen Scheiben wie voreinſt in der Zeit harmloſer Unſchuld, denn ſie haben wiedergefunden den Frohſinn und die Harmloſigkeit der Kinderzeit. Sie blicken von des Himmels Höhen auf die glücklichen Menſchen und winken ihnen, herauf zu kommen, und die es verſuchen und weiter ſtreben in Erkenntnis und Weisheit, in frommer Sitte und durch Thaten der Liebe, die gelangen von Stufe zu Stufe, von einem Himmel zum andern, bis ſie die Höhe erklommen haben

und vereinigt ſind mit den Göttlichen ſelbſt im heiligen Hauſe Allvaters.

Das iſt der Mythus, der Glaube unſerer Vorfahren von dem **Schreckens- und Rachetag**, von der **Götterdämmerung oder dem Gottesgericht; und es war kein verächtlicher Glaube; er verdient**, ſo dünkt uns, **mehr Beachtung, als die Lehre der Hellenen und Römer von den auf den Höhen des Olympos ewig Nektar und Ambroſia ſchmauſenden Göttern und von den Schickſalen der ſterblichen Menſchen im finſtern Hades, wenn ihnen auch darin ein Elyſium verheißen war.**

Es wird uns dieſe Behauptung aber noch einleuchtender erſcheinen, wenn wir die ſchon angegebene Bedeutung der Erzählung noch etwas genauer ins Auge faſſen.

Der ganze Mythus iſt ein Verſuch, wie ſchon geſagt wurde, den Urſprung des Böſen in der Welt zu erklären und die Folgen desſelben vor Augen zu ſtellen.

Von Loki, dem böſen Prinzip, ſtammen die Ungeheuer Hel, die Schlange (Midgardſchlange genannt) und der Fenriswolf. Dieſe Ungetüme repräſentieren das gegen die ſittliche Weltordnung ankämpfende Böſe. Die ſittlichen Mächte, das ſind die Götter, halten anfangs den Frevel noch in Schach. Es wird der Wolf in unzerreißbare Feſſeln gelegt. Die Feſſel iſt nicht von Eiſen, nicht von Stahl, die zerriß das Tier; ſie iſt gemacht aus dem Schall des Katzentrittes, dem Bart der Weiber, den Wurzeln der Berge, den Sehnen der Bären, der Stimme der Fiſche und dem Speichel der Vögel, d. h. aus dem Feinſten und Zarteſten in der Welt; daher iſt ſie ſtärker und mächtiger als eine eiſerne. Dieſes unzerreißbare Band iſt aber nichts anderes als die Macht des Geſetzes und der Sitte und die Furcht vor unausbleiblicher Strafe und Vergeltung: das iſt eine Feſſel, ſtärker als alle, die man aus Hanf und Eiſen bereiten mag; denn hänfene Stricke und eiſerne Fußſchellen mögen Helfershelfer löſen; aber dieſe bindet

unaufhörlich, so lange Ansehen und Macht der gesetzlichen Ordnung aufrecht erhalten bleiben; ja, dieses Band erhärtet, und je mehr man sich ihm widersetzt, desto straffer bindet es, gleich dem mythischen Bande, das den widerstrebenden Wolf immer fester hielt. Das Gesetz ist aber etwas Übersinnliches. Darum symbolisiert es die Mythe, als aus lauter höchst zarten, in der Natur fast gar nicht vorhandenen Dingen bestehend.

Ungeachtet der Vorkehrungen der Götter in der Fesselung der bösen Ungeheuer tritt der Sieg des Bösen und infolge dessen der Weltuntergang doch ein. Die Götter selbst blieben nicht schuldlos, und so nimmt auf Erden und im Himmel das Böse überhand. Die Verfinsterung der sittlichen Begriffe, die in dem Vergehen der Götter angedeutet ist, zieht nach sich die allgemeine Entsittlichung, die Verdämmerung des Gottesbegriffes, des Begriffes vom Guten, und sie führt herbei einen Krieg aller gegen alle und das endliche allgemeine Verderben. Da sprengen, wie der Mythus sagt, die durch den Frevel herangewachsenen Ungetüme ihre Fessel; da gelten die Bande des Gesetzes nichts mehr, da ja selbst die festesten Bande, die Bande des Blutes, ihre Kraft verloren. Wenn aber die Gesetze der Sittlichkeit aufgehört haben, so verlieren auch die Naturgesetze ihre Wirkung; die durch die sittliche Weltordnung gebändigten feindseligen Naturgewalten werden ihrer Schranken ledig und nehmen ihre natürliche Wildheit wieder an. Es geht also mit dem Bruche der sittlichen Bande der Bruch der Bande der Natur Hand in Hand, da das Äußere nur Bild des Innern, die Natur nur Ausdruck des Geistes ist. Das Ende der Welt ist aber davon die nötige Folge. Wenn aber das Böse sich selbst vernichtet hat, wenn das Gute scheinbar mit erlegen ist, dann tritt für letzteres die Auferstehung ein, der endliche Sieg, denn das Gute ist unzerstörbar, ewig; das Böse aber darf nicht auf eine Auferstehung rechnen, es findet keinen Platz in dem neuen, glücklichen, heiligen Leben.

Auch eine christliche Sage drückt den in dem eben entwickelten Mythus enthaltenen Gedanken in wunderschöner Weise aus. In Köln am Rhein, in der Kirche St. Maria im Capitol, ist ein Christusbild, schwarz, mit tief, ganz tief herabgesenktem Haupte des Erlösers. Die Sage versichert, es seien die Sünden der Welt, die er auf sich genommen, die sein Haupt so tief herabdrückten und noch immer tiefer drücken. Wenn aber die Sünden der Welt so überhand genommen hätten, daß sein Haupt sich bis zur Erde neige, dann werde die Welt vergehen. Auch hier also ist es die Entsittlichung, welche den Untergang der Welt herbeiführt.

Wer möchte nun wohl noch den bedeutungsvollen, tief sittlichen Gehalt unseres Mythus verkennen und wer leugnen wollen, daß Simrock mit vollstem Rechte die Behauptung aufstellt, wir besäßen kein schöneres Denkmal der sittlichen Herrlichkeit unseres Volkes als diese uralte Dichtung.

Aber auch die Geschichte der Völker soll uns noch Zeugnis ablegen für die Wahrheit und Wichtigkeit unseres Mythus. In der alten römischen Republik hielten lange die Bande des Gesetzes die Ordnung und die Sicherheit aufrecht. Als aber in der Volksgemeinde alle Schranken der Sitte und der Sittlichkeit durchbrochen wurden, da brach der Fenriswolf blutiger Entzweiung seine Ketten, der Mord wütete, und alle Schrecknisse waren los, bis das Alte zerfallen, und aus den Trümmern ein neuer Machthaber ein neues Reich aufrichtete. Doch als auch bald im Kaiserreiche nicht der Friede und die Tugend herrschte, da kam auch über dieses Reich das Verderben. Die riesigen Gestalten vom Norden zertrümmerten es und gründeten auf seinen Trümmern neue Reiche. Ein ähnliches Schauspiel zeigte Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts. Auch da waren die Bande der Gottesfurcht, der sittlichen und gesetzlichen Ordnung gelöst, und die Ungeheuer des Bösen wälzten und sättigten sich im Blute, bis der Mächtige erschien und seinen Thron aufrichtete. Aber er

brachte nicht den Frieden, sondern fortwütenden Krieg. Da kam über ihn ein Mächtigerer, der warf von der flammenden Zarenstadt herüber sein Feuer über die Reiche des Eroberers, daß sie vergingen. Noch war der Streit nicht zu Ende; die feindlichen Gewalten brachen immer wieder, wenn auch nach längern Zeiträumen, hervor. Sind sie nun jetzt gebändigt? Nur dann dürfen wir auf eine neue Erde und ein glückliches Leben hoffen, wenn der Frevel in Schranken gehalten wird, die Menschen einträchtig beieinander wohnen, und der Verborgene, der alle liebt, in den Herzen derselben regiert. **Die Dichtung unserer Altvordern ist eine Offenbarung, wenn die vergänglichen Kinder der Erde sie beherzigen wollen.**

Leider war diese Dichtung, die ein Problem, welches die tiefsinnigsten Forscher beschäftigt, in so wunderbarer Weise behandelt und eine Lösung desselben gibt, die wir nur übertroffen finden von der durch den biblischen Glauben uns gebrachten, lange Zeit, wie vorhin angedeutet wurde, verschollen: aber die in ihr übermittelten Vorstellungen vom Weltuntergang und der Erneuerung derselben lebten noch während des ganzen Mittelalters unter allen deutschen Völkern fort, und bis auf den heutigen Tag konnten sie nicht ganz ausgerottet werden. Von dem Fortleben des Mythus und von der tiefen Einwurzelung desselben in dem Bewußtsein der Germanen zeugt das altbairische Gedicht „Muspilli", das die christliche Lehre von dem jüngsten Tage, von dem dann auftretenden Antichrist, wider den der Prophet Elias kämpft, mit unverkennbaren Reminiscenzen und Anklängen an die heidnische Dichtung von der Götterdämmerung erzählt. In demselben heißt es:

Das hörte ich sagen und singen die Weisen,
Da solle mit dem Antichrist Elias streiten.
Der Wolf ist gewaffnet: da wird gestritten,
Die Kämpfer sind kraftvoll, der Kampfpreis so groß!

Elias streitet um das ewige Leben,
Er will den Rechtschaffnen das Reich bestärken;
Drum wird ihm helfen, der Gewalt hat im Himmel.
Der Antichrist steht bei dem Altfeind,
Steht bei dem Satanas, der ihn versenken soll.

Er wird auf der Walstatt verwundet fallen,
Doch wird auch Elias im Kampfe erliegen.
Wenn aber des Elias Blut in die Erde träufelt,
So entbrennen die Berge, und der Bäume keiner
Steht mehr fest im Boden, und alle Wasser trocknen,
Das Meer verschwindet, der Himmel schwält in Lohe.
Der Mond fällt vom Himmel, Mittelgard brennt.
Kein Felsen steht mehr fest. Da fährt der Rachetag
Ins Land mit der Lohe, das Laster heimzusuchen.

Auch in diesem christlichen Gedichte ist der Rachetag eine Folge des übergroßen Frevels. Dieses kämpft in der Person des Antichrist, der auch als Wolf bezeichnet wird, und des Satans, des Altfeindes, gegen das durch Elias vertretene gute Prinzip. Der Antichrist und Elias fallen im Kampfe, und nun folgt ein allgemeiner Weltbrand, der in seinen Einzelheiten nachgebildet ist dem in der Edda, dem heidnischen Gedichte, geschilderten. Nicht minder erkennbar ist das Fortleben dieser Mythe in der durch die christlichen Glaubensboten und durch der Neubekehrten Erinnerung an die frühern Gottheiten entstandenen Entrückung und Verzauberung derselben in hohle Berge, wo sie nun, statt in Walhalla, dem Tage des Entscheidungskampfes entgegenschlafen, an demselben erwachen und den letzten Kampf kämpfen, nach welchem dann die neue, bessere Zeit erfolgt. Diese verwünschten, verzauberten oder bergentrückten Götter findet man zwar bald nicht mehr in dieser Würde und unter ihrem alten Namen, sie sind vielmehr allmählich, nachdem die Erinnerung an sie ver-

blaßt, und andere glanzvolle Gestalten die Herzen und den Sinn der Völker eingenommen, in diese verwandelt worden, entweder in die Gestalten der Heldensage oder in geschichtliche Helden und Kaiser. Wohl keine dieser Sagen ist bekannter und für Deutschland bedeutungsvoller als die vom großen Barbarossa. Der Zusammenhang derselben mit dem Mythus der Götterdämmerung wird in einem spätern Abschnitte nachgewiesen werden. Den Schluß dieser Mitteilungen aus der Urzeit unseres Volkes mögen bilden die Urteile, welche Friedrich von Schlegel und Simrock über diese Schätze unserer Vorzeit ausgesprochen haben. Letzterer sagt von denselben: „Wie knapp und abgerissen die Weise dieser alten Volkslieder auch sein mag, so scheinen sie mir doch in wildkühner Erhabenheit hoch über allem zu schweben, was bis auf Göthes Faust eine neue Litteratur darbietet.“ Schlegel setzt in seinen Abhandlungen über den Homer neben die Ilias die nordische Sage und behauptet, daß diese an heroischer Kraft und tiefem Gefühle die homerischen Gedichte noch übertreffe. Es dürfte demnach die Mahnung Simrocks wohl vollberechtigt erscheinen: **es möchten die Deutschen nicht vor allen Götzen des Auslandes niedersinken, während sie die heimischen Altäre unbekränzt ließen. Sie möchten vielmehr das teure Vermächtnis der Väter als einen nationalen Hort betrachten zur Wahrung des patriotischen Selbstgefühls und des Volksbewußtseins.** Thun sie dieses, dann werden die Dichtungen der Altvordern den Nachkommen eine Offenbarung sein, und ihre Beherzigung wird Segen bringen dem einzelnen, Segen bringen dem großen Vaterlande.

Entstehung und Ausbau der Welt.

Ursprung der Dinge.

Einst war das Alter, da alles nicht war, nicht Sand noch See noch salzige Wellen; nicht Erde fand sich, nicht Gras noch Himmel; allüberall war gähnender Abgrund. Schon manches Jahrhundert vor der Schöpfung der Erde war Niflheim (Nebelheim) entstanden am nördlichen Ende des Abgrundes. Da war es dunkel und kalt. Am südlichen Ende aber war Muspelheim. Das ist eine Welt, so hell und heiß, daß sie flammt und brennt und allen unzugänglich ist, die da nicht heimisch sind und keine Wohnung da haben. An der Grenze dieses Landes sitzt Surtur als Wächter mit flammendem Schwerte. In Nebelheim war ein Brunnen, der rauschende Kessel genannt. Aus dem ergossen sich brausende Ströme und erfüllten die Leere, die zwischen den beiden Welten gähnte. Als das Wasser dieser urweltlichen Ströme soweit von seinem Ursprung kam, daß die in ihnen enthaltene Wärme sich verflüchtigte, ward es in Eis verwandelt. Und da dies Eis stille stand und stockte, da fiel der Dunst darüber, der von der Wärme kam, und gefror zu Eis, und so schob sich eine Eislage über die andere in dem Abgrunde. Als dieser sich ausgefüllt, da war die nördliche Seite mit Schnee und Eis bedeckt, und Stürme und Unwetter herrschten

allda. Aber der südliche Teil war milde und freundlich von den Feuerfunken, die aus Muspelheim herüber flogen. So wie die Kälte von Nebelheim kam und alles Ungestüme, so war die Seite, die nach Muspelheim sah, warm und licht. Und als nun die Feuerfunken dem Reif und Schnee begegneten, also, daß er sich in Tropfen auflöste, da gewannen die Tropfen Leben, und es entstand ein **Menschenbild**, das **Ymir** genannt wurde.

Ymir fiel in Schlaf und begann zu schwitzen. Da wuchs ihm unter dem linken Arm Mann und Weib. Und von diesen kommt das Geschlecht der Reif- und Frostriesen.

Entstehung der Götter.

Neben dem Ymir war auch eine Kuh entstanden, Audhumbla, die „Saftreiche", genannt. Aus ihrem Euter rannen vier Milchströme; davon ernährte sich Ymir. Die Kuh aber beleckte die Eisblöcke, die salzig waren. Da kamen am Abend Menschenhaare hervor, den andern Tag eines Mannes Haupt, den dritten Tag war es ein ganzer Mann, der hieß Buri. Er war schön von Angesicht, groß und stark und gewann einen Sohn, der Bör hieß. Der vermählte sich mit Bestla, der Tochter eines Riesen, und sie erhielten drei Söhne: der eine hieß Wodan, der andere Wili, der dritte We. Das sind die Götter oder Asen, welche mit ihren Nachkommen Himmel und Erde beherrschen.

Sinflut.

Börs Söhne töteten den Riesen Ymir; als er fiel, da floß so viel Blut aus seinen Wunden, daß sie darin das ganze Geschlecht der Reifriesen ertränkten, bis auf einen, der mit den Seinen davon kam. Den nennen die Riesen Bergelmir. Er bestieg mit seinem Weibe ein Boot, und von ihm stammt das neue Geschlecht der Frostriesen.

Bildung der Welt.

Die Götter nahmen den getöteten Ymir, warfen ihn mitten in den Abgrund und schufen aus ihm die Welt: aus seinem Blute das Meer und das Wasser, aus seinem Fleisch die Erde, aus den Knochen die Berge, aus Zähnen, Kinnbacken und dem zerbrochenen Gebein die Felsen und Klippen. Aus seinem Hirnschädel bildeten sie den Himmel und erhoben ihn über die Erde mit vier Ecken oder Hörnern, und unter jedes Horn setzten sie einen Zwerg, die heißen: Austri, Westri, Nordri, Sudri. Des Riesen Hirn warfen sie in die Luft und bildeten daraus die Wolken. Dann nahmen sie die Feuerfunken, die, von Muspelheim ausgeworfen, umherflogen, und setzten sie an den Himmel, oben sowohl als unten, um Himmel und Erde zu erhellen. Sie gaben auch den Lichtern ihre Stellen, einigen am Himmel, andere ließen sie lose unter dem Himmel schweben und bestimmten ihnen nur den Weg, den sie für alle Zeiten zu nehmen hätten, damit nach ihnen Jahr und Tag berechnet werden könnte. Das Meer ward kreisrund um die Erde gelegt; längs den Seeküsten erhielten die Riesengeschlechter Wohnsitze, nach innen rund um die Erde wurde eine Burg gebaut wider die Anfälle der Riesen. Zum Bau der Burg, dem Wohnsitze der Menschen, der Midgard oder Mittilgard heißt, wurden die Augenbrauen des Riesen verwandt.

Schöpfung der Menschen.

Als Börs Söhne am Meeresstrande hingingen, fanden sie zwei Bäume. Sie nahmen sie und erschufen zwei Menschen daraus. Wodan gab ihnen Geist und Leben, Wili Verstand

und Bewegung, We aber Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Den Mann nannten sie Ask (Esche) und die Frau Embla (Erle), und von ihnen kommt das Menschengeschlecht, welchem die Götter Mittilgard zur Wohnung verliehen.

Schöpfung der Zwerge.

Die Zwerge lebten schon lange in der Erde, wie Maden in Ymirs Fleisch. Da beschlossen die Götter, ihnen Menschengestalt und Menschenwitz zu verleihen. Ihre Wohnung aber wiesen sie ihnen an unter der Erde und im harten Gestein. Vier derselben wurden, wie schon erwähnt, an den Angelpunkten der Welt zur Wache gestellt. Als die Asen bei dieser Gelegenheit die Welt umwandelten, blieb ein Teil des jüngern Göttergeschlechts im Westen des Weltmeeres wohnen: Urenkel der ältesten Götter. Sie nannten sich Wanen, und ihr Reich heißt Wanenheim.

Der Himmel und die Himmelsburgen.

Für sich bauten die Götter eine schöne Burg mitten in der Welt und nannten sie Asgard. Da wohnten die Götter und ihr Geschlecht, und manche Zeitung trug sich da zu, davon erzählt wird auf Erden und in den Lüften. In der Burg ist ein Ort, der Hlidskialf heißt, und wenn Wodan sich da auf den Hochsitz setzt, so übersieht er alle Welten und aller Menschen Thun und weiß alle Dinge, die da geschehen.

Tag und Nacht.

Narfi hieß ein Riese, der in Riesenheim wohnte; er hatte eine Tochter, die hieß Nacht und war schwarz und dunkel wie ihr Geschlecht. Sie ward dreimal einem Manne vermählt. Ihr letzter Gemahl war Dellinger, der vom

Göttergeschlecht war, ein Sohn Wilis. Mit diesem erhielt sie einen Sohn, Tag genannt, der war schön und licht nach seiner väterlichen Herkunft. Da nahm Wodan die Nacht und ihren Sohn Tag und gab ihnen zwei Rosse und zwei Wagen und setzte sie an den Himmel, daß sie damit alle zweimal zwölf Stunden um die Erde fahren sollten. Die Nacht fährt voran mit dem Rosse, das Hrimfaxi (reifmähnig) heißt, und jeden Morgen betaut es die Erde mit dem Schaum seines Gebisses. Das Roß, womit Tag fährt, heißt Skinfaxi (lichtmähnig), und Luft und Erde erleuchtet seine Mähne.

Sonne und Mond.

Es war ein Mann, der hieß Mundilföri (Achsenschwinger), der hatte zwei Kinder. Sie waren hold und schön: da nannte er den Sohn Mani (Mond) und die Tochter Sol (Sonne) und vermählte sie einem Manne Glenur (Glanz). Aber die Götter, die ihr Stolz erzürnte, nahmen die Geschwister und setzten sie an den Himmel. Sie hießen Sonne, die Hengste führen, die den Sonnenwagen zogen, welchen die Götter, um die Welt zu erleuchten, aus den Feuerfunken geschaffen hatten, die von Muspelheim geflogen kamen. Mani leitete den Gang des Mondes und herrschte über Neulicht und Vollicht. Mani raubte sich zwei Kinder von der Erde; diese gehen vor dem Monde her, wie man von der Erde aus sehen kann.

Regenbogen.

Der Weg vom Himmel zur Erde wird durch eine Brücke, Bifröst (bebende Rast), vermittelt. Die Götter haben sie geschaffen, und deshalb heißt sie Götterbrücke; die Menschen aber nennen sie auch Regenbogen. Sie hat drei Farben und ist mit mehr Kunst und Verstand gemacht als andere Werke.

Jeden Tag reiten die Götter über Bifröst zu ihrer Gerichtsstätte. Das Rote, das man in der Brücke sieht, ist brennendes Feuer, und daher können die Riesen sie nicht benutzen und den Himmel nicht ersteigen. Die Bewohner Muspelheims aber, die flammende Funken nicht zu scheuen brauchen, würden die Brücke ersteigen, wenn nicht einer der Götter am Ende der Brücke Wache hielte. Wie stark und wie geschützt aber auch Bifröst sein mag, so wird sie doch zerbrechen, wenn am jüngsten Tage Muspelheims Söhne darüber reiten, denn kein Ding in der Welt wird bestehen am Schreckens- und Rachetage.

Die Weltesche.

Über Bifröst steigen die Götter täglich hinab, Gericht zu halten an der Esche Yggdrasil. Dieser Baum ist der größte und beste von allen Bäumen; seine Zweige breiten sich aus über die ganze Welt und reichen hinauf über den Himmel. Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht, die sich weit ausdehnen: die eine zu den Menschen, die andere zu den Riesen, die dritte steht über Nebelheim, und unter dieser Wurzel sitzt der Drache Nidhögger, der an derselben nagt. Bei der andern Wurzel, welche sich zu den Riesen erstreckt, ist Mimirs Brunnen, in dem Weisheit und Verstand verborgen sind. Mimir, der Eigner des Brunnens, ist voller Weisheit, weil er täglich aus dem Brunnen trinkt. Zu ihm gehen selbst die Götter, sich Rats zu erholen. Unter der dritten Wurzel der Esche ist ein Brunnen, der sehr heilig ist; Urds Brunnen wird er genannt. Da haben die Götter ihre Gerichtsstätte. Jeden Tag reiten sie dahin auf ihren Rossen. Herrliche Tiere sind das alle, das beste aber ist Sleipnir, Wodans achtfüßiges, windschnelles Roß. Nur einer der Götter, Wodans Sohn, Donar, geht zu Fuß.

In den Zweigen der Esche sitzt ein Adler, dem vieler Dinge Geheimnis kund ist. Ein Eichhörnchen aber springt auf und nieder an der Esche und trägt Zankworte hin und her zwischen dem Adler und dem Drachen, der unter der Wurzel wohnt. Vier Hirsche laufen umher an den Zweigen der Esche, die beißen die Knospen ab, und der Baum würde absterben, wenn nicht die Nornen, die an Urds Brunnen wohnen, an jedem Morgen Wasser auf die Esche sprengten, damit die Zweige nicht dorren oder faulen. Dies Wasser ist so heilig, daß alles, was in den Brunnen kommt, so weiß wird wie die Haut, die inwendig in der Eierschale liegt.

Von dem Besprengen der Esche träufelt Naß auf die Erde. Das ist der Honigtau, davon sich die Bienen nähren. Auch leben zwei schneeweiße Vögel auf dem Wasser des Urdbrunnens, die heißen Schwäne, und von ihnen stammt das Vogelgeschlecht dieses Namens.

Der Wind.

Am nördlichen Ende des Himmels sitzt ein Riese, der hat Adlersgestalt, und wenn er die Fittiche hebt und zu fliegen versucht, so entsteht der Wind. Der ist so stark, daß er das Feuer anfacht und das Weltmeer aufwühlt.

Die Götter.

1. Wodan (altnordisch Odhin).

Odhin ist der älteste und vornehmste der Asen. Er waltet aller Dinge, und obwohl auch andere Götter Macht haben, dienen sie ihm doch alle wie Kinder ihrem Vater. Er heißt Allvater, weil er aller Götter und Menschen Vater ist. Von verschiedenen Gemahlinnen aus dem Stamme der **Jötunen**, der Riesen, sind ihm acht herrliche, göttliche Söhne geschenkt worden. Seine beiden ältesten Kinder, Thor und Tyr, haben von ihm die allgewaltige **Kraft** geerbt. In den beiden nächsten, Heimdal und Hermoder, überwiegt die **Mäßigung** des Geistes. Eine höhere Vollkommenheit des Vaters, die **Weisheit**, leuchtet in den beiden nächstfolgenden Söhnen, Bragi und Widar, besonders hervor. Das letzte Brüderpaar, Baldur und Hödur, ist der höchsten Tugend Odhins, der **Gerechtigkeit**, zugewandt. Hödur, der blinde, übt die blinde Gerechtigkeit, Baldur die sehende, die Herrlichkeit der Gesinnung. Ein einziger Sohn Odhins, dessen Mutter dem Menschengeschlechte entsprossen ist, Wali, wird im Laufe der Zeiten in den Götterhimmel aufgenommen und ist bestimmt, der **Mittler** zu sein zwischen Göttern und Menschen. Mit allen Asen vereint lebt Odhin wie das Haupt einer großen, friedlichen Familie in der Himmelsburg. Neben dem Namen

Allvater trägt er auch die Bezeichnung Walvater und Siegvater, weil er der Schlachtengott ist und der Siegverleiher. Daher sind auch alle die seine Wunschsöhne, die auf dem Walfelde sterben. Sie werden aufgenommen in Walhalla und heißen Einherier. Die Walküren, Odhins Töchter, die Totenwählerinnen, weihen mit ihrem Kusse die gefallenen Helden und tragen sie empor zum Mahle der Seligen. Zu Odhin flehen alle, die in Kampf und Not sich befinden, und mit seinem Todesspeer Gungnir und mit dem tötenden Blitzstrahl bringt er die Entscheidung. Es ist aber auch Odhin der weiseste der Asen, er ist der Geber des Verstandes. Zaubersprüche kennt er und Runenlieder und lehrt sie seine Lieblinge. Durch die Runen (geheimnisvolle Zeichen) vermag er alle Dinge zu beherrschen, alles nach seinem Willen zu lenken, durch sie hat er Macht über die ganze Natur. In Streit und in Zwiespalt und in aller Not erweisen sie sich hilfreich; sie stumpfen die Waffe des Widersachers, sprengen die Fesseln des elenden Gefangenen, hemmen den tödlichen Pfeil im Flug, kehren des Feindes Waffen in sein eigenes Herz, schlichten alsbald den Hader zorniger Helden. Ist auf dem wilden Meer ein Fahrzeug in Not, so stillt der gewaltige Gott Sturm und Strömung durch seinen Gesang und lenkt das Schiff in sichern Port. Singt er seinen Zauber, so ziehen ihm befreundete Kämpfer zu Hilfe, und er kehrt heil und siegreich aus der blutigen Schlacht zurück. Auf sein Gebot ersteht der vom Strang erstickte Mann und lebt und redet, wie er sonst pflegte. Odhin ist auch der Gott der Dichtkunst. Durch List hat er den von dem Riesen Suttung verwahrten Met, den Begeisterungstrank, erworben. Derselbe wurde geborgen in einem gewaltigen Felsen und stand unter der Obhut der Riesentochter Gunlöd. Odhin wußte in den mit einem Bohrer durchlöcherten Stein als Wurm hineinzuschlüpfen, dann von der Wächterin als schöner Mann durch süße Schmeichelworte die Erlaubnis zu erhalten, aus den drei

Fässern Odrörir (Geisterreger), Son (Sühne) und Boden (Anleitung) je einen Trunk zu thun. Odhin aber leerte die Fässer, schlüpfte aus der Höhle und flog in Adlergestalt nach Asgard. Nun weiß er ein Lied, das verleiht den Helden Kraft, den Göttern Gedeihen, ihm selbst immer höhere Weisheit. Ein anderes gewinnt ihm holdselige Minne, daß die Herzen ihm in Liebe ergeben sind. Doch sein herrlichstes, heiligstes Lied singt er nicht vor Maid und Mannesweib, sondern allein vor der Himmelskönigin, wenn sie vertraut ihm gesellt ist. Aber auch seinen Lieblingen verleiht er die Gabe der Dichtkunst. Seher und Sänger begeistert er und den Krieger, der für Freiheit und Vaterland in den feurigen Schlachtentod stürzt. Von seinem Hochsitze in Asgard, Hlidskialf genannt, überschaut er alle Welten; zu seinen Füßen liegen die Wölfe Geri und Freki (Giermund und Kampfesmut). Ihnen reicht er das ihm bestimmte Fleisch, da nur von Wein der waffenhehre Weltenvater sich nährt. Jeden Tag läßt er zwei Raben über die Heime hinfliegen, die sich dann auf seine Schultern setzen und ihm alles Neue, was sie gesehen und gehört haben, in das Ohr sagen. Sie heißen Hugin und Munin (Denkkraft und Erinnerung). Ihm steht auch der Rosse trefflichstes, der graue, windschnelle Sleipnir zugebot, von dem er durch die Lüfte und über das Meer und selbst in Hels Behausung hinab getragen wird.

Er steigt über Bifröst hinab zu Mimirs Brunnen und verlangt einen Trunk aus dem Wasser der Weisheit und des Verstandes. Mimir gewährt denselben, aber erst nachdem der Gott sein Auge zum Pfande gesetzt. So ist nun Odhin einäugig, und während das eine Auge desselben, die Sonne, herableuchtet auf die Menschenkinder und Licht und Wärme verbreitet, strahlt aus den Wassern das verpfändete entgegen.

Durch seine Weisheit erkennt er das Vergangene, sieht das Gegenwärtige und schaut voraus das Zukünftige. Er weiß die Schicksale der Menschen und Götter, er weiß auch,

daß den Himmlischen deshalb, weil sie nicht frei blieben von aller Schuld, einstmals der Untergang droht. Diesen zu verschieben, den endlichen Kampf mit Ruhm zu kämpfen, dazu rüstet er die Götter und stärkt ihre Macht. Er wählt sich aus die kühnen Helden als Mitstreiter, die den Tod im Schlachtengewühl nicht gescheut. Sie wohnen in Walhalla, der großen Himmelsburg mit 540 Thüren. Jeden Morgen, wenn sie angekleidet sind, wappnen sie sich und ziehen hinaus zum Kampf und kämpfen und fällen einander. Wenn es aber Zeit zum Mittagsmahle ist, dann reiten sie heim gen Walhalla und setzen sich an den Trinktisch. Die Ziege, die Heidrun heißt, die steht über Walhalla und weidet an den Zweigen des vielberühmten Weltbaumes, und von ihrem Euter fließt so viel Met, daß alle Einherier davon vollauf zu trinken haben. Diese schmausen von dem Fleische des Ebers Sährimnir. Jeglichen Tag wird er gesotten und ist am Abend wieder heil. Wenn aber die Stunde des letzten Weltkampfes gekommen ist, dann scharen die Helden sich um Odhin. Angethan mit dem Goldhelm, dem blinkenden Harnisch und bewaffnet mit dem Speer, der Gungnir heißt, führt dieser, kampfesfroh, die Seinen in das Kriegsfeld, in die Ebene Wigrid. Kein Seher, kein Sänger verkündet, wie sich hier der entsetzliche Kampf Siegvaters mit dem Wolf der Vernichtung begibt. Verschlungen wird der Weltenvater von demselben, aber er wird gerächt von dem Sohne und lebt fort und herrscht in ihm nach der Wiedererneuerung von Erde und Himmel über ein neues und gereinigtes Götter- und Menschengeschlecht.

2. Donar (altnordisch Thor).

Der vornehmste Ase nach Odhin ist Thor. Er ist der stärkste aller Götter und ein Sohn Allvaters. Ihm gehört der Palast Bilskirnir, das größte aller Bauwerke. 540 Ge-

mächer befinden sich in demselben. Er ist der Donnergott; wenn er daherfährt, erzittern die Berge, brechen die Felsen, und steht in Flammen die Erde. Seinen Wagen ziehen zwei stattlich gehörnte Böcke, Zahnknisterer und Zahnknirscher (Tanngniostr und Tanngrisnir) genannt. Er liebt besonders die Landleute, verscheucht mit seinen Gewittern die unfruchtbare Kälte, zerschmettert den harten Felsen und liegt mit den wilden Elementargewalten im Kampf, um Fruchtbarkeit und Freundlichkeit der Erde zu bringen. Er allein **geht** täglich zum Gerichte bei der Esche Yggdrasil; dann durchwandert er große Ströme, die Asenbrücke aber flammt hoch empor, und die heiligen Wasser glühen. Aus seinen Augen scheint Feuer zu flammen, und zu den Menschen tritt er als ein ansehnlicher, jugendlicher Mann mit rotem Barte, dem Zeichen seiner Feuernatur. Seine Ankunft ist eine plötzliche, wie die des Gewitters; kaum genannt, ist er auch schon schlagfertig. Drei Kleinode besitzt er, die von unvergleichlichem Werte sind. Das erste ist sein Hammer Miölnir (der Malmer), der, ausgeworfen, in seine Hand zurückkehrt, und mit dem er den Riesen die Schädel zerschmettert; das andere sein Stärkegürtel; wenn er den um sich spannt, dann verdoppelt sich ihm die Götterkraft. Das dritte Kleinod sind seine Eisenhandschuhe oder Eisengriffe, die er nicht missen kann, um den Schaft seines Hammers zu fassen.

Des Hammers Heimholung.

Als der Donnergott eines Morgens erwachte, sah er seinen Hammer nicht neben sich liegen, und überall suchte er ihn vergeblich. Da ward er zornig; grimmig blickten die Augen, und grimmig schüttelte er den Bart. Und als die Götter von dem Verluste des Hammers erfuhren, gerieten auch sie in großen Schrecken, denn sie wußten wohl, daß es eine bessere Waffe gegen das trotzige Geschlecht der Riesen nicht gab.

Der erste, dem Thor von seinem Verluste sagte, war Loki. Dieser erbot sich, nach dem Hammer zu suchen, wenn Freya ihm dazu ihr Federkleid leihen wolle. Da gingen die beiden Asen zu Freya, und Thor sprach zu ihr: „Willst du mir, Freya, dein Federkleid leihen? Mein Hammer ist gestohlen, und Loki will in deinem Federkleide über die Lande fliegen, um ihn zu suchen."

Freya erwiderte: „Gern will ich euch das Kleid leihen, und wäre es von Gold oder Silber."

Da legte Loki das Gewand an; auf flog er, daß es laut rauschte, und bald war er so weit entfernt, daß er Asgard hinter sich zurückließ und nach Jötunheim gelangte.

Dort saß auf einem Hügel Thrym, der Riesenfürst, und schlichtete seinen Rossen die Mähnen und schmückte seine Hunde mit goldenen Halsbändern.

Als er Loki kommen sah, rief er ihm zu: „Was führt dich so einsam nach Jötunheim? Und wie steht es bei den Asen?"

Loki antwortete: „Schlimm steht es bei den Asen, denn Thors Hammer ist gestohlen, und ich bin ausgezogen, um ihn zu suchen."

Da lachte Thrym höhnisch und sprach: „Die Mühe magst du dir wohl sparen. Den Hammer wirst du nie finden, denn ich habe ihn, und acht Tagereisen tief unter der Erde habe ich ihn versteckt. Nicht eher will ich ihn wieder herausgeben, als bis mir Freya zur Gemahlin gegeben wird."

Als Loki das hörte, kehrte er um. Laut rauschte das Federgewand, und bald hatte er Jötunheim wieder im Rücken.

Als er nach Asgard kam, war Thor der erste der Asen, den er traf; der saß vor der Thür der Halle und fragte: „Hast du den Auftrag schon ausgerichtet? Und was bringst du für Nachricht mit?"

Da berichtete Loki, daß Thors Hammer von dem Riesen Thrym verborgen sei, und was dieser für die Herausgabe des Hammers fordere.

Thor erschrak, als er das hörte; doch machte er sich mit Loki auf, um zu Freya zu gehen. Zu ihr sprach er darauf: „Lege nun, Freya, dein Brautkleid an und fahre mit uns nach Jötunheim, wo ein Riese dich zur Gattin erwählt hat.“ Und dann erzählte er ihr, was er von Loki vernommen hatte.

Freya aber ward sehr zornig, als sie das hörte und schalt den Riesen ob seiner Zumutung einen Frechen. So brauste sie auf, daß ihr goldener Halsschmuck aufsprang und zur Erde fiel.

Thor aber lud alle Götter und Göttinnen zu einer Versammlung ein, um zu beraten, was nun zu thun sei, und wie man den Hammer wieder erlangen wolle. Da gab Heimdal, der weise, einen Rat und sprach: „Thor lege das Brautkleid an und schmücke sich mit Freyas goldenem Halsband, das Geklirr der Schlüssel lasse er am Gürtel erklingen, und seine Kniee umwalle weiblich Gewand; die Brust sei ihm mit blitzenden Steinen geziert, und hoch umhülle der Schleier sein Haupt. So mag der Riese betrogen werden, und Thor wieder in den Besitz seines Hammers gelangen.“

Wenig zufrieden war Thor anfangs von diesem Vorschlage. Er sprach: „Mit Recht würden die Götter mich weibisch schelten, wenn sie mich in Frauenkleidern gehen sähen.“

Loki aber erwiderte ihm: „Laß nur solche Reden und füge dich, wenn du nicht willst, daß wir aus Asgard vertrieben werden, und die Riesen, die deinen Hammer besitzen, unsere Wohnungen einnehmen.“

Da fügte sich Thor. Das bräutliche Gewand ließ er sich anlegen und den schimmernden Halsschmuck. Am Gürtel hing ihm das klirrende Schlüsselbund, weiblich Gewand umwallte seine Kniee, die Brust blinkte ihm von blitzenden Steinen, und hoch umhüllte der Schleier sein Haupt.

Da sprach Loki zu ihm: „Nun will auch ich weiblich Gewand anlegen und will als deine Magd dich begleiten nach Jötunheim.“

Da wurden die Böcke eilig vom Berge heimgetrieben und an den Wagen gespannt, und so sehr trieb Thor sie an, daß Funken unter ihren Tritten stoben, und Felsen zerbrachen.

Als der Riese Thrym den Götterwagen kommen sah, berief er alle Riesen zu sich und sprach: „Auf und eilet, die Bänke mit Decken zu belegen und die Halle zu schmücken, denn Freya kommt, die ich mir zur Braut erlesen habe. Viel besitze ich schon; goldgehörnte Kühe und schwarzglänzende Stiere kehren mir abends in großer Zahl von der Weide heim; reich bin ich an Schätzen und an Schmuck. Nur die Gattin fehlte mir noch; die kommt jetzt zu mir, und sie ist eine Göttin.“

Da ward sogleich zu der Hochzeit gerüstet, und viele Gäste kehrten in der Halle des Riesen ein. Reichlich reichte man den Riesen das Al, und sie tranken; am meisten aber trank Thor. Drei Fässer Met trank er aus, und er aß dazu einen Ochsen und acht Lachse. Auch all die Leckerstücke, die für die Frauen bestimmt waren, aß er auf.

Da wunderte sich Thrym, der Riesenfürst, und sprach: „Nie sah ich Bräute so gierig schlingen und nie eine Jungfrau so viel Met trinken.“ Loki, die schlaue Dienerin, aber antwortete schnell: „Nichts hat Freya genossen seit acht Nächten; so sehr sehnte sie sich, bald nach Jötunheim zu kommen.“

Thrym hörte es gern, und lüstern, seine Braut, die so großes Verlangen nach ihm getragen hatte, zu küssen, beugte er sich nieder. Als er ihr aber unter den Schleier schaute, und Thors furchtbar flammendes Auge erblickte, fuhr er zurück die ganze Weite des Saales und sprach: „Fürchterlich sind Freyas Augen, und ihr Blick brennt wie Glut.“

Wieder antwortete die schlaue Dienerin: „Acht Nächte lang hat Freya nicht geschlafen, so groß war ihre Sehnsucht nach Jötunheim.“

Da wollte Thrym nicht länger zögern mit der Feier der Vermählung. „Bringt Miölnir, den Hammer, herbei!“ rief er, „und legt ihn der Braut in den Schoß, daß wir damit die Brautleute weihen.“

Als Thor das hörte, lachte ihm sein Herz im Leibe; als man ihm aber den Hammer auf das Knie legte, da ergriff er ihn schnell mit gewaltiger Faust und schleuderte ihn erst gegen Thrym. Der fiel sofort tot nieder. Danach vertilgte er auch alle Riesen, die zu der Hochzeit gekommen waren.

So holte Thor seinen Hammer wieder.

Thors Fahrt zu Hymirs Braukessel.

Einstmals war Ögir, der Beherrscher des Meeres, bei Odhin zu Gaste. Beim Abschiede versprach er, die Asen zur Zeit der Leinernte zu sich zu laden, um bei ihm des Bieres bräunliche Fülle zu schlürfen. Da der Wellenfürst aber des Versprechens nicht weiter gedachte, so mahnte ihn Thor. Ögir aber entschuldigte sich und sagte, es fehle ihm der Braukessel, den Met zu bereiten. Nun zog der Donnergott nach Riesenheim, um aus Hymirs Behausung einen geräumigen, meilentiefen Kessel zu holen. Des Unholdes Weib empfing ihn freundlich und bat ihn, hinter einer Säule zu harren, bis sie dem Gatten die Ankunft gemeldet. Polternd erschien der Hüne. Sein Haupthaar fiel wie Schnee auf seine Schultern, und sein Kinnwald starrte von Eis. Als die Riesin mit schmeichelndem Gruße ihm meldete, daß Thor hinter der Säule ihn erwarte, und der Finstere nun suchend seine Blicke zum Eisberge richtete, da borst der Klumpen, und der Gott stand ungedeckt vor dem Unhold. Aber der Hammer des Asen machte den Riesen gefügig; der schlachtete drei Ochsen und bereitete ein Mahl. Der Donnerer aß deren zwei und trank aus Kufen den schäumenden Met.

Am folgenden Morgen lud Hymir den Gast zum Fischfange ein. Er selbst trug einen starken Hamen, dem Asen aber reichte er eine Angelschnur. Als Thor einen Köder verlangte, da schnaubte der Riese: „Suche dir einen!“ Flugs faßt der Donnerer einen mächtigen Stier, riß ihm den Kopf ab und steckt ihn an die Angel. Nun ruderten sie weit hinaus

in das Meer und begannen zu fischen. Hymir erbeutete zwei Wale, an Thors Rute aber zuckte und zog es so gewaltig, daß er zu des Schiffes Bord gerissen wurde. Zornig stemmte sich der Ase und zog mit gewaltiger Kraft. Zischend stieg nun eine Wassersäule empor; die Sonne erbleichte, denn mit geiferndem Rachen erhob sich das scheußliche Haupt der Midgardschlange wie ein gähnender Abgrund, der alles zu verschlingen drohte. Wenig achtet das Thor, er schleudert den Hammer auf den Schädel des Scheusals. Der Wurm schien verloren, — da zerschnitt der Riese die Schnur, und zurück in die Tiefe sank Lokis Brut. Darüber erzürnt, schmetterte der Ase den Riesen mit einem Faustschlag kopfüber vom Deck, so daß seine Fußsohlen wie Eiszapfen emporragten.

Dann steuerten sie ans Land, und Thor trug Schiff und Wale in Hymirs Haus. Als der Donnerer dann um den Braukessel bat, da spottet der Hüne des winzigen Gottes und fordert ihn auf, seine Kraft zu beweisen und die Trinkschale zu zerbrechen. Laut lachte der Ase und schleudert den Becher wider die Eissäule, daß sie borst, aber heil flog der Kelch in des Riesen Hand. „Des Hünen Schädel ist härter als die Felswand“, flüstert ihm leise eine Dienerin zu. Nun warf Thor die Schale dem Unhold an den Kopf, und klirrend, in Scherben zerschmettert, lag sie am Boden. Jetzt nahm der Donnergott den Braukessel, stülpt ihn über Kopf und Schultern und zieht von dannen. Da hört er im Rücken ein wüstes, unheimliches Getöse. Hymir mit einem Gefolge vielhäuptiger Unholde verfolgte den Asen. Der legte beiseite den Kessel, ergriff den Malmer, die Donner rollten, Eisberge krachten, Felsen zersplitterten, und zerschmettert fuhren die Scheusale hinunter zu Hel. Das aufgehende Frührot zerstreute die nächtlichen Schatten, umstrahlte den siegreichen Gott und zeigte ihm die Straße nach Asgard. Dahin trug er fröhlich die Beute, auf daß in Ögirs Behausung das Gelage gefeiert werde.

Zwerg Allweis.

Thor hatte eine schönglänzende Tochter Thrud. Als er einst auf Reisen gegangen war, verlobte sich dieselbe in seiner Abwesenheit mit einem Zwerge, und dieser eilte, die schöne Braut mit sich fortzuführen, ehe der Vater wiederkäme.

Da kehrte der Gott plötzlich zurück, und zornig fuhr er den Zwerg an: „Wer bist du, Gesell, mit dem bleichen Gesichte, der du aussiehst, als hättest du manche Nacht unter Leichen gelegen? Und wie wagst du, deine Hand nach einer Göttertochter auszustrecken? Nicht für dich ist eine solche Braut."

Der Zwerg antwortete: „Allweis heiße ich, und in dem Gestein unter der Erde habe ich mein festes Haus. Dich aber warne ich, unsern Bund zu brechen, denn nicht bleibt ungestraft, wer geschlossenen Bund bricht."

„Und doch", erwiderte Thor, „will ich ihn brechen, denn die Tochter einem zur Braut zu gewähren, hat allein der Vater Gewalt. Ohne den Vater ist der Bund geschlossen, und darum wird der Vater ihn brechen."

Als der Zwerg das hörte, sprach er: „Bist du der Vater der Braut, so bitte ich dich um deine Einwilligung. Trauern müßte ich immerdar, wenn mir das holde Mädchen versagt bliebe."

Thor sprach: „Ich will die Tochter zur Braut dir geben, wenn du allweise bist, wie dein Name es sagt, und wenn du mir aus allen Welten künden kannst, was ich zu wissen wünsche."

Eine solche Probe einzugehen, war der Zwerg bereit, und er sprach: „Versuche, Thor, mich und mein Wissen. Alle Himmel habe ich durchmessen, und von allen Wesen weiß ich zu berichten."

Da fragte Thor: „So sage mir, Allweis, kluger Zwerg, dem alle Wesen bekannt sind, wie heißt die Erde, die allernährende, in den verschiedenen Welten?"

Der Zwerg antwortete: „Erde nennen sie die Menschen, Feld die Asen, die Wanen nennen sie Weg, Allgrün die Riesen, Wuchs die Zwerge."

Weiter fragte Thor nach dem Namen des Himmels. Da sprach der Zwerg: „Himmel heißt er bei den Menschen, Dach bei den Göttern, Windwirker bei den Wanen, Überwelt bei den Riesen, Glanzhelm bei den Elfen und Tautröpfler bei den Zwergen."

Auch die Namen des Mondes und der Sonne wußte der Zwerg auf des Gottes Frage zu nennen. Er sprach: „Jenen nennen die Menschen Mond, die Götter Scheibe, bei Hel heißt er rollendes Rad, bei den Riesen Eilender, bei den Zwergen Schein, bei den Alfen Jahresmaß; diese aber nennen die Menschen Sonne, die Götter Stern, die Zwerge der Zwerge Feindin, die Riesen Lichtauge, die Alfen Glanzkreis, die Asen Allklar.

Noch viele Fragen wußte Allweis zu beantworten; er wußte zu sagen, mit welchen Namen man in den verschiedenen Welten die Wolken, den Wind, die Luft, das Meer, das Feuer, den Wald, die Nacht und die Saat benannte.

Da sprach Thor: „Fürwahr, zu verwundern ist, Allweis, dein Wissen. Nun sage mir nur noch eins. Wie heißt das Labegetränk, an dem Götter und Menschen daheim sich erquicken?"

Der Zwerg begann: „Öl nennen es die Menschen, Bier die Götter, Met die Wanen." Aber ehe er noch seine Worte vollenden konnte, stand er plötzlich zu Stein erstarrt.

Der Gott hatte den Zwerg überlistet; mit Fragen hatte er ihn hingehalten, bis der erste Strahl der Sonne, die Allweis selbst der Zwerge Feindin genannt hatte, in den Saal schien. Da war dem Zwerge geschehen, wie allen Zwergen geschieht, wenn sie vom Strahl der Sonne berührt werden: er war zu Stein geworden.

Darum sprach Thor: „Noch nie habe ich so viel Weisheit aus eines Zwerges Munde vernommen; aber sich selbst hat der Thor im Eifer betrogen.“

Die Göttertochter Thrud, die schon fast zu der Zwerge dunkler Wohnung entführt war, blieb nun in den lichten Wohnungen der Götter.

Wie Thor der Feind aller winterlichen Unholde, der Zerschmetterer der Felsenbewohner, der Riesentodwalter, der Riesenweibsbetrüber ist, so erscheint er auch als der menschlichste, volkstümlichste, leutseligste der Asen, der geliebte Freund seiner Verehrer. Im endlichen Entscheidungskampfe streitet er mit der Midgardschlange, dem Ungeheuer, welches die Welt umkreist und mit dem Kopfe dann an den Schweif heranreicht. Miölnir schmettert unaufhörlich auf den Wurm, während dieser mit gähnendem Rachen ihn zu fassen, zu verschlingen sich müht und Ströme von Gift und Geifer ihm entgegen speit. Endlich trifft ein Schlag zerschmetternd den Kopf der Schlange, sie krümmt sich, sie schlägt die Erde mit dem Schweif, sie erliegt. Aber von ihrem giftigen Atem angehaucht, taumelt der Asenfürst neun Schritte rückwärts und sinkt tot zu Boden. Er lebt in der Zukunft fort in seinen Söhnen Modi und Magni (Mut und Macht). Sie sind auch im Besitze von Miölnir, aber nicht mehr dient er, in erneutem Kampfe zu streiten, sondern als Werkzeug, die Sitze der Götter in der verjüngten Welt und die neue Heimat der Menschen zu weihen.

3. Zio (altnordisch Tyr).

Der schlachtenfrohe, der schwertliebende, der wilde Kriegsgott ist Tyr, von einzelnen Germanenstämmen auch Cheru oder Saxnot genannt. Große Kühnheit, hoher Mut sind ihm eigen, und er herrscht über den Sieg im Kriege. Darum ist es gut, daß Kriegsmänner ihn anrufen. Seine Siegrunen

ritzen die Kämpfer auf die Klingen und Griffe der Schwerter. Diese wahrten die Treue bei adligen Männern und täuschten nimmer. Ihm zu Ehren wurde von nackten Jünglingen der Schwerttanz aufgeführt. Nach Vollendung desselben flochten die Tänzer ihre Schwerter mit den Spitzen zu einer Rose oder zu einem Rade zusammen, auf dessen Nabe dann ihr Anführer oder König sprang und von allen zugleich erhoben wurde. Einen Beweis seiner Kühnheit lieferte der Gott, als Lokis böse Nachkommenschaft, der Fenriswolf, gefesselt wurde. Zwei eiserne Fesseln hatte das Tier schon zerrissen, da verfertigten die Zwerge ein Zauberband, das schlicht und weich war wie ein Seidenband, und doch stark und fest. Wie nun die Götter mit dieser Kette den Wolf verstricken wollten, ahnte er die List; er weigerte sich, die Fessel sich anlegen zu lassen, und nur als Tyr seine Hand dem Ungetüm in den Mund legte, zum Unterpfande, daß alles ohne Falsch hergehe, da duldete er das Band. Als er sich aber reckte und dasselbe zu zerreißen gedachte, da erhärtete die Fessel, und je mehr er sich anstrengte, desto stärker ward sie. Da lachten alle Götter außer Tyr, denn er verlor seine Hand.

4. Heimdal.

Heimdal ist ein Gott voll Weisheit und großer Macht. Neun Mütter, die Schwestern waren, die Mächte der schäumenden Wogen, haben ihn wundersam geboren, die Erde, die windkalte See und der Glutstrom der Sonne ihn genährt und gekräftigt; dann stieg er hinan in den ihm bereiteten Palast, Himmelberg, wo er weitum die Heime überschaut. Hundert Rasten weit reicht sein Blick bei Tag und bei Nacht; er hört die Wolle auf den Schafen und das Gras auf den Wiesen wachsen, und darum ist er der Wächter an der Brücke Bifröst, die Himmel und Erde verbindet, um den Riesen zu wehren, wenn sie es wagen sollten, Asgard zu bedrohen. Oft schlürft

er den köstlichen Met aus goldenen Schalen, dann steht er wieder in glänzender Rüstung, mit blankem Schwert umgürtet, als treuer Wächter zur Wehr bereit. Und über ihm hängt das Gellhorn (Giallarhorn) gleich der Mondessichel, in das er stößt, wenn Gefahr droht, und das laut erschallen wird, wenn die zerstörenden Gewalten den letzten Kampf anheben werden.

Einstmals, da ringsum die Welt in Frieden ruhte, wanderte er die grünen Wege der Erde, zu gründen die menschlichen Stände. An der Meeresküste fand er eine Hütte mit offener Thür. Zwei Eheleute, Eltervater und Eltermutter, wohnten da. Sie nahmen ihn auf und bewirteten ihn mit grober Kost. Drei Tage blieb er und drei Nächte, dann wanderte er vom Seesand aufwärts in besseres Bauland. Die Eheleute aber erhielten ein Knäblein von dunkler Hautfarbe und niederer Stirn. In kurzem lernte es die Kräfte brauchen, mit Bast binden und Bürden schnüren und heimschleppen auf krummem Rücken schwere Lasten. Ihm vermählte sich Thyr, die Dirne, die breitspurig einherschreitet, mit sonnengebräunten Händen, und die rüstig zur Arbeit. Von ihnen stammt das Geschlecht der Knechte.

Weiter zog der Gott des Weges und kam an ein geräumiges Haus inmitten bebauten Feldes. Da wohnte Großvater und Großmutter. Der Mann schnitzte die Weberstange zum Webstuhle, die Frau daneben bewand den Rocken und führte den Faden zu feinem Gespinst. Sie bewirteten den Gast mit schäumendem Bier und trugen auf, wie es Sitte ist bei freien Bauern. Drei Tage blieb der Gott und drei Nächte, dann wandert er weiter die Straße durch schattige Haine, über grüne Wiesen. Bald war fröhliche Zeit im Hause des Bauern. Ein Knäblein ward geboren und erhielt den Namen Karl (Bursche). Er wuchs und gedieh und zähmte bald Stiere, zimmerte Pflüge, schlug Häuser auf, erhöhte Scheunen, fertigte Wagen und führte den Pflug. Er freite ein Weib Snör (Schnur), die Schlüsselreiche; Söhne und Töchter er-

hielten sie, die heranwuchsen frisch und frei und auf eigener Hufe wohnten.

Indessen wanderte der Gott durch schöne Fluren und blühende Gärten und gelangte zu einer Halle mit leuchtendem Ring, worin Vater und Mutter saßen auf Polstern, in seidenen Gewändern, zierliche Spiele mit den Fingern spielend. Dann wieder probte der Hausherr den gewundenen Bogen und schäftete Pfeile und schliff das Schwert, dieweil die Hausfrau die Hände besah, die Falten ebnete, am Ärmel zupfte. Den Gast bewirtete die Herrin an schön gedecktem Tisch mit Wildbret und Geflügel und mit Kannen perlenden Weines. Drei Tage blieb er und drei Nächte, dann zog er weiter des Weges zu anderem Werke. Bald darauf ward in dem reichen Hause ein Söhnlein geboren, mit lichten Locken, leuchtender Wange und scharfem Blick. Er wuchs und gedieh, lernte Schwerter schwingen, Speere werfen, Bogen spannen, Schilde führen, Hengste reiten, den Sund durchschwimmen. Er warb um die Hand der edlen, gürtelschlanken Erna. Gern folgte die hochherzige Maid in die glänzende Halle. Von ihnen stammen die Edlen und Fürsten.

Als Heimdal die Stände geschaffen, bestieg er sein edles Roß Goldmähne und ritt in seine Burg, um das Wächteramt zu verwalten. Er trank selig den süßen Met in später Nacht, denn alles in und außer Asgard war friedlich in tiefen Schlaf versenkt. Um Mitternacht vernahm er ein Geräusch wie Fußtritte. Loki kam heran. Er hatte der Göttin Freya den schimmernden Halsschmuck gestohlen. In Zorn entbrannt, zog der treue Wächter sein Schwert, er erreichte den Dieb und entriß ihm das geraubte Kleinod.

Wenn der Weltuntergang herannaht, dann stößt Heimdal in sein Gellhorn, und laut tönt der Schall durch alle Heime und weckt die Asen und Einherier, daß sie sich rüsten zum Kampf der Entscheidung. Dann eilt er selbst auf das Walfeld. Er streitet mit Loki auf Tod und Leben. Beide Käm-

pfer schirmen sich nicht mit den Schilden, sie schwingen die Waffen zu Todesstreichen und erliegen den Wunden, die sie gegenseitig sich schlagen.

5. Bragi und Idun.

Stille des Todes lag im Anfang der Zeiten ausgebreitet auf dem Ozean der Unendlichkeit; kein Windhauch bewegte die Luft, keine Welle erhob sich aus der Tiefe, alles war starr, stumm, ohne Atem und Leben. Da fuhr ein Schiff, das Zwergenschiff, über die öde, starre Fläche. Auf dem Verdeck ruhte schlummernd, versunken in die Träume des Lebens, Bragi, der göttliche Liederschmied, ohne Makel und Mängel, und die Harfe mit goldenen Saiten lag neben ihm. Plötzlich erwachte der herrliche Gott und griff mächtig in die Saiten und sang ein Lied, weitschallend durch alle Welten, ein Lied vom Wonnerausche des Daseins, von Kampfeswut und Siegesmut, von Liebeslust und Liebesglut. Der Gesang weckte die stumme Natur aus ihrer Erstarrung. Bragi stieg, singend sein hohes Lied vom Erwachen der Natur, vom Aufblühen des neuen Lebens, an das Land und wandelte durch das keimende, knospende, wonnige Grün. Da erhob sich vor ihm aus Gräsern und Blumen und frischem Blätterschmuck Iduna, die Göttin unverwelklicher Jugend. Sie war schön unter dem Kranze von Blumen und Blättern; sie strahlte im Glanze des jungen Tages. Wie sie der Gott erblickte, da tönte feurig sein Lied von Liebesglut und Liebeslust. Er breitete die Arme nach dem Wunderbilde aus, und sie sank an seine Brust. Vereinigt zogen die Gatten zu den seligen, immergrünen Höhen von Asgard, wo die Asen sie freudig begrüßten. Iduna reichte ihnen die Äpfel immer erneuter Jugend, und Odhin, der sonst nur am Weine sich labt, kostete von der leckern Speise, und selbst Thor, sein gerühmtes Hafermus verschmähend, ließ sich zum Frühstück einen Apfelbiß

behagen; denn er gewahrte bald, daß seine Asenkraft dadurch beträchtlich gestärkt wurde. Wenn aber bei der großen Tafel Götter und Einherier an des Ebers Sährimnirs Fleisch sich gesättigt hatten, dann griff Bragi in die goldenen Saiten und sang Lieder zum Preise der Helden. Das selige Leben in Asgard und das eheliche Glück des Dichtergottes ward aber einstmal durch schwere Prüfung unterbrochen.

Es war Loki in die Gewalt eines bösen Riesen geraten. Um sich zu lösen, versprach er demselben die herrliche Iduna mit den goldenen Äpfeln. Listig trat der Böse, als Bragi auf einer Sängerfahrt auswärts war, an die holdselige Göttin heran und flüsterte ihr schmeichelnd zu: „Glückselige! folge mir eilends vor das Burgthor, denn draußen habe ich einen Wunderbaum entdeckt, der goldene Früchte, den deinen gleich, in großer Fülle trägt.“ Sie folgte dem Verräter durch Asgard und weiter in den dunkeln Wald. Da brauste plötzlich der Riese heran, ergriff die holde Göttin und flog mit ihr in sein ödes Riesenheim, wo die Blumen des Frühlings nicht blühen, und die Wonne der Jugend nimmer gedeihen kann.

Die Asen merkten nicht den begangenen Raub, sie meinten, Iduna sei auf einer Reise begriffen. Aber als Tage und Wochen vergingen, da wurden ihre Haare grau, da schwand die blühende Farbe des Angesichts. Nun forschte, nun fragte man nach Iduna. Man hatte sie zuletzt mit Loki gesehen. Der falsche Ase ward vorgefordert, er leugnete vergebens. Thor drohte, ihm jedes Glied zu zermalmen. Da gestand Loki und versprach, die Spenderin der Jugend wieder zur Stelle zu schaffen. Listig schlich er sich nach Riesenheim. Dort fand er in unwirtlichem Gemache die kummervolle Göttin. Er wandelte sie in eine Nuß und flog mit dieser leichten Bürde über Felsen und Abgründe gen Asenheim. Vergebens verfolgte ihn der Riese. Als er unvorsichtig nach Asgard vorstürmte, wurde er von den Göttern erschlagen. In dem grünen Gezweig des Weltbaumes Yggdrasil baute sich Iduna

eine luftige Wohnung. Da empfing sie abends Bragi, den geliebten Gatten, der sie mit seinen Liedern erfreute. Dann stimmten die Vögel des Waldes mit ein, und die Melodien klangen so lieblich, daß selbst die ernsten Nornen, die Schicksalsgöttinnen, davon bewegt wurden. Wenn dann Schlummer alle Wesen umfing, so schöpfte die Göttin aus dem heiligen Brunnen und begoß damit die Esche, daß sie fröhlich fortgrüne und niemals dorre. Unzählige Jahre vergingen, die Esche wuchs weiter, von den Nornen und Iduna immer verjüngt und gekräftigt. Bragi sang der Gattin und der Welt seine Lieder, aber Schuld war über Götter und Menschen gekommen, heilige Eide waren gebrochen, Treue, Glauben und Gottesfurcht gewichen. Mord und Krieg entbrannte, da rückte das allgemeine Verderben näher.

In dieser Zeit geschah es, daß man einstmals nicht mehr Bragis und der Vögel Gesänge vernahm, daß die Zweige Yggdrasils schlaff und welk herabhingen. Aber am Morgen, als die Asen, erschreckt durch solche Zeichen, nach Iduna forschten, war sie vom Baume herabgesunken in die dunkeln Thäler der Tiefe zu Narfis (Nacht) Tochter. Von banger Sorge belastet, schickten die Götter Boten zu der Verschwundenen: Heimdal, den treuen, Loki, den listenreichen, und Bragi, den Gatten. Sie fanden die Göttin blaß, sorgenvoll, an tiefem Grunde wohnend. Eifrig fragten sie, was sie wisse von dem Geschicke der Asen und der Welt, ob Fall und Untergang nahe bevorstehe. Aber Iduna gab nicht Antwort, nur Thräne auf Thräne entquoll den getrübten Augen. Ungetröstet, nicht beruhigt, schieden die Boten, doch nicht alle, Bragi, der liebende Gatte, blieb bei der Gattin zurück, daß sie nicht einsam in ihrer Trauer dahinschwinde.

6. Baldur und Hödur.

Baldur ist ein Sohn Odhins. Er ist der beste der Götter und wird von allen gelobt und geliebt. Von Angesicht ist er

so glänzend und schön, daß heller Schein von ihm ausgeht. Daher heißt auch das lichteste aller Kräuter, die heilsame Kamille, Baldursbrau (Augenbraue). Seelengüte, Unschuld und Gerechtigkeit sind ihm eigen, und durch seine Rede weiß er alle Herzen zu gewinnen. Niemand durfte es wagen, sein Urteil zu schelten. Im Himmel bewohnt er den Ort, welcher Breidablick (weitleuchtender Glanz) genannt wird. Daselbst gibt es nichts Unreines, keine Unthat wird begangen, kein Unrecht geübt; es ist eine heilige Wohnung. Aber auch diesem reinen Gotte sollte Unheil kommen von dem Bösen in der Welt. Unheil drohende Träume erschreckten das harmlose Gemüt. Alle Asen pflogen Rat und beschlossen, ihm Sicherheit auszuwirken vor jeder Gefahr. Sie nahmen Eide von Feuer und Wasser, Eisen und allen Erzen, Steinen und Erden, von Bäumen, Krankheiten und Giften, dazu von allen vierfüßigen Tieren, Vögeln und Würmern, daß sie Baldurs schonen wollten. Als das geschehen war, kurzweilten die Götter mit Baldur: er stellte sich mitten in den Kreis, und nun schossen die einen nach ihm, die andern hieben, noch andere warfen ihn mit Steinen. Und was sie auch thaten, es schadete ihm nicht. Als aber Loki, der böse, das sah, gefiel es ihm übel, daß den Baldur nichts verletzen sollte. Listig erforscht er, ob alle Dinge geschworen, des Baldur zu schonen. Er erfuhr, daß die östlich von Walhalla wachsende Staude Misteltein, als zu unbedeutend, nicht in Eid genommen worden. Loki nahm nun den Misteltein, zog Kreise, sprach magische Formeln, berührte mit dem Stabe das zarte Zweiglein, und es wuchs schnell zur Länge eines Speerschaftes. Mit demselben begab er sich zur Götterversammlung, wo das fröhliche Spiel noch fortdauerte. Da stand zu äußerst im Kreise der starke Hödur. „Warum stehst du müßig?“ fragte ihn Loki, „du, der stärkste von allen Göttern, willst nicht zu Baldurs Ehre deine Kraft versuchen?“ „Bin ich doch ohne Waffen und des Augenlichts beraubt,“ antwortete der blinde Gott.

„Hier hast du einen Wurfspeer," sagte der Versucher, indem er ihm die Mistel reichte, „ich will dir die Richtung geben; schleudre mit Macht." Hödur that nach der Weisung, und — die Sonne verlor ihren Schein, die Erde wankte, — der Mord war vollbracht. Baldur lag, vom Speer durchbohrt, am Boden, sein Blut strömte über die verfinsterte Erde.

Atemlos, sprachlos standen die Götter umher, sie konnten das Ungeheure, das Entsetzliche nicht fassen, es war, als hätten sie alle die Todeswunde empfangen. Als der erste Eindruck des Geschehenen vorüber war, als man Fassung gewann, die That und ihre Folgen zu erwägen, da drängten sich einige um die teure Leiche, und ihre Thränen vermischten sich mit dem Blutstrome, der wie Abendrot leuchtete, andere fragten nach dem Thäter. Der finstere Hödur hat den Speer geschleudert, hieß es von allen Seiten. Der ungeliebte Hödur stand unter den Aufgeregten, wie immer einsam, ohne einen Freund; denn Loki war eilends von ihm gewichen, wie allezeit der Versucher den Thäter allein läßt in seiner Pein. Finsternis umgab den Verlassenen, Finsternis herrschte in seiner Seele. Er hörte ringsum nur Verwünschungen, Drohungen, Klirren der Schwerter und Speere, die wider ihn gekehrt waren. Da erschien plötzlich vor der bewegten Menge er selbst, Allvater, ruhig, gefaßt, angethan mit göttlicher Hoheit und Majestät. Obschon er wußte, daß Ragnaröck, der Schreckens- und Rachetag, nun nicht mehr fern sein werde, hieß er die Klage verstummen, den Leib des Allgeliebten aufheben und mit reinen Gewändern bekleiden und den Leichenbrand bestellen. Da kam Frigg, sein trautes Gemahl, die Augen von Thränen gerötet. Sie hoffte von Hel, der Unerbittlichen, die Rücksendung Baldurs zu den Asen zu erbitten. Hermoder, der windschnelle, der Bote der Götter, eilte neun Tage lang durch tiefe, dunkle Thäler den Helweg, um Baldur zurück zu führen zu den trauernden Asen. Aber Hel sagte: „Wenn alle Dinge in der Welt, lebende sowohl als tote, ihn

beweinen, so soll Baldur zurückkehren zu den Göttern, aber bei Hel muß er bleiben, wenn eins widerspricht und nicht weinen will. Da ritt Hermoder zurück und kam nach Asgard und sagte alle Zeitungen, die er gehört und gesehen hatte. Danach sandten die Asen in alle Welt und geboten, Baldur aus Hels Gewalt zu weinen. Alle thaten das, Menschen und Tiere, Erde, Steine, Bäume und Erze, wie diese auch jetzt noch weinen, wenn sie aus dem Frost in die Wärme kommen. Als die Gesandten heimfuhren und ihr Gewerbe wohl vollbracht hatten, fanden sie in einer Höhle ein Riesenweib sitzen. Die baten sie auch, Baldur aus Hels Gewalt zu weinen. Sie antwortete: „Ich muß weinen mit trockenen Augen über Baldurs Ende. Nicht im Leben noch im Tode hatte ich Nutzen von ihm. Behalte Hel, was sie hat." So blieb Baldur in Hels Gewalt. Aber als Baldurs Leiche auf sein Schiff Hringhorn gebracht worden, und hier auf Odhins Gebot die Scheite für den Leichenbrand hoch aufgetürmt waren, da flüsterte Allvater dem Sohn ins Ohr das Wort, das zwar niemand vernahm, das aber lautete: „Auferstehung zu einem neuen, schönen Leben!" Wenn Ragnaröck vorüber, die neue Welt erstanden, dann herrscht Baldur versöhnt mit dem finstern Hödur in der verjüngten, unschuldsvollen Welt.

7. Hermoder.

Auf Hlidskialf saß Odhin, der Asenkönig, und erwog im Geiste das Vergangene und die Geschicke der Zukunft. Blut sah er fließen, edles Blut, aber verworren wie ein nebelgraues Meer war alles, was werden sollte, und die Nornen hatten auf seine Frage geschwiegen. Vor ihm stand Hermoder (Heermutig), sein Sohn, der strahlende Herold, den er gewohnt war, auszusenden, um den Völkern seine Befehle zu verkündigen. Der König winkte den Walküren, und sie brachten Helm und Harnisch, Speer und Schild und rüsteten

den kühnen Kämpfer zur Fahrt. „Auf, mein Sohn," sprach der König, „sattle Sleipnir, das edle Roß, und reite windkalte Wege über eisige Seeen, Ströme und Berge, bis du in das Land der wilden Finnen gelangst. Dort findest du in finstrer Behausung am feuchten Moorgrund den räuberischen Roßtioph (Roßdieb), der mit Blendwerk die Wanderer zu sich lockt, mit zauberischen Schlingen sie bindet, erwürgt, und wenn er sie beraubt hat, in das Meer versenkt. Er weiß, was künftig ist; zwing ihn mit dem Runenstabe, daß er dir auslege, was geschehen wird." Da lehnte Hermoder den Speer an die goldene Säule und ergriff statt seiner Gambantrin, den Zauberstab. Er sattelte Sleipnir und ritt beschwingten Fluges windkalte Wege über eisige Seeen, Ströme und Berge, bis er gelangte in das Land der wilden Finnen. Dort wohnte Roßtioph in finsterer Behausung am feuchten Moorgrund. Er sah aus weiter Ferne den sturmbeschwingten Reiter. Er schuf Blendwerk, den Kämpfer zu locken, und legte unsichtbare Schlingen, ihn festzubannen. Wohl sah Hermoder, Gespenstern gleich, luftige Unholde, die mit Zähnen und Krallen ihn zu fassen drohten; aber er zerschlug sie mit der mächtigen Rute, und Sleipnir setzte über die Schlingen weg. Als nun der Räuber in Riesengestalt ihn angriff, zerhieb er ihm die geschwungene Keule, band ihm mit den eigenen Stricken Hände und Füße und schnürte ihm die Kehle, bis er ächzend versprach, zu sagen, was er von der Zukunft wisse. Darauf löste der Ase die Bande, und alsbald begann der Zauberer seine grausige Beschwörung. Die Sonne verlor ihren Schein und verbarg sich hinter finsterem Gewölk; die Erde bebte, in ihren Grundfesten erschüttert. Der Sturmwind raste, und es war bald wie Wolfsgeheul, bald wie Ächzen und Stöhnen sterbender Menschen. „Sieh dorthin," rief der Finne, auf den Moorgrund deutend, „da steigt herauf, was du zu erfahren begehrst!" Der Ase sah einen Strahl von Blut hervorquellen, wovon der ganze Grund gerötet wurde.

Darauf erhob sich ein schönes Weib und neben ihm ein Knäblein, das schnell empor wuchs und Pfeil und Bogen trug. „Rinda im Lande der Ruthenen gebiert dem Asenkönig, wenn er ihre Liebe erwirbt, einen Sohn, der, einnächtig, den Bruder rächen wird." Weiter sprach Roßtioph kein Wort, und Hermoder kehrte zu Walvater zurück, ihm die Botschaft zu bringen. Viele Fahrten machte dieser Sohn Odhins auf des Vaters Befehl. Häufig erscheint er im Schlachtengetümmel, den Freunden Sieg, den Feinden Flucht bringend. Wenn er Gungnir, Odhins Speer, den er vom Vater empfing, über die harrenden Ordnungen der Krieger warf, dann entbrannte der mörderische Kampf.

Hermoders Helritt.

Baldur, der gute, der reine Gott, war gefallen. Erschreckt umstanden die Asen die teure Leiche. Da kam Frigg, die trauernde Mutter. Sie hatte noch Hoffnung, Hel werde sich bewegen lassen, ihre Beute frei zu geben. Hermoder, der schnelle, übernahm die Botschaft. Er bestieg Sleipnir, das herrliche Roß; neun Tage trabte er durch grauenvolle Klüfte, durch Thäler, die kein Lichtstrahl erleuchtete. Ringsum herrschte Totenstille, die nur des Rosses Hufschlag unterbrach. Endlich gelangte der Reiter an den Giöllfluß, der das Totenreich von dem der Lebenden scheidet.

Nun wollte er über die Giöllbrücke reiten, die mit glänzendem Golde belegt ist. Da trat ihm entgegen Modgudr (Seelenkampf), die Jungfrau, welche die Brücke bewacht; sie fragte ihn nach Namen und Geschlecht und sagte: „Gestern ritten fünf Haufen toter Männer über die Brücke, und nicht donnert sie jetzt minder unter dir allein, und nicht hast du die Farbe toter Männer: warum reitest du den Helweg?" Hermoder antwortete: „Baldur suche ich, der erschlagen ward, Hel will ich anrufen, daß sie ihn entlasse. Hast du ihn gesehen, so zeige

mir den Weg, daß ich ihn finde.“ Da wies die Wächterin ihn nordwärts. Hermoder folgte der Weisung und ritt, bis er an das Helgitter kam; da sprang er vom Pferde, gürtete fester den Hengst, stieg wieder auf, gebrauchte die Sporen, und hoch über das Gitter setzte Odhins Roß mit dem kühnen Reiter. Er befand sich im Reiche der Schatten, überall von grauen Felsen umgeben, die wie hohläugige Gesichter ihn anstarrten. Er fühlte sich wie ein Träumender und wandelte auf eine Halle zu, die sich vor ihm erhob. Da sah er auf hohem Throne sitzen die Herrscherin Hel, unmilden Antlitzes, von Goldschmuck prangend die Riesenbrust, bleich wie der Tod, mit düsterem Blick und ohne Erbarmen. Viele seltsame Gestalten umstanden da wirr die Schreckliche. Mit Kronen geziert die einen, die andern in bitterer Not, stolz aufgerichteten Hauptes diese, und jene tief gebückt wie Tod. Auf dem Ehrensitz saß Baldur, aber welk wie der Blütenkranz in seinem Haar. Hermoder setzte sich zu ihm und redete mit ihm von der Wiederkehr nach Asenheim. Dann ging er zu Hel und erzählte ihr von der Trauer im Himmel und auf Erden und bat um die Rückkehr des Bruders. Da erhob sich die Finstere auf ihrem Thron, und das Gold auf ihrer Brust flammte heller als Feuer, der Abgrund erbebte, und sie sprach mit hohlklingender Stimme:

„Trauert um ihn das weite All,
Weinen die Wesen allzumal,
Weinet, was Odem und Leben nicht hat,
Wohl, so geschieht es nach ewigem Rat,
Baldur kehrt wieder zum lichten Tag.
Ist ein Aug' ohne Thräne und Klag',
Bleibt er ewig in Helheims Saal.
Wähle, du hast nicht andere Wahl.“

Unabänderlich, das wußte Hermoder, war der Ausspruch der furchtbaren Herrscherin. Er nahm daher Abschied von dem Bruder, der ihm das Geleit aus der Halle gab und für Odhin ihm den Ring Draupnir, von dem jede neunte Nacht acht ebenschwere träufeln, zum Geschenk überreichte. Nun eilte Hermoder seines Weges zurück und kam nach Asgard und sagte alle Zeitungen, die er gehört und gesehen hatte.

8. Wali.

Im kalten Lande der Ruthenen (Russen) wohnte König Billing. Er hatte keine Söhne, sondern nur eine Tochter, die schöne Rinda. Diese wies stolz und spröde alle Freier zurück. Da nahte sich eines Tages dem Könige ein Mann, der war einäugig, aber stattlich, von hohem Wuchs, und seine Rede floß wie ein klarer Strom und gewann die Herzen der Hofleute. Er bot dem von vielen Feinden bedrängten Könige seine Dienste als Feldherr an. Schnell gewann er nun die Gunst seines Herrn. Er schlug die Feinde in die Flucht und warb dann um die Hand der Königstochter. Gern gewährte Billing seine Bitte, aber von Rinda empfing er statt des Kusses einen Schlag ins Gesicht. Schnell verschwand der einäugige Held.

Bald nachher erschien am Hofe des Königs ein Goldschmied. Er verfertigte Kostbarkeiten von wunderbarer Schönheit, und doch nahm das Gold nicht ab, sondern mehrte sich von Tag zu Tag. Gern gab auch diesem Diener König Billing das Jawort, als er um Rinda anhielt. Doch mochte er dieser die herrlichsten Kleinodien und den kostbarsten Schmuck anbieten, er entging nicht dem Schlage ins Gesicht.

Der König war untröstlich über den Stolz und die Sprödigkeit seiner Tochter. Da erschien vor ihm ein prächtig gerüsteter fremder Krieger, tummelte sein Roß wie kein anderer und hob alle Gegner aus dem Sattel. Als er nach

dem Waffenspiel mit der stolzen Königstochter in den Tanzreigen trat und ihr zum Zeichen seiner Liebe einen Kuß geben wollte, da wurde er so unsanft zurückgestoßen, daß er mit den Knieen den Boden berührte. In demselben Augenblick erdröhnte die Halle und der ganze Palast von einem Donnerschlag; der Fremdling stand vor der Königstochter groß und gewaltig in Götterherrlichkeit. Es war Odhin selbst. Ihm hatte das Schicksal verkündet, er werde mit Rinda einen Sohn erhalten, der bestimmt sei, den Tod Baldurs zu rächen. Mit dem Zauberstabe berührte er die Übermütige, sie sank zurück in die Arme ihrer Frauen in ohnmächtigen Schlaf. Als sie erwachte, da redete sie irre, alles wild durcheinander. Bald nachher erschien ein altes Weib. Sie brachte Kräuter mit und einen heilsamen Trank, gebraut aus den edelsten Gewächsen. Ihr vertraute der König die Heilung der Kranken. Sobald diese den Heiltrank geschlürft, da schwand die Binde des Wahnsinns von ihrem Haupte, und vor ihr stand nicht mehr das Zauberweib, sondern er selbst, Allvater, im Glanze seiner Götterschönheit. Ihm gab sie freudig das Jawort, und die glücklich Verbundenen erhielten einen Sohn, Wali. Das Götterkind wuchs in wenigen Stunden, es ward groß und kraftvoll und spannte den eibenen Bogen wie kein anderer Schütze, also, daß er nach der Weissagung, kaum geboren, einnächtlich, des lichten Bruders Rächers an dem finstern wurde. Nicht wusch er die Hände, nicht kämmte er das Haar, bis er zum Holzstoß trug Baldurs Töter. Ragnaröck bricht heran. Wali kämpft mit den Unholden, Surturs Lohe vernichtet das All, aber nicht schadet sie Wali. Den Weltbrand hat er überdauert. In dem neuen Himmel waltet er mit Widar des Heiligtums.

9. Widar.

Der Holmgang (Zweikampf) war vorüber, Asen und Einherier saßen selig in Walhallas weiten Räumen und

leerten die Hörner, gefüllt mit schäumendem Met. Da hörte man Schritte, die sich näherten, und herein trat Widar, von allen froh begrüßt. „Heil dir, Widar," sprach Bragi, „du starker Schutz, du Schirm in jeglicher Gefahr! Nimm mit dem Gruß den Goldtrunk, der dir gebührt!" Mit diesen Worten reichte er ihm das Horn, das Widar dankend leerte. Er war ernst und redete nicht viel. Da winkte ihm Odhin, daß er zu ihm komme, und als er den Saal durchschritt, schien er vor allen groß und gewaltig, und das breite Schwert klirrte an seiner Seite, und der Eisenschuh an seinem rechten Fuße tönte, daß es durch die unermeßliche Halle scholl. „Widar, mein schweigsamer Sohn," sprach der Göttervater, „einst wirst du Rächer, Sieger, Bringer der Wiederkehr sein. Komm, folge mir zum Borne Mimirs, zu schauen in der Tiefe, was den Göttern und Menschen verborgen ist." Darauf schritt Heervater voraus, und Widar, der schweigsame, folgte ihm. Sie wanderten fort durch die Heime zu Mimirs Borne. Da saßen die drei Schicksalsschwestern, Urd, Werdandi und Skuld, und die Schwäne im Wasser zogen still und stumm ihre Kreise. Odhin begehrte von den Nornen Sprüche der Weisheit. Da sagten sie eine nach der andern: „Früh begonnen." — „Fort gesponnen." — „Einst zerronnen." Dann schloß Urd: „Fröhlich wiedergewonnen." Hierauf erhoben sich die Schwestern und sprachen zugleich:

„Es wandeln und wechseln die kreisenden Zeiten;
Geworden und Werden, Vergehen, Neubeginnen,
Es knüpft an das Ende der Anfang sich an.
Ist der Vater gefallen auf Wigrid, dem Felde,
Erscheint er in Widar, dem Rächer und Sieger,
Ein Wiedergeborner in seligen Sälen."

Als die Nornen den Spruch gethan hatten, rauschten die Blätter des Weltbaumes melodisch, und der Adler auf dem

Wipfel sang laut, daß es klang wie Sturm und Siegeslied, und schlug mit den Flügeln, und der Drache Nidhögger blickte auf und vergaß, an der Wurzel zu nagen. Es war aber noch ein anderer Zeuge genaht: es war Grid, das Riesenweib, die Mutter Widars. „Glückliche Mutter," sprach Odhin feierlich, „einst mir angetraut, auch du wirst in dem Sohne auferstehen, wenn der Kampf auf dem Wigridfelde ausgekämpft und Surturs Lohe erloschen ist." Die drei Glücklichen blickten auf Yggdrasil, die heilige Esche, deren Blätter noch lieblich tönten, während ringsum die Wesen alle schwiegen, als lauschten sie den wunderbaren Melodien, die nicht vom Tode, sondern vom ewigen Wechsel sangen.

Widar schritt seiner Behausung zu durch üppig wuchernes Gras und grüne Sträucher, die niemals welken. Bald erreichte er Landwidi, das Haus in tiefer Einsamkeit. Er bestieg den grünumrankten Hochsitz und saß da, schweigend wie immer, und sinnend über die Rätsel des Daseins: Wann und wie ist das Unermeßliche entstanden? Wie dauert es fort? Wie und wann wird es enden?

Wenn Heimdals Gellhorn zum letzten Kampfe ruft, dann eilt Widar auf das Walfeld. Er versendet nie fehlende Geschosse. Wenn aber Allvater dem Fenriswolf erlegen, dann reißt er das Schwert aus der Scheide und stürmt, Riesen und höllische Dämonen niederwerfend, gegen den Wolf, den Vater zu rächen. Er setzt ihm in den Unterkiefer den großen Schuh, zu dem man alle Zeiten hindurch die Lederstreifen gesammelt, welche die Menschen von ihren Schuhen schneiden, wo die Zehen und Fersen sitzen, greift mit der Hand nach dem Oberkiefer und reißt ihm den Rachen entzwei. Durch den gähnenden Schlund stößt er ihm das Schwert, nachbohrend, in das Herz.

Über der Stätte, wo voreinst Asgards glänzende Halle stand, breitet sich nun das Idafeld, schöner als die grüne Heimat der versunkenen Götter. Da sammeln sich die Asen,

geläutert und gereinigt durch Surturs Lohe. Da lebt auch fort Widar, den das furchtbare Feuer nicht vernichtet, der mit Wali Ragnaröck überdauert.

10. Forseti, Baldurs Sohn.

Zwölf im Lande der Friesen durch Weisheit und Gerechtigkeit hoch angesehene Männer erhielten vom Volke den Auftrag, die Reichsgebräuche und Gerechtsame zu sammeln, die seit der Väter Zeit Bestand hatten. Diese Männer, Asegen, d. i. Älteste oder auch Schöffen genannt, gingen von einem Gau zum andern, um überall nach den Vorrechten der freien Männer, nach Art, Herkommen und Gewohnheiten beim Scheiden und Schlichten von Rechtshändeln zu forschen. Sie fuhren auch nach den nordfriesischen Inseln und befragten sich mit den Ältesten und Vorstehern. Sie brachten aber eine solche Menge von Gesetzen und Weistümern in Erfahrung, daß sie fürchteten, ihr Leben und das längste Leben sterblicher Menschen werde nicht hinreichen, alles zu ordnen und festzustellen. Als sie bei einer Überfahrt darüber sich beredeten, brach ein heftiger Sturm los, der sie weit in die unwirtbare See hinaus schleuderte. Er hielt Tag und Nacht an; weder kam am Tage die Sonne zum Vorschein, noch leuchtete der Mond oder die Sterne des Nachts. Die Schiffer, die nicht mehr wußten, wo sie waren, ließen das Fahrzeug von Wind und Wellen treiben, ohne das Steuer zu handhaben. In ihrer Not beteten sie zu den Himmlischen, sie möchten ihnen einen Mann senden, der sie an die Küste brächte und ihnen auch helfe, das Rechtsbuch zum Heil und Segen des edlen Friesenvolkes aufzustellen. Kaum hatten sie mit gläubiger Seele das Gebet gesprochen, so saß ein fremder Mann, ehrwürdigen Ansehens, am Steuer und lenkte es mit gewaltiger Hand, und das Schiff fuhr gegen Sturm und Wogenbraus pfeilschnell fort und legte an einer hochragenden Felseninsel an.

Der Steuermann warf das Richtbeil, das er auf der Schulter trug, ans Land, und wo es den Boden schlug, sprudelte eine Quelle hervor. Um den entstandenen Brunnen waren Sitze in die Felsen eingehauen. Darauf setzten sich die zwölf Asegen, und der Fremde, als der dreizehnte, nahm den Hochsitz ein. Es herrschte tiefe Stille. Da erhob er die Stimme, erst leise, dann immer lauter, und lehrte die Männer das heilige Recht, das den Friesen gebührt. Sie lauschten alle staunend und tief bewegt, denn was sie nicht hatten finden und fassen können, das ward ihnen klar wie durch einen Götterausspruch. Sie blickten den Sprecher an, sie kannten ihn nicht, und er schien doch bekannt; er glich jedem der Zwölfe, und doch war ihm keiner zu vergleichen. Als er aber das Recht gelehrt hatte, waren nicht mehr dreizehn, sondern nur zwölf Schöffen, die um den Brunnen saßen. „Es war Fosite, Baldurs Sohn, der uns das Recht gelehrt hat, und hier ist Fosites Land, das heilige Land, wo den freien Männern ihr Recht gesprochen und zugeteilt wurde.“ Also sprachen die Schöffen untereinander. Das Gerücht aber breitete unter dem Volke aus, was geschehen war, daher ward das Eiland ein heiliges, dem Fosite oder nordisch Forseti (Vorsitzer) geweihtes Land geheißen. Forseti war der Sohn des Lichtgottes Baldur und der blühenden Nanna. In seinem Saale Glitnir, des Silberdach auf goldenen Säulen ruht, sitzt er den langen Tag und richtet und schlichtet allen Streit, und die da Recht verlangen, gehen befriedigt und versöhnet von dannen; denn wie niemand wagt, Baldurs Urteil zu schelten, so ist auch Forsetis Gericht gerecht und weise, daß man niemals Klage führt. Wie aber Baldur aus der Asen- und Wenschenwelt verschwindet, so verläßt er auch seinen Sitz gegen Ende der Zeiten, und nun bricht die Wolfszeit herein, und es erhalten die Oberhand die unsittlichen, finstern Gewalten, bis endlich das Gottesgericht hereindringt.

11. Niörder und Skadi.

Viele Verehrer der lichten Gottheiten, die da lebten in Tapferkeit, Gerechtigkeit und Heiligkeit, waren nach dem Tode in Asgard aufgenommen, um hier der Götter Seligkeit zu teilen. Da schlich sich der böse Neid in die Herzen der nach Wanaheim gewanderten Göttersöhne. Auf luftigen Rossen eilten sie, herrlich gerüstet, gegen Asgard, die dort wohnenden Götter und Menschenseelen zu verjagen. Wacker wehrten sich die Angegriffenen gegen die Rotte der Empörer. Doch plötzlich verstummte das Getümmel. Im Flammenglanze nahte Odhin. Nur einmal warf er seinen Speer; er traf den Führer der Wanen zu Tode. Alle beugten sich dem gewaltigen Gott. In einer Versammlung wurde der Friede vermittelt. Der Zutritt zum Himmel sollte den Wanen stets unverwehrt sein. Ja, einer von ihnen sollte seinen Wohnsitz mit dem dem Wili identischen Hönir vertauschen, und während Hönir nach Wanaheim wanderte, zog in Asgard ein Niörder.

Der Männerfürst Niörder war groß, stattlich und von untadelhafter Schönheit. Überall berühmt wurde seine Weisheit und Güte wie sein Reichtum. Daher konnte er auch die erhören, die ihn um Segen für ihre Geschäfte, besonders für glückliche Seefahrt und Handelsgewinn, anriefen. Er wohnte in der Folge zu Noatun (Schiffstadt), wo ihn das Tönen der Meereswellen und der Gesang der Schwäne erfreute, und wo er die ihm übertragene Herrschaft über die stille, friedliche Meeresflut übte. Wenn der wilde Meergott Ögir die Wasser aufgewühlt hat, daß sie schäumend und brüllend den Schiffern den Untergang drohen, so weiß er sie mit mächtigem Zauber zu beruhigen und sendet den Seeleuten günstigen Fahrwind. Er trägt nicht den Ögirshelm, vor dem sich alle lebenden Wesen entsetzen, sondern den mit Muscheln geschmückten Hut, von dem Reiherfedern herabnicken. Eine meergrüne Tunika umwallt seine schlanke Gestalt und läßt

den untern Teil seiner wohlgestalteten Beine unbedeckt. Diesem Umstande verdankt er die Erwerbung seiner Gattin, der schönen Götterbraut Skadi.

Als die Götter bei Gelegenheit des Raubes der holdseligen Iduna und ihrer Befreiung durch Loki den sie verfolgenden Sturmriesen, Thiassi war sein Name, erschlagen hatten, da erschien Skadi, seine Tochter, angethan mit Helm und Brünne, in Asgard, ihren Vater zu rächen. Da boten ihr die Asen Vaterbuße, und als Odhin ihr den Himmel zeigte, an den er ihres Vaters Augen versetzt, damit sie forthin als freundliche Sterne auf die Tochter herabschauen möchten, da verging ihr Zorn, und sie ließ sich die Vergleichsvorschläge gefallen. Einen der Götter dürfe sie zum Gemahl sich wählen, jedoch ohne mehr als die Füße von denen zu sehen, unter welchen sie wählen sollte. Sie blickte zweifelnd umher. Da fielen ihre Augen auf Baldur, der in himmlischer Schönheit vor ihr stand, strahlend unter den Asen, wie der Morgenstern unter den erbleichenden Gestirnen der Nacht. Ihn hoffte sie zu erkennen, wenn sie nur einen Zipfel von seinem leuchtenden Gewande erblicke. Sofort ließ sie sich die halb verhüllende Binde umlegen und wartete, bis die Götter im Ring um sie versammelt waren. Da sah sie eines Mannes Füße von untadeliger Form. „Dich wähl ich," sprach sie, „du bist Baldur." Sie riß das Band von den Augen, und es war nicht Baldur, es war Niörder, den sie erkoren hatte; doch auch er war schlank, stattlich, mild und freundlich von Angesicht.

Das Wort war gesprochen, die Wahl geschehen, die Vermählung wurde mit großer Pracht gefeiert. Skadi fand sich ganz behaglich an der Seite ihres Eheherrn in den himmlischen Räumen von Asgard. Nachdem die Flitterwochen vergangen, folgte sie dem Gemahl gen Noatun, der ragenden Burg am Meeresstrande. Auch da gefiel es ihr anfangs wohl, aber bald erwachte die Sehnsucht nach der väterlichen Feste,

nach den hallenden Wäldern, wo sie gewohnt war, das Wild zu erjagen oder auf den Stahlschuhen über die Eisfläche hinzugleiten.

Widrig dünkte ihr das Tosen der Brandung, das Stöhnen und Klaffen der Robben, das Schnalzen der Fische, und das heisere Geschrei der Möven weckte sie oft aus ihren nächtlichen Träumen. Sie trug's nicht länger, sie erklärte ihrem Eheherrn, entweder müsse sie in die Heimat zurückkehren oder sterben. Der aber war sanft und nachgiebig und schlug ihr vor, er wolle neun Nächte mit ihr auf ihrer väterlichen Burg zubringen, dann solle sie drei Nächte bei ihm wohnen, und so fort und fort bis Ragnaröck. Freudig willigte sie ein, und das Abkommen ward eine zeitlang zu beider Zufriedenheit eingehalten. Indessen auch Niörder konnte sich auf die Dauer nicht daran gewöhnen. Das Wolfsgeheul, das Brüllen des Auers, das Brummen der Bären war ihm eben so zuwider, wie der Gattin die Erscheinungen am Meeresstrande. Daher lösten sie den Ehebund und bezogen jegliches seine gewohnte Behausung. Niörder lag dem Fischfang ob und förderte Schiffahrt und Handel. Skadi trieb, wie sonst, das fröhliche Weidwerk und herrschte mit Bogen und Geschossen über das Getier des Waldes.

12. Freyr oder Fro.

Freyr, Niörders nützer Sohn, herrschte über Regen und Sonnenschein und das Wachstum der Erde, und ihn soll man anrufen um Fruchtbarkeit und Frieden. Er ist auch der Gott, der die Ehen segnet, dem Hause Wohlstand verleiht und das Familienleben fördert. Das Schiff Skidbladnir, das mit immer günstigem Fahrwind Meer und Luft befährt und sich zusammen legen läßt wie ein Tuch, hatte er von Loki erhalten, dem die kunstreichen Söhne Iwalders aus dem Zwergenlande mehrere Kostbarkeiten verfertigt. Mit demselben be-

gleitet er die Handelsleute und nimmt die Schiffbrüchigen rettend an Bord. Ein anderes Kleinod, den Eber Gullinbursti, verehrte ihm der Zwerg Brok. Das Tier hatte goldene Borsten und verbreitete taghellen Glanz in der Finsternis. Es trug den Gott windschnell durch Nebel und Wolken über Berge und Thäler.

Eines Tages ging der Gott auf Odhins Hochsitz Hlidskialf und schaute über alle Welt. Als er nach Norden blickte, sah er in einem Gehege ein großes und schönes Haus. Zu demselben ging ein Mädchen, und als sie die Hände erhob, um die Thür zu öffnen, da leuchtete von ihren Händen Luft und Wasser, und alle Welten strahlten von ihr wieder. Und so rächte sich seine Vermessenheit an ihm, sich an diese heilige Stätte zu setzen, daß er harmvoll hinwegging. Und als er heimkam, sprach er nicht, auch mochte er weder schlafen noch trinken, und niemand wagte es, das Wort an ihn zu richten. Da ließ Niörder den Skirnir, Freyrs Diener, zu sich rufen und bat ihn, zu Freyr zu gehen, mit ihm zu reden und zu fragen, warum er so zornig sei, daß er mit niemand reden wolle. Skirnir sagte, er wolle gehen, aber ungern, denn er versehe sich übler Antwort von ihm. Und als er zu Freyr kam, fragte er, warum er so finster sei und mit niemand rede. Da antwortete der Gott, er habe ein schönes Weib gesehen, und um ihretwillen sei er so harmvoll, daß er nicht länger leben möge, wenn er sie nicht haben solle. „Und nun sollst du fahren und für mich um sie bitten und sie mit dir heimführen, ob ihr Vater wolle oder nicht, und ich will dir das wohl lohnen.“ Da antwortete Skirnir und sagte, er wolle die Botschaft werben, wenn ihm Freyr sein Schwert gebe. Das war eine so gute Waffe, daß sie von selbst focht. Und Freyr ließ es ihm daran nicht mangeln und gab ihm das Schwert. Da fuhr Skirnir und warb um das Mädchen für ihn und erhielt endlich nach manchen Bitten, Beschwörungen und Drohungen die Verheißung, nach drei Nächten

wolle sie an den Ort kommen, der Barri heiße, und mit Freyr Hochzeit halten. Und als Skirnir dem Freyr sagte, was er ausgerichtet habe, da sang er so:

„Lang ist eine Nacht, länger sind zwei,
Wie mag ich dreie dauern?
Oft deucht ein Monat mich minder lang
Als eine halbe Nacht des Harrens.“

Zur bestimmten Zeit traf Freyr im Haine Barri mit Gerda zusammen und feierte die Vermählung, die gleich war der Verbindung der aus dem Winterschlaf erwachten, bräutlich geschmückten Erde mit dem blühenden Lenz.

Der Gott des heitern Sonnenscheins, der Fruchtbarkeit und der Wärme war einstmals erzürnt, daß die Reif- und Frostriesen die Erde so lange in Banden hielten unter der Decke von Eis und Schnee. Da machte er sich auf, zu sehen, warum die Unholde noch immer nicht weichen wollten. Übermütig zogen die finstern Mächte einher in sinnverwirrendem Getümmel und voran ihr Führer, der schreckliche Bel (der Brüllende), auf den Adlerflügeln des Sturmes, von dichten Schneeflocken umgeben. Mutig trat ihm Freyr entgegen, und obschon er sein gutes Schwert nicht mehr besaß, das von selbst sich schwang und den Gegner erlegte, — er hatte es seinem Diener Skirnir ja gegeben, — so griff er den Riesen doch an und erschlug ihn mit einem scharfzackigen Hirschhorn und verscheuchte seine Gefährten. In diesem Kampfe war Freyr noch Sieger über die unholden Riesen; wenn einstmals aber der Tag der Vernichtung gekommen, wenn er auf Surtur, den schwarzen, trifft, dann hält ihm nicht aus das Hirschhorn, womit er Beli, den brüllenden, erschlug. Zwar dringt er siegreich vor gegen die feuersprühenden Muspelheims-Söhne, aber da kommt Surtur mit dem lodernden Flammenschwert. Jetzt vermißt er seine Wunderwaffe, und, zu Tode getroffen, sinkt er nieder auf dem Felde des Todes.

13. Uller.

Uller ist der Sohn Sifs, der goldlockigen Gemahlin Thors, und dessen Stiefsohn. Er ist der frische, starke Wintergott, der, unbekümmert um Sturm und Schneegestöber, auf Schnee- oder Schlittschuhen einherfährt. Kommt er an einen See oder eine Bucht, die nicht gefroren sind, so verwandelt er durch mächtigen Runenspruch den Schuh in ein Fahrzeug und setzt, Wind und Flut beherrschend, hinüber. Wenn er auf blanker Fläche dahin eilt, so trägt er allezeit den Schild, die tödlichen Geschosse und den eibenen Bogen. Er schützt mit der Schneedecke die dem Boden anvertrauten Saaten gegen den grimmigen Frost und ist, wie der segnende und erfreuende Baldur, ein Wohlthäter der sterblichen Menschen. Diese befreit er auch von den schädlichen Raubtieren. Er richtet seine nie fehlenden Geschosse nicht auf das kleine und schwache Getier des Waldes, sondern gegen den gewaltigen Auerochsen, den reißenden Wolf, den starken Bären und den listigen Fuchs.

Einstmals aber sah er beim fröhlichen Jagen die schöne Götterbraut Skadi, die kühne Jägerin. Er entbrannte zu ihr in herzlicher Liebe, und da diese sich von ihrem ersten Gatten Niörder geschieden, so reichte sie willig dem stattlichen Weidmann die Hand. Bei der Hochzeit spielten die Stürme in allen Tonarten zum Tanze auf, denn die Herbsttag- und Nachtgleiche war vorüber, und der Winter, die rechte Wonnezeit für die beiden Brautleute, hatte seinen Anfang genommen.

14. Loki.

Noch zählt man einen zu den Asen, den einige den Verlästerer der Himmlischen, den Anstifter alles Betruges und die Schande der Götter und Menschen nennen. Sein Name ist Loki. Ehedem die Menschen waren, erscheint er schon als

Blutsbruder Odhins, mit dem er in der Urzeit das Blut gemischt. Auch wird er als Erschaffer der Menschen genannt. Denn neben den Schöpfern Odhin, Wili und We nennen andere Odhin, Hönir und Loki. Der erste gab Seele, Hönir sinnige Rede, Loki aber Blut und blühende Farbe. Nicht lange aber bewies sich Loki als gute Gottheit. Obschon er schmuck war und schön von Gestalt, so war er doch unbeständig, und bös sein Gemüt, und so glich er mehr den Riesen als den Asen. Daher nannte man auch den Riesen Farbauti seinen Vater und die Riesin Laufei seine Mutter. Bald bringt er nun die Asen in manche Verlegenheit; denn er übertrifft alle andern in Schlauheit und in jeder Art von Betrug, doch half er ihnen auch oft durch seine Klugheit wieder heraus. Seine Gemahlin heißt Sigyn, die, obgleich vielfach gekränkt und verschmäht, ihm auch im Unglück stets zur Seite blieb.

Von einem Riesenweibe Angurboda hatte Loki drei Kinder. Das erste war der schreckliche Fenriswolf, das andere die Midgardschlange, das dritte war Hel. Als die Götter erfuhren, daß diese in Riesenheim erzogen wurden, und durch Weissagungen erkannten, daß ihnen von diesen Geschwistern Verrat und großes Unheil bevorstehe, indem sie Böses von Mutter-, aber noch Schlimmeres von Vaterswegen von ihnen erwarten zu müssen glaubten, schickte Allvater die Götter, daß sie diese Kinder nähmen und zu ihm brächten. Als sie aber zu ihm kamen, und er dieselben prüfend anschaute, wuchs die entsetzliche Hel zusehends; aus ihren tiefen Augenhöhlen schossen Blitzfunken, sie reckte die Arme aus, als wollte sie den allwaltenden Vater zermalmen. Zugleich bäumte sich die Schlange empor, daß sie anzusehen war wie eine gewundene Säule, und aus ihrem klaffenden Rachen flossen Gift und Geifer, davor die Asen zurückwichen. Aber der allwaltende Vater ergriff beide Scheusale und schleuderte sie weit über Asgard ins Unendliche. Die Schlange sank in die tiefe See,

welche alle Länder umgibt. Dort wuchs sie zu solcher Größe, daß sie mitten im Meere um alle Länder liegt. Neun Tagraſten weit flog Hel über Schluchten und Schlünde und eisumſtarrte Klippen in die Tiefe von Nebelheim, in das ihr beſchiedene Helheim, wo ſie über die Heere der Toten Herrſchaft übt. Dort hat ſie eine große Wohnſtätte. Ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüſſel, Gier ihr Meſſer, Träg ihr Knecht, Langſam ihre Magd, Einſturz ihre Schwelle, ihr Bett Kümmernis und ihr Vorhang dräuendes Unheil. Den Wolf erzogen die Götter bei ſich, und Tyr allein hatte den Mut, zu ihm zu gehen und ihm zu eſſen zu geben. Und als die Götter ſahen, wie ſehr er jeden Tag wuchs, und alle Vorherſagungen meldeten, daß er zu ihrem Verderben beſtimmt ſei, da faßten ſie den Beſchluß, ihn zu feſſeln. Zweimal verſuchten ſie es mit Eiſen und Stahl, das drittemal gelang es ihnen mit dem Zauberbande Gleipnir, das Freyrs Diener Skirnir aus dem Zwergenlande geholt. Nun lag der Wolf gebunden bis zur Götterdämmerung. Es töteten aber die Götter die üble Brut nicht, weil ſie ihre Heiligtümer und Freiſtätten nicht mit dem Blute der Unholde beflecken wollten.

Loki vor den Göttern bei Ögir.

Ögir, der ſchreckliche, war der vornehmſte und oberſte unter den Waſſergeiſtern. Ihn riefen die Schiffer an, wenn der Sturm ſie umtobte, die Wellen ſie berghoch emportrieben, wenn die Wogen ſchäumend über verborgene Klippen rollten, oder die Brandungen donnernd an den Felſen der Küſten emporſtiegen, als Herrn des Meeres, der im aufſchäumenden Giſchte wohnte, um Rettung und gelobten ihm Opfer, das Köſtlichſte, was ſie beſaßen. Indeſſen zeigte er ſich oft unerbittlich wie ſeine Gemahlin Ran, die Raſſerin, und die armen Sterblichen wendeten ſich lieber an Niörder, der in ſanft bewegtem Meer waltete und den Schiffern günſtigen Fahrwind ſandte.

Mit den Aſen ſtand der Beherrſcher des Wellenreiches in Gaſtfreundſchaft. Einſtmals, als die Frühlingsſtürme noch die Meerestiefen aufwühlten, hatte er bei flammendem Scheine der Schwerter und Schilde in Odhins Halle am frohen Mahle teilgenommen und Bragis Geſprächen gelauſcht, die von alten Zeiten Kunde gaben. Er ſprach beim Scheiden: „Wenn der Lein eingeheimſt wird, lade ich alle Aſen und Aſinnen ein, in meinem goldhellen Saale des nährenden Bieres Fülle zu trinken“. Die Zeit kam heran, aber der Meerbeherrſcher gedachte nicht mehr ſeiner Verheißung. Da gemahnte ihn Thor an ſein verpfändetes Wort. Unmutig verſetzte Ögir: „Mir gebricht der Braukeſſel für die Menge der Gäſte.“ Da ſchaffte ihm Thor denſelben aus dem Lande der Rieſen, und nun eilten Götter und Göttinnen in Ögirs Behauſung. Sie waren noch immer voll Kummer über Baldurs Tod und hofften bei vollem Becher die Sorgen zu vergeſſen. Da erſchien Odhin, das Haupt mit dem Goldhelm geſchmückt, und Frigg, die Himmelskönigin, mit dem Sternenreif, Freya, von Briſingamens Glanz umſtrahlt, die goldgelockte Sif, auch Bragi, Niörder und ſein Ehegemahl Skadi, Freyr, Heimdal, Widar und andere Aſen. In der feſtlichen Halle, deren Wände von durchſichtigem Kryſtall die außen umherſchwimmenden Meerwunder erkennen ließen, während das Goldlicht von den verſunkenen, auf dem Grunde liegenden Schätzen ihre weiten Räume erleuchtete, ſetzten ſich alle zum Mahl, nur Thor nicht, der auf ſeiner gewohnten Oſtfahrt war, zu kämpfen mit Rieſen und Unholden, und den Bauern fruchtbaren Boden zu erringen. Plötzlich ſchlich mit unhörbarem Katzentritt der ſchlaue Loki herbei; ihm war kein Stuhl beſtellt in Ögirs Halle. Aber trotzdem drängte er ſich heran, und als der Thürhüter ihm den Stab entgegenhielt, erſchlug er denſelben. Ein wüſtes Getümmel erhob ſich, die Aſen griffen nach Wehr und Schild, aber ſchon war Loki in den nahen Wald entronnen. Kaum war die Ruhe wieder hergeſtellt, da nahte der Böſe von neuem.

Er fand einen andern Thürhüter; den fragte er, wovon die Sieggötter redeten. „Von Waffen und tapfern Thaten," sagte dieser, „von dir aber kein gutes Wort." „So will ich selbst hineingehen", versetzte der Bösewicht, „und der Götter Schuld mit geschickter Rede aufdecken." Mit diesen Worten schob er den schüchternen Hüter beiseite und trat in die Halle. Da verstummte die Rede, es entstand Totenstille. Aber wiewohl Loki da stand wie ein Geächteter in der Versammlung, so forderte er dreist einen Labetrunk, der ihm als einem ebenbürtigen Asen gebühre. Und nun schmähte er Götter und Göttinnen, rühmte sich der Urheberschaft an Baldurs Tod, — da erschütterte plötzlich ein Donnerschlag die ganze Halle, und Thor stand, Miölnir schwingend, mitten in der Versammlung. Noch wagte sich der Lästerer auch an diesen mit scharfen Reden. Als ihm aber der Riesentöter mit dem Hammer drohte, rief er: „Den Asen sang ich und den Asensöhnen ihr Preislied in Ögirs Halle, die bald vergeht, wenn die flackernde Flamme daherfährt. Ich aber weiche nur dem Stärkern, der gern zuschlägt." Nach diesen Worten nahm er die Gestalt eines Lachses an und sprang in die umrauschende Flut.

Lokis Bestrafung.

Die Götter suchten und fahndeten nach dem Lästerer, der auch der Anstifter der an Baldur verübten Unthat war. Ihn erblickte Odhin, als er auf Hlidskialf saß, weit in der Ferne in einem einsamen Hause auf luftigem Berge. Von hier aus spähte er Tag und Nacht nach allen vier Himmelsgegenden, ob nicht sein Verfolger plötzlich auftauchen würde. Ihn plagte nicht Reue, nicht das böse Gewissen, — die hatte er längst zur Ruhe gebracht, — ihn ängstigte die Furcht vor der Rache, die er herausgefordert. Daher nahm er oft die Gestalt eines Lachses an und suchte eine Stelle, wo er sich

geborgen wähnte. Dennoch ließ ihn die Sorge nicht ruhen, denn er hatte keinen Freund, er vertraute niemand, nicht einmal der Gattin Sigyn, die immer noch den Argen liebte. Tage lang saß er im windigen Haus und dachte nach, mit welcher List die Götter ihn fangen könnten. Und er knüpfte selbst mit kunstfertiger Hand ein Netz, ein damals noch unbekanntes Gerät. Plötzlich flackert die Flamme hoch empor auf dem Herd. Er sah auf und erblickte die Asen im Anzug. Eiligst warf er das Netz in die Flamme und verbarg sich als Lachs in einem Wasserfall.

Arglist und Tücke des Herzens fängt sich oft im eigenen Garne. Die anrückenden Asen fanden in dem windigen Gemache nicht den Lästerer, wohl aber die Spuren des Netzes. „Gefunden," riefen sie, „der Arge hat sich selbst die Schlinge geknüpft." Schnell war ein ähnliches Fanggarn gefertigt; mit demselben fingen sie nach einigen Versuchen den Listigen. Thor hatte ihn, als er sich über die Schlinge wegschnellen wollte, ergriffen. Da war der Lästerer, der Mordstifter, der Falsche in den Händen der Gegner. Sie schnürten ihm Arme und Beine zusammen und schleppten ihn in eine Höhle des Berges. Daselbst bereiteten sie ihm sein Schmerzenslager: drei scharfkantige Felsen, von denen der eine unter seine Schultern, der andere unter seine Lenden, der dritte unter seine Kniekehlen gelegt wurde. Mit eisernen Banden wurde er hier festgehalten. Dann nahm Skadi eine giftige Natter und hing sie über dem Haupte des Übelthäters, damit ihr Gift und Geifer beständig ihm ins Antlitz träufle.

Nachdem das alles geschehen war, kehrten die Götter in ihre Heime zurück, die aber nicht mehr grünten im unverwelklichen Schmucke ewigen Frühlings, sondern im Gewande der Vergänglichkeit schlaff und welk erschienen. Indessen war doch noch ein Wesen vorhanden, das Erbarmen hatte mit dem Frevler. Es war Sigyn, seine trauernde Gattin. Sie setzte sich neben ihn und fing in einer Schale das von der Natter

herabträufelnde Gift auf, damit Loki nicht davon berührt würde. Wenn aber das Gefäß voll war, und sie es ausleerte, so strömte die gräßliche Flut auf sein Angesicht, und er heulte vor Schmerz und ohnmächtiger Wut und wand und reckte sich, daß die Erde in ihren Grundfesten erzitterte. Das nennen nun unkundige Menschen Erdbeben.

Zwar hatte man den Versucher, den Urheber des Bösen, auf die reifkalten Felsen festgebunden, aber die böse Saat wucherte fort, wurde groß und größer und durchbrach zuletzt alle Schranken und Bande. Da wankt und bebt die Erde selbst in ihren Grundfesten, so daß alle Ketten und Fesseln sich lösen. Auch Loki reißt sich los, er gesellt sich den Riesen, die heranstürmen im Totenschiff Naglfari, er lenkt den Lauf des Fahrzeuges. Mit ihm ist Surtur mit dem Flammenschwert, mit ihm ziehen Muspels Söhne in feurigen Rüstungen. Es kommen seine Kinder, die Midgardschlange und der Fenris-Wolf. Auf dem Wigridfeld wütet der Kampf. Loki kämpft mit Heimdal, und einer erschlägt den andern.

15. Frigg und ihr Gefolge.

Wie der Himmel die mütterliche Erde umarmt und mit seinen Strahlen und seinem Regen befruchtet, daß sie Gras und Kraut, Blätter und Blüten und Früchte hervorbringt, so vereinte sich voreinst Odhin mit der allnährenden Jörd, der Riesin Fiorgyns Tochter, und erhielt von ihr den gewaltigen Thor. Aber der lichte Himmelsgott schied sich wieder von der dunkeln Erdenmutter und vermählte sich der leuchtenden Frigg, Fiorgyns jüngerer Tochter, die forthin mit ihm den Hochsitz Hlidskialf und seine Götterweisheit und Macht teilt, die seines Herzens Freude und Wonne und der Götter Mutter ist. Sie waltet mit ihm über die Schicksale der Menschen und gewährt ihren Verehrern Glück und Sieg, nicht selten durch weibliche List. In wichtigen Angelegenheiten

fragt sie Odhin um Rat. Auch den Menschen, die sie ehrten, erschien sie oft als Beraterin und Helferin in deren Erdennot und vornehmlich als segnende Gottheit des Eheglücks. Daher flehte man sie an um Kindersegen, und sie erhörte die Gebete der gläubigen Verehrer und ließ Heldensöhne erwachsen und schöne Töchter aufblühen, daß die Stämme der Edlen nicht erlöschen.

Ihr Lieblingssohn war Baldur, dem die unerbittliche Norne den schwarzen Faden spann und gen Mitternacht warf, nach dem Reiche der Hel. Die sorgenvolle Mutter wanderte daher durch die weite Welt und beschwor alle Wesen, daß sie ihm nicht schaden möchten; nur die geheimnisvolle Mistelstaude überging sie, und diese erwählte die Norne in der Hand Hödurs zur Vollendung des Schicksalsspruches.

Die Himmelsburg Friggs heißt Fensal. Der Palast ist von einem lieblichen Dämmerlicht erleuchtet und glänzt von Perlen und edlen Metallen. Dahin beruft die Herrin Liebende und Ehegatten, die früh verstorben sind, und vereinigt sie wieder zum ewigen Bunde. In ihrem Prunksaale spinnt sie seidenweiches Garn an goldenem Rocken, das sie an fleißige Frauen verschenkt. Es nimmt kein Ende, wenn es die Weberin auf den Webstuhl bringt, und sie kann ihr Leben lang davon für ihren ganzen Haushalt Gewänder weben. Der Rocken der Göttin wird nächtlich den Erdenbewohnern sichtbar, denn er ist jener glänzende Sternenstreif, den die Verehrer der Göttin Friggsrocken nannten, den aber unkundige Menschen als den Gürtel des Orion bezeichnen. Bei der Göttin wohnen auch ihre Freundinnen und Dienerinnen: Fulla oder Volla, die Fülle, die Bewahrerin ihrer Schätze und ihres Geschmeides, Hlin, die Schützerin aller derer, die in ihrer Erdennot die Hilfe der Götter anriefen, und Gna, die windschnelle Botin, die auf goldgezäumtem Rosse auf den Wellen des Meeres wie auf den luftigen Wolken des Himmels dahinbraust und ihrer Gebieterin von den Schicksalen der sterblichen Menschen Nachricht bringt.

16. Sif.

Des gewaltigen Thor Gattin war Sif. Sie brachte einen Sohn mit in die Ehe, Uller, den mächtigen, frischen Wintergott. Ihrem Gatten schenkte sie eine Tochter, die starke Thrud. Einstmals, als milde Lüfte wehten über des Donnergottes Himmelsburg, da standen weit offen die Hallen, daß der würzige Duft der Sommerblumen hineinziehen konnte. Thor schlief ruhig im großen Saale des Hauses, bis der Morgen heraufstieg und die mächtigen Schatten verscheuchte. Da erhob sich der Gott von seinem Lager, aber sein erster Blick fiel auf Sif, sein trautes Ehegemahl, die sehr traurig war. Ihr goldenes Haar war nämlich über Nacht verschwunden, und mit kahlem Haupte stand sie vor ihm, wie die Erde, wenn der Schnitter die Goldfrucht gemäht und eingeheimst hat. Er ahnte den Frevler und stürmte zornig durch die Haine von Asgard, bis er den Unheilstifter Loki fand. Er würgte ihn, daß ihm die Augen vor den Kopf traten, und ließ ihn nicht eher los, bis er versprach, anderes, gleich schönes Haar von den kunstreichen Zwergen zu beschaffen. Sobald sich der Frevler frei fühlte, fuhr er in der Zwerge Land und erlangte für schweren Sold nicht nur den herrlichsten Hauptschmuck, sondern auch den nie fehlenden Speer Gungnir und das Wunderschiff Skidbladnir. Diese Gaben verteilte er freigebig unter die Asen. Thor erhielt die Locken für die Gattin und sah mit Freude, wie sie sogleich auf ihrem Haupte Wurzel schlugen und fortwuchsen. Odhin empfing den herrlichen Speer, und Freyr das Zauberschiff. Als Loki auf Ögirs Gastmahl sich eindrängte, und niemand von den Göttern und Göttinnen mit dem Verhaßten verkehrte, da brachte die gütige Sif dem Geächteten den schäumenden Met in dem Eiskelch. Aber mit Undank lohnte der Lästerer. Er rühmte sich, einstmals Thors Gemahlin das Haar geraubt zu haben. Die Menschen nennen das viel erstrebte, herrliche, leuchtende Gold nach dem Hauptschmucke der Gattin des Donnerers „Sifshaar".

17. Freya.

In dem Glauben der Germanen war Freya von Frigga nicht verschieden. Sie war ihnen die mächtige Göttin, die an Odhins Seite auf dem Hochsitz der Welt saß, über Himmel und Erde gebot, die Schicksale der Völker und vornehmlich den Ausgang der Schlachten lenkte. Gleich den Walküren oder als ihre Führerin schwebte sie im Federhemde über dem Kampfgetümmel und sandte den Helden Sieg oder ruhmvollen Tod; dann teilte sie sich mit dem Gemahl in die Gefallenen und nahm die, welche ihr angehörten, in ihren Palast Folkwang (Volkanger) und in ihren glänzenden Saal Seßrumnir (Sitzraum) auf, wo sie ihnen den beseligenden Met reichte. Im Frühling fuhr sie in heiligem Wagen unter die Völker; dann schmückte sie die Erde mit frischem Grün, mit Blumen und Gräsern, gab Gedeihen den ausgestreuten Saaten und segnete die Feldfrüchte. In den skandinavischen Mythen unterscheidet sich Freya ganz bestimmt von Frigg, der man den obersten Rang unter den Göttinnen einräumt, während jene sich mit der zweiten Stelle begnügen muß und nicht mehr als Gemahlin Allvaters erscheint. Sie ist die Tochter des herrlichen Gottes Niörder, die Schwester des leuchtenden Freyr, der mit der strahlenden Gerda seine Vermählung feiert. Als Göttin der Schönheit und Liebe segnet sie den Bund liebender Menschen, die sich mit Opfer und Gebeten an sie wenden, während jedoch die Ehe selbst von der mächtigen Frigg gefördert und geschlossen wird. Die südgermanischen Stämme kannten die Unterscheidung der beiden Göttinnen nicht, daher wurden bei ihnen an dem der Freya geheiligten Freitag die Hochzeiten gefeiert.

Ein kostbares Kleinod der Göttin ist ihr strahlender Halsschmuck Brisingamen, glänzend wie die Sternenpracht des Himmels oder der Frühlingsschmuck der Erde. Ihn sollen vier kunstreiche Zwerge geschmiedet haben in ihrer unterirdischen

Werkstätte; sie setzten auch Edelsteine hinein, daß er leuchtete wie Sonnenlicht. Selbst die Göttin ward geblendet von dem wunderbaren Glanz, und sie erwarb das Geschmeide um hohen Preis. Loki, der listige, versuchte einstmals den Raub desselben. Es ruhte in Folkwang auf schwellendem Lager die herrliche Göttin. Sie hatte den einen Arm über den schimmerden Halsschmuck gebreitet. Da erschien leise der Listige. Er murmelte Zaubersprüche und schrumpfte zusammen immer kleiner und kleiner. Er ward endlich ein Ungeheuer von winziger Gestalt mit Borsten und scharfem Gebiß, ein leibhaftiger Floh. Geschickt sprang er an die Schlafende, stach sie, daß sie sich wendete. Da ward frei der Halsschmuck. Schnell löste der verschmitzte Ase die Bänder und entwich mit dem Geschmeide in die Ferne. Aber Heimdal, der Wächter, pflegte seines Amtes. Er verfolgte den Räuber, und obgleich er in himmelan loderndes Feuer sich wandelte, in einen Eisbär und eine Robbe, so unterlag er dem als Wolke die Flamme löschenden, und ebenfalls als Bär und Robbe den listigen Räuber bekämpfenden Himmelswart. Freudig übersandte der Sieger durch Idun der herrlichen Göttin das kostbare Geschmeide. Freya fährt auf einem mit Katzen bespannten Wagen. Oft aber leiht der Bruder ihr auch den Eber Gullinbursti, den sie vor den Wagen spannt, oder von dem sie sich durch alle Welten tragen läßt.

Vielen Völkern galt die Göttin der Schönheit und Liebe als Jungfrau; andere erzählen von ihrer Vermählung mit Odur, einem Abkömmling göttlicher Ahnen. Lang lebte sie in glücklichem Liebesbund; herrliche Kinder erhielt sie, Hnoß, das Kleinod genannt, und Gersemi, die Schmucke. Aber Odur verließ sie, und nicht wußte sie zu ergründen die Ursache der Entfernung. Ohne Freude, ohne Wonne lebte die Göttin, mit ihr trauerte die ganze Natur. Die Blumen welkten, von den Bäumen fiel der grüne Blätterschmuck, alles ward öde und düster. Freya aber klagte laut und weinte Tag und

Nacht, und ihre Thränen glänzten wie Gold, wie Tautropfen, in denen die Herbstsonne sich spiegelt. So verharrte sie gramvoll den ganzen Winter in ihrem verödeten Hause. Da ertrug sie es nicht länger; sie machte sich auf, den Flüchtling zu suchen, sie fuhr hinaus in ferne Länder unter unbekannte Völker. Sie spähte emsig umher und fand ihn endlich auf immergrünen Matten, wo die Goldfrucht reift und die Myrte blüht. Sie schloß ihn liebend in die Arme, und goldne Thränen der Freude entströmten ihren Augen, als er ihre Liebe erwiderte und mit ihr in die Heimat zog. Als die vereinten Gatten die heimische Erde betraten, empfing sie Vogelgesang tausendstimmig; wunderherrliche und vielfache Blumen und die Bäume im grünen Blätterschmuck flüsterten viel von Liebesleben in heiterer Sommerzeit. Wie wünschte, wie hoffte die schöne Göttin, daß der Gemahl nimmer wieder entweiche; aber vergeblich! Wenn nach der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche das Sternbild der Jungfrau untergeht, dann wandert der sommerliche Himmelsgott in fremde und südliche Länder, und erst wenn der Frühling wieder in das Land hineinzieht, kommt er zurück zu der während des Winters um den Entschwundenen klagenden und in Sehnsucht sich verzehrenden Göttin.

18. Die Nornen oder Schicksalsschwestern.

Unter der Weltesche beim Urd-Brunnen steht ein schönes Gebäude. Da wohnen drei Mädchen, entstiegen dem Brunnen, die heißen die Nornen: Urd (Vergangenheit) nennt man die erste, die altersgraue, Werdandi (Gegenwart) die andere, die weder jung ist noch alt, und Skuld (Zukunft) die dritte, die junge und schöne. Sie schaffen die Lose den vergänglichen Kindern des Staubes, sie richten und schlichten, sie lohnen und strafen. Sie spinnen und schürzen den Neugeborenen Fäden, härene und seidene und etliche von Gold und einen

gen Norden, der unzerreißbar, unentrinnbar ist und das Leid bedeutet und den Niedergang zu Hel.

In grauer Urzeit geboren, wurden die Schicksalsschwestern von Riesen gepflegt, bis sie ans Licht des Tages traten und nun, am Urd-Born sitzend, stumm und schweigend den Schicksalsfaden spinnen und den Wechsel der Zeit verkündigen. Sie begießen den Weltbaum mit dem heiligen Wasser der Quelle, daß er nicht der Fäulnis erliege, aber sie wissen und verkündigen es auch, wie alles Leben dem Untergange sich zuneigt, dem auch die seligen Götter nicht entrinnen können. Das ahnen die Himmlischen, darum kommen sie täglich an dem Urd-Brunnen zusammen und erforschen die Lose der Schwestern und halten Gericht unter dem Schatten des Baumes, der im Bilde die Welt mit ihren Wandlungen und das Menschengeschlecht und den Wechsel der rollenden Zeiten offenbart.

Es kennen die Nornen aber nicht allein das Schicksal und sprechen es selbst aus oder verkündigen es durch den Mund der Seherinnen oder Priester, sie schaffen auch das Geschick der Menschen. Sie schreiten unsichtbar, manchmal auch sichtbar, in wichtigen Augenblicken des Lebens vorüber und zeigen dem ahnenden Geiste völkererschütternde Ereignisse. Sie schweben über den Heeren, die zur Schlacht gerüstet stehen, und werfen die Todeslose. Den Blutspuren des Mörders folgen sie und ergreifen den Verbrecher, wo und wie er sich auch bergen mag. Sie zeichnen endlich auf die Nägel der Menschen ihre Runen, nämlich die weißen Flecken, die teils Glück, teils Unglück bedeuten. Ehemals verstanden die Menschen ihre Bedeutung, aber später ist diese Kenntnis ihnen entschwunden.

19. Die Walküren.

Den Nornen nahe verwandt sind die Walküren. Während jene des Schicksals von Menschen und Göttern walten, lenken

diese die Geschicke des Krieges. Odhins Nornen werden sie auch genannt, aber auch seine Schildmädchen, seine Wunschmädchen, die Los-Kieserinnen, die Heldenreizerinnen. Allvater sendet sie aus zu jedem Kampfe. Wenn er dann den Speer über die Heere schleudert, der dumpfe Klang der Hörner ertönt und wilder Kriegsruf, wenn Pfeilgewölk raschelt wie Schlossen, Schleuderäxte und schwere Streithämmer Helme und Schilde zerbrechen, wenn Schwerter klirren im Nahgefecht, und Blut, aus vielen Wunden strömend, die Rüstungen und bald auch die Blumen des Bodens rötet: dann sind sie nahe den Kämpfern; mit Helm und Schild gerüstet, stürmen sie auf weißen Wolkenrossen dahin, entzünden den Heldengeist, beschützen die einen, weihen mit ihrem Kusse zum Tode die andern und tragen sie in die Götterhalle zum Mahle der Seligen. Hier sind sie auch Odhins und der Einherier Schenkmädchen, sie dienen in Walhalla, kredenzen den schäumenden Met und verwahren das Tischzeug und die Ällschalen. Häufig wird daher auch Freya das Haupt der Walküren genannt. Außer den Kindern Odhins wurden zuweilen die glänzenden Töchter gewaltiger Könige zu Schlachtjungfrauen gekürt. Aber nur solange sie der Liebe entsagten, walteten sie des hehren Amtes. Manche der leuchtenden Schildmaide entbrannten jedoch in herzlicher Zuneigung zu den wackeren Helden. Sie schützten ihre Lieblinge in der männermordenden Schlacht und vertauschten dann bald ihr Los als Walküren mit dem einer liebenden Gattin. Nicht immer erfüllen die Schildmädchen den Willen Odhins. Zuweilen schonen sie die Helden und verleihen ihnen Sieg, obgleich Allvater sie schon für Walhalla bestimmt. So die Walküre Brynhild.

Aus der Heldensage.

Wölundur.

Es lebten drei Königssöhne am Rhein, die hießen Slagfieder, Eigil und Wölundur. Sie waren bei den kunstreichen Zwergen in der Lehre gewesen und hatten sich zu berühmten Meistern in den von ihnen erlernten Künsten herangebildet. Slagfieder war der vorzüglichste Arzt, Eigil ein so gewandter Schütze, daß er einem dahinsausenden Vogel nach Belieben irgend ein Auge verletzte und den listigen Luchs mit einem Pfeile am Baume festnagelte, Wölundur aber übertraf auch den allergeschicktesten Schmied, der je den Hammer geschwungen. Alle drei jedoch waren höchst erfahrene Jäger und Schlittschuhläufer. Daher kamen sie auf den Gedanken, die Heimat zu verlassen und auszuwandern nach Nordland, um auf den großen Schnee- und Eisflächen Bären und Wölfe zu jagen. Sie nahmen ihr Jagdgeräte und die blanken Eisschuhe und Gold und Silber und Edelsteine und begaben sich auf den Weg nach Norden. Nach langer Wanderung kamen sie an einen hohen Berg. Als sie denselben erstiegen hatten, da lag vor ihren Augen ein grünes Thal mit saftigem Wiesengrund voll bunter Blumen; in der Mitte aber schimmerte wie ein köstlicher Edelstein der himmelblaue Wolfssee. Das Thal

hieß die Wolfsschlucht und war rundum von waldigen Bergen umhegt, von denen krystallklare Bäche mit lautem Tosen in die Tiefe stürzten. „Hier ist gut sein," riefen die Brüder, „in den Bergen ist Wild und in der Tiefe blankes Eis; darum lasset uns Hütten bauen an dem See." Bald wohnten die Königssöhne vom Rhein in dem fernen Nordlande, und Jagd und Fischfang und Eislauf waren ihre liebsten Vergnügungen. Aber auch die Schmiedekunst pflegte Wölundur, und gern unterstützten ihn die geschickten Brüder. Eines Tages schmiedeten sie ein Schwert. Wölundur legte den Hammer beiseite und sprach: „Für heute genug der Arbeit; morgen wird der Ringbecher gehärtet, mit Alfenpulver geschärft, mit Scheide und Goldgriff versehen, dann der Zaubersegen, und die Wehr ist fertig. Ich sage euch, Brüder, das Schwert, welches Freyr dem Skirnir gab, war nicht schneidiger und glänzte nicht heller als unser Werk. — Aber nun kommt, legt beiseite die Schurzfelle und folgt mir hinaus an die kühlende See. Dort wollen wir von Schweiß und Ruß in den klaren Wellen uns reinigen." Bald schwammen die rüstigen Recken in den erquickenden Fluten, und die eben noch rußigen und schmutzigen Gesellen erschienen nun licht und schön, den glänzenden Alfen vergleichbar. Da plötzlich vernahmen sie über sich mächtiges Flügelrauschen in der Luft. Sie schauten empor und erblickten mit Staunen drei seltsame Gestalten, nämlich Jungfrauen, mit Schwanenhemden bekleidet. Sie schwebten hernieder, legten ab die Federgewänder und badeten in dem lauen, lieblichen Wasser. Dann saßen sie am Gestade und spannen mit goldenen Spindeln die Geschicke der Schlacht; denn es waren Walküren, die Urlog (Schlachtentscheidung) trieben. Das erkannten die Brüder, und schnell wie der Blitz errafften sie die Hemden und bargen sie weit in sicherem Versteck. Erschrocken standen die Mädchen, als sie die Fluggewänder nicht fanden. Aber freundlich redeten die Brüder und luden sie ein in ihre Wohnungen. Wohl suchten die

Jungfrauen nach einem andern Obdach, aber die wüste Wolfsschlucht wies Wald wohl und Wiese, aber nirgend verkündete der Rauch die Stätte von freundlichen Menschen. Schüchtern folgten die Mädchen den Männern, doch bald ward heiter ihr Sinn. Beim fröhlichen Mahle erzählten die Brüder von dem Zauber ihrer Heimat, sie sangen von den Fluten des rauschenden Rheins und von dem Golde, das in den Wellen dahinrollt. Sie zeigten ihnen Rheingold, das sie selbst gewonnen, und Ringe und Kleinodien, die Wölundur gefertigt. Die Jünglinge wußten so lieblich zu reden, daß die Jungfrauen gern die Verlobung gewährten. Eigil, der mittlere der Brüder, gewann die kühne Älrun, Slagfieder die glänzende Schwanweiß, aber die jüngste, die liebliche Allweiß, führte Wölundur in seine Behausung.

Sieben Winter blieben die Walküren im Wolfsthale. Sie freuten sich der Geschicklichkeit ihrer Männer und sahen mit Staunen, wie aus der Esse Wölundurs Helme und Brünnen, Schilde, Geschosse und Schwerter hervorgingen. Aber auch Ringe und köstliches Geschmeide verfertigte der Kunstreiche und schenkte sie den Frauen zur willkommenen Zier. Und wenn die Männer hinausgingen in den hallenden Wald, an den lispelnden See, des fröhlichen Weidwerks zu pflegen, dann richteten daheim die Frauen das Mahl und schmückten die Hütten und harreten froh der wegemüden Schützen. Vor allen beglückt war Allweiß über den trefflichen Gatten, den die Nornen ihr geschenkt. Wenn er sich schmückte mit der glänzenden Rüstung, an der Hüfte ihm klirrte das schneidige Schwert, und wenn er aus der Scheide dann riß den Helmzerspalter und mit wuchtigem Hiebe die Eisenstäbe zerspellte, dann meinte sie einen Kämpen zu sehen vom blutigen Walfeld, wo vordem, Sieg oder Tod verleihend, sie die Heere begleitet. Liebend umschlang sie einstmals den Gatten und reichte ihm einen Goldring, das Geschenk einer Norne, der jedem Besitzer der Götter und Menschen Liebe erwerbe.

Still und einförmig war das Leben im einsamen Thale. Da erwachte im achten Jahre bei den Frauen die Sehnsucht nach Krieg und Schlachtengetümmel. Sie wünschten im Federhemde die Luft zu durchstürmen oder auf luftigen Wolkenrossen über Land und Meer zu schweben und nach Odhins Gebot im Kampfgewühle zu walten. Da entdeckten sie einstmals einen seltsamen Schrein, sie forschten und suchten und fanden — die Schwanenhemde. Sie jauchzten vor Freude, sie eilten zum Strande, und tönenden Flügelschlags entschwebten sie zu den lichten Höhen.

Spät kamen von der Jagd die wegemüden Schützen; sie brachten willkommene Beute, eine herrliche Bärin; doch siehe! kein fröhliches Winken, kein freudiges Grüßen der Frauen, verödet das Haus, der Schrein erbrochen. Nun wußten die Brüder, was geschehen. Am Morgen zog Eigil, Älrun zu suchen, gen Mittag Slagfieder Schwanweiß nach. Wölundur aber blieb gramvoll zurück, denn er hoffte, Allweiß, die gute, kehre bald doch zurück. Nun schmiedete er Feingold, faßte Steine und verfertigte Ringe, siebenhundert an der Zahl, dem gleich, den die Gattin ihm geschenkt; und er reihte sie zusammen durch Bande von Bast und fügte auch den echten hinzu, den er und Allweiß wohl kannten, nicht aber ein Fremder zu unterscheiden vermochte.

Niduder, der Niarendrost, erfuhr von den Schätzen des Meisters im Wolfsthale; er hörte, daß er einsam weile und mit kunstreicher Hand die Kleinodien sich mehre. Er glaubte, Wölundur grabe das Gold aus seinen Bergen, und ihm gelüstete nach den glühroten Ringen und dem blitzenden Schwerte. Bald erglänzen im Mondsichelscheine die Schilde und Schuppen seiner schleichenden Schar. Sie springen von den Rossen an Wölundurs Behausung, sie binden die Tiere an die grünenden Bäume und schleichen auf leisen Sohlen hinein in die Hütte. Da hingen am Bast die siebenhundert Ringe, und König Niduder nahm mit kundiger Hand den kostbarsten weg, die

andern ließ er hangen. Dann schlich er hinaus und verbarg sich im Wald. Bald schritt der Schütz, erschöpft vom Weidwerk, Wölundur, den weiten Weg nach Haus. Er trug einen Bären, die Beute der Jagd. Das köstliche Fleisch am Feuer zu braten, entfacht er ein Feuer auf dem Herd des Hauses. Dann setzt er sich auf die Haut und röstet die Stücke und schaut empor zu den Ringen. Er zählte und sah, und wunderbar — es fehlte der eine, den die Gattin getragen, den sie und er nur zu finden vermochte. „Allweiß ist da, sie hat den Ring genommen, sie kehret zurück, o Freude und Glück!“ so rief voll Jubel Wölundur. Er träumte den süßen Traum des Wiedersehens. Seine Gedanken verwirrten sich, er fiel in einen tiefen Schlaf. Unsanft war sein Erwachen. Als er sich aufrichten wollte, da fühlte er feste Bande um Hände und Füße geschnürt. Fackeln leuchteten, Waffen klirrten, und vor dem überraschten Schmied stand ein Mann von grimmigem Aussehen. Niduder war zurückgekommen, er schnaubte den Gefangenen an und rief: „Von meinem Boden hast du das Gold genommen, Ringe schmiedest du, mein Kriegsvolk zu werben!“ — „Nicht aus deinen windkalten Bergen grub ich das blanke Metall,“ antwortete Wölundur, „es ist Rheingold, das in meinen Kammern leuchtet.“ — „Wenig Glauben schenke ich deinen Worten,“ antwortete Niduder, „doch will ich gegen dich handeln wie ein König. Nur das gleißende Schwert und den glühroten Ring begehr ich von dir. Behalte das andere und wohne im Thale und jage das Wild.“ Und auf des Königs Geheiß fielen ab die Fesseln, die Krieger verließen das Haus, bestiegen die Rosse und sprengten von dannen. Den Zauberring gab Niduder seiner Tochter Bödwilde, er selbst aber behielt das blitzende Schwert.

Da sprach die Königin zu ihrem Gemahl: „Du hast dem Meister das Kostbarste geraubt; ich fürchte gar sehr seine Rache. Drum zieh noch einmal in das Wolfsthal und lähme dem Argen die Füße, daß er nimmer dir Böses zu thun ver-

mag.“ Der König erwog den Rat des argen Weibes, überfiel den Meister noch einmal bei Nacht und ließ ihm die Sehnen an den Kniekehlen durchschneiden, dann schleppte er den wunden, elenden Mann in ein Boot und brachte ihn auf den Holm Säwarstader. Auch Schmiede und alle Schätze führte er dahin und zwang den wehrlosen Meister, Kleinodien zu fertigen und Waffen zu schmieden. Wölundur mußte gehorchen, aber Tag und Nacht gedachte er der Rache. Er schuf sich ein Flügelkleid nach dem Muster der Schwanenhemden; nun hätte er entfliehen können, aber er gedachte des Tages der Vergeltung. Einstmals brachte Niduder ihm das geraubte Schwert, daß er Knauf und Bügel ihm reicher verziere. In drei Nächten, meinte der Schmied, werde des Herrn Begehr befriedigt sein. Nun glühte die Esse, erscholl der Hammerschlag Tag und Nacht; denn Wölundur vollendete nicht bloß den gewünschten Zierat, sondern auch ein zweites Schwert, nicht unterscheidbar von dem ersten, aber ohne dessen Härtung und ohne den siegverleihenden Zaubersegen. Die falsche Waffe gab er dem König, der sie zufrieden lächelnd empfing.

Einst schaukelten sich auf schwankendem Kahn die zwei lieblichen Knaben Niduders. Sie ruderten hin und her und fuhren auch Säwarstader vorbei. Da stand auf Krücken gestützt der rußige Schmied. Er winkte den Kindern freundlich; sie liefen herbei und schauten in die Kiste, die glänzte von Gold und Geschmeide. Da sprach Wölundur: „Kommt morgen zurück, doch ganz allein und saget es nicht dem Gesinde, den Mägden, und euch soll gehören das gleißende Metall, die schimmernden Kleinodien.“ Sie kehrten zurück in des Vaters Haus, das Herz voll Gier nach den köstlichen Schätzen. Des andern Morgens weckt der eine den andern: „Komm schnell, zu schauen die glühroten Ringe.“ Sie kamen zur Schmiede, erkundeten den Schlüssel und öffneten die Kiste. Wie leuchteten da die Methörner, Kannen, Stirnbinden, wie Schlangen geschweift!

„Mir den hellen Brustring! mir das Schlänglein mit den funkelnden Augen!“ so riefen die Kinder und schauten tiefer hinein in die Truhe. Da sprang heran der humpelnde Meister. Hart schlug er zu den scharfkantigen Deckel, daß die Häupter der Knaben zu den Kleinodien rollten, die Leiber aber auf dem rußigen Boden zuckten. Da lachte der finstre Mann, der Rache froh. Unterm Fesseltrog barg er die Füße, aber die Schädel schweifte er in Silber und formte sie zu zierlichen Trinkgefäßen und sandte sie dem König. Aus den Augen machte er Edelsteine und schenkte sie der falschen Frau des Fürsten, aus den Zähnen aber bildete er Brustgeschmeide und sandte sie Bödwilde, der Tochter Niduders.

Dem Niarenherrscher mundete nicht der Met, den man ihm bot in zierlichen Schalen, und selbst der Wein aus dem Südland machte ihm wenig Freude, denn er vermißte die wonnigen Söhne. Auch die Mutter sorgte gar sehr, da man die Knaben vergeblich gesucht. Wenig kümmert es Bödwild, denn sie freut sich des Schmuckes mit den weißen Perlen. Als sie ihn anlegte, entglitt ihr der Ring der lieblichen Allweiß, er zerbrach in Stücken. Da eilte sie zur Schmiede und bat den Meister, den Schaden zu bessern. Wölundur war sogleich bereit. Er lud sie ein, im Sessel zu warten, er setzt ihr hin eine Schale voll Met. Bödwilde kostete das liebliche Getränk. Sie kostete wieder und immer wieder, ihr schwanden die Sinne, und alles um sie her schien verwandelt, vertauscht. Die rußige Schmiede dünkt ihr ein Brautgemach, der humpelnde Meister ein göttlicher Held, der kosend den Brautring ihr schenkte. Der Wonnerausch währt eine Stunde und mehr, dann kommt die Besinnung, es schwindet der Taumel. Durch die Dunkelheit leuchten die Augen des grimmen Wölundur. „Geh nun heim, süßes Bräutchen,“ so lispelt er höhnisch, „auch ferner wirst du des Schmieds gedenken.“ Sie eilt hinaus aus der Hütte und fliegt hinüber zum Hofe des Vaters.

„Nun hab ich gerächt den Harm und die Schäden,“ so murmelte Wölundur. „Jetzt fort zu Niduder und dann weiter nach Osten.“ Er gürtete sein Schwert um, legte an das Flügelkleid, flog auf in die Luft und ließ sich nieder auf der Zinne der Königsburg. Außen stand Niduders arges Weib, sie eilt hinein, den Gatten zu rufen. Da erscholl schon die Stimme des Schmieds: „Erwache, Niduder, komm heraus aus dem Saal und vernimm, was dich freut!“ Erschrocken eilt der Gerufene ans Thor, da sieht er den Verstümmelten auf der Zinne des Hauses. „Höre, du Frevler,“ so klang es hinunter, „deiner Söhne Leiber findest du in der Schmiede, aus den Schädeln trinkst du den duftenden Wein, ihre Augen trägt dein Weib, die Arge, als Edelgestein, ihre Zähne zieren die Brust deiner Tochter. Das Kind Bödwildes, das neugeborene, soll einst empfangen das Schwert des Sieges, das listig ich dir entwendet. Einst wird es Odhin dem Siegmund verleihen, und nach ihm soll es dessen Erzeugter, der strahlende Sigurd, besitzen und damit den Drachen Fafnir erschlagen. Ich aber ziehe weiter gen Morgen, wo ich Allweiß finde und mit ihr leben werde, bis die Götter verdämmern.“ So sprach Wölundur und schwang sich empor, dem leuchtenden Frührot entgegen.

Helgi, Hiörwards Sohn.

Hiörward hatte sich mit Sigurlin, der glänzenden Tochter König Swafnirs, vermählt. Die Gemahlin beglückte ihn mit einem Sohne, der schön und kräftig heranwuchs, doch ach! schon bald bemerkten die Eltern, daß demselben die Sprache versagt war. Er hörte und verstand, was man redete; allein er wußte nicht einmal die süßen Worte „Vater“ und „Mutter“ zu lallen. Daher wurde bald der Knabe nur wenig beachtet, und nicht einmal einen Namen gab man dem Stummen.

Nur sein älterer Halbbruder Hedin bekümmerte sich um den Kleinen, und häufig durchstreiften die Brüder die Heide und den Wald, das Wild und die Untiere zu jagen. Aber auch des Krieges gedachten sie, und kräftig verstanden sie den Speer zu versenden und das Schwert auf den Helm des Gegners zu schwingen. Einst ruhten die Brüder am Waldessaume; da erblickten sie neun Walküren auf schimmernden Rossen die Luft durchstürmen. Sie nahten sich den Jünglingen, und eine, die schön war wie Freya, die Göttin der Liebe, neigte sich zu dem Stummen und sprach: „Helgi sollst du heißen, Hiörwards Sohn! Wohlauf nun! säume nicht länger in träger Rast. Sattle dein Roß und reite nach Siegersholm, dort findest du in der Königshalle treffliche Schwerter. Eins aber ist von allen das beste, und an diesem Zeichen wirst du es erkennen: von Gold ist sein Knauf, daran hängt ein Ring; Blut und Schrecken sind in die Klinge geschmiedet; einen blutigen Wurm birgt der Stahl, und er schillert und gleißt wie der Schweif einer Schlange. Auf, Helgi! Gewinne dir dieses treffliche Schwert, das die stärksten Eisenschilde zerschneidet, und ziehe aus nach Swawaland, König Hrodmar aus deines Großvaters Land zu verjagen.“ Da gewann Helgi plötzlich die Sprache, er sprang empor und rief mit leuchtenden Augen: „Wer bist du, herrliche Schildmaid, und wer ist dein Vater?“ „König Eilimi ist mein Vater,“ war die Antwort, „und ich bin Swawa, seine Tochter. Allvater hat mich berufen, im Schauer der Speere dir Schutz zu gewähren.“ — Staunend blickte der Jüngling auf die wunderbare Erscheinung. „Du hast mir den Namen gegeben,“ so rief er, „aber ich nehme ihn nicht ohne dich.“ „Zu früh wagst du das kühne Wort; beweise durch Thaten, daß du der Kampfesmaid wert bist“; so sprach sie und enteilte mit den Gefährtinnen. „Glücklicher Helgi, du wirst die herrliche Jungfrau erwerben, und Sänger werden einst deine Thaten verherrlichen,“ also sprach Hedin zu seinem Bruder.

Große Freude war in Hiörwards Halle, als der völlig verwandelte Helgi stolz vor den Vater trat, reisige Scharen zu erbitten zum Kriegszug gegen König Hrodmar. Gern gewährte sie ihm der Vater, und kampfesfroh zog Helgi in der Feinde Land. Kühn stürmte er im Schlachtgetümmel allen andern voran. Hart war der Kampf, aber so oft auch der Sturm des Gefechtes ihn umdrängte, so oft der Arm zu erlahmen drohte, dann erblickte er in der Höhe die strahlende Walküre, die mit leuchtendem Schilde die verderbendrohenden Geschosse auffing, und die durch ihren Anblick die ermatteten Kräfte erneuerte. Bald war der Sieg erfochten, König Hrodmar lag erschlagen, und Helgi schmückte sich mit der Krone des Großvaters. Ruhmgekrönt kehrte der Sieger zurück in die väterliche Burg, wo die Skaldenharfen zu seinem Preise erklangen. Nicht lange aber duldete es den Helden in des Vaters Halle. Sehnsüchtig gedachte er der geliebten Schildmaid. An der Spitze von glänzenden Rittern eilt er in König Eilimis Reich und warb um die Hand der holden Swawa. Gern gewährte der Vater seinen Wunsch, und festlich beging man die Verlobung. Helgi schlang der Geliebten den Goldreif um den schlanken Arm, und wie nun im seligen Brautkuß ihre Lippen auf den seinigen ruhten, da fühlte er ein Entzücken, wie der wunde Held auf dem Schlachtfelde, den die Walküre mit einem Kusse aus der Erdennot zur Wonne der Seligen erhebt. Die Vermählung aber wurde aufgeschoben, bis Helgi von einer Heerfahrt wider Alfur, den Sohn Hrodmars, zurückkehre, der ihn wegen verweigerter Vaterbuße mit Krieg bedrohte. Beim Abschiede hielt ihn Swawa lange in den Armen. Sie wollte ihn nicht von sich lassen, denn sie ahnte, sie könne ihn nicht mehr beschützen, weil sie durch ihre Verbindung mit einem sterblichen Manne nicht mehr als Wunschmädchen Allvaters der Schlacht zu gebieten vermochte.

Helgi war anfangs siegreich im Felde und trieb den Feind in die Berge zurück. Schon gedachte er zur Heimat zurückzukehren, da traf ihn die Botschaft, Alfur sei wieder genaht und fordere ihn auf zum Holmgang. Gern war der Wackere bereit, er hoffte den Krieg mit einem Schlage zu enden. Vorerst gedachte er aber, das Julfest daheim in der väterlichen Halle zu feiern. Da begegnet ihm auf dem Heimwege Hedin, sein Halbbruder. „Rette mich, Bruder," rief der unter Thränen, „rette mich vor mir selber, ich habe frevelhaft großes Unglück über uns gebracht." — „Was ist dir, rede!" sprach Helgi in banger Erwartung. „Auf Julabend", sagte er, „kehrte einsam ich heim aus dem Walde. Da traf ich ein Zauberweib. Sie ritt einen Wolf, hatte Schlangen zu Zäumen, war nicht alt und nicht jung, nicht häßlich, nicht schön. Die bot mir ihre Begleitung an. Als ich darauf verzichtete, da rief sie voll Grimm: »Das sollst du mir entgelten bei Bragis Becher«. Abends wurde der Sühneber aufgetragen, die Männer berührten ihn mit den Händen, und bei Bragis Becher wurden Gelübde verheißen. Ich aber vermaß mich, von der Norne bethört, zu dem Schwure, Swawa, die Braut meines Bruders, als Gattin zu gewinnen. Aber nimmermehr werde ich des nur gedenken, nie werde ich mit dir, dem Liebsten, den ich habe, die Waffen versuchen. Ich löse das Gelübde im eigenen Blute." — Mit diesen Worten wollte er enteilen. „Halt!" rief Helgi. „Klage dich nicht an, noch kann sich erfüllen, was bei Ăl du gelobt. Mich hat ein Held zum Holmgang entboten. In Frist dreier Nächte finde ich den Feind, die Norne hat mir den schwarzen Faden gesponnen, fallen werde ich vom Schwerte, und Swawa wird dir, wenn sie folgsam mir ist, als Gattin gehören!"

Vergebens bemühte sich Hedin, den Zweikampf zu hindern. Vom Schwerte des Feindes erhielt Helgi die Todeswunde. Weinend umstanden den Gefallenen der Bruder und die Genossen. Helgi aber rief Sigar, den Knappen, und sandte ihn

hin zu Eilimis Tochter. „Bitte sie, bald zu erscheinen," so bat der Verwundete, „denn nicht lange mehr weilet mein Leben." Sigar jagte wie der Sturmwind von dannen, trat in die Königsburg und sprach zu Swawa: „Am Wolfsstein auf dem Siegersfelde liegt in seinem Blute der edelste Held. Helgi ward getroffen von Alfurs scharfem Schwerte; nun wünscht er dich noch einmal zu sehen vor seinem Tode." Swawa stürzte zu Boden bei den Worten, und Thränen entströmten den Augen, dann aber raffte sie sich auf, bestieg ihr Walkürenroß und sprengte nach Siegersfeld. Da lag der Held und atmete schwer. Ein seliges Lächeln umschwebte den bleichen Mund, als er die Braut erblickte. Dann sagte er: „Hab Dank, Swawa, ich wußte wohl, daß du nicht säumen würdest, zu mir zu eilen. Nun weine nicht über mich! Habe lieb das Leben, denn du bist ja noch jung. Siehe! mein Bruder Hedin gedenkt deiner in Treue. Werde seine Gemahlin, und vergesset den Toten!" Aber Swawa warf sich laut schluchzend über den wunden Mann und rief: „Siehst du diesen Goldring an meiner Hand, Helgi? Den hast du mir verliehen in Treue, und nimmer will ich ihn missen und ewig dein gedenken. Nur einmal liebt ein edles Weib und nicht wieder. Du, Hedin, empfange den Kuß der Schwester, du aber, mein geliebter Helgi, den Walkürenkuß. Bald sehen wir uns wieder bei Freya in Folkwang." Da lächelte Helgi noch einmal froh und glücklich. In langem, seligem Kusse enteilte die Heldenseele. Bald erbarmte sich der Tod der verlassenen Braut, und unter demselben Totenhügel ruhte sie mit dem Manne, den allein sie geliebt und über alles in der Welt.

Helgi, der Hundingstöter.

In uralten Zeiten, da noch die Aare sangen und heilige Wasser von den Himmelshöhen rannen, da herrschte in Nord-

land ein mächtiger König mit Namen Siegmund. Seine Gemahlin Borghild bekam einen Sohn, dem er den Namen Helgi verlieh. Als der Knabe heranwuchs, da saßen eines Tages auf einem hohen Baume vor der Königshalle zwei Raben; die sprachen miteinander. „Ich weiß etwas," begann der eine, „das Königskind da drinnen wird bald ein mächtiger Kriegsmann werden, und Kampf und Mord werden ihm behagen, dann ist unser Festtag gekommen; denn dann gewinnen wir und die Grauwölfe reiche Atzung auf den Schlachtfeldern." „Ja, ja," entgegnete der andere Vogel, „der Knabe blickt scharf wie ein Adler, unser Tag ist nicht mehr fern."

König Siegmund hatte die Zwiesprache der schwarzen Gesellen belauscht und wiegte gedankenschwer das Haupt.

Der Knabe Helgi wuchs fröhlich heran, und jedermann hatte Wohlgefallen an ihm; denn er war schön, und lustige Laune lachte aus seinen Augen. Als er nun groß genug war, schenkte der Vater ihm sein siegbringendes Schwert, das er selbst auf wunderbare Weise erhalten hatte. Dasselbe war ein Werk des größten aller Künstler, des weltberühmten Wölundurs. Siegmunds Vater, der erlauchte Wölsung, rüstete in seinem Saale, in dem eine mächtige Esche emporwuchs, und deren Zweige weithin alles überschatteten, der Tochter Signy und deren Bräutigam, dem Könige Siggeir aus Gautland, das festliche Hochzeitsmahl. Der Männer Sippe saß im Saale und schmauste und trank. Da trat plötzlich ein Fremdling herein, ein Greis in grauem Gewande. Der große Breithut verdeckte das eine der Augen, doch der Blitz aus dem andern erschreckte die kühnsten der Männer. Er trug ein Schwert in der Hand, und mit wuchtigem Stoße bohrte er es ein in der Esche Stamm, soweit, daß nur noch der Griff hervorragte. Stumm starrten die Männer auf das sonderbare Thun. Dann sagte der Fremde: dem solle der Stahl geziemen, der aus dem Baume ihn löse. Wer dieses vermöge, der werde erkennen, welch Kleinod ihm beschieden.

Der Fremdling verschwand. Sofort begannen die Männer, die Klinge zu versuchen, aber keiner der Starken, so kühn sie sich mühten, eroberte die Wehr. Gäste kamen, Gäste gingen, die stärksten zogen am Stahl, aber keinen Zoll entwich er dem Stamm. Endlich aber nahte auch Siegmund, Wölsungs Sohn, und siehe da! das Schwert Odhins — denn der war der Unbekannte — glitt ihm mühelos in die Hand. Neidgeschwollen betrachtete Siggeir den glücklichen Besitzer, er versuchte durch Feilschen und Handeln die herrliche Waffe zu erwerben, doch vergeblich. Nun zog er rachebrütend in die Heimat. Bald lud der gleißnerische Mann den Wölsung samt den Seinen zu sich ein und bereitete allen heimtückisch den Untergang. Nur Siegmund entkam durch die Hilfe seiner Schwester Signy und rächte nachher den Verrat. Er vermählte sich zuerst mit der lieblichen Borghild, der Mutter des herrlich emporwachsenden Helgi. Da diese aber früh schon starb, so fuhr er zurück nach Frankenland in sein Erbreich. Dort warb er um die kluge Hiördis, König Eilimis Tochter. Die gebar ihm den trefflichen Sigud, der nachmals alle Helden an Schönheit, Mut und Kriegsruhm überstrahlte.

Eines Tages rüstete Siegmund zum Kriege wider Hunding, den mächtigen Herrscher von Hunaland. Nun war niemand froher als Helgi, denn er gedachte, sich großen Ruhm zu erstreiten. Als man zum Aufbruche bereit war, da bedeckte der wackere Kämpe sein lockiges Haupt mit dem Helme, legte Panzer und Beinharnische an und umgürtete sich mit dem Schwerte. Fröhlich spornte er sein Roß im Troß der Kriegsmannen, und als sie an der Grenze den Feind erblickten, da sprühten seine Augen Feuer und Flammen. König Siegmund ordnete seine Heerscharen, und in wildem Galopp sprengten sie gegen die Feinde. Mit lautem Geheul begannen die den Kampf. Nun sausten die Speere, es brachen die Schilde, blitzschnell fielen scharfe Hiebe, und Eisenpanzer wurden zerhauen; Rosse strauchelten; Helden sanken ins Gras; der Bo-

den färbte sich rot von Blut, und in den Lüften wieherten Walkürenrosse. König Hunding schlug wie ein wütender Eber um sich; niemand konnte ihm widerstehen, und wo seine Mannen wichen, da trieb er sie durch lauten Anruf oder zornige Drohworte immer wieder in den Feind. Helgi stand im Vordertreffen. Schon lange suchte sein Auge den Hunding. Endlich ersah er den König. Bald waren beide Helden einander gegenüber. Nun gab's fürwahr ein gewaltiges Ringen. Hochauf bäumten sich die Rosse; wie feurige Schlangen sausten die Schwerter durch die Luft, und Feuerfunken stoben aus Helmen und Schilden. Da traf Helgi den Feind so mächtig auf den Kopf, daß ihm das Haupt auf die Brust niedersank, und nach ein paar Hieben stürzte der Recke in schwerem Falle vom Rosse tot in den Sand. Hohen Ruhm hatte Helgi erstritten, und fortan führte er den Ehrennamen: Helgi der Hundingstöter.

Kampfesmüde saß Helgi mit seinem Heere am Meeresstrande, und so hungrig waren die Helden, daß sie rohes Fleisch verzehrten. Während sie dort weilten, kamen Walküren durch die Luft geritten, und die schönste von ihnen, Sigrun, die Tochter König Högnis, lenkte ihr Roß zu Helgi und fragte nach seiner Herkunft. Der nannte sich Hamal, Hagals Sohn. Er warte auf günstigen Fahrwind, um gen Osten die Fahrt zu lenken. „Du sprichst nicht die Wahrheit," erwiderte die Jungfrau. „Mit Blut bespritzt ist deine Brünne, wo hast du mit Kriegerfleisch Aare und Grauwölfe gefüttert, und wie heißt der Feind, den dein Schwert von der Erde getilgt hat?" Nun antwortete Helgi: „Die Wahrheit will ich dir jetzt verkünden: Ich bin ein Wölsung, ehemals jagte ich Bären im Walde, nun bereitete mit meinem Spieß ich Beute der Aare Geschlecht. Recken sind gefallen von meinem Schwerte; nach solchen Kämpfen schmeckt trefflich sogar ungebraten das Fleisch." „Du bist Helgi. Dein Schwert ist gerötet von Königsblut. Heil dir, Sieger! Nimmer erblickte

ich Menschenaugen blitzen wie die deinen, du kühner Hundingstöter!" „Wie magst du wissen, wer ich bin, vielkluge Frau, da nimmer bis jetzt wir einander gesehen?" „Ich war nicht fern im wilden Schlachtgetümmel, und manchem Speere wehrte ich, dein Haupt zu durchbohren. Auch geleitete ich dich von dem Schlachtfelde, und nun will sich hehlen der Held vor mir; aber Högnis Maid kennt ihren Mann."

Eines Tages schickten des getöteten Hundings Söhne Gesandte an den Hof König Siegmunds. Sie sollten hohes Sühngeld fordern für den erschlagenen Vater. Doch Siegmund gab zur Antwort: „Weder Bußgeld entrichte ich, noch sonstige Schätze gewähre ich, wohl aber bin ich gesonnen, noch einmal im Kriegswetter dahinzufahren über Hunaland, und wahrlich, nicht eher will ich rasten, bis die Erde das Blut meiner Feinde getrunken." Ob solcher Antwort erschraken die Söhne König Hundings. Schnell rüsteten sie zum neuen Kampfe, denn sie wußten, daß Siegmund nicht prahlerisch drohe.

Bald nahten die streitlustigen Helden, geführt von Helgi, dem Helmzertrümmerer. Er brachte statt Buße die mächtigen Wetter grauer Gere und den Zorn des Weltenvaters. Nun entbrannte die Schlacht, und alle Hundings-Söhne sanken dahin von den Schwertschlägen Helgis. Nur einer behielt das Leben, Lyngi war sein Name. Er vernichtete später den Siegmund, als Odhins Huld ihn verlassen. Nach dem Kampfe rastete Helgi unter dem Aarsteine und überblickte gedankenvoll das leichengedüngte Schlachtfeld. Da zuckt es in den Wolken wie Wetterleuchten, Rossegewieher schallt herunter, es reitet einher eine glänzende Schar von Walküren. Schrecklich und prächtig war der Anblick der Schildmaide. Sonnenstrahlen brachen aus Helmen und Speeren, und die blutbespritzten Brünnen und die Schilde leuchteten und flammten wie brennendes Feuer. Sie näherten sich dem in Gedanken Versunkenen, und bald sprang Sigrun aus dem Sattel, ergriff die Rechte des Helden und sprach mit flehender Stimme:

„Schweres habe ich dir zu sagen, Helgi, du Held, den vor allen ich ehre. Große Gefahr schwebt über meinem Haupte, denn wisse: Mein Vater hat mich in großer Heerversammlung dem Hödbrod, dem Sohne König Granmars, verlobt. Ich aber verachte den aufgedrungenen Bräutigam und will einen andern als Gatten. Das habe ich mit rauhen Worten gesagt. Nun aber fürchte ich der Freunde Zorn, weil ich den alten Wunsch dem Vater vereitelt. Schütze du mich, junger Held, vor der Erbitterten Gewalt."

Vor Freude strahlend, ergriff Helgi die Hand der göttergleichen Jungfrau: „Hege nicht Furcht vor Högnis Zorn noch vor dem Unwillen der Verwandten," so rief der ritterliche Held, „mir hast du vertraut, und hier auf dem Schlachtfelde schließe ich mit dir die Verlobung. Kämpfen will ich für dich, ob auch Fenrir selbst mir entgegenheulte." „Heil, Helgi, Heil! Solche Worte hatte ich von dir erwartet," jubelte Sigrun und gelobte dem Helden ewige Treue.

Die Söhne Granmars aber waren kühne und mächtige Streiter. Daher sammelte Helgi ein großes Heer und fuhr mit einer ansehnlichen Flotte gen „Frekastein", den Feind zu suchen. Nan, die raffende Meergöttin, erregte ein schreckliches Unwetter. Der Sturmriese schlug die Flügel; es heulten die Winde und peitschten das Meer, daß es mit lautem Wehgeschrei auf und nieder raste und schäumend an den zackigen Klippen und Felsen zerschellte. Züngelnde Blitze fuhren, feurigen Schlangen vergleichbar, in die schwankenden Schiffe. Da plötzlich tauchten aus der Flut auch noch die schlimmen Töchter Ögirs, des alten Meergottes, auf. Sie erfaßten mit gierigen Händen die Schiffe und suchten sie hinunterzuziehen in die Tiefe. Schon schien die Flotte verloren, da kam die Hilfe. Aus dunkeln Wolken erglänzten leuchtende Waffen; Rossegewieher erscholl in den Lüften, Walküren ritten heran, geführt von Sigrun, der Beschützerin ihres Lieblings. Vor den Zauberrunen der Mächtigen glätteten sich die Wogen, und

Nan und ihre Töchter sanken machtlos in die Tiefe. Glücklich erreichte die Flotte den sichern Port.

Von der hohen Bergwarte herab erspähten die Söhne Granmars der Feinde Ankunft und rüsteten sich zum Empfang. Prasselnd trafen bald die Schwerter zusammen, und die Wurfspeere sausten und die Geschosse schwirrten. Aber Helgi durchbrach die feindlichen Reihen. Vor ihm sanken die Söhne Granmars, nur Dag, der auch schon umzingelt war, erhielt freien Rückzug, nachdem er bei der Unterwelt leuchtender Flut und der urkalten Wasserklippe Frieden geschworen.

Die heiße Schlacht war vorüber, der Sieger beschritt die Walstatt. „Wie wird Sigrun die Kunde ertragen von dem Tode der Brüder, wie wird sie begrüßen den Gegner ihrer Sippe?" So dachte der siegreiche Held auf der Stätte des Todes. Ein Wetterleuchten zuckte nieder aus den Wolkenschichten, und als Helgi aufblickte, sah er Sigrun mit strahlendem Antlitz. Sie sprengte auf ihn zu, fiel ihm jubelnd um den Hals und dankte dem Überwinder des verhaßten Hödbrod. „Zürne mir nicht," sagte er zaghaft, „die Nornen haben zu Gericht gesessen, sie allein sind schuld, daß auch deine Lieben, daß Högni und Bragi, deine Brüder, hinsanken, gern hätte ich sie geschont und gerettet."

Bestürzt entwand sie sich seinen Armen, Thränen überströmten die Wangen, und schluchzend klagte sie: „Beleben möchte ich, die hier Leichen sind, und dann auf ewig am Busen dir ruhen."

Wochen und Monde vergingen; die Zeit und die über alles gehende Gattenliebe heilte Sigruns Schmerz. Sie wohnte mit Helgi im Königsschloß Wonnenberg. Im Burghofe tummelten sich muntere, blondlockige Knaben, der Eltern Freude und Stolz. Aber ein Mann lebte, der diesem Ehebunde fluchte und bei Tag und bei Nacht das Verderben Helgis erspähte. Das war Dag, der Sohn Högnis, Sigruns Bruder. Im Dunkel des öden Waldes opferte er täglich im

Heiligtum Odhins dem Gotte und flehte um Rache für das vergossene Blut der Verwandten. Da erschien ihm eines Tages der Götterfürst selber und überreichte ihm den nie fehlenden Speer. Damit legte sich der Unheilbrütende in den Hinterhalt und lauerte auf den Feind.

Bald kam Helgi langsam den Waldpfad dahergeritten. Nichts Schlimmes ahnend, lauschte er auf den Frühgesang der Vögel, und mit Wohlgefallen ruhte sein Auge auf dem Grün der Eichen. Da regte es sich seitwärts im Gebüsche. Bald erblickte er den Feind, und rasch klirrte das Schwert in seiner Hand. Es kreuzten sich die Waffen, doch Helgis Klinge glitt ab von dem Erzbeschlage der Lanze, und ein Stoß des Gegners durchbohrte sein heldenmütiges Herz. Helgi war tot. Alsbald erschienen Walküren und brachten den wackern Kämpen nach Walhalla. Und als nun die Himmelsbrücke unter den Hufen des Rosses erdröhnte, da erhob sich Odhin vom Mahle, schritt an die Pforte des Saales der Seligen und begrüßte den Einherier mit huldvollen Worten: „Tritt ein, Helgi," so sprach der Weltenvater. „Auf der Menschenerde hast du als König geherrscht, auch in Walhalla sollst du gebieten und mit mir teilen die Gewalt."

Als Dag den Mord begangen, ritt er nach Wonnenberg. Freundlich begrüßte ihn die Schwester Sigrun und lud ihn ein, in die Halle zu treten. Er aber blieb an der Schwelle stehen und sprach düster: „Wenn du wüßtest, wer so eben durch diese Hand den Todesstreich empfangen, du würdest mich nimmer willkommen heißen, arme Schwester." Entsetzen durchschauerte nach diesen Worten Sigrun, und angstvoll starrten die weitgeöffneten Augen auf den schrecklichen Bruder. „Helgi tot!" stöhnte es aus der Tiefe ihrer Seele, dann sank sie zu Boden und bedeckte mit den Händen das Antlitz. „Klage nicht, Tochter Högnis", begann nach langer Pause der Mörder. „Odhin hat es so gefügt. Zwistrunen hat er geworfen zwischen Verwandten. Zur Buße für den Tod des Gatten gebe ich dir und deinen Söhnen die Hälfte meines Königreichs."

Da sprang Sigrun von der Erde empor. Totenblaß war ihr Antlitz, aus den großen, brennenden Augen loderte Zorn und Haß, und sie öffnete den herben Mund und sprach mit tiefer, klangloser Stimme langsam und markerschütternd: „So sollen alle Eide, die du dem Helgi geschworen, dein Herz zerfressen. Nicht fahre das Schiff, das unter dir fährt, durch die tosende Brandung, nicht renne das Roß, das unter dir rennt, wenn der Feind dich verfolgt. Nicht schneide das Schwert, das du schwingst, es schwirre denn selber dir ums Haupt. O, wärst du ein Wolf im wilden Walde, des Beistandes bar und bar der Freunde, der Nahrung ledig, du sprängest denn um Leichen." Verstört blickte Dag auf die wütende Schwester, und er wandte sich und schwankte hinaus, als ob er sein Todesurteil vernommen. Sigrun hielt den toten Leib des ermordeten Gatten in den Armen. Sie bedeckte seinen bleichen Mund mit Küssen und sprach: „O, läg ich doch tief im Grunde der Erde, wo nimmer scheint der Sonne Licht! Was soll mir das Leben, nun Helgi gestorben? Hin ist das Glück; was mein noch wartet, ist endloser Jammer und ewige Qual. Schön war Helgi und herrlich vor allen Fürsten der Erde. Wie die hohe Eiche auf die Dornen herniederschaut, die dürr und verkrüppelt am Feldrain wachsen, so blickte Helgi aus seiner Höhe hernieder auf andere Menschenkinder. Wie vor Wölfen wütig und sinnlos rennen Geisen vom Bergabhange, so schuf der Hehre Schrecken und Angst all seinen Feinden und ihren Freunden. O, daß nun doch der Herrlichste hinsinken mußte, getroffen von Mörderhand."

So klagte Sigrun! Dann ließ sie den Totenhügel bauen und für sich eine Kammer darin wölben; sie bereitete selbst ein Bett darin für den geliebten Toten, groß genug, daß auch sie an seiner Seite ruhen könne, wenn der ersehnte Tod sie auf immer mit ihm vereine. Als die Bestattung vollendet war, pflanzte sie Blumen auf die Höhe und tränkte sie reichlich mit ihren Thränen. Einen Tag und eine Nacht und

wieder einen Tag saß sie an der Gruft ohne Nahrung und Schlummer. Dann bestellte sie die treue Magd zur Wächterin des Grabes, bis kurze Ruhe ihr neue Kraft verliehen zur Hegung des Hügels.

Es war Mitternacht, die sinkende Mondsichel glänzte durch die Wipfel der Föhren; da kam's das Thal herauf wie reisiges Geschwader, aber still, tonlos, kein Schall des Hufschlags, kein Klirren der Sporen und Waffen. Schnell, geräuschlos, wie die Gedanken in der Seele, so nahte der Zug. Jetzt konnte man die Angesichter unter den Helmen erkennen — aber — die Wächterin schauderte. „Ist's Sinnentrug, oder geben die Gräber ihre Toten zurück?" ruft sie; „reiten die Einherier hinaus auf das Walfeld?" „Nicht Sinnentrug ist's," so klingt es dumpf, „nicht Weltverwüstung, den Toten ist Heimkehr vergönnt. Geh, Grabeshüterin, bitte Sigrun, hieher zu kommen, daß sie die blutenden Wunden mir stille." Beflügelten Schrittes nahte die Königin. „Nun bin ich froh, dich wiederzusehen, wie die aasgierigen Habichte Odhins, wenn sie Leichen wittern und warmes Blut oder tautriefend den Tag schimmern sehen. Nun will ich dich küssen und nimmer dich verlassen. Aber wie trieft dein Haar von kaltem Schweiße, wie bist du gebadet in Grabestau, wie urkalt sind dir die Hände! Warum schlägt nicht mehr dein liebendes Herz an dem meinen? Was hat dich hieher gerufen zu mir?" — „Sigrun, mein Weib, du selbst bist schuld, daß ich triefe vom tauenden Harme. Du vergossest unstillbare Thränen, und jede fiel mir blutig auf die Brust und sank eisig hinein in das angstbeklommene Herz. Vorüber waren der Wunden Schmerzen, ich trank mit den Helden köstlichen Met; da rief mich deine Klage, deine Sehnsucht wieder hieher in die Schauer des Grabes. Niemand soll klagen, wenn ein Freund ihm fiel, denn er lebt fort in Odhins Sälen." — „So will ich nicht mehr weinen, Geliebter," sprach Sigrun, „denn hier habe ich dir das Lager im Hügel bereitet, weit genug, daß ich bei dir

ruhen kann, wie einst im Leben, so auch im Tode, bis wir wieder vereint sind bei Freya in Folkwang." — „Der Morgenstern schimmert, die Nacht vergeht, die Rosse schaudern; Zeit ist's, zu reiten gerötete Wege, den Flugsteg das fahle Roß zu führen. Leb wohl!" So schied der Held und kehrte nicht wieder. Bald ruhte Sigrun im stillen Hügel an der Seite des Gatten, die Geister aber wanderten glückselig durch der glänzenden Göttin leuchtende Hallen.*)

Die Niflungen.

Aus war die Schlacht. Erschlagen war König Siegmund von Hundings wildem Sohne; das Schwert Odhins, das er aus der Esche gezogen, war zerschellt an dem nie fehlenden und alles bezwingenden Speer Allvaters, welchen Lyngwi führte. Da machte sich seine Gemahlin Hiördis auf und floh mit ihrem Sohne Sigurd in das Land des mächtigen Königs Hialprek. Hier vermählte sie sich mit dem Sohne desselben, dem streitbaren Alf. Sigurd aber, der Sohn König Siegmunds, ein helläugiger Knabe, wuchs fröhlich auf am Königshofe und ward von allen geliebt. Sein Antlitz leuchtete wie die Sonne, und seine Gestalt ragte kräftig empor wie die junge Eiche des Waldes. Häufig durchstreifte er Felder und Fluren, fing Ure und Bären und hing sie zum Zeitvertreibe auf wie junge Hunde, an die Äste der Bäume. Eines Tages trug er einen schweren Eber auf dem Nacken nach Hause. Nicht keuchte der Jüngling unter der mächtigen Beute, stolz schritt er einher und sang wohlgemut ein fröhliches Lied. Vom hohen Altan betrachtete König Hialprek mit Staunen

*) Anmerkung. In den beiden Helgiliedern, von denen das zuerst erzählte nur eine Nachahmung des zweiten ist, findet jene keusche, ätherische Liebe Ausdruck, die dem Germanentum eigen, die aber das griechische und römische Altertum nicht kannten.

und mit Freuden den wackern Recken. Er erhob sich, schritt die Stufen hinab, begrüßte freundlich den Weidmann und rief ihm zu: „Brav, mein Sohn Sigurd! Auf, wähle dir das beste Roß aus meinem Marstalle und rüste dich zu ritterlichen Thaten.“ Der Jüngling dankte seinem Pfleger und that nach seinem Geheiß. Grani, den feurigsten Hengst des Stalles, wählte er zu seinem Streitroß; dann nahm er die Stücke von dem zerhauenen Schwerte des Vaters, schwang sich auf des Renners Rücken und trabte in den finstern Tann, um Regin, den kunstberühmten Schmied, zu besuchen. Der war ein Zwerg von Wuchs, aber weise, grimm und zauberkundig. Als der mißgestaltete Meister den Königssohn erblickte, legte er Hammer und Zange beiseite und begrüßte den Jüngling. Der sprang vom Rosse und sprach: „Hier, Regin, sind die Stücke von meines Vaters Schwert, das ihm einstmals Odhin geschenkt. Schmiede mir daraus eine neue Waffe, meine Stunde hat geschlagen.“ Der Schmied nahm die Stücke, betrachtete sie prüfend und wog sie in der Hand. Dann sagte er schmunzelnd: „Der Stahl ist echt, und ich hoffe, es soll eine gute Klinge daraus werden.“ Nun trat er in die Schmiede, legte das Eisen in die zischende Glut, und als es glühte und glänzte, da schlug er mit dem Hammer, daß der Grund erbebte. Das Schwert aber glättete sich und gleißte wie Wetterleuchten. Gierig griff Sigurd nach der Waffe, er schwang die Wehr, und Riesenkraft durchzuckte seinen Arm, wuchtig fiel die Klinge auf den Amboß. In zwei Stücken zerspellte das Eisen, und tief in den Boden hinein war gedrungen die Klinge. Mit Staunen sah solchen Hieb der Meister. „Hast du Thors Stärkegürtel erhalten, hat dir Odhin des Vaters Mut und Kraft verliehen?“ so rief bewundernd der Schmied. Sigurd aber eilte an den Rheinstrom. Er warf, wo die Wasser nur langsam dahinzogen, einen festgestampften schuhdicken Wollflocken in den Fluß. Den ließ er gegen die Schärfe des Schwertes treiben, und siehe da!

haarscharf durchschnitt die Schneide die Wolle. Jetzt streckte Sigurd das gleißende Eisen empor und rief mit blitzenden Augen: „Gram sollst du heißen, mein gutes Schwert, und Gram sollst du schneiden in meiner Feinde Brust!“ „Sehr gut,“ erwiderte der Schmied, „doch ehe du von mir scheidest, du junger Held, vernimm eine Geschichte, vielleicht, daß sie großen Nutzen dir bringt.“ Sie traten hinaus aus der rußigen Schmiede und setzten sich nieder auf moosige Steine, beschattet von dem Laube einer weitästigen Eiche. Und nun begann der Meister die Erzählung: „Einstmals kehrten die Asen Odhin, Hönir und Loki ein in die Behausung meines Vaters Hreidmar. Sie brachten eine Fischotter mit, die Loki mit einem Steinwurf erlegt hatte. Mein Vater erkannte in derselben sogleich seinen Sohn Ottur, der in solcher Gestalt dem Fischfange nachging, und brach in Wehklagen aus, daß das Haus erzitterte. Dann aber rief er mich und meinen Bruder Fafnir herbei, und mit unserer Hilfe überwältigte er die mörderischen Gäste und forderte als Mordbuße die Füllung und Hüllung des Otterbalges mit glänzendem Golde. Die Asen schwuren, die Lösung zu schaffen. Sofort wurde Loki der Haft entlassen, um das Sühnegold herbeizubesorgen. Der listige Gott fuhr aus. Mit einem Netze, welches die ihm befreundete Meergöttin Ran ihm besorgt, fing er den in einem Wasserfalle hausenden Zwerg Andwari. Der lebte in den Fluten in Hechtsgestalt und erbeutete sich Speise. Loki jubelte über den Fang und sprach zu dem Zwerge: „Sogleich verschaffe mir glänzendes Gold, oder hinab zu Hels Behausung sendet dich meine Hand.“ „Meine Schätze sollst du haben,“ erwidert Andwari, „erwürge mich nur nicht mit deiner schrecklichen Faust.“ Da ließ ihn Loki frei, und er nahm Zwerggestalt an und führte seinen Peiniger in die Schatzkammer. Hier gab's Gold und Silber in Menge, und alles überlieferte der Zwerg, nur einen funkelnden Ring suchte er zu verhehlen. Aber Loki hatte es bemerkt und rief: „Heraus mit dem Reife,

und mit Freuden den wackern Recken. Er erhob sich, schritt die Stufen hinab, begrüßte freundlich den Weidmann und rief ihm zu: „Brav, mein Sohn Sigurd! Auf, wähle dir das beste Roß aus meinem Marstalle und rüste dich zu ritterlichen Thaten.“ Der Jüngling dankte seinem Pfleger und that nach seinem Geheiß. Grani, den feurigsten Hengst des Stalles, wählte er zu seinem Streitroß; dann nahm er die Stücke von dem zerhauenen Schwerte des Vaters, schwang sich auf des Renners Rücken und trabte in den finstern Tann, um Regin, den kunstberühmten Schmied, zu besuchen. Der war ein Zwerg von Wuchs, aber weise, grimm und zauberkundig. Als der mißgestaltete Meister den Königssohn erblickte, legte er Hammer und Zange beiseite und begrüßte den Jüngling. Der sprang vom Rosse und sprach: „Hier, Regin, sind die Stücke von meines Vaters Schwert, das ihm einstmals Odhin geschenkt. Schmiede mir daraus eine neue Waffe, meine Stunde hat geschlagen.“ Der Schmied nahm die Stücke, betrachtete sie prüfend und wog sie in der Hand. Dann sagte er schmunzelnd: „Der Stahl ist echt, und ich hoffe, es soll eine gute Klinge daraus werden.“ Nun trat er in die Schmiede, legte das Eisen in die zischende Glut, und als es glühte und glänzte, da schlug er mit dem Hammer, daß der Grund erbebte. Das Schwert aber glättete sich und gleißte wie Wetterleuchten. Gierig griff Sigurd nach der Waffe, er schwang die Wehr, und Riesenkraft durchzuckte seinen Arm, wuchtig fiel die Klinge auf den Amboß. In zwei Stücken zerspellte das Eisen, und tief in den Boden hinein war gedrungen die Klinge. Mit Staunen sah solchen Hieb der Meister. „Hast du Thors Stärkegürtel erhalten, hat dir Odhin des Vaters Mut und Kraft verliehen?“ so rief bewundernd der Schmied. Sigurd aber eilte an den Rheinstrom. Er warf, wo die Wasser nur langsam dahinzogen, einen festgestampften schuhdicken Wollflocken in den Fluß. Den ließ er gegen die Schärfe des Schwertes treiben, und siehe da!

haarscharf durchschnitt die Schneide die Wolle. Jetzt streckte Sigurd das gleißende Eisen empor und rief mit blitzenden Augen: „Gram sollst du heißen, mein gutes Schwert, und Gram sollst du schneiden in meiner Feinde Brust!“ „Sehr gut,“ erwiderte der Schmied, „doch ehe du von mir scheidest, du junger Held, vernimm eine Geschichte, vielleicht, daß sie großen Nutzen dir bringt.“ Sie traten hinaus aus der rußigen Schmiede und setzten sich nieder auf moosige Steine, beschattet von dem Laube einer weitästigen Eiche. Und nun begann der Meister die Erzählung: „Einstmals kehrten die Asen Odhin, Hönir und Loki ein in die Behausung meines Vaters Hreidmar. Sie brachten eine Fischotter mit, die Loki mit einem Steinwurf erlegt hatte. Mein Vater erkannte in derselben sogleich seinen Sohn Ottur, der in solcher Gestalt dem Fischfange nachging, und brach in Wehklagen aus, daß das Haus erzitterte. Dann aber rief er mich und meinen Bruder Fafnir herbei, und mit unserer Hilfe überwältigte er die mörderischen Gäste und forderte als Mordbuße die Füllung und Hüllung des Otterbalges mit glänzendem Golde. Die Asen schwuren, die Lösung zu schaffen. Sofort wurde Loki der Haft entlassen, um das Sühnegold herbeizubesorgen. Der listige Gott fuhr aus. Mit einem Netze, welches die ihm befreundete Meergöttin Ran ihm besorgt, fing er den in einem Wasserfalle hausenden Zwerg Andwari. Der lebte in den Fluten in Hechtsgestalt und erbeutete sich Speise. Loki jubelte über den Fang und sprach zu dem Zwerge: „Sogleich verschaffe mir glänzendes Gold, oder hinab zu Hels Behausung sendet dich meine Hand.“ „Meine Schätze sollst du haben,“ erwidert Andwari, „erwürge mich nur nicht mit deiner schrecklichen Faust.“ Da ließ ihn Loki frei, und er nahm Zwerggestalt an und führte seinen Peiniger in die Schatzkammer. Hier gab's Gold und Silber in Menge, und alles überlieferte der Zwerg, nur einen funkelnden Ring suchte er zu verhehlen. Aber Loki hatte es bemerkt und rief: „Heraus mit dem Reife,

alle die Schätze sind mein!“ „Nur dies eine Kleinod laß mir übrig,“ flehte Andwari, „denn das zieht an sich das edle Metall in den Bergen und Flüssen. Mit ihm bin ich reich, aber ohne dasselbe muß ich elend verderben.“ Aber Loki achtete des wenig und behielt den Ring. Da ging der Zwerg in den Stein und sprach: „Nun soll das Gold, das einstmals ich hatte, zweien Brüdern das Ende bringen und der Edelinge acht verderben. Mein Gold soll keinem zugute kommen.“ Die Asen entrichteten nun dem Hreidmar den Schatz, füllten den Otterbalg und stellten ihn auf die Füße. Dann legten sie das Gold ringsum und hüllten das Tier. Als sie das vollbracht, kam Hreidmar hinzu und betrachtete das Werk. Aber ein Barthaar starrte hervor, auch dieses verhüllten die Götter mit dem Ringe Andwaranaut, den Odhin ob seiner Schönheit gern sich geeignet. Nun waren die Gefangenen frei. Auf der Schwelle noch wandte sich Loki um und rief: „Fluch dem, der den Goldring besitzt! Verderben muß er und sterben, er sei nun Mensch oder Gott!“

Als die Gäste nun weiter fuhren, forderten Fafnir und ich Anteil an dem Hort; aber der Vater meinte, er halte den goldenen Sohn noch lieber im Arm als den von Fleisch und Blut und werde ihn nie verstümmeln lassen. Er zeigte damit auf seine Steinkeule, welche er die Rute nannte, womit er ungehorsame Kinder zur Ruhe verweise. Wir wagten keinen Widerspruch; aber in der Nacht durchbohrte Fafnir den Vater mit dem Schwerte und setzte sich in den Besitz des Schatzes. Als ich meinen Anteil verlangte, verwandelte er sich in einen greulichen Lindwurm. Kaum entrann ich dem gähnenden Drachen, der verderbensprühend mir entgegengrinste. Seitdem verwahrt er das glänzende Metall in finsterer Felskluft. Tag und Nacht liegt unheildrohend der Drache auf dem Hort, und nur um den Durst zu stillen, kriecht er hin zum sprudelnden Borne. Niemand wagt sich in seine Nähe, denn er trägt den Ögirshelm, den Verbreiter von Angst und

Entsetzen. Du allein, Sigurd, bist kühn und stark genug, das Untier zu erlegen und das glührote Gold der Kluft zu entreißen. Darum rüste dich und ziehe mit mir aus, daß wir Ruhm und Beute gewinnen. Ich hab dir gezeigt, wo du Gram, das herrlichste aller Schwerter, erproben kannst.“ Doch Sigurd sprang empor, und die funkelnde Wehr wie zum Schwure gen Himmel erhebend, rief er feierlich: „Fern sei es von mir, um Goldgewinst meine Waffe zu schwingen, so lang noch das Blut meines Vaters nach Sühne verlangt. Der furchtbare Lyngwi, Hundings Sohn, hat den tapfern Siegmund erschlagen; an ihm will ich versuchen, ob Gram in meiner Hand Ehre und Ruhm sich erwirbt.“

Vor den Thoren der Königsburg stand Grani und stampfte ungeduldig den Boden. Da trat Sigurd heraus, stolz und schön wie ein Sohn der Götter. Ein Goldhelm deckte sein Haupt; hell strahlten die fröhlichen Augen, und das braune Lockengeringel wallte tief herab auf den blitzenden Panzer. Freudig wieherte der Hengst dem jungen Helden entgegen. Der alte König Hialprek aber segnete den Pflegesohn und sprach: „Odhin verleihe dir Sieg, mein Sohn, und bringe dich glücklich zurück.“ Nun schwang sich Sigurd in den Sattel und sprengte voll froher Hoffnungen dem Hafen zu. Als die Kriegsmannen auf den vom Könige geschenkten Drachschiffen ihren jungen Führer erblickten, da schlugen sie die Eisenschilde zusammen und grüßten ihn mit donnerndem Jubelgeschrei. Und die Wogen des Meeres brausten darein wie tausendstimmiger Wiederhall Sigurd aber erhob Gram, sein schimmerndes Schwert, zum Gegengruße; dann sprengte er mit gewaltigem Satze vom hohen Uferdamm auf das Königsschiff, daß noch einmal jauchzender Beifall aus tausend Kriegerkehlen erdröhnte.

Sigurd fuhr nun über See gegen Lyngwi, der ihn mit starker Macht erwartete. Auf der Fahrt überfiel die Flotte ein schweres Unwetter, daß Regin, der Schmied, der den

Helden begleitete, schon glaubte, sie hätten den Tod als Bootsmann an Bord. Doch plötzlich rief mit Donnerstimme der Meister: „Ha, seht!“ und zeigte mit der Hand nach dem Gipfel eines Vorberges. Da stand ein Mann, riesig anzuschauen, der streckte seinen Arm nach den Schiffen aus und rief hinunter: „Haltet ein die schäumenden Rosse der See! Die Segelpferde triefen von Schweiß! Wer ist der Führer der kühnen Renner?“ „Ein junger Aar aus dem Horste der Wölsungen,“ schrie Regin mit lauter Stimme, „Sigurd ist der Herr dieser Flotte.“ Da nahte des Helden Schiff dem Vorberge. Der Mann sprang hinein, und mit mächtigem Runenspruche bezwang er Wind und Wellen und lehrte den Sigurd, Heere ordnen und lenken, um Sieg zu gewinnen. Bald tauchte aus der Flut der Hundinge Land. Von allen Schiffen erbrauste wie Donnerschall vielstimmiger Gruß dem feindlichen Strande. Grani, der Hengst, warf den Kopf empor und wieherte laut dem Lande entgegen. Da schwang sich Sigurd auf des Rosses Rücken und sprengte hinab in das Meer. Hoch auf rauschten die Wogen und schlugen über dem Haupte des kühnen Reiters zürnend zusammen; doch nicht lange, da tauchte er weit empor, auch das treue Tier streckte mutig den Kopf in die Höhe, und Roß und Reiter gewannen glücklich den festen Boden. Mit Windeseile folgten die Schiffe ihrem verwegenen Führer, und bald waren alle in der sichern Meeresbucht geborgen. Rings am Gestade hatte der Feind seine Macht entfaltet. Nun entbrannte die Schlacht. Sigurds Schwert spaltete Helme, Schilde und Brünnen und schaffte Raum für die nachfolgenden Krieger. Gleich einem wütenden Eber wehrte sich Lyngwi, aber er bestand nicht vor dem mächtigern Gegner. Mit gespaltenem Haupte sank er hin in den Sand. Seine Krieger flohen nicht, sie folgten ihrem Herrn in den Tod.

Bevor der Sieger zu neuen Kämpfen auszog, ritt er zu Gripir, seiner Mutter Bruder, einem ratklugen Herrscher und

Seher der Zukunft. Derselbe verkündigte ihm seinen fernern Lebenslauf. Er werde den Drachen erlegen, den Goldhort erwerben, eine herrliche Schildmaid aus dem Zauberschlaf wecken und mit ihr den Eidschwur der Liebe austauschen, dann aber, durch einer Königin Zaubertrank bethört, die Walküre vergessen und der Herrscherin Tochter erwerben. Als darauf Sigurd betrübt ihm erwiderte, daß es das Herz ihm verwunde, weil er Arglist übe und in den Augen des Volkes als Falscher erscheine, da schloß der Seher mit den tröstlichen Worten: **„So lange die Welt steht, wird groß sein dein Name. Nimmer schauet die Erde und nimmer die Sonne solchen Helden wie dich.“**

Nicht lange nun rastete Sigurd in weichlicher Ruhe. Er suchte zunächst den alten Regin wieder auf, um mit ihm hinauszuziehen nach Gnitaheide, wo Fafnir hausete. Bald fand er allda den Weg, den der Lindwurm zu schreiten gewohnt war, wenn er zum sprudelnden Borne sich hinwälzte. Hier machte Sigurd eine große Grube und stellte sich hinein. Als aber Fafnir vom Golde kroch, blies er Gift vor sich her, und das fiel hinab in die Tiefe dem Sigurd aufs Haupt. Aber nicht schadet es dem Helden aus Wölsungs Geschlecht. Doch als der gleißende Wurm über die Grube wegglitt, da bohrte ihm Sigurd das Schwert in das Herz. Der Drache bäumte sich wütend und schlug mit dem Schweife, Sigurd aber sprang aus der Grube und blickte dem sterbenden Untier ins Auge. „O Knabe, helläugiger Knabe,“ rief Fafnir, „wer waffnet die Hand dir gegen des Schuldlosen Leib?“ „Mich trieb mein Herz, mir half meine Hand und Gram, mein gutes Schwert.“ „Ich ahne es wohl, mein Bruder Regin hat mich verraten, er wird auch dich verderben. **Das gleißende Gold, der glutrote Schatz, die Ringe werden dich morden!**“ „In der Nornen Hand ruht das Leben der Menschen,“ erwiderte Sigurd, „sie allein bestimmen die Stunde des Todes.“ „O reite von hinnen, blondlockiger Knabe, und beachte des

Sterbenden Rat. **Das gellende Gold, der glutrote Schatz, die Ringe werden dich morden!**“ Nach diesen Worten starb Fafnir. Seinen Rat aber hielt Sigurd für unnütz. Regin war fortgegangen, während Sigurd den Lindwurm erlegte; er kam zurück, als der Sieger das Blut von der Klinge abwischte. Nun beschaute er und betastete die ungeheure Leiche. Er zog darauf mit Bedacht ein langes Messer hervor und schnitt aus dem Schlangenleibe das Herz heraus. — „Hei, Meister,“ rief Sigurd, „du willst das Drachenherz verspeisen, um Drachenmut zu gewinnen?“ — „Das will ich“ antwortete Regin, „brate das Herz mir am Feuer, so sollen die Schätze in der Schlucht dir alle gehören.“ — Sigurd saß bald an der lodernden Glut und briet das Schlangengericht. Als der Saft nun herausbrodelte, da tupfte er mit dem Finger darauf, um zu prüfen, ob es gar wäre. Er verbrannte sich aber und steckte den Finger in den Mund. Kaum berührte ein Tropfen des warmen Blutes seine Zunge, da verstand er die Sprache der Vögel. Rings auf den Wipfeln der Bäume saßen Adler, die über ihn redeten und seine Thaten verherrlichten. „Blutbespritzt sitzt nun Sigurd da und brät für Regin das Herz, während der Unheilschmied darauf sinnt, wie er den Helden verderbe,“ sprach einer der Vögel. „Verraten wird ihn der Falsche, wie er den Bruder verriet und fällte. Was säumt nun der Held, dem Argen das Haupt zu spalten und uns mit seinem Fleische zu atzen,“ sagte ein zweiter der dunkeln Gesellen. Ein anderer riet, er solle hinreiten zu Giukis Burg, dort ruhe die schönste der Jungfrauen. „Aber die herrliche Schildmaid,“ so sagte der vierte, „schläft in der Schildburg, von Flammen umschlossen.“ Was Odhins nachtdunkle Boten verkündeten, das diente dem Helden zur Weisung. Regin fiel durch seine Hand, er holte das Gold aus der Kluft und lud es in zwei Kisten auf Granis Rücken. Eilends trabte er dann über die Gnitaheide, wo die Luft vom Hauche des Lindwurms verdorben war, und weiter durch duftige,

tauige Wälder und Fluren den blauen Bergen zu. Südwärts im Frankenlande, wo König Giuki herrschte, da war der Himmel gerötet wie von einer Feuersbrunst, und als Sigurd näher kam, erblickte er vor sich auf der Höhe eine Schildburg, ganz von Wafellohe rings umschlossen. Ein Druck mit den Fersen, und der Hengst setzte im Sprunge durch den flammenden Zaun. Sigurd stieg auf den Burgfried, da sah er einen Gewappneten, der da lag und schlief. Er ging hinzu und löste ihm den Helm vom Haupte. Nun erkannte er, daß es ein schönes Weib war. Er versuchte, die Brünne zu lösen, aber vergeblich; sie war so fest, als wäre sie ans Fleisch gewachsen. Da ritzte er mit dem schneidigen Schwerte dieselbe vom Haupte herab und darnach an den Armen. Als sie zu beiden Seiten hinuntersank, erwachte die Jungfrau; sie richtete sich empor, sah den Sigurd an und sprach: „Wer zerschnitt mir die Brünne? Wer brach mir die Bande des Schlafes?“ Sigurd erwiderte: „Sigurd war es, Siegmunds Sohn, mit seinem Schwerte zerschnitt er dein Wehrgewand.“ Da sprach die Jungfrau: „Lang hab ich geschlafen, so wollte es Odhin.“ Dann nahm sie ein Horn voll Met, trat hin vor Sigurd, schaute zur Sonne empor und sprach: „Heil dir, leuchtender Tag! Heil allen Wesen, die trinken den Strahlenkelch des himmlischen Lichtes! Heil auch dir, Mutter Nacht, und dir, allnährende Erde! Vor allen aber Heil den hohen Bewohnern von Asgard und dir, meinem Retter, Sigurd, Siegmunds herrlichem Sohne!“ Und Sigurd nahm das Horn aus ihrer Hand und leerte es auf einen Zug. Dann setzte er sich nieder und fragte die Jungfrau nach ihrem Schicksale. Sie erzählte: „Brynhild heiß ich, die Brünne trug ich, bis du sie lösest von meinem Leibe. Als Schildmaid durcheilte ich die Luft in Allvaters Dienst. Einst kämpften zwei Könige miteinander; der eine hieß Hialmgunnar, der war alt und ein mächtiger Krieger; Odhin hatte den Sieg ihm verheißen. Der andere hieß Adar, und niemand gedachte des jungen Mannes. Mich

aber dauerte derselbe, und ich fällte den Hialmgunnar gegen Allvaters Willen. Da zürnte Odhin und sprach zu mir: „Nicht wirst du fürderhin als Schildmaid mehr walten, nicht Weltvaters Wunschmaid mehr heißen, da du nicht folgsam warst dem Gebote. Als irdische Jungfrau zu leben und leiden, ist fürder dein Los. Zum Gatten wirst du wählen den Mann, der nicht entsprossen ist dem Stamme der Asen.“ Ich aber erwiderte, daß fest ich gelobe und nimmer davon weiche, nur zu küren den furchtlosen Helden. Nachdem ich so gesprochen, stach mich Odhin mit dem Schlafdorne, und tiefer Schlummer umhüllte meine Sinne; du aber hast gebrochen den Zauber. Keine Furcht kennt dein Herz, denn du bist durch Waferlohe geritten. Dir allein könnte ich als Gattin gehören.“ Da neigte sich Sigurd, küßte die Jungfrau und sprach: „Mein bist du, Brynhild. Auf meinen Armen will ich dich tragen durch den flammenden Burgwall, wenn ich wiederkehre aus dem Lande der Franken, wohin es mich lüstet zu reiten; vorher aber lehre mich Weisheit, da du die Mären aus allen Welten verstehst.“ Und Brynhild sprach: „Siegrunen schneide, wenn du Sieg willst haben; grabe sie ein auf den Griff des Schwertes, auf die Seiten einige, andere auf das Stichblatt, und nenne zweimal Tyr. Brandungsrunen schneide, wenn du bergen willst im Sund die Segelrosse; aufs Steven sollst du sie ritzen und aufs Steuerrad, dabei sie ins Ruder brennen. Nicht so stark ist die Strömung, nicht so schwarz die Welle, heil kommst du heim vom Meere. Alstrunen kenne, wenn du Arzt willst sein und Wunden wissen zu heilen. In die Rinde ritze sie und in das Reis am Baume, wo ostwärts die Äste sich wenden. Geistrunen schneide, willst du klüger scheinen als ein anderer Mann. Die ersann und sprach, die schnitt zuerst Odhin, der sie erdacht.“ Als dann Sigurd noch weitern Rat sich erbat, da setzte Brynhilde noch hinzu: „Das rat ich zuvörderst, gegen Freunde stets ledig zu leben aller Schuld. Sei zur Rache nicht rasch, wenn sie Unrecht dir thun. Das

rat ich zum andern, keinen Eid zu schwören, der sich als wahr nicht bewährt. Grimme Fesseln folgen dem Meineid. Unselig ist der Schwurbrecher. Das rat ich zum dritten, daß du nicht rechtest beim Dingmahl mit läppischen Leuten. Ein unkluger Mann kann oft doch sagen schlimmere Dinge, als er weiß. Schlimm bleiben sie stets, denn schweigst du dazu, so dünkst du blöde geboren oder nicht mit Unrecht angeklagt. Viel liegt am Leumund, drum gib dir Mühe um guten. Das rat ich dir viertens, wo Männer gesellig Worte wechseln hin und her, da tadle nicht trunken tapfere Männer: manchem raubt der Wein den Witz. Das rat ich zum fünften, wo du zu schaffen hast mit beherzten Helden, mehr frommt Fechten, als mit Hof und Halle verbrennen. Das rat ich dir sechstens, Unrecht zu meiden und List und lose Tücke, und wo Verführung dich ruft, lieber fortzugehen, überkäme dich auch die Nacht, als länger zu bleiben. Das rat ich zum siebenten, nimm dich des Toten an, wo immer du ihn findest, sei er siechtot oder seetot oder am Stahle gestorben. Ein Hügel hebe sich dem Heimgegangenen, gewaschen seien Haupt und Hand. Zur Kiste komme er gekämmt und trocken, und bitte, daß er selig schlafe.“

Sigurd aber sprach: „Kein weiseres Weib ist zu finden als du, und das schwöre ich, daß ich dich haben will, denn du bist nach meinem Sinne.“ Sie antwortete: „Dich will ich und keinen andern, hätt ich auch zu wählen unter allen Männern.“ Und dies befestigten sie unter sich mit heiligen Eiden. Dann sprach noch Brynhild: „Ziehe hin zu den Franken, wie dich gelüstet zu wandern, und kehre wieder nach Jahresfrist, wenn du in der Treue dich erprobt; ich harre hier dein in der Schildburg, umhegt von Wafurlogi, durch welche niemand zu reiten vermag.“

Sigurd kam an den Hof König Giukis. Er wollte den Herrscher besuchen und Gunnar und Högni, seine Söhne; denn der Ruf ihrer Thaten und Schätze war weithin verbreitet in

fernen Landen. Man empfing den Besieger des grauenvollen Lindwurms mit sehr großen Ehren; man feierte Spiele und Feste; man bewunderte seine Gewandtheit und Kraft in allen Waffenübungen, und nirgends fand sich ein Recke, der ihm gleichkommen konnte. Auch an Schmuck der Gewandung und Rüstung überstrahlte er die Hofleute, denn Fafnirs Hort war unerschöpflich. Die Königin Grimhild, Giukis Gemahl, beobachtete den Helden mit Wohlgefallen. Sie wähnt es ein Glück, wenn der Held bei den Niflungen (so nannte man auch die Giukunge) weile, und wenn der unvergleichliche Schatz im Lande verbleibe. Sie war aber eine kluge Frau und vieler Dinge kundig. Sie wußte von der Schildburg und von der mannlichen Maid. Sie kannte die Eide und Schwüre, die Sigurd geschworen. Doch hoffte sie, durch List und Klugheit das Geschehene zu tilgen. Kunstvoll braut sie einen Trank, mischt kräftiges Zauberkraut hinein und bespricht ihn mit mächtigen Worten. Den reicht sie dem arglosen Sigurd. Kaum rannen die Tropfen die Zunge hinab, da sank ihm hinunter in das Meer der Vergessenheit Schildburg und Schildmaid. Nur dunkle Nebelbilder früherer Zeiten umwogten den Blick, aber hell und leuchtend stand vor ihm die Gegenwart. Gudrun, so hieß die Tochter Giukis, war schlank von Gestalt; ihre sanftgeröteten Wangen, ihre blauen Augen und die Unschuld ihres Wesens waren schönere Zierden als Gold und Juwelen. Nicht hatte Sigurd bisher sie beachtet, er wandte die Augen, wenn sich nahte die Jungfrau, denn er gedachte in Treue der fernen Walküre. Nun aber erschien sie ihm lieblich und sanft, einem Lichtalfenkinde vergleichbar, das herabgestiegen zu der Menschenerde. Er konnte den Blick nicht von ihr wenden, und endlich wagte er das Wort und warb um die liebliche Fürstin. Gern gewährt sie ihm Giuki, und Gunnar und Högni, die tapfern Brüder, verbanden sich freudig mit Sigurd zum Blutbruderbund. Aus geritzten Wunden rann zusammen das Blut in der Fußspur, dann folgte Umarmung und Bruderkuß. In der Nähe ertönte der Ruf eines Auerhahns. „Hörst du, wie Widofnir ruft," sagte Gunnar, „der einst, wenn Ragnaröck nahe ist und die Welt vergeht, die Einherier weckt, und Verderben und Untergang sei unser Los, wenn den Bund wir vergessen. Nun aber laßt uns der Hochzeit gedenken, und frohe Feste wollen wir feiern, Doppelfeste, denn auch ich will die Braut mir erwerben. Brynhild, Budlis Tochter, die in der Schildburg wohnt, sie herrsche mit mir in der Niflungen Land." Wie aus der Kindheit manchmal Erinnerungen in uns auftauchen, die uns entweder freundlich oder peinlich umschweben. so war es bei Sigurd, als er die Worte vernahm; doch Brynhild kannte er nicht mehr. Daher verscheuchte er die widrigen Gedanken und erklärte sich bereit, den Bruder zu begleiten.

Die Reise nach der Burg ging ohne Hindernis von statten; aber Gunnars Hengst scheute vor den lodernden Flammen; er bäumte, er überschlug sich und brachte das Leben des Reiters in große Gefahr. Der Wölsungenheld schaffte Rat. In dem Horte Fafnirs fand sich ein kostbarer Talisman. Vermittelst desselben vermochte er mit Gunnar Gewand und Gestalt zu vertauschen. Nun bestieg er den Hengst und sprengte durch das Feuer und schritt hinan zum Burgfried. Da fand er Brynhild und stand wie im Traume. Er sah die bekannte Gestalt, er hörte den Namen, und doch war sie nimmer die herrliche, kühne Schlachtjungfrau, sondern gebeugt, getrübt den Blick, als hätte sie lange geweint um ein verlorenes Gut. Als er die Werbung hervorbrachte, da sagte sie nicht ja und sagte nicht nein; sie reichte ihm fast willenlos den Ring der Verlobung, und er gab ihr den Goldreif Andwaranaut. Die Nacht brach an, der Donner rollte in der Ferne wie das Schicksal, das seine zerschmetternden Schläge dem Erdensohne voraus verkündigt. Blitze erhellten das Gemach und spiegelten sich in dem blanken Schwerte, das der Held zwischen sich und die Braut des Bundesbruders gelegt.

Am Morgen war der Flammenzaun um die Burg erloschen, und Brynhild folgte dem Verlobten zu der außerhalb harrenden Schar und dann weiter an Giukis Hof, wo die Doppelhochzeit gefeiert ward.

Fröhlich lebte nun Sigurd mit den Niflungen in der Königsburg am Rhein. Kein schöneres Paar konnte Freya gesellen, als den stolzen Helden und die liebliche Maid. Zwar wich allmählich die Betäubung vom Geiste des Gatten, aber die liebende, harmlose Gemahlin, die unschuldig war an dem Betruge, gewann immer mehr des Eheherrn Herz. In traulicher Stunde gestand er sogar den Betrug, den er an Brynhild verübt, und schenkte ihr den Verlobungsring, den ihm die Schildmaid gegeben. Alle am Hofe Giukis freuten sich des Glücks der beiden, nur ein Augenpaar blickte leidvoll und trüb, wenn die andern sich freuten und scherzten. Ernst und gedankenvoll stand Brynhild beim lauten Jubel der Feste. Neidvoll schaute sie auf Gudrun, die stolz an Sigurds Seite einherschritt, und sie sprach bei sich selber: „Mir gehöret der herrliche König und keiner andern; denn er hat mich zum Leben erweckt und mir ewige Treue gelobt. Sie sagen, er sei ein Lehnsmann Gunnars, und doch ist er stolzer und weit königlicher von Gestalt und Sinn, als die Niflungen alle.“ Oftmals ging sie, innerlich grimmerfüllt, über eisige Berge im Abenddunkel und sagte: „Freundlos geh ich, und freudlos ruh ich: nun muß mich ergetzen mein grimmes Gemüt.“

Einst gingen die Königinnen zum Rhein, ihre Schleier zu waschen. Brynhild watete weit hinaus in den Strom, nach der Gegend, woher das Wasser hinunterfloß. Gebieterisch befahl sie der Schwägerin, tiefer hinab in die Wellen zu treten. Als Gudrun befremdet sie deshalb zur Rede stellte, sagte sie: „Nicht soll das Wasser aus deinen Haaren die meinen benetzen, denn edler ist Gunnar als Sigurd.“ Wie Gudrun solche Worte vernahm, da ward sie sehr zornig, und mit gereizter Stimme gab sie zur Antwort: „Klüger wärst

du gewesen, wenn du geschwiegen hättest, und nicht solltest du schmähen den Sigurd, denn kein anderer Mann kann ihm sich vergleichen. Einstmals erschlug er den Drachen, dann ritt er zu dir durch Wafurlogi, nachdem er mit Gunnar Gewand und Gestalt vertauschet. Du gabst ihm den Brautring, und einen andern erhieltest du von Sigurd. Sieh her! kennst du vielleicht diesen Goldreif? Dann geh heim, durchwühle deinen Schmuck, vielleicht hast du noch den Ring Andwaranaut, der in Bogen geformt ist wie ein Lindwurm. Ihn empfingst du von meinem Gatten, als er an Gunnars Statt durch den Flammenzaun ritt und die Verlobung mit dir schloß, mit dir, dem zur Unzeit eitlen Weibe.“

Es waren nicht Worte, es waren Dolchstiche, die das Herz Brynhildens durchbohrten und unheilbare Wunden ihm schlugen. Sie ließ die Schleier im Strome forttreiben; sie trat ans Ufer, kleidete sich an und kehrte wankenden Schrittes zur Königsburg zurück. Kein Wort redete sie, aber Thränen des Zornes entströmten den Augen, und laut auf schrie ihr Herz nach Vergeltung. „Sterben mußt du, Sigurd, sterben, sterben,“ murmelte sie vor sich hin. Drei Tage lang weilte sie einsam im Gemache. Am vierten trat sie bleich und entschlossen vor Gunnar. Sie zeigte ihm den Ring Andwaranaut und fragte ihn, ob er ihn kenne. Dieser betrachtete das Kleinod, aber es war ihm gänzlich unbekannt. „Wohl,“ sagte sie, „so ist alles wahr und offenkundig. Sigurd gab mir den Reif, als er statt deiner die Verlobung mit mir schloß, als du die lange, bange Nacht draußen vor der Schildburg zubrachtest, bis Walfurlogi erloschen war. Er schwur mir Treue und hat Eid und Treue gebrochen. Nun muß er, — höret es Disen, höret es, Götter der Rache, höre auch du es, den Gemahl ich genannt, — er muß sterben!“ Ratlos schwankt der König hinaus, das Herz von Sorgen bedrückt. Tagelang saß er gesenkten Hauptes und sann, wie er dem Weibe genüge, die ihm der Norne vergleichbar, welche unentrinnbare, schwarze

Fäden spinnt und nach Norden sie wirft, und wie er die Ehre unbefleckt zu wahren vermöchte. Endlich beschied er seinen Bruder Högni herbei und erzählte ihm, was sich ereignet, und was Brynhild verlange. Voll grimmen Zornes und erfüllet von Unmut schrie Högni: „Ha Weibergezänke und Weiberränke! Brynhild mißgönnt der Schwester den blauäugigen König, darum sinnt sie auf Mord, daß niemand ihn habe. Du aber hüte dich; wir haben den Blutbruderbund mit dem Helden geschworen; meineidige Frevler waten bei Hel durch Eiterthäler.“ „Wie, wenn wir Guthorm, unsern Bruder, der nicht ihm verbunden, zum Zorne aufstachelten? Er ist unbesonnen, hoffärtig und ein Neidhart auf Sigurd.“ — „Feige Mörder und ihre Helfer saugt Nidhögg, der Drache, in Nebelheim,“ sprach der Warner vergeblich. Wem grimme Disen den Sinn bethört und zum Frevel gewendet haben, der ist ein gebundener Knecht und muß Folge leisten, ob auch der Abgrund ihm entgegengähnt.

Gunnar gab Guthorm Wolfsfleisch zu essen und Schlangenblut zu trinken, auch ein Zaubertrank, von Grimhild bereitet, stachelte den Ungefügen zur Meinthat und Mordlust.

Zum Thing am Gerichtsbaum waren die Fürsten und Häuptlinge und Helden berufen, wo die freien Männer erschienen, um des Volkes Wohlfahrt zu beraten. Sigurd allein war noch zurück. Er trat jetzt gerüstet in den Burghof. „Hei, Grani, was senkst du so traurig das Haupt? sieh, die Recken sind weit schon voraus, nun zeige, daß Sleipnir dich zeugte,“ so sprach der Wackere, aufs Roß sich schwingend. Mit mächtigen Sätzen schoß Grani dahin und kam rasch den andern zuvor, die schweigend und lässig zum Thing sich begaben. „Vorwärts, Brüder,“ so mahnte der Held, „es geht zur Beratung, da darf man nicht säumen. Meine liebe Gudrun hat zu lang mich gehalten. Sie hatte böse Träume; sie fiel mir um den Hals und küßte mich, als wär es das letztemal... Hei, wie mir wohl ist im grünenden Wald! Und

daneben der sprudelnde Brunnquell ... es ist köstliches Wasser. Wenn wir heimwärts reiten, will hier ich mich letzen... Doch was singt der Adler dort von Sippenbruch und Meuchelthat? und der nachtdunkle Rabe wie der balzende Auerhahn... Freilich, wer auf Vogel- und Weiberzungen hört, geht leicht irre.“ ... „Es ist Widofnir, der krächzend Ragnaröck ankündigt,“ flüsterte Högni, zu Gunnar gewandt. „Guthorm, lieber Junge,“ fuhr Sigurd fort, „du, sonst so plauderselig, warum heute so düster und schweigsam? Grollst du vielleicht, weil beim Buhurdieren meine Speerstange aus dem Sattel dich hob? Noch ein paar Jährchen, so wirst du fester schon sitzen. Nun aber, Brüder, die Sporen gebraucht, daß zum Thing wir gelangen.“

Im Ringe um den Thingbaum standen die Fürsten und Mannen in Rüstung und Wehr, des Landes Wohlfahrt zu beraten, denn Raubfahrer waren gelandet und hatten große Verwüstung verursacht. Es entstand aber in der Versammlung Zwiespalt, weil die Krieger untereinander wegen erlittener Schädigung haderten. Wildes Geschrei erhob sich; schon blitzten hier und dort gezücket die Schwerter. Da eilt Sigurd an den Baum; Ruhe und Stille trat an die Stelle des wilden Getümmels. Er mahnte zum Frieden und zur gemeinsamen Heerfahrt gegen den Feind. Man sprach von der zahllosen Menge der Raubfahrer, aber er rief: „Ich bin der Gast eurer Könige und darum euer Schwertgenosse.“ Nun umringten ihn jubelnd die Krieger, und er stand in der Menge hoch erhaben, strahlend, einem Einherier gleich, der sieggekrönt aus Blut und Wunden zu Odhins Sälen emporsteigt.

Am Abend stand Gudrun auf dem Söller der Burg. Sie blickte nach dem Walde, wo bald ihr Liebling hervortreten mußte. Jetzt blinkten Helme und Schilde, aber die blutrot untergehende Sonne blendete ihre Augen. Sie eilt in den Burghof, den Helden zu begrüßen. Da kam Grani herein, den Kopf gesenkt, ohne seinen Herrn. „Grani,“ rief

sie voll Schrecken, „wo ist er, wo hast du ihn gelassen?“ Das treue Tier hatte keine Antwort, wie sie auch fragte und jammernd die Hände rang. Nun ritt Högni in den Hof. Er war bleich und düster, und als er die Schwester erblickte, zitterte der sonst immer furchtlose Mann, wie wenn Fieberschauer ihn schüttelten. — „Wo ist mein Sigurd?“ schrie sie laut, indem sie dicht vor ihn hintrat. — „Ein Ungeheures ist geschehen,“ erwiderte er mit tonloser Stimme, „ein Werk der Disen.“ „Sigurd,“ rief sie, „wo ist er? wo habt ihr ihn?“ Ihre Stimme klang wie der Schreckensruf zum Gottesgerichte; es war, als wollte sie mit ihren Blicken dem Bruder das Herz durchbohren. Da trat ein alter Recke hinzu mit folgenden Worten: „Zürne ihm nicht, o Königin, er hat keine Schuld. Wir ritten wohlgemut vom Thing durch den Wald. Am sprudelnden Borne stiegen wir ab, um das heilsame Wasser zu schlürfen. Der Wölsungenheld neigte sich nieder, da — ja, da geschah die entsetzliche That. — Guthorm, heimlich lauernd, stieß ihm den Ger durch Rücken und Brust. Noch fällte der totwunde Held den Mörder mit dem geschleuderten Schwert, dann sank er, die sonnenhaften Augen betrübt auf die Fürsten gerichtet, in die Blumen des Angers, die er mit seinem Blute überströmte. Laut schrieen die Adler und Odhins Raben und alles Geflügel des Waldes, und der Sturmwind erhob sich, er raste durch die Wipfel der Bäume, er heulte in den Felsklüften, und die Sonne verlor ihren Schein, wie bei Baldurs Tode.“

Gudrun schrie laut auf vor Schmerz, sie schlug die Hände zusammen, daß es hallte in der Burg und die Tiere im Hofe mit lauter Stimme den Schall erwiderten. „Gunnar, o ihr rächenden Götter!“ so rief sie. Sie konnte nicht weiter reden; eben trug man den Leichnam herein. Er war in goldgewirkte Decken gehüllt und wurde in der Gattin Gemach gebettet. Hier saß die Verzweifelnde neben ihm Nacht und Tag und noch eine Nacht. Sie weint und klagt nicht, sie

ringt nicht die Hände, — sprachlos, regungslos starrt sie auf die Hülle, die den Leib des Geliebten verbirgt. Befreundete Frauen und Dienerinnen kamen, die Unglückliche zu trösten. Sie erzählen viel von dem eigenen Kummer, den jegliche erlitten: wie sie Männer, Kinder, Geschwister auf der Walstatt, auf dem Meere verloren, Gefangenschaft und Knechtschaft erduldet. Doch Gudrun konnte nicht weinen. Trocknen Auges und steinharten Herzens saß sie neben der Leiche des Gatten. Da hob Gullrönd, Giukis Tochter, das Tuch von der Leiche. Nur einmal blickte Gudrun auf; sie sah des Helden Haar von Blut genetzt, sah die leuchtenden Augen erloschen und die Brust vom Speere durchbohrt. Da sank sie zurück aufs Polster; das Haar löste sich auf; rot ward die Wange, und ein Thränenstrom stürzt hinunter in den Schoß. Laut klagend warf sie sich dann über den kalten Leib und küßte den bleichen Mund und glättete die Falten, die der Schmerz in das glänzende Antlitz gegraben, daß der Held ruhig, im Frieden des Todes zu schlafen schien.

Brynhild hatte den Schmerzensschrei ihrer Feindin gehört. Sie verzog den Mund zu unheimlichem Lachen, denn sie wußte, was das bedeute. Aber es war nicht ein Lachen der Freude, sondern des Hohnes über die Mörder. Das fühlte Gunnar, da er die Unheilstifterin tadelte und doch nicht wagte, den Blick zu erheben. „Du bist Hödur,“ sagte sie, „du warfst blindlings den Speer des Todes, den eine andere Hand schärfte und lenkte.“ Das Wort lastete schwer auf der Seele des Königs. Hätte er nur die That ungeschehen machen können! Er war wie ein Mensch, der durch Zauber die Wetterwolke herbeigerufen hat, die ihn und sein Haus und seine Habe vernichtet.

Brynhild aber fuhr fort: „Was soll mir nun, nachdem der herrlichste der Männer gestorben, noch weiter das Leben. Mein war ja der Held mit den sonnigen Augen. Eide hatte er mir geschworen, und nicht hätte er sie gebrochen, wenn

ihr nicht mit schändlicher List und Zauberei den Sinn ihm bethört; nun ist er hin. Im Tode erneuern wir den alten Bund; da wird man mir nicht wehren, nicht mißgönnen, wenn ich, vom langen Gange müde, in seinen Armen zu ruhen gedenke."

Als die Burg von Scheiten für den Leichenbrand erbaut und mit leuchtenden Schilden und Waffen geschmückt war, wurde Sigurds Leichnam in goldstrahlender Rüstung darauf gelegt. Vielerlei Volks war versammelt, der Niflungen ganzes Geschlecht, und edle Fürsten, Recken und Frauen; denn allgeliebt war der untadelige Held. Da nahet auch Brynhild, gerüstet mit Helm und Brünne, das blanke Schwert in der Hand, hoch und hehr, wie einst als Walküre. Sie bestieg die verhängnisvollen Scheite und stand dort neben der königlichen Leiche. „Lebe glücklich, Gudrun," rief sie; „lebt glücklich, ihr Giukunge, wenn die Nornen es fügen; ich gehe mit Sigurd, dem einzig Geliebten."

Dann faßte sie mit fester Hand den Stahl und stieß sich das scharfe Eisen tief in die Brust. Langsam sank sie nieder neben dem Helden. Dann küßte sie ihn, indem sie mit schwacher Stimme lispelte: „Empfange den Gruß, den Todeskuß deiner Gattin, deiner Walküre, und nimm mich mit dir auf den langen Gang!"

Schon war die Fackel angelegt, und die Flammen schlugen empor... Der Himmel rötete sich wie einst über Wafurlogi. Sigurd und Brynhild waren im Tode vereint bei Freya in Folkwang.

In der Kammer saß Gudrun trostlos, allein mit ihrem Herzeleid. Doch endlich ward es ihr unerträglich in den öden Räumen, wo jeder Gegenstand sie an den verlorenen Gatten gemahnte. Sie sprach zu sich selber: „Ich will mich aufmachen und fern gen Nordland ziehen; vielleicht, daß ich den grimmen Schmerz vergesse. Nach langem Irren durch Wälder und Heiden kam sie zu der Halle König Alfs, bei

dem Sigurd einstmals gewohnt. Thora, die Gemahlin desselben, nahm die Betrübte freundlich auf, und nun stickten die Frauen, das Gemüt zu erheitern, kunstreiche Werke mit silbernen und goldenen Fäden: Burgen mit weiten Hallen und Seeen, von Schwänen belebt. Auch wirkten die Fürstinnen in kunstreichen Bildern, wie wackere Helden im Kampfspiele fochten, wie zahlreiche Heere mit Schild und mit Schwert zum Schlachtfelde zogen, wie Siegmund mit guten und vielfach verzierten Meerdrachen vom Strande abstieß, und wie deutsche Helden mit Schlangen und Drachen sich mühten. Doch nicht lange sollte Gudrun in stillem Frieden hier weilen. Atli, der mächtige König aus Hunaland, der Bruder Brynhilds, entsandte Boten nach Frankenland und ließ werben um Sigurds hochgefeierte Witwe, die weit und breit berühmte Gudrun. Gern vernahm die Botschaft Grimhild, denn sie seufzte und härmte sich, daß sie durch ihre Anschläge der Tochter ein so trauriges Dasein bereitet. Trotz ihrer Jahre eilt sie hin zu König Alf und überbrachte der Tochter die Werbung. Laut lachte Gudrun, als sie den Antrag vernahm. „Der Bruder der Mörderin?" rief sie, „was würde Sigurd sagen, wenn Bragi die Wundermär in Odhins Halle zur Harfe besänge." Als die Mutter noch mehr in sie drang, bald schalt und bald schmeichelte, da gab sie zur Antwort: „Sigurds Gattin kann keinem andern Manne mehr folgen, sein Bild wird keine **irdische** Macht ihrem Herzen entreißen." Nun mischte die zauberkundige Königin den Vergessenheitstrank und reichte ihn der Tochter. Das wirkte nach Wunsch. Gudrun willigte ein, dem Atli die Hand zum Ehebunde zu reichen. Bald zog sie fort nach Hunaland, aber den Goldschatz des Drachen, den Atli ersehnt, den hielten zurück ihre Brüder. Als der Hunafürst sich betrogen sah, sann er grausame Rache den Niflungen, doch heuchelte er Freundschaft, sie desto sicherer zu verderben. Nach langer Zeit sandte er Boten ins Frankenland und ließ die Könige zu großen Festlichkeiten

an seinen Hof laden. Gudrun ahnte Böses und schickte einen Goldreif, mit Wolfshaar umwunden, den Brüdern zur Warnung. Gunnar erriet nicht den Sinn und ließ, trotz Högnis dringender Mahnung, zum Aufbruche rüsten. Zuerst aber holten die Brüder das gellende Gold, den glutroten Schatz, die glänzenden Ringe des Sigurd und senkten sie tief in den Rhein und verrieten keinem die Stelle. Wingi, der ratkluge Führer, brachte bald die Niflungen zu Atlis Land. Nach drei Wochen standen sie vor der zinnengekrönten Burg des Königs. Aber kein festlicher Empfang erwartete die Gäste; das Thor blieb verschlossen, und auf der Mauer erklirrten die Waffen und schwirrten die Bogensehnen. „Die Füchse sind gefangen," rief Wingi, der Führer; aber kaum entflog das Wort seinen Lippen, da traf ihn Högnis Schwert zu Tode. Aber nun rasselten Geschosse auf Helme und Brünnen, und reisiges Volk, aus den Thoren und rings aus Verstecken hervorbrechend, umringte und bestürmte die Niflungen. Wohl fällten die Könige viele der verräterischen Streiter und türmten einen Leichenwall um sich empor; als aber ihr Gefolge, Mann für Mann, gefallen war, wurden sie, von der Blutarbeit erschöpft, übermannt und gefangen. „Wehrlos seid ihr und ganz in meiner Macht, ihr stolzen fränkischen Könige," sprach Atli, „Fafnirs Goldschatz begehr ich, gebet den Hort, und ich löse die Fessel." Aber Högni verharrte in trotzigem Schweigen. Da zürnte der Heune, und als Gunnar versicherte, er habe geschworen, so lange der Bruder lebe, niemals die Stätte zu nennen, wo das Gold sie versenket, da ließ Atli dem Högni das Herz aus der Brust schneiden und dem Gunnar vor die Füße hinwerfen. Der aber erhob die gefesselten Hände und rief: „Nun mag der Heunenkönig nach Helheim fahren zu Fafnir und den um den Hort befragen, weder von mir noch einem andern Erdensohne wird je er Kunde erhalten." Auf Befehl des Herrschers ward Gunnar in den Schlangenturm geworfen. Da wimmelte es

von giftigem Gewürm, das ihn anzüngelte und die Rachen nach dem willkommenen Fraß aufsperrte. Der gefangene König erwartete ohne Zagen den gräßlichen Tod. Doch siehe! Es lehnte an modriger Wand eine glänzende Harfe, vielleicht von einem Gott zum Trost ihm gesendet. Da die Hände gebunden waren, so schlug er mit den „Zweigen der Füße" so kunstvoll die Saiten, daß die Schlangenbrut horchte und des Fraßes nicht dachte. Er sang dazu ein schauerliches Lied von den waltenden Nornen und den schrecklichen Disen, die den meineidigen Frevler ergriffen und auch schon Atli grauenhaft umschwebten. Der König, der in der Nähe lauschte, um sich an den Klagen des gequälten Mannes zu ergötzen, entwich voll Schrecken. Dagegen krochs heran, langgestreckt, mit rasselnden Schuppen, ein gräßliches Gewürm, eine Natter. Die rührte weder Harfenklang noch Lied; sie wühlte sich in die Brust des Königs und nagte sein Herz.

Tot waren die Niflungen; einen Leichenschmaus gab Atli den Rittern im Palaste. Der Rausch umfing schon bald seine Sinne und gaukelte ihm Freudenbilder vor. Doch glaubte er dazwischen auch Gunnars Lied von den Nornen und Disen zu hören. Da stieg's heraus wie aus dem Boden, von grauen Schleiern umwallt, — war es die richtende, rächende Norne? war es Gudrun, welche die starren, stieren Augen auf ihn richtete? Ja, die Königin stand vor ihm. „Atli," sagte sie, „einst in glücklicher Jugendzeit hatte ich ein sanftes, weiches, liebendes Frauenherz; das Schicksal hat mir dafür das Herz einer Wölfin in die Brust gelegt. Daher wundere dich nicht über das, was geschehen ist und geschieht. Die Schalen, aus denen du heute getrunken, sind die Schädel unserer Kinder, die mein Mordstahl getötet. Der Wein, den du schlürftest, ist gemischt mit ihrem Blute. Das Gericht, das du speistest, waren ihre Herzen. Ich stehe vor dir als Rächerin der Brüder, du mußt sterben, sterben..." Ein Dolch blitzte auf in ihrer Hand. Er wollte sich aufrichten, aber der Stahl durchbohrte seine Brust.

Gudrun schritt aus dem Gemache nach der Halle, wo die Hofleute ihren Rausch verschliefen. Sie nahm eine der noch brennenden Fackeln und schleuderte sie in das Holzwerk. Prasselnd schlugen die Flammen empor. Gebälke und Säulen krachten und stürzten in die Glut. Gudrun aber eilte unter dem Leuchten der Lohe zum brandenden Meere. Freyas Stern stieg aus dem Meere im Osten herauf, und sein Spiegelbild blickte bewegt aus der Tiefe. „Sigurd," sagte sie, „sandtest du mir den Strahl als Boten, daß ich zu dir komme; ich weiß nicht, ob es geschehen kann, da meine Seele zu schwer belastet ist. Aber ich will ja nur ausruhen von dem langen Gang. Nan, raffende Göttin, gib mir einen kleinen Raum, wo ich Ruhe finde." Sie sprang ins Meer; die Wellen zogen ihre Kreise um die Stelle weiter und weiter und ebneten sich wieder und schwanden.

Altgermanische Feste.

1.

Wie den Germanen der Tag mit der Nacht begann, so fing ihnen auch das Jahr mit dem Winter an. Wenn mit dem für unser Auge immer kürzer werdenden Sonnenbogen die Zeit der von Wolken und Nebel schwer verhangenen Tage und der längsten Nächte eingetreten war, dann feierten unsere Altvordern das **Julfest,** bei dem die leuchtende Lohe der mächtigen Opferfeuer zwischen den Eichenwipfeln der heiligen Haine emporschlug, und helles Licht der Gedanke war, der alles erfüllte. Das Gefühl, daß von der Licht- und Wärmequelle, welche unsern Erdball umkreist, alles Sein und Werden abhängt, durchdringt ahnungsvoll den Glauben unserer Altvordern. Wie mußten daher dieselben aufatmen, wie mußten sie dem Lichte entgegenjauchzen, wenn jene ewig lange, eisige Winternacht, die fast während der Hälfte des Jahres über

ihren unwirtlichen Wäldern lagerte und alles Lebendige in Bande schlug, mit den zwölf langen Nächten (vom 25. Dezember bis zum 6. Januar) an der Grenze ihrer Herrschaft angelangt war, wenn die Winterriesen mit den froststarrenden Kinnbärten, unter deren Tritten das Land aufstöhnte, den Rückzug antraten, die Götter des Lichtes und der Fruchtbarkeit sich zur Wiederkehr wandten, und in der Ferne jene wärmere Zeit näher rückte, wo endlich auch der heimgekehrte Thor zum erstenmal wieder seinen Keil donnernd schmettern würde, und die lichtfrohen Götter ihren Umzug begönnen. In den zwölf heiligen Nächten fühlte der nach Licht und Wärme sich sehnende Germane den segenspendenden, erlösenden Göttern sich näher als zu irgend einer andern Zeit des Jahres. Nun, glaubte er, seien die Himmelsbewohner aus ihren Burgen herabgestiegen, um auf Erden mit den Menschenkindern in innigern Verkehr zu treten. Deshalb wurde das Fest der **Wintersonnenwende** auf das festlichste begangen, und den Göttern wurden umfangreiche Opfer dargebracht. Es begann die Feier mit der Höggunott, der Hieb-, Schlacht- und Opfernacht (am 22. Dezember), und nun herrschte allüberall im Lande ein dreiwöchentlicher Julfriede, bei dem alle Fehde ein Ende hatte, und sogar den Gefangenen die Ketten abgenommen wurden. Beim Beginne des Festes wurden in den Wohnungen alle Feuer gelöscht. Dann zog die Gemeinde hinaus nach einer geschützten Stelle; hier wurde ein starker Eichenpfahl eingerammt, ein Loch oben eingebohrt und in dieses senkrecht die Achse eines neuen Rades mit neuen Speichen gesteckt, das, mit Stroh umwickelt, wie ein Schild aussah. Stricke wurden an den Speichen befestigt und damit das Rad von neun schönen Jünglingen und Jungfrauen unter Gesang und Harfenklang schnell gedreht, von Osten nach Westen, wie die Sonne läuft, — bis die Achse sich entzündete und das Stroh Feuer fing.

Dann steckten alle mit Jubelgeschrei an dem Feuerschilde

Fackeln in Brand, trugen die heiligen Flammen in die Häuser und entzündeten dort auf dem Herde den **Julkloben** für das künftige Jahr. Denn ein Jahr lang brannte das Herdfeuer von diesem Brande, tags zu heller Flamme genährt und des Nachts unter der Asche fortglimmend.

Abends aber leuchtete in den heiligen Hainen, wo hundert- ja tausendjährige Baumriesen den ehrfurchtgebietenden, sagenumwobenen Opferplatz umstanden, die Lohe riesiger Opferfeuer empor. Geschmückt waren die Waldesriesen mit brennenden Lichtern, mit den bleichen Schädeln geopferter Rosse, die bei dem flackernden Scheine hohläugig und gespenstisch herniederschauten; neben ihnen hingen Trophäen, alte Steinwaffen, welchen einst der Urahn mühsam und bedächtig Gestalt verliehen, die dann manches buntbemalte Schildgeflecht zerschmetterten und nun, im heiligen Haine aufgehängt, an die Großthaten des Stammes erinnerten. Auch Zauberrunen mögen wohl eingeschnitten gewesen sein auf die Rinde und auf den Baumast, wo gen Osten hin die Zweige wachsen. Zwischen den Stämmen erhoben sich hier und da auf massigen Trägern riesenhafte Hünensteine, gewaltige Felsblöcke, daneben einzelne, säulenartig aufgerichtete Riesensteine. An die Götter erinnerten die ihnen geweihten Tiergestalten: der Wolf des Odhin, der Eber des Freyr; auch das Schwert des Tyr durfte nicht fehlen.

Unter den Opfertieren stand in erster Linie das Pferd. Das dampfende Blut wurde in einer Grube aufgefangen, dann bespritzte man damit Geräte, Waffen und die Teilnehmer selbst, auch erklangen über dem fließenden Blute uralte Formeln der Weissagung. Der Kopf des Pferdes wurde an den Bäumen des heiligen Haines aufgehangen. Neben dem Pferde dienten alle übrigen Tiere des Haushalts, bis zum Hahn hinunter, als Opfergabe, ebenso die Jagdbeute, und wer keine Tiere zu opfern hatte, gab Getreide, Früchte, auch Geräte. Vor allem aber wurde am Julfeste das von

Freyr besonders geliebte Tier, der Eber, geopfert. Die Mythe versetzt ja auch die Brautwerbung dieses Gottes und die Verlobung desselben in diese heilige Zeit. Nach drei Nächten, d. h. drei Monaten, verspricht ihm die leuchtende Gerda die Vermählung im grünen Haine Barri. Der Name des Julfestes bedeutet Rad, also das Sonnenrad, wie die Sonne selbst auch das schöne Rad genannt wird. In den zwölf Nächten von Weihnachten an schien die Sonne auf ihrem tiefsten Stande auszuruhen, bis sie ihren Lauf wieder aufwärts wandte. Mutternächte waren den Germanen diese zwölfe, gleichsam die Mütter der zwölf Monate des Jahres, deren Witterung sie vorbilden sollen. In dieser hochheiligen Zeit der Zwölfe durfte nichts rund gehen (nicht gesponnen, nicht gefahren werden). Man durfte nicht dreschen, nicht backen, nicht misten, noch waschen. Wer den Zaun bekleidete (beim Trocknen der Wäsche), mußte den Friedhof bekleiden. Deshalb herrschte allgemeine Ruhe und Freude auf den Straßen und in den Wohnungen. Die Knechte hatten freie Zeit; jeder Fremdling war ein willkommener Gast, wo er einkehrte. Große Gelage feierte man in den Häusern. Mächtige Trinkhörner wurden rund gereicht; die Sänger sangen Loblieder den Göttern, und auf den Sühneber, das Festgericht, legte man feierliche Gelübde ab. Draußen aber war die ganze Natur unter dem Schutze der Himmlischen. Die Bäume und die Pflanzen bereiteten sich zum Empfange der herniedergestiegenen Himmelsbewohner, und das Wasser, von den Göttern gesegnet, wurde zu Wein und wurde als Wywasser aus den heiligen Quellen geschöpft, um es während des Jahres als wunderkräftig zu verwerten. Der heiligen Zeit gab man neben dem Namen Julfest auch noch die Bezeichnung Weihnacht.

2.

An die Stelle der Himmelskönigin Frigg nennt der über germanische Verhältnisse äußerst wertvolle Nachrichten ver-

breitende Römer Tacitus die Erdgöttin Nerthus. Beide sind identisch und bedeuten die mütterliche Erde, die, von den Strahlen und dem Regen des Himmels oder des Himmelsgottes befruchtet, Gras und Kraut, Blätter und Blüten und Früchte hervorbringt. Von dieser Erdgöttin erzählt der Römer, daß sie auf einer Insel des Weltmeeres in einem heiligen Haine ganz besonders verehrt wurde. Dort stand ihr Wagen, den ein Gewand verhüllte, und den nur ein Priester berühren durfte. Ahnte dieser die Gegenwart der Göttin, dann verließ der Wagen den Hain, der Priester begleitete ihn ehrerbietig, zwei Kühe zogen denselben. Wohin die Göttin aber kam, da waren frohe Tage; alles schmückte sich mit Festgewändern und schickte sich an, unter Freudenbezeugung den Zug zu begleiten. Nun ruht der Krieg, die Waffen schweigen, alles Waffengerät wird verschlossen, Frieden und Ruhe, die man sonst nicht kennt, sind auf so lange willkommen, bis der Priester mit der vom Umzug befriedigten Göttin wieder in ihr Heiligtum zurückkehrte. Hier wurde der Wagen, das Gewand, ja die Göttin selbst in dem geheimnisvollen See gebadet, der sogleich die Knechte verschlang, die dabei handgeleistet hatten.

Wohl mochten die Germanen, wenn die erste Zeit des Frühlings erschien, die Sonne die Eisrinde von der Erde löste, aus dem erwärmten Boden Blätter und Blumen sproßten, Bäume und Sträucher ihre nackten Äste mit frischem Grün überdeckten, Wiese und Feld wieder besucht waren von frohen Tieren und Menschen, einen Umzug der wiedererwachten Erdenmutter sich denken, wohl mochten sie der gütig sich Nahenden entgegenjauchzen und der Verheißung reichen Segens gewärtig sein. Kein Wunder, wenn nun die bunten Feierkleider, wenn der ersehnte Wagen, ein Schiff, mit Rädern versehen, allüberall bekannt wurden, und wenn man selbst in spätern Zeiten, als die Götter dem **einen** Gotte hatten weichen müssen, der frohen Tage noch immer gedenken mochte. Auch

da noch liebte man, beim Beginne des Frühlings in bunte Gewänder sich zu hüllen, auch nun noch zierte man das Wagenschiff, „Carnaval“, und hielt mit demselben feierlichen und freudigen Umzug. War ja die Herrschaft der bösen Jahreszeit dahin, und verkündete das Blau des Himmels, der Glanz und die Wärme der Sonne den wiedererstandenen Frühling.

3.

Der Lenz ist gekommen, die Sonne leuchtet wieder in frischer Pracht, und die Menschen, selber auferstanden aus den Banden des fesselnden Winters, begehen das Auferstehungsfest der Natur, das **Osterfest**. Thor war der Gott, dem diese Feier galt, denn er hatte die Frostriesen verscheucht und mit dem befruchtenden Gewitterregen alle Knospen zur Entfaltung gebracht. Neben Thor verehrte man seine Schwester **Ostara**, die Tochter der Erdgöttin. Sie wachte über das erste Hervorkeimen der neuen Pflanzen, über ihre erste Berührung mit der Morgensonne und dem Frühtau.

Auf allen Bergen und Hügeln erhoben sich am Osterfeste große Holzstöße von Eichen, Ellern, Vogelbeeren und Bocksdorn: Pflanzen, die dem Thor geheiligt waren, und hell auf flammten die Feuer zu des Donnerers Ehren. Geweihte Ziegenböcke, mit dem Erstlingsgrün bekränzt, wurden auf dem glatten Opfersteine geschlachtet; das Blut rann in eine Grube, und nachdem der Priester laut gebetet, tauchte er den Finger ein und sprengte damit gegen die heilige Eiche des Donnergottes und gegen das anbetende Volk, zum Zeichen, daß alle bereit seien, mit ihrem Blute die Gottheit zu versöhnen. Darauf befestigte der Priester die Häupter der Böcke an den heiligen Baum, und nachdem das Fleisch in großen Kesseln auf dem Feuer gesotten war, verteilte er die Stücke unter die Menge. Eine große Kufe Bier aber ward unter die Eiche gestellt, und alle schmausten und tranken der gefeierten Götter Minne,

d. h. zu ihrem Gedächtnis. Dann wurden die Flammen aufs neue geschürt. Die letzten Brände nahm man und trug sie schweigend über die Felder, um diese Thors Schutz zu weihen.

4.

Vor allen Göttern waltete im schönen Frühlinge die Göttin der Schönheit, Freya. Sie legte in die Blüten den Schmelz hinein, ihr blühten die holdesten Frühlingsblumen, und sie beseligte die Herzen aller Sterblichen mit hohem Mute. Lustig singend, ging der Landmann zur Arbeit; der Fischer fuhr, auf Njörders Schutz vertrauend, in die See und sang ein heiteres Lied; mit Sang und Klang zogen die Kriegerscharen hinaus zur Übung und ins Feld. Ja! wen die Arbeit im Hause zurückhielt, der öffnete Thür und Fenster, um die balsamische Luft einzuatmen, und summte ein Lied vor sich hin. So weckte Freya Freude und Lust in aller Herzen. Wenn aber die Rose, die Blume der Liebe, erblüht war, und Seligkeit und Kraft am höchsten gestiegen war, dann wurde Freyas **Mai- und Sommerfest** gefeiert auf blumiger Au oder im Rosengarten oder auch auf dem Rasen, der mit herrlichen Rosen geschmückt war. Der Festplatz und auch alle Wohnungen wurden mit Maien geziert. Wieder flammten Feuer rings um den Platz, und heitere Tänze waren mit sehnsüchtigen Liedern vermischt.

5.

Der Sommer ist dem Frühling gefolgt. Hoch empor steigt der Sonne leuchtende Kugel, und nur kurze Zeit weicht sie der kaum mehr finstern Nacht. Aber auch dem Wachstum der Tage erscheint das Ziel. **Das Sommersonnenwendefest** bezeichnet den höchsten Standpunkt des Licht, Wärme und Fruchtbarkeit bringenden Gestirns. Nun scheint es auszuruhen, um dann wieder den Niedergang anzutreten. An diesem von

Licht und Glanz erfüllten Feste eilten die Germanen zum ungebotenen Thing, zum Gerichtstage, um all die Übelthäter zu richten, deren böse That ein Frevel war vor dem alles durchschauenden Auge Allvaters. Da wurde verurteilt und vernichtet, wer Meuchelmord, Verrat und Raub verübt, wer sich durch Feigheit und durch Gewaltthat an Schwachen und Wehrlosen befleckt. Doch auch liebliche Bräuche brachte der heilige Tag. Der Sommer hat seine ganze Pracht entfaltet; die Pflanzen und Blumen duften und entwickeln heilsame Kräfte; der Sonnenwendegürtel (Beifuß), das Johannisblut und viele andere Kräuter von hohen Gaben und Gnaden werden gebrochen. Wenn dann die Gewitter verderbenschwanger Flur und Feld, Haus und Hof bedrohen, dann sänftigt den Gott das auf dem Herde entzündete heilige Kraut, und schadlos fährt nieder der Strahl. Aber nicht allein den Pflanzen brachte wunderbare Gaben der Sommer, auch das Wasser besitzt zur heiligen Zeit eine ungewohnte Kraft und erweist sich heilsam als Trank und Bad. Noch im Jahre 1337 erblickte der Italiener Petrarca am Johannistage, dem an Stelle der heidnischen Feier getretenen christlichen Feste, einen feierlichen Zug der Kölner Frauen an die Fluten des Rheins, allwo sie, gegürtet mit wohlriechenden Kränterranken, unter Hersagung feierlicher Sprüche in die kühlenden Wasser des Stroms sich tauchten. Und wie die Menschen sich kränzten mit den schönen Kindern der Flur, so schmückten sie auch ihre Lieblingsstätten mit dem schimmernden Schmelz. In feierlichen Aufzügen, unter Spiel, Gesang und Tanz eilte man zu den Quellen und Brunnen, und bald prangte alles in saftigem Grün und in buntem Glanz. Und wie die heiligen Wasser gesucht und benutzt wurden, so erquickte man sich auch an dem Tau der Johannisnacht. Ein Taubad brachte Schönheit, wehrte der Krankheit, erhielt und mehrte die Kraft. Dem Taubad entsprach das Tautrinken; selbst die Gewänder ließ man durch Tau befeuchten. Die Leintücher wurden ausgerungen und das köst-

liche Naß wurde in Fläschchen gebracht, um im Jahre seine Heilkraft zu verwerten. Auch dem Vieh gereichte der Tau zum Segen. Das in der heiligen Nacht feucht gewordene Futter brachte reichlich Milch und Butter. Da der Germane das Sommersonnenwendefest als ein Siegesfest des ihm so lieben Lichtgestirns betrachtete, so zündete er allerwärts Freudenfeuer an, bekränzte die Häuser von innen und außen mit Maien und warf duftende Pflanzen in die lodernde Flamme. Quer über die Straße zog man Blumenkronen, an Schnüren befestigt; bekränzte Kinderscharen hielten, Tannenreiser in den Händen tragend und Lieder singend, Aus- und Umzüge und forderten Gaben ein. Um grünende Bäume, unter den stattlich ausstaffierten Kronen tanzte jung und alt, und Hahnenschlagen, Mastklettern, Tonnenschlagen, Wettreiten und Kampfspiele zwischen zwei Parteien erhöhten die allgemeine Freude.

6.

Die Licht und Wärme verbreitende Sonne hat emporblühen lassen die von den Göttern geschützte Saat, und wenn sie, vom Winde bewegt, wellengleich einherwogte, dann zog die weihende Erdgöttin durch die Flur, und die Menschen erkannten recht gut den Strich, auf dem sie durch das Getreidefeld gezogen war, denn dort standen die Halme höher und luftiger. Wenn aber die Früchte des Feldes zu versengen drohten durch den glühenden Sonnenbrand, dann sorgte Odhin, daß Thor die Gluten auffing in dunkle Wolken, und daß erfrischender Regen den Erdboden tränkte. Erschien nun das Ende des Sommers, dann stiegen Dank- und Bittgebete zu dem Göttervater auf: **Odhins Herbstfest** wurde gefeiert. Hohe Feuer loderten empor. Auserlesene Garben wurden zum Opfer hineingeworfen, und unter Gebeten und frommen Sprüchen wurden wieder Holzbrände auf den Feldern umhergetragen, um sie aufs neue zu weihen, für Fruchtbarkeit

empfänglich zu machen und gegen Wetterschaden zu sichern. Sorgsam ausgewählte Stiere, Eber und besonders Gänse bluteten als Opfer für das Gedeihen der Herden und wurden im gemeinsamen Mahle verzehrt. Dabei trank man im belebenden Trauben- und Gerstensaft Odhins Minne und die der übrigen Götter, vorzüglich derjenigen, die mit ihm des Sommers gewaltet.

Der Sommer ist verschwunden; rauhe Stürme fegen über die kahlen Stoppelfelder; das Laub wird falb und fällt von den Ästen; die Sänger des Waldes verstummen; das heilige Licht nimmt immer mehr ab, und an den kurzen Tagen raubt der Nebel noch die wenigen Sonnenblicke. Die Finsternis gewinnt Tag um Tag mehr Macht, aber auch ihre Herrschaft ist eine begrenzte: das schöne **Julfest** weist hin auf die wiederzuhoffende Frühlingszeit.

Rückblick.

Reichhaltig ist der Götterhimmel der Germanen, wunderbar und tiefsinnig sind die Erzählungen von seinen Bewohnern, ihren Thaten und ihrer Verehrung. Was die Natur unseren Altvordern Großartiges bot, was in ihrem Geistes- und Gemütsleben an Erhabenheit und Innigkeit vorhanden war, was an Gutem und Bösem in der Welt ihnen begegnete, sie haben es zu lebenswarmen Gestalten geformt und davon gesungen und gesagt, sich selbst und den kommenden Geschlechtern zur Erbauung und Freude. Begonnen haben die Mythen mit dem Naturleben im Kreislauf des Tages und Jahres. Die Tagesmythen erweitern sich zu Jahresmythen, weil der Sommer der Tag, der Winter die Nacht des Jahres ist. Bald übertrugen die Erzählungen sich auf Leben und Tod, denn der Winter ist der Tod in der Natur, der Sommer weckt Pflanzen und Tiere zu erneutem Leben. Tod und

Leben sind aber die Fragen, die von je her die Menschen, und auch schon in den ältesten Zeiten, beschäftigt; aber dabei bleiben sie nicht stehen, und am wenigsten haben unsere Altvordern an diesen Fragen sich genügt. Mit diesem Leben ist es nicht zu Ende, und der Tod ist kein Tod auf ewig. Wie auf den Winter, den Tod der Natur, ein neuer Frühling folgt, ein neues Leben, so ist auch vom Tode noch Erlösung zu hoffen. Die Hölle läßt ihre Beute wieder fahren, die Pforten der Unterwelt können gesprengt werden, und gerade dieses ist der Inhalt vieler deutschen Mythen. Aber auch diese Erweiterung ist noch nicht die letzte, deren die Mythen sich fähig zeigen; nicht bloß die Schicksale der einzelnen Menschen sind von Geburt und Tod begrenzt, auch die Welt wird geboren, d. h. geschaffen; anderseits verfällt sie dem Tode, das ist dem Untergange. Die Schöpfungsgeschichte haben alle Völker zum Gegenstand ihrer mythologischen Erzählungen gemacht, der deutschen Mythologie ist es eigentümlich, daß sie auch den Weltuntergang ins Auge faßt, ja ihn zum Hauptgegenstand ihrer Anschauung erhebt. Hier erfahren nun die Erzählungen ihre letzte und mächtigste Erweiterung. Ursprünglich nur auf den Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter bezogen, werden sie nun auf das große Weltenjahr ausgedehnt: denn auch mit dem Untergang der Welt ist es nicht zu Ende, es folgt ihre Erneuerung, ihre Wiedergeburt. Die Erde taucht aus der allgemeinen Flut wieder auf und grünt, die Äcker tragen unbesäet, und verjüngte, entsühnte Götter werden ein geistigeres Menschengeschlecht beherrschen, das irdische Bedürfnisse nicht kennt, denn Morgentau ist all sein Mahl. Hier ist die sittliche Umbildung der Naturmythen am klarsten erkennbar. Allgemeine Entsittlichung ist es, welche den Untergang der Welt herbeiführt; der Weltbrand vertilgt mit der Sünde das Übel aus der Welt, und die selige Unschuld der Götter und Menschen kehrt zurück, um nicht mehr zu verschwinden.

Wer wollte nun den Wert und den tiefen sittlichen Gehalt dieser Mythen verkennen, wer den Ausspruch Simrocks unberechtigt finden, es möchten die Gestalten der Sagen, in denen sich, wie Felix Dahn sagt, ausgeprägt finden unsere großen Kaiser, unsere Feldherren, Staatsmänner, Philosophen, Dichter, aber auch das Ideal unserer deutschen Hausfrau, der Beraterin des Gatten, der treuen Mutter der Kinder, **es möchten diese Götter ihre Auferstehung feiern, aber nicht in den staubigen Sälen der Museen, sondern in den Herzen des deutschen Volkes!**

Die Deutschen in der Urzeit und ihr erstes Zusammentreffen mit dem Römer Cäsar.

Der Name Germanen.

„Kommen wird er, der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des speerwurfkundigen Königs."

Diese den Untergang Roms prophetisch verkündigenden Worte entlockte das herbe Schicksal des einstmals meerbeherrschenden Karthago dem ahnungsvollen Gemüte Scipios. Aber nicht diesem großen Römer allein drängte sich der Gedanke an den zukünftigen Fall der allherrschenden Romulusstadt auf. Eine dunkle Ahnung, ein dräuendes Orakel ließ manchen Einsichtsvollen das Verderben von Norden erwarten. Die Gallier, so glaubte man, wie sie schon einmal Rom in Trümmer gelegt, werden wiederkehren und auf das eroberte Kapitol ihren Fuß als Sieger setzen. Doch auch die so lange gefürchteten Kelten fielen dem gemeinsamen Völkergeschick anheim. Ein Stamm nach dem andern wurde eine Beute der Römer. Die Ahnung schien getäuscht, das Orakel falsch prophezeit zu haben. Aber da tauchte ein neues Volk auf neben den so lange furchtsam beachteten Galliern. Riesige Leiber, blaue Augen, blonde Haare staunten die gedrungenen, dunklen Römer angstvoll an. „Das sind **die Brüder (germani)** der

bösen Gallier, nun wird auch die Ahnung recht behalten, die Prophezeiung Wahrheit werden." So sprachen manche und gaben dem unbekannten Volke den Namen „Germanen". Diese Entstehung des Namens unserer Urväter dürften wir uns schon gefallen lassen, würde sie ja hinweisen auf die verhängnisvolle Bedeutung, welche die Grenznachbarn der Kelten für die ewige Roma in der Zukunft gewinnen sollten.

Aber nicht allen hat diese Ableitung genügt. Manche wollen, statt den Namen von den Römern in Empfang zu nehmen, lieber die Gallier zu Gevattern bitten. Ein Stamm der rechtsrheinischen Völker war diesen unbequem geworden. Schon in früher Zeit hatte er die Heimat verlassen, hatte sich von den grünen Wellen des lieblichen Rheinstroms hinübertragen lassen auf das linke Rheinufer, um in dem sonnigen Gefilde der Kelten eine neue Heimat zu finden. Wacker wehrten sich die Überfallenen, aber gegen **die Rufer im Streite (gairmmona)**, so nannten sie die wilden Krieger, mochten sie nicht bestehen. Die Tungern, so hieß der Wanderstamm, eroberten gallisches Besitztum und erwarben sich und allen ihren Stammesgenossen einen Namen.

Doch warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah, meinen wieder andere. Ist der Name nicht aus unserer eigenen Sprache zu erklären, warum Römer und Kelten zu Rate ziehen? Sind ja doch unsere Vorfahren gewaltige Krieger, wackere Speer- oder Gerträger, folglich **Germannen**, und wäre der Name wohl ein unbedeutender?

Mögen alle diese Ableitungen des für uns so wichtigen Namens schön, sinnvoll, inhaltreich sein, noch nicht hoch genug sind wir hinauf gestiegen, um zum Ursprung unseres Namens zu gelangen. Nicht Römer, nicht Kelten, nicht deutsche Waffen sollen die Paten sein bei der Benennung unserer Vorfahren, die Gottheit selbst muß ihren Namen herleihen für die Bezeichnung des gottbegnadigten Volkes. Karl Simrock, der Wiedererneuerer, der Enträtseler der deutschen Göttersagen,

er ist es, der auch den Sinn des geheimnisvollen Namens des von ihm so überaus geliebten Volkes aufgefunden hat.

Der Götterfürst Wodan führte neben dem Namen Allvater auch noch den Namen Irmin. Irmin aber bedeutet „allgemein", und so bezeichnet dieser Name den allgemeinen, den allwaltenden, den allgefeierten Gott. Die einzelnen Germanenstämme verehrten aus der in dem Götterhimmel waltenden Summe von helfenden und schützenden Gottheiten hier mehr die eine, dort mehr die andere. Allen aber stand in gleicher Erhabenheit, Heiligkeit und Macht gegenüber der allwaltende Wodan; das war keine Stammesgottheit, keine nur an einzelnen Orten gepriesene; das war die allgemeine Gottheit „Irmin". Er war der Hort in den Schlachten gegen die Feinde, er brachte namentlich Hilfe in den Entscheidungskämpfen gegen die Römer. Daher waren ihm auch die Denkmale heilig, die an diese Rettung erinnern sollten, so die Irminsul im Teutoburger Walde, die Karl der Große, um den heidnischen Sachsen nicht eine stete Mahnung an die alten Götter zu belassen, in seinen Sachsenkriegen zerstörte. Die Verehrer dieses Gottes Irmin, der angelsächsisch Eormen und altnordisch Jörmun hieß, waren die Irminen. Von dieser Form bis zum Namen Germanen ist nur ein Schritt. Schon Grimm, Leibnitz und andere Gelehrte ahnten denselben, Simrock hat ihn gethan. Noch jetzt besitzen wir in unserer Sprache die untrennbare Partikel „ge-", die, wie aus den Wörtern „Ge-vatter, Ge-brüder" u. s. w. erhellt, zusammenfassende Kraft besitzt. Und da in dem Wort Irmin oder Irmino schon bei dem Römer Tacitus sich das I in E verwandelt hat, bald in Wörtern, denen es sicher zugrunde liegt, wie in Ermanarikus, Ermanafredus und andern sich noch weitere Änderungen finden, so mußten unsere Altvordern eben auf die Frage: was seid ihr für Leute? die Antwort geben: Wir sind **Germanen**, d. h. wir sind alle von Irmins Geschlecht. Die berühmtesten Namen unserer Vorzeit, Herminonen, Hermunduren, Hermann, zeigen denselben dem Worte Germanen innewohnenden Grundbegriff. Leicht mochten nun die Römer den an ihr Wort „germanus" anklingenden Namen mit demselben verwechseln und ihm die Aussprache desselben verleihen. So hat man, einer deutschen Eigentümlichkeit entsprechend, schon bei der Erklärung des Namens unserer Vorfahren in der Fremde gesucht, was man in der Heimat viel besser zu haben vermochte.

Lebensart und Sitten der alten Germanen.

Wie die gleichartigen Gewächse des Feldes, die aus reinem Samen, nicht in der üppigen Pflege des Gartens, sondern in dem gesunden, freien Boden draußen emporwachsen, durch Ausartung nicht voneinander abweichen, so war auch unter den Tausenden des einfachen, deutschen Stammes nur **eine**, feste, gleiche Gestalt. Ihre Brust war breit und stark, ihr Haar gelb, bei den Kindern im frühesten Alter blendend weiß. Ihr Auge war blau, ihr Blick durchdringend, trotzig und stolz. Der starke, riesenartige Körper, den die Römer und die Gallier nicht ohne Schrecken ansehen konnten, zeigte, welche Kraft die Natur in dieses Volk gelegt hatte; nach den Angaben einiger alten Schriftsteller betrug ihre gewöhnliche Höhe sieben Fuß.

Von Jugend auf härteten sie ihren Körper auf alle Weise ab. Die neugeborenen Kinder wurden in kaltes Wasser getaucht, und das kalte Bad blieb für Knaben und Jünglinge, für Männer und Frauen das Stärkungsmittel das ganze Leben hindurch. Ihr Kleid war ein weiter, kurzer Rock, mit einem Gurt befestigt, oder Felle wilder Tiere, die Siegeszeichen ihrer Jagden; bei beiden Geschlechtern war ein großer Teil des Körpers unbedeckt, und auch der Winter brachte sie nicht dazu, sich wärmer zu kleiden.

Die Hauptbeschäftigung der Germanen waren Jagd und Krieg. Ackerbau ließ das von großen Wäldern durchzogene, daher rauhe und unwirtliche Land nur wenig zu, mehr die Viehzucht. Das Leben in der freien Natur ging ihnen über alles. Daher bauten sie keine Städte, die erachteten sie gleich Gefängnissen. Am hallenden Hain, am murmelnden Quell, da wählten sie, wenn sie vom Wanderleben zum seßhaften Dasein übergingen, ihre Heimat. Ihre Wohnung war meist eine Blockhütte. In derselben herrschte der freie Germane, ein König im kleinen, über Weib und Kind, über Knechte und Mägde; es galt hier kein Wille als der seine; nur Glaube und Sitte setzten demselben Schranken. Aber nirgends zeigte sich wie hier, daß gute Sitte mehr Gewalt übt als gute Gesetze. Sobald die Frau die geweihte Schwelle des Hauses übertrat, in dem ihres Gatten Wille gebot, wurde sie darauf hingewiesen, daß sie fortan alles mit ihm zu teilen habe: Leid und Freud, Arbeit und Gefahr, Not und Tod. Selbst des Krieges Ruhm und Ehre, die höchsten Güter, die der Deutsche kannte, entzog er dem Weibe nicht. Beim Schließen des Ehebundes bot der Mann dem Weibe Stiere, ein gezäumtes Pferd, Schild und Speer zum Geschenke. Sie sollte Tapferkeit, Krieg und Waffen nicht für etwas ihr durchaus Fremdes halten, und es sollten die Geschenke ihr ein Zeichen sein, daß sie eintrete in das Haus des Gatten als Gefährtin der Arbeit und Gefahr desselben, im Kriege wie im Frieden, daß sie so leben, so sterben müsse. Auch mußte sie diese Gaben den Kindern überliefern, welche sie den Enkeln zu übermitteln hatten, und so waren sie gleichsam die geheime, heilige Weihe und die Schutzgottheit der Ehe.

Eine solche Verbindung, auf Liebe und Tugend gegründet und auf festes Zusamenhalten in allen guten und schlimmen Fällen des Lebens bis in den Tod berechnet, mußte heilig und unverletzlich und selbst im Tode nicht zerstörbar sein. Das letzte beweist der schöne Glaube, daß die Himmelskönigin

Frigg Liebende und Ehegatten, die früh verstorben sind, in ihre Himmelsburg Fensaler beruft, um sie wieder zum ewigen Bunde zu vereinigen. Verletzung der ehelichen Treue war, nach des Römers Tacitus Zeugnis, fast unerhört. Die tiefste und allgemeinste Verachtung folgte dem sehr seltenen Verbrechen.

Nach desselben Römers Mitteilung verehrte der Deutsche etwas Göttliches und Prophetisches im Weibe; im Frauenwort leuchtete ihm eine Ahnung der Zukunft auf; nichts achtete er höher als Frauenlob; Zuruf von Frauenmund war ihm der heißeste Sporn zur Schlacht. Was Wunder daher, wenn die Frau im Hause mehr mitherrschte als diente, die Herrin war unter dem Herrn. Ein enges, geweihtes Band umschlang nicht minder Eltern und Kinder; des Vaters Gebot und der Mutter Bitte war den Kindern heiliges Gesetz. Jemehr der Kinder, desto größer der Segen des Hauses, desto freudenreicher die spätern Jahre der Eltern. Milde und menschlich war die Behandlung der Knechte, die entweder im Hause selbst dienten oder noch häufiger gegen Hofdienst und Zins ihnen überlassene Felder bebauten und inmitten derselben ihre eigene Wohnung hatten.

Die Wohnungen der alten Germanen.

(Mit Benutzung von E. Rautenberg.)

Die ältesten über unsere Vorfahren uns erhaltenen Nachrichten erzählen von der nomadisierenden, den Aufenthalt oft wechselnden Lebensweise derselben. Es ist deshalb wohl als selbstverständlich zu betrachten, daß diese schweifenden Völkerstämme noch keine eigentlichen Häuser gebaut; denn wer sollte sich ein Haus schaffen wollen, das er, sobald es eben fertig geworden, wieder verlassen müßte? Es genügte den germanischen Nomaden **ein Zelt** oder **eine auf Rädern stehende Wohnung.** Auch der den Unbilden der Witterung trotzende, nirgends dauernd ansässige, noch auf der untern

Stufe der Kultur stehende Naturmensch muß für gewisse Zeiten ein Obdach haben, muß unter demselben liegend ruhen können. Diesen Bedürfnissen entspricht das leicht aus Stangen erbaute, mit Häuten oder gewebten Stoffen bedeckte Zelt. In allen germanischen Sprachen finden wir auch dieses Wort, alle haben das Wort „Heim", in dem der Begriff des „liegend ruhen" enthalten ist. Wurde bei größern Nomadenzügen eine längere Ruhe beliebt, so entstand ein **Zeltlager.** Das Wort „Herberge" enthält noch die Erinnerung an diese Thatsache, denn es bedeutet ursprünglich nichts anderes, als den das **Heer bergenden Ort.** Erst nachdem der Begriff der ersten Silbe verwischt worden, bekam es die Bedeutung Wohnstätte, und „herbergen" hieß dann, ein Nachtlager nehmen, später auch, Obdach und Nachtlager gewähren.

Da die Germanen auf ihren Wanderungen von Weib und Kind begleitet waren und Hab und Gut stets mit sich führten, so bauten sie zum Schutze der Angehörigen, zur Bergung der Habe nicht selten Wohnungen auf Wagen. Sie sind wohl den zweirädrigen Schäferkarren zu vergleichen und wurden von Pferden, Ochsen oder großen Hunden gezogen. Letztere bewiesen sich nicht nur als treue Wächter derselben, sondern häufig auch als mutige Verteidiger. Lange Zeit dauerte diese Wanderung der Germanen; große Thaten wurden infolge derselben von ihnen vollführt. Die Kultur der fremden Völker, mit denen sie zusammentrafen, übte ihren Einfluß auf das von der Natur so reich begabte Volk, die wandernde Lebensweise wich endlich der seßhaften. Nun fingen die Ackerbauer an, nach dauerhaften Wohnungen sich umzusehen, sowohl um Schutz vor Wind und Wetter, vor dem Angriff wilder Tiere zu finden, wie auch um eine Berge- und Aufbewahrstätte von Vieh und Lebensmitteln zu haben. Aber noch sehr einfach sind diese ersten Heimstätten, sie sind dem schützenden Blätterdach des Baumes oder Strauches nachgebildete Häuser aus Flechtwerk, sogenannte **„Lauben".** Noch heutzutage dient dieses ursprünglich die obenangeführte Bedeutung umschließende Wort in mancher Gegend zur Bezeichnung von Bauten, sei es aus Holz oder Stein, wenn sie auch nichts mehr gemein haben mit dem grünen Laubdach der Wälder. Die alten Germanen stellten Balken und Pfähle in vertikaler Richtung hin, füllten die Zwischenräume mit Rohr oder Zweigen, zuweilen auch mit Rasen und Torfstücken. Dem allzu zudringlichen Winde und Sturme sowie der sich einschleichenden Kälte versperrten sie den Zutritt durch einen Überzug aus Moos oder Lehm. Diese kreisrunde Hütte wurde überdeckt von dichtem Gebüsch oder Schilfrohr, und nicht selten legte die an das Dach sich hinanschlängelnde Flamme des Herdfeuers, häufiger noch die feindselige Hand des Kriegers die luftige und leicht brennbare Heimstätte in Asche.

Aber auch festere, dauerhaftere Wohnungen zimmerte man bald aus den Riesenstämmen der deutschen Wälder. Stamm auf Stamm, Block auf Block schichteten die Germanen, unbehauen und roh, aufeinander, und so entstand **die Blockhütte,** die, im Innern gleichfalls mit Moos oder Lehm gedichtet, schon ein behaglicheres Heim, eine sichere Zufluchtsstätte gewährte. Wo aber die Gegenden arm waren an Holz, da lehrte das Beispiel der Tiere die Verwertung natürlicher oder künstlich hergestellter **Höhlen und Grotten** als Wohnungen und Schutz- und Zufluchtsstätten. Diese Grubenwohnungen, die meistens zum Zwecke der Wärme, nicht minder aber auch zur Schaffung eines Verstecks bei feindlichen Überfällen mit nassem Laube oder Streu (mit Dung, wovon die unterirdischen Wohnungen selbst den Namen **„Dung"** erhielten) bedeckt waren, wurden vielfach in zwei übereinander befindliche Abteilungen geschieden, deren untere als Vorratskammer diente. Die Vorräte lagen somit im eigentlichen Sinne des Wortes auf dem Boden der Wohnung. Daher hat sich die Sitte erhalten, die Stätte, an der die Vorräte in späterer Zeit geborgen wurden, mit dem Namen „Boden" zu belegen, so die

Scheune, mehr noch den Raum zwischen Zimmerdecke und Dach, den Speicher.

Da die horizontal aufeinandergeschichteten Stämme nicht durch Eckpfähle zusammengehalten wurden, auch nicht Klammern und Pflöcke das Bauwerk sicherten, sondern nur ein einfaches Ineinandergreifen der Balkenenden den Zusammenhang herstellen mußte, so konnten die Wohnungen durch heftigen Druck auseinandergetrieben und weitklaffende Öffnungen herbeigeführt werden. Daher entstand bald das **viereckige Wohnhaus,** in dem die vier Endpfähle oder Eckpfosten dem Ganzen mehr Kraft und Sicherheit gewährten. Der Zugang oder die Thür wurde in den ältesten Zeiten aus Flechtwerk hergestellt, erst später ging man dazu über, dieselbe aus Brettern oder Bohlen zu verfertigen. Aus der alten unserm Worte Gatter oder Gitter entsprechenden Bezeichnung erkennen wir die Art dieses Verschlusses. Derselbe zerfiel in zwei Hälften und bot mit dem dem Lichte Zutritt gewährendem Lichtloche (augotora, Augenthor) — erst später finden wir das Fremdwort „Fenster" — dem Rauche einen Ausgang. Auf das länglich viereckige Haus wurde ein einfaches Giebeldach gesetzt; dasselbe war nicht durch Querbalken von dem untern Raume gesondert. Erst in späterer Zeit wird der Dachraum durch horizontal gelegte Balken und Bretter von dem untern Zimmer abgetrennt. Der Name Giebel, verwandt mit Gabel, kommt her von dem gabelförmigen Träger des Dachbalkens. Derselbe ragte über den First nach beiden Seiten hervor und war durch Schnitzarbeit verziert. Die hergestellten Figuren sind verschieden. Meistens sind es Pferdeköpfe, die auf ein den Göttern gebrachtes Opfer deuten, dessen Verdienst dem Hause zum Schutze dienen sollte.

Der oberste Dachbalken hatte den Namen Firstbalken, der erste Querbalken unter demselben wurde Hahnenbalken oder Hahnenbaum genannt, weil dort der Haushahn seinen nächtlichen Wohnsitz zu nehmen pflegte. Das Eindeckungs-

material war je nach der Gegend verschieden. Im Norden wurden vielfach Birkenrinden oder Schindeln auf die Dachsparren gelegt, die Armen flochten auch Zweige durch dieselben oder überdeckten sie mit schilfartigem Sumpfgras und mit Rasenstücken. In Niedersachsen wurden dichte Strohdächer gefertigt, während in Süddeutschland meist Holzschindeln verwendet wurden.

Die Größe des überdachten und umschlossenen Raumes war nach Baumaterial, Klima, Lebensweise natürlich sehr verschieden. Doch haben sich sehr früh zwei Haupttypen der ländlichen Bauart herausgebildet: die oberländische, welche Wohnhaus, Scheune, Ställe u. s. w. von einander sondert, und die niedersächsische, welche alles unter einem Dache vereinigt. Dazwischen steht eine vermittelnde Bauart Mitteldeutschlands, nach welcher zwar Wohnung und Stallung, entweder in gerader Linie oder einen rechten Winkel bildend, unter **einem** Dach sich befinden, die Scheune aber getrennt liegt. Die nordwestlichen Germanen mußten ausgedehnte Wohnhäuser errichten, weil sie wegen der schlechten Witterung nicht auf den Feldern, sondern in den Häusern droschen. Alle Arten des deutschen Hauses aber haben ursprünglich nur einen einzigen Raum enthalten. Erst später bei steigender Kultur werden von dem Hauptraum einige kleine Gelasse zu besondern Zwecken abgezweigt. In der ältesten Zeit kann das Kind von der Wiege aus das Dach und die vier Wände sehen. Es arbeiten, essen, trinken und schlafen Herr und Frau, Knecht und Dirnen in einem Raume, geschützt gegen jede Ungebühr durch strenge Sitten und Zucht.

So tritt auch aus den geringen Ansprüchen, die unsere Vorfahren an das Haus machen, die durch Entbehrungen, Arbeit, Gefahren gestählte Gesundheit des Leibes und der Seele, ihre Einfachheit und Festigkeit klar zutage.

In welcher Weise der Übergang von diesen einfachen Holzbauten zu den festen Steinbauten sich vollzog, beweisen schon

die für die einzelnen Teile des Hauses gebrauchten Bezeichnungen. Nicht selbständig erfunden haben die Germanen die Kunst des Steinbaues, sondern von den Griechen und Römern haben sie gelernt, eine steinere Grundlage in die Erde zu senken, den Stein zu fügen, mit Mörtel zu verbinden und sich dadurch dauernd auf der heimischen Scholle anzusiedeln. Die Wörter Mauer von murus, Kalk von calx, Ziegel von tegula, Mörtel von mortarium, tünchen von tunicare, Schindel von scindula, Pfeiler von pilarium, Fenster von fenestra, Pforte von porta bekunden hinlänglich, von wem die Germanen die Herstellung fester Behausungen erlernt haben. Aber auch die Einteilung des innern Raumes ist auf römischen Einfluß zurückzuführen. Dafür zeugen die Wörter Turm von turris, Speicher (Vorratsraum) von spicarium, Söller von solarium, Kammer von camera, Küche von coquina = culina, Keller von cellarium u. s. w. Die ältesten Arten von Wohnungen tragen aber alle deutsche Namen, und die althochdeutschen Wörter zelt, heim, heriperga, loupâ, zimpar, palcho, kibil, sparro, dah u. s. w., Wörter, die ebenso im Gotischen wie im Altnordischen sich wiederfinden, beweisen, welche Art von Obdach in den ältesten Zeiten, als die germanischen Stämme noch einheitlich lebten und sprachen, von diesen gesucht und gefertigt wurden. Daß unsere Vorfahren auch in diesen einfachen Heimstätten sich bald wohl und behaglich fühlten, ist erkennbar aus den Wörtern wonon, wohnen, behagen, behaglich, gehuire, geheuer, gemach, bequem u. s. w. Das erste, **wonon**, bedeutet ursprünglich das ruhige, behagliche Verweilen, das treue Stillsein und Festhalten, im Gegensatz zu dem unruhigen Kämpfen und Wandern in die weite Fremde und Ferne. Hat der seßhafte Ackerbauer ein Heim gefunden, so fühlt er sich geschützt gegen wilde Tiere und feindliche Menschen und weiß sich gesichert gegen die Unbilden der Witterung, es ist ihm **behaglich**, die Wärme des Feuers thut dem Körper und dem Gemüte wohl, das Licht benimmt ihm das Gefühl des Unheimlichen, er fühlt

sich **geheuer**, und erklärlich ist es, daß er das Wort für die Bequemlichkeit (gemach) auf den bequemen, behaglichen Raum seines Hauses, auf das **Gemach** überträgt.

Staatliche Verhältnisse.

Wie die Deutschen vereinzelt auf ihren Höfen wohnten oder diese höchstens zu Dörfern zusammen bauten, durch welche frei der Wind wehte, und die ohne Gräben und Mauern ihnen den unmittelbaren Verkehr mit Feld und Wald erlaubten, wie sie die Städte als Zwingburgen der Freiheit scheuten, so fühlten sie auch gegen ein Staatsleben Abscheu, welches die Menschen wie willenlose Wesen zusammenzwängt und den Willen und die Interessen des einzelnen schlechthin der Gesamtheit zum Opfer bringt. Der freie Mann, der zum Zeichen der Unabhängigkeit das lockige Haar lang herabwallen ließ, gebot, wie schon erwähnt wurde, als König im kleinen auf seinem Hofe. Mit den Nachbarhöfen vereint, bildete er eine Gemeinde, aus mehrern Gemeinden erwuchs die größere Genossenschaft, der Gau. Diesen weitern Verbänden gegenüber opferte der Germane nur soviel von seiner Unabhängigkeit, als für den Bestand derselben unbedingt erforderlich war. Wie dieser Bestand aber aufrecht erhalten, wie die Bedräuer und Verletzer desselben gestraft, wie die Anordnungen zur Sicherung getroffen wurden, das zu wissen, das mit zu beraten, mit zu beschließen, war das Recht des freien Mannes. Denn jeder, der Vornehme wie der Geringe, war ein Glied der Volksversammlung, und nur da, wo der Deutsche mit geraten hatte, war er auch entschlossen mit zu thaten. Wie er selbst im Gerichte sitzen und Recht sprechen konnte, so nahm er auch nur von freien Männern das Recht. Nicht aber verzichtete er deshalb darauf, auch gelegentlich selbst sich Recht zu verschaffen. Zur Blutrache für die Seinen greift er zu Schild und Speer und kämpft auf eigene Hand für die eigene Sache. Auch

vereinzelt ist er stark und scheint der Gemeinde mehr seinen Arm und seinen Rat zu leihen, als daß er ihrer Hilfe und ihres Friedens bedürfte.

Mochte der Germane dem Staate gegenüber seine Freiheit eifersüchtig wahren, so nötigte ihn doch bald der Zwang der Verhältnisse, so veranlaßte ihn auch die Erkenntnis der Vorteile zu engerer Verbindung mit seinesgleichen. Es bildeten sich Genossenschaften neben Genossenschaften, Körperschaften neben Körperschaften, Gewalten neben Gewalten, wo deutsche Art sich frei und ungehemmt entfalten konnte. Nur der Drang der Not und die unabweisbare Überzeugung, daß die Zwecke des staatlichen Lebens ohne eine allgebietende Autorität und ein festeres Band nicht zu erreichen sind, führte den Deutschen von jeher aus der Vereinzelung zur Aneinanderschließung und Vereinigung.

Und früh genug hat vielen deutschen Stämmen diese Not sich eingestellt und sie dahin gebracht, eine stärkere Gewalt an ihre Spitze zu stellen und ein einheitlicheres Staatsganzes herzustellen. Der Beginn der Königsherrschaft liegt bei vielen dieser Völkerschaften vor aller Geschichte, bei andern entsteht sie zugleich mit der ersten Kunde, die von ihnen auf uns gelangt ist. Bald sind es gefährliche Parteikämpfe im Innern, bald andauernde Verteidigungskriege gegen benachbarte Völker, vornehmlich aber Eroberung und Niederlassung auf fremdem Gebiete, die zur Gründung einer größern Einheit und zur Aufrichtung einer königlichen Gewalt führten. Die Könige wurden von der Gemeinde gewählt, und zwar aus einem bevorzugten Geschlecht, dem dann die Herrschaft verblieb. Für geheiligt galt die Person des Herrschers, wie ihm auch priesterliche Rechte beiwohnten. Nicht selten leiteten sie ihr Geschlecht bis auf die Götter zurück, so namentlich in späterer Zeit das fränkische Merowingergeschlecht, in welchem sich die Sage von Zeus und Europa erneuert, indem einem dem Meere entstiegenen Stier, unter dessen Gestalt sich die Gottheit verhüllte, und einer königlichen Jungfrau die Frankenkönige ihr Dasein verdanken sollten. Auf den König ging im Kriege die volle Gewalt des Herzogs über, den man früher zur Zeit der Gefahr zum Oberfeldherrn zu wählen pflegte. Nicht Stand oder Reichtum entschied dann die Wahl, sondern sie traf den tapfersten Mann, den die Stammgenossen auf einen Schild erhoben und auf ihren Schultern umhertrugen. Wie der Herzog wurde auch der König durch Schilderhebung eingesetzt. Im Frieden berief derselbe die Volksversammlung und leitete sie in ihren Beratungen; er hatte den Vorsitz im höchsten Gerichte, und wie er die Quelle aller Rechtspflege war, ernannte er auch die Richter und Vorsteher der einzelnen Bezirke. Aus den Wahlfürsten derselben wurden so königliche Beamte, die später allgemein den Namen Grafen führten. Die Königsherrschaft finden wir meistens nur über größere Vereinigungen und über ein weithin sich erstreckendes Gebiet. Die Könige erhielten in demselben ausgedehnte Besitzungen und damit die Mittel, sich ein glänzendes Gefolge zu halten. Zu diesem drängte man sich bald recht zahlreich hinzu, und um so mehr, wenn durch erfolgreichen Krieg und Beutezüge dem Fürsten noch neue Mittel zuteil wurden, mit denen er seine Getreuen belohnen konnte. Aber der König war nicht allein der Fürst der Gemeinde, der Führer seines Gefolges, er war zugleich der Schutzherr aller Hilfsbedürftigen, der Witwen, der Waisen und der Fremdlinge.

Ein deutscher Heerkönig im Kampfe mit dem Vernichter der römischen Republik und dem Gründer der Cäsarenmacht.

Zahlreich waren die Volksstämme, welche das alte Gallien, das heutige Frankreich, bewohnten. Ehrgeizig rangen die größern derselben um den Vorrang. Da glaubte ein Völkerstamm sich die Herrschaft sichern zu können, wenn er Hilfe von den benachbarten Germanen sich erbitte. Gern war Arioviſt, ein König über Markomannen = Sueben, bereit, dem Rufe Folge zu leisten. Schnell verhalf er seinem Schützlinge zum Siege; aber nicht allein diesem gedachte er Vorteile zu erstreiten, auch sich und den Seinen wollte er eine Herrschaft erwerben in dem schönen Lande. Sieger und Besiegte mußten sich seinem Willen fügen und große Besitzungen, die fruchtbarsten Felder ihm abtreten. Wohl mochte es den aus den rauhen und wenig angebauten, waldreichen Gegenden Germaniens kommenden Kriegern in diesen lachenden Fluren gefallen, aber sie mußten sie von neuem erkämpfen von den nun gemeinsame Sache machenden Galliern. Eine große Schlacht brachte die

Entscheidung. Arioviſt blieb Sieger. Weit über den Rhein drang die Nachricht von dem Glücke der Deutschen. Rasch sammelten sich nun Scharen beutelustiger Abenteurer. Sie eilten über den Rhein, kamen zu Arioviſt, stellten sich unter seinen Befehl und erhielten Landanweisungen. Immer mehr mußten die Gallier zurückweichen, immer größer wurde die Herrschaft der Germanen. Bereits handelte es sich darum, wann das ganze Land eine Beute der Eindringlinge werden sollte. Da stießen diese auf eine demselben Ziele zustrebende Macht, das war die der Römer. Schon längst hatte Rom seine gierigen Blicke hinüberschweifen lassen über die Alpen, und schon hatte es festen Fuß gefaßt im Süden des Keltenlandes. Zur Zeit, als Arioviſt seine Herrschaft gründete, verwaltete die römischen Besitzungen in Gallien der thatendurstige Cäsar. Er glaubte hier das Feld gefunden zu haben, auf dem die Thaten reifen sollten, durch welche ihm die Herrschaft über das Römerreich zufallen würde. Darum waren ihm die Deutschen sehr unbequem. Nicht ihnen, ihm sollte Gallien gehören; es mußten die Eingedrungenen zurückgeworfen werden in ihre Wälder. Erwünscht kamen ihm die schüchternen und wehklagenden Bittgesuche der Gallier; die mochten wohl nicht ahnen, daß sie Schutz für ihre Freiheit suchten bei dem, der dieselbe zu vernichten entschlossen war. An Arioviſt schickte Cäsar Gesandte, die eine friedliche Regelung der Verhältnisse und eine Unterredung anbahnen sollten. Aber stolz und kühn erklärte der Germane: wenn er von Cäsar etwas begehre, würde er denselben schon zu finden wissen, wolle dieser etwas von ihm, so möge er den Weg zu seinen Besitzungen nicht scheuen. Im übrigen begreife er nicht, was der Römer in seinem Gallien zu suchen habe, das er sich durch Gewalt der Waffen erstritten. Cäsar ließ nun dem Trotzigen seine Forderungen überbringen. Keine Deutschen dürften weiter den Rhein überschreiten, die Geiseln, die er von den Galliern zur Sicherung der Verträge erhalten, müßten

frei gegeben werden, weitere Feindseligkeiten gegen die Besiegten unterbleiben. Aber Vorschriften zu machen, nicht dieselben sich aufnötigen zu lassen, hatte Ariovist gelernt. Eine abweisende, ja eine herausfordernde Antwort wurde den Römern zuteil: Dem Sieger stehe zu, nach Gutdünken mit dem Besiegten zu verfahren, kenne ja Rom recht gut das Recht der Waffen, und wolle Cäsar in fremde Angelegenheit sich mischen und Krieg mit den Germanen versuchen, dann werde er erfahren, was unbesiegte Krieger, die in den Waffen aufs beste geübt, die binnen vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen, zu leisten vermöchten.

Das war eine Sprache ähnlich der jenes Wiking der spätern Zeit, welcher auf die Frage, an wen er glaube, die Antwort hatte: „An mich selbst und an mein gutes Schwert.“ Auch dem Heerkönig Ariovist mußte die gezückte Waffe statt Erbrecht und Urkunde dienen. Indes, er war auf einen Gegner getroffen, der nicht minder pochte auf das Recht der Waffen, ja, der Stolz mit Stolz zu erwidern wußte. Hatte er es ja nicht einmal ertragen, in dem weltbeherrschenden Rom der zweite zu sein. Sofort war er zum Kriege gegen den Trotzigen entschlossen. Aber mochte **er** den Krieg nicht fürchten, sein Heer schrak zurück vor demselben und versagte den Gehorsam. Die Soldaten, die in allen Weltteilen gekämpft, die die wildesten und unbekanntesten Völker unterjocht, die nichts ihrer Tapferkeit unmöglich erachtet, sie zitterten und zagten, als die Nachricht kam, der Zug gegen Ariovist stehe bevor. Die Erzählungen der Gallier, die Schilderungen der in Germanien bekannten Kaufleute, die Nähe des Feindes erzeugte bei den Römern ein solches Bild von der Stärke, der Tapferkeit und der Wildheit der Deutschen, vor deren Blick man nicht einmal bestehen möge, daß Schrecken und Entsetzen alle Gemüter erfüllte. Viele vornehme Jünglinge, die freiwillig dem Cäsar gefolgt waren, um in der Nähe des großen Feldherrn die Kriegskunst zu erlernen, ersannen

nichtige Vorwände, um die Rückkehr zu erbitten, andere, welche die Scham noch festhielt, waren so wenig ihrer Herr, daß sie in Thränen ausbrachen und in der Stille ihrer Zelte ihr Mißgeschick bejammerten. Allüberall machte man Testamente, und wer der allgemeinen Mutlosigkeit nicht verfallen war, den zog noch das Beispiel. Laut tadelte man den Entschluß des Feldherrn; schon sprach man es offen aus, man werde den Gehorsam verweigern.

Cäsar aber, der noch nie gezagt, er trotzte auch diesem Sturme. Bald hatte sein großer Geist das Mittel gefunden, denselben zu beschwichtigen. In einer gewaltigen Rede zeigte er den Soldaten die Grundlosigkeit ihrer Furcht, und dann schloß er mit den Worten: wenn alle ihn verlassen würden, so werde er mit der zehnten Legion den Kampf aufnehmen; deren Treue sei ihm gewiß. Durch diesen Schluß trennte er die Unzufriedenen. Die zehnte Legion fühlte sich geschmeichelt durch das ihr erteilte Lob und das ihr entgegengebrachte Zutrauen, die anderen waren neidisch und erstrebten dasselbe Wohlwollen des Feldherrn, alle aber waren nun bereit, den Feldzug anzutreten.

Schnell benutzte Cäsar die günstige Stimmung. Er näherte sich dem Ariovist, er verstand sich zu einer Unterredung, die der Germane nun wünschte, die aber erfolglos blieb, und er stellte sein Heer den Feinden gegenüber, um die Entscheidungsschlacht zu schlagen. Doch vergeblich harrte Cäsar auf das Anrücken der Gegner. Nur die Zufuhr fingen sie auf, und mit leichten Fußgängern untermischte Reiterscharen lieferten kleine Gefechte.

Da erfuhr Cäsar von den Gefangenen den Grund dieses Zögerns, das der Deutschen Sitte sonst nicht war. **Die wahrsagenden Frauen** hatten Unglück verkündet, wenn vor dem Neumonde die Schlacht geschlagen würde. Nun suchte Cäsar, den Kampf zu erzwingen. Er rückte ganz nahe an das Lager der Deutschen. Da führte Ariovist die Scharen

heraus und ordnete sie nach den einzelnen Völkerschaften. Im Rücken der Schlachtordnung erhob sich eine weite Wagenburg, gebildet aus den Wagen und Karren, auf denen die Habe samt den Weibern und Kindern sich befand. Mit fliegenden Haaren, mit glühenden Augen ermahnten sie die Vorübergehenden zur Tapferkeit, baten, sie vor Knechtschaft und Schande zu bewahren. Die Schlacht nahm ihren Anfang. Bald war sie allenthalben entbrannt. Die Deutschen rannten mit solcher Schnelligkeit vor, daß die Römer nicht einmal Zeit hatten, die Wurfspieße zu schleudern, und daß ihr linker Flügel in die Flucht getrieben wurde; aber ihr rechter siegte, und nun zeigte sich der Vorteil und das Übergewicht vollkommener kriegerischer Ordnung. Der geschlagene Flügel der Römer sammelte sich wieder, als sie Hilfe erhielten, der der Deutschen aber nicht, weil ihr Heer, wenn auch tapfer wie kein anderes, der strengen Kriegszucht und Ordnung entbehrte. Ariovist erlag dem größten Kriegsmanne seiner Zeit. Sein Heer wurde vernichtet, seine Herrschaft war zerstört; er flüchtete fast allein über den Rhein. Der Name Ariovist wurde nicht mehr genannt. Cäsar unterjochte in mehrjährigen Kämpfen die Gallier. Schon wollte er auch die Länder der Germanen Rom unterwerfen. Zweimal überbrückte er den mächtigen Rheinstrom, der noch niemals ein Joch getragen hatte, und führte sein Heer an das jenseitige Ufer. Aber als ob er es fühlte, daß dem Ruhme Roms Gefahr drohe, scheute sich der sonst so unerschrockene Mann, mit den germanischen Stämmen in ihren Wäldern und an ihren Bergen zu streiten; ohne Sieg kehrte er über den Rhein zurück.

Hatte Cäsar in Deutschland keine Eroberungen gemacht, so gewann er doch Germanen für sein Heer. Sold und Beute lockten die kühnen Mannen; in der Legion kämpften sie bald mit Auszeichnung. Ein Held wie Cäsar wußte die Herzen der Krieger zu gewinnen, er führte sie stets zum Siege. Germanische Hilfsvölker erkämpften ihm auf dem Schlachtfelde

von Pharsalus die Herrschaft der Welt. Aber bald sank er unter den Dolchen der Mörder. Sein Erbe wurde sein Neffe, der Kaiser Augustus. Auch in seinen Legionen kämpften Deutsche. Aber er suchte, was dem Großoheim nicht gelungen war, zu verwirklichen, — Deutschland zu unterjochen. Da traf ihn im Teutoburger Walde das jähe Geschick. Es kam über ihn Hermann der Cherusker.

Aus den Zeiten des Kampfes zwischen Römern und Deutschen.

Hermann der Cherusker.

1.

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Ist der Leib in Staub zerfallen,
Bleibt der große Name noch.

Wer hat nicht von Hermann dem Cherusker, dem Helden der deutschen Urzeit, gehört, wer hat nicht von seinen herrlichen, wunderbaren Thaten gelesen, ja, wer hat nicht schon sein Bild gesehen, wie er da steht mit dem Flügelhelm und dem zum Himmel erhobenen Schwerte? Und wer ist dieser Mann, von dem wir alle gehört, dessen Thaten wir gelesen, dessen Bild wir gesehen? Er ist der Befreier Deutschlands aus dem Sklavenjoche Roms, er ist der Erretter und Erhalter des vom Romanismus mit dem Untergange bedrohten Germanismus, er ist der erste Schöpfer einer deutschen Einheit. Wegen dieser seiner großen Bedeutung ist er zu den verschiedensten Zeiten der Liebling und das Vorbild unserer

Nation gewesen. Die Lieder der Urzeit verherrlichen seinen Namen, und die Dichter der Neuzeit wetteifern in seinem Lobe. In der Reihe der hier zu entwerfenden geschichtlichen Bilder steht er deshalb wohl mit vollstem Rechte.

Als das römische Reich, das nach seines Volkes Ansicht von den Göttern dazu bestimmt war, auf ewig die Herrschaft über alle Länder und Völker zu gewinnen, in der rastlosen Verwirklichung dieser Idee seine Grenzen ausgedehnt hatte bis zum Rande der damals bekannten Erde, als es allen Völkern unerbittlich seinen Willen aufgezwungen, ihre Eigentümlichkeiten ihnen genommen, ihre Reichtümer ihnen entrissen: da trat endlich auch in den Gesichtskreis dieser Eroberer das Volk, das bis dahin noch wenig in die Geschicke der Völker eingegriffen, das wegen seiner Einfachheit und Dürftigkeit die Habsucht gieriger Eroberer nicht hatte reizen können. Es waren dieses die Germanen. In Tierfelle gehüllt, unbekannt mit den verweichlichenden Erzeugnissen der Kultur, schweiften sie noch durch ihre unermeßlichen Wälder und lebten von dem Ertrage der Jagd oder bauten mit eigener Hand ihr unbedeutendes Ackerfeld. Mochten diese Germanen aber auch einfach, dürftig, aller verfeinerten Kultur fremd sein, eins hatten sie vor allen übrigen Völkern voraus: Liebe zum heimatlichen Boden, Liebe zum Glauben und zu der Sitte der Väter, Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Aber ungezügelt und ungebändigt war diese Freiheitsliebe. Daher vermochten die vielen Stämme, aus denen das Germanenvolk bestand, und die in Sitte und Religion, in Naturanlage und Sprache so vieles gemeinsam hatten, diese Gemeinsamkeit nicht siegen zu lassen über den Geist der Absonderung, der Unabhängigkeit, der Freiheit. Keiner vermochte es über sich, dem andern sich unterzuordnen, keiner im Interesse des Ganzen zu verzichten auf besondere, liebgewordene Eigentümlichkeiten. Diese Eigenschaften unserer Altvordern boten dem schlauen Römervolk die Handhabe, auch in die deutschen Wälder hinein ihre siegreichen

Legionen zu senden, auch die Germanen in die Zahl der zu unterjochenden Völker hineinzuziehen. Und die Germanen, die nicht gewillt waren, einem Bruderstamme zu lieb von ihrem Stolze abzulassen, ihrer ungezügelten Freiheitsliebe Schranken aufzuerlegen, sie sahen bald ein fremdes, an Sitte und Religion, an Sprache und Einrichtungen von ihnen ganz verschiedenes Volk als Herrscher in ihren Ländern gebieten. Da galt nicht mehr das sonst so eifrig gehütete Recht des freien Mannes, da galten nicht mehr die Einrichtungen der Väter, da wurde mißachtet der Heimat traute Sprache, mißachtet die Zucht und Sitte, da sanken, von Frevler Axt gefällt, die heiligen Haine der Götter. Und die Deutschen? Sie ließen sich blenden von der Größe des weltbeherrschenden Volkes, von seinen schimmernden Waffen, von seinen glänzenden Ehrenzeichen, von seinem klingenden Solde, oder sie knirschten in stillem Unmut und grollten über den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte. Aber geknickt ist ihr Heldenmut, verzagt ihr Freiheitssinn, düster und hoffnungslos ihre Zukunft. Auch diese Stätte der Freiheit schien verschwunden, auch dieses Volk dem allverzehrenden Moloch der römischen Herrschsucht anheimgefallen zu sein. Doch ein Mann lebte noch, der nicht verzweifelte an dem Geschicke des Vaterlandes. **Das war Hermann der Cherusker.**

2.

Aus adligem Geschlechte stammend, der Sohn Siegmars, des vornehmsten unter den Cheruskern, ragte er vor seinen Stammesgenossen hervor an Tüchtigkeit des Körpers, an Scharfblick, Geistesstärke und Entschlossenheit. Tief fühlte er die Schmach des deutschen Volkes; Groll und Unmut erfüllte seine Seele beim Anblick der Unterdrücker. Aber verborgen in seiner innersten Seele hielt er seine Gesinnung; erst wollte er von den Unterdrückern die Kriegskunst lernen und dann seinem Volke ein Retter werden. In Roms Legionen kämpfte

er mit Auszeichnung, und römisches Bürgerrecht und die Ritterwürde schenkte ihm der Feind für seine Tapferkeit. Aber nicht römischer Bürger wurde er, er blieb ein Deutscher auch im römischen Gewande. Ihm ging heimische Sitte, heimische Sprache, heimische Religion — kurz das Vaterland — über sklavenhaften Prunk und Flitter des Auslandes. Und mit diesem in ihm wohnenden Geiste erfüllte er bald seine Umgebung, erfüllte er die fast verzweifelnden Stämme.

Sein gewaltiger Geist vermag es, die bis dahin übermächtigen Elemente der Zwietracht und der Trennung unter den einzelnen Stämmen zu beseitigen; seine feurige Vaterlandsliebe wird der zündende Funke, der das im geheimen glimmende Feuer zu heller Flamme entfacht, und plötzlich stehen die wehrhaften Männer der unterjochten Stämme vereint zum Bunde auf Leben und Tod, gewillt, zu siegen oder zu sterben. Und getreu dem Spruche: „Fortes fortuna adiuvat“, „Dem Mutigen hilft ein Gott“, begleitete das Glück all diese Unternehmungen. Mochte auch ein vaterlandsloser Verräter, der — o der Schande! — sogar ein Fürst und der Schwiegervater Hermanns des Cheruskers war, die Römer von der kommenden Gefahr benachrichtigen, es bewährte sich auch hier der Spruch: „Quem Deus perdere vult, dementat“, „Wen Gott vernichten will, dem nimmt er die Besinnung.“ Die Römer in ihrem übermäßigen Dünkel halten die verachteten und zertretenen Barbaren nicht für fähig, Anschläge gegen sie zu schmieden, und so ziehen sie ahnungslos in ihr Verderben. Um einen fernwohnenden Stamm, der sich zu empören gewagt, rasch niederzuwerfen, eilen sie auf dem kürzesten Wege durch den Teutoburger Wald zum Orte des Aufruhrs hin. Aber hier ereilt sie das Verderben. In dem von Thalschluchten vielfach durchschnittenen Waldgebirge am linken Ufer der Weser überfiel Hermann mit den Deutschen die römischen Dränger. Mit den Schrecken der Natur im Bunde, unter Sturmwetter und Regengüssen brach die germanische Wut,

die so lang verhaltene und darum um so mächtigere, kühn hervor. Drei Tage lang kämpfte der Römer, drei Tage wurde er verfolgt, bekämpft, besiegt, und am dritten Tage stürzte sich der Feldherr in sein Schwert, suchte der Rest des Heeres den Tod oder ergab sich, und nach einer Blutarbeit von drei Tagen war Deutschland wieder frei, der Bedränger verjagt, der Rhein wieder die Grenze der Römerherrschaft.

3.

Werfen wir einen Blick auf die soeben geschilderten Ereignisse, so erkennen wir, daß hier zum ersten Mal den Germanen die Erkenntnis gekommen, daß nur in der Aneinanderschließung der einzelnen Stämme, in der Unterordnung unter einen gemeinsamen Führer, in der Aufopferung aller schädigenden Sonderbestrebungen Schutz vor der Vergewaltigung der äußern Feinde zu finden ist, daß ihnen die Erkenntnis gekommen, welche gewaltige, bis dahin ihnen unbekannte Kraft in ihnen wohnte, eine Kraft, die sie aus einem wenig genannten und wenig bekannten Volke zum hervorragendsten der Welt in der Zukunft machen sollte. Doch nicht allein den Germanen kam diese Einsicht, auch dem stolzen Römervolke zwängte sie sich auf, und der in der ewigen Stadt thronende Weltbeherrscher glaubte schon vor den Thoren seiner Residenz den dröhnenden Schritt der germanischen Sieger zu vernehmen. Fassungslos, in einem Zustande, der sehr verschieden von dem sonst zur Schau getragenen übermenschlichen Übermute, eilt der Kaiser durch seine Prunkgemächer und klagt und weint um die vernichteten Legionen. Indes, Roms Stunde hatte noch nicht geschlagen, Deutschlands Zeit war noch nicht gekommen. Getreu dem Charakter, den die Germanen durch Jahrhunderte gezeigt, ließen auch die Sieger vom Teutoburger Walde bald die Elemente der Zwietracht und Trennung wieder siegen über die Gefühle der Zusammengehörigkeit und Eintracht. Ja, die Bewunderung fremden Prunkes, fremden

Flitters drängte bei manchen die Anhänglichkeit an heimische Einfachheit und heimische Tüchtigkeit zurück, und so sehen wir trotz des herrlich erkämpften Sieges entartete Söhne der germanischen Heimat in den Sklavendienst der Römer sich begeben, sich brüsten mit ihrer Knechtschaft, sich putzen mit ihren Orden. Ganz nach Verräter Art erklärten sie, so für das Vaterland am besten zu sorgen; so Flavus, der Bruder Hermanns, so Segest, der sogar den Beistand der Römer in Anspruch nahm gegen den Sieger von Teutoburg. Thusnelda, die Tochter Segests, war die Gemahlin des edlen Cheruskers geworden. Als sie einst ihren Vater besuchte, hielt dieser die Gattin seines Gegners zurück. Mit Gewalt der Waffen kämpfte Hermann um sein höchstes Gut. Da erschienen, von Segest gerufen, die Römer, und mit ihnen zog er samt Tochter, ein Bettler, zu den Landesfeinden. Wutentbrannt stürmte Hermann durch das Land der Cherusker. Waffen forderte er gegen Segest, Waffen gegen die Römer. Das, rief er, sei ein trefflicher Vater, ein großer Feldherr, ein tapferes Heer, die mit ihren unzähligen Armen ein schwaches Weib fortschleppten; aber möchte immer Segest als Knecht auf fremdem Boden wohnen, die Deutschen würden dessen gedenken, daß sie zwischen Elbe und Rhein Steckenbündel und römische Richter gesehen; wo man den Römern nicht gehorche, da fühle man keine Rutenstreiche und zahle keine Steuern; wenn die Cherusker das Vaterland und ihr angestammtes Recht der Zwingherrschaft vorzögen, so sollten sie sich von ihm zur Ehre und Freiheit führen lassen.

4.

Die Cherusker sammelten sich wieder um Hermann, zu ihnen gesellten sich die angrenzenden Stämme, eine neue Erhebung der norddeutschen Völker bereitete sich vor, da schickte Germanicus, ein wackerer Römer, der Neffe des Kaisers, ein Heer durch das Land der Friesen; er selbst

ging mit einer Flotte durch die Nordsee in die Ems und vereinigte sich mit dem zu Lande gekommenen Heere. Bald kam man an die Stätte, wo Varus mit den Legionen dem Feinde erlegen war. Die in dem Schatten der Wälder bleichenden und modernden Gebeine wurden gesammelt, die friedlosen Schatten gesühnt und ihnen ein Denkmal errichtet. Sobald man auf Hermanns Heer stieß, kämpfte man, aber ohne Glück; die Legionen mußten alsbald den Rückzug antreten. Nur der Tapferkeit und der Umsicht des erfahrenen Führers war es zu danken, wenn sie vor einem ähnlichen Verderben bewahrt blieben wie die Scharen des Varus ereilt hatte. Schon erschien Hermann wieder auf den Höhen und jauchzte den Seinen zu: „Sehet Varus und die Legionen abermals vom Schicksal umgarnt.“ Nur mit schwerem Verlust entkamen die Römer den Germanen.

Der Kaiser in Rom mißbilligte das gefahrvolle, ruhmlose Unternehmen; aber immer höher stieg die Kühnheit des Germanicus, immer größer wurde das Verlangen, endlich doch den trotzigen Barbaren das Römerjoch aufzuzwingen. Einen neuen Zug zu Lande und zu Wasser bereitete der Unermüdliche vor. Tausend Schiffe lagen am Unterrhein, und ein Heer von hunderttausend Mann schiffte er auf denselben ein. Ungefährdet kam die Flotte an den Ausfluß der Ems; die Legionen wurden hier an das Land gesetzt und der Weser zugeführt, an deren anderem Ufer die Scharen Hermanns lagerten.

Als sich die Kriegsheere gegenüber lagen, verlangte Hermann mit seinem Bruder — Flavus, der Blonde, genannt —, der im römischen Heere diente, ein Zwiegespräch. Man gestattete es ihm. Durch den Fluß geschieden, besprachen sich die Brüder. Flavus hatte im Dienste für die Römer ein Auge verloren. Hermann fragte ihn, woher diese Entstellung seines Antlitzes rühre. Als jener den Ort und die Schlacht nannte, fragte Hermann weiter, welchen Lohn er dafür em-

pfangen habe. Flavus gedachte der Erhöhung seines Soldes, der Ordensketten und anderer Ehren, die er erhalten hatte. „Wie wohlfeil,“ rief Hermann höhnisch aus, „wird doch die Knechtschaft erkauft.“ Und dann sprachen sie gegeneinander, Flavus von Roms Größe, des Kaisers Macht, von der Strafe des Abfalls, dem Lohne des Gehorsams, von der Sicherheit für Weib und Kind, Hermann von der Pflicht gegen das Vaterland, von der angestammten Freiheit, von den Schutzgöttern Germaniens; er beschwor den Bruder mit den dringendsten Bitten, mit ihm — sagte er — flehe die Mutter, er möchte sein Haus, seine Familie, seinen Stamm nicht verlassen. Vergebens! Des vaterlandslosen Verräters Herz war so von Roms Banden umstrickt, daß in ihm die heiligsten Empfindungen, die natürlichsten Gefühle erstickt waren. Immer heftiger wurde zuletzt die Rede, zornglühend forderte Flavus sein Roß und seine Waffen. Bruder wider Bruder schien hier streiten zu sollen, — da rissen die Römer den Wütenden mit Gewalt zurück.

Germanicus ging über die Weser und griff das Heer der Germanen an; er errang einen Sieg, aber er war weder unblutig für die Römer noch vernichtend für die Deutschen. Schnell sammelten diese sich wieder, und schon wenige Tage nachher lieferten sie nahe derselben Stelle den Römern eine zweite Schlacht, unentschieden in ihrem Erfolge, aber reich an schmerzlichen Verlusten für Germanicus. Trotzdem stellten die Römer eine stolze Waffensäule mit prunkender Inschrift auf: „Nach Überwältigung der Völker zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Kaisers Tiberius dieses Denkmal dem Mars, dem Jupiter und Augustus geweiht.“ Dann aber begann der Rückzug: mehrere Legionen schlugen den Landweg ein, mit den anderen kehrte Germanicus zur Flotte zurück. Ein fürchterlicher Sturm überfiel die Schiffe und zerstreute sie. Entsetzliche Angst befiel die Gemüter, niemand glaubte dem Verderben zu entrinnen, und in der That führte Ger-

manicus nur einen geringen Teil des Heeres zurück. Bald mußte er dem Machtspruch des Kaisers weichen und den Schauplatz seiner Thaten verlassen, um im fernen Osten ein Opfer römischer Falschheit und Ruchlosigkeit zu werden.

5.

Des Kampfes mit den Römern war Hermann jetzt überhoben, aber ein bitterer und ruhmloserer wartete seiner, der Kampf mit den Stammes- und Volksgenossen. In Deutschland selbst erstand ihm ein Nebenbuhler, der bald sein heftigster Gegner wurde. Es war dieses Marbod, der die suebischen Markomanen und die Quaden nach Böhmen geführt und sich dort eine deutsche Herrschaft gegründet. Auch er hatte früher wie Hermann in Roms Legionen gedient, aber er hatte dort sich die Kunst anzueignen bemüht, ein freies Volk zu knechten, und, von den Römern begünstigt, richtete er in Böhmen eine Königsherrschaft auf, wie sie nimmer noch Deutsche sich hatten gefallen lassen. Er erbaute sich eine feste Burg, umgab sich mit einer Leibwache, wie der Kaiser zu Rom, schuf sich ein Heer, das er nach römischer Weise einübte, und unterwarf nun die deutschen Stämme weithin bis zur Oder und Weichsel. Und als die freien deutschen Stämme unter Hermann sich gegen Rom erhoben, da blieb er dem Freiheitskampfe fern und ersah erst aus dem ihm zugeschickten Kopfe des besiegten römischen Feldherrn Varus die Erfolge dieser Deutschen. Als aber sogar ihm früher unterthänige Stämme an den Bund dieser freien Deutschen sich anschlossen, da griff er zu den Waffen, und nun folgt ein Kampf zwischen Deutschen und Deutschen; auf der einen Seite kämpfte Hermann mit den Seinen für den alten Ruhm und die neuerworbene Freiheit, auf der andern Seite Marbod mit seinem Heere für die Befestigung der Königsherrschaft; es war demnach ein Kampf der freien und der königlichen Germanen um die Zukunft. Der Kampf blieb unentschieden; aber geschwächt wurde

die Macht beider Führer. Nicht lange nachher wurde Marbod gestürzt. Er floh zu den Römern, die ihm das Gnadenbrot gaben. Auch Hermann erlag bald. Gegen ihn erhob sich der Neid und der Argwohn. Seine Siege hatten ihn gelehrt, was vereinte deutsche Kraft vermag, und weil er es nun unternahm, sein Volk, nachdem er dessen Selbständigkeit gerettet, aus dem Zustande der Zerrissenheit und Zersplitterung heraus zur nationalen Einheit zu führen, beschuldigte man ihn, er trachte nach der Königsherrschaft. Der Idee der deutschen Einheit hat es bis auf unsere Tage herab nie an Aposteln und Martyrern gefehlt. Hermann eröffnet die Reihe derselben. Er fiel, von seinen Verwandten meuchlings erschlagen, der Selbstsucht der deutschen Fürsten zum Opfer. Sie hatten seine großen Gedanken nicht würdigen können oder wollen, und ihr gemeiner Neid barg seine bösen Anschläge hinter der Anklage: der Römerbesieger strebe nach despotischer Alleinherrschaft in Germanien. Beim deutschen Volke aber lebte noch lange in herrlichen Liedern sein Ruhm, und sogar die Feinde, die Römer, haben seine Größe angestaunt und in ihren Jahrbüchern ihm ein unvergängliches Andenken gesichert.

Aus dem Zeitalter der Wanderungen.

1.

Alarich der Balte und Theoderich der Amaler.

Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder,
Aus dem Wasser schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder.
Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,
Die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten.
Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.
Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette,
Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette.
In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde,
Senkten tief hinein den Leichnam, mit der Rüstung auf dem Pferde.
Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe,
Daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe.
Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen;
Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen.
Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf in deinen Heldenehren!
Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!“
Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere,
Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere!

In diesen Versen feiert August Graf von Platen das Ende des Mannes, welcher gleich dem Brennus der Vorzeit der ewigen Roma den Fuß auf den Nacken gesetzt, ihr fast den Untergang gebracht und den germanischen Völkerschwärmen gezeigt hat, daß die Herrschaft der Welt den kraftlosen Händen der altersschwachen Römer entfallen und in die der jugendlich aufstrebenden Deutschen überzugehen im Begriffe stehe.

Die Römer erzählen, als einstmals Troja, die Heimat ihrer Ahnen, in die Gewalt der Griechen fiel und in Staub und Asche sank, habe sich vor Äneas, ihrem großen Ahnherrn, plötzlich die Wolke geteilt, welche die Blicke der Sterblichen umdunkelt und ihnen die Geheimnisse der Götter verhüllt, und er habe gesehen, wie nicht sterbliche Menschen Troja zerstörten, sondern die unsterblichen Götter selbst: wie Neptun mit seinem Dreizack die Grundfesten der Mauern erschütterte, Jupiter und Juno die Feinde zu den Waffen riefen und Minerva selbst auf der Höhe der Burg im Waffenglanz stritt; also sei Trojas Feste und seine weite Herrschaft gefallen durch die Götter, in deren Hand die Menschen nur als Werkzeug dienten. In Trojas Untergang haben die Römer das Schicksal ihrer eigenen Stadt prophetisch vorhergesehen. Die Germanen zerstörten Rom und das abendländische Reich, nicht weil sie **wollten,** sondern weil sie **mußten.** Eine unabwendbare Notwendigkeit trieb sie blind in den letzten, entscheidenden Kampf gegen die Weltstadt und ihre Herrschaft; gedrängt, drangen sie vor und stürmten gegen die römische Welt an, bis sie erlag.

2.

Nachdem die Germanen durch den ersten Schöpfer einer deutschen Einheit den Wert der Eintracht und der Aneinanderschließung kennen gelernt, nachdem viele blutige Kriege den kleinen Stämmen die Vorteile größerer Vereine klar gemacht und die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Unterordnung ihnen aufgezwungen, erwuchsen allmählich aus der

fast zahllosen Summe unbedeutender Völkerschaften größere germanische Völkerverbindungen (Goten, Alemannen, Sachsen, Franken), die sich nicht mehr damit begnügten, ihre Unabhängigkeit vor den Angriffen der Römer zu verteidigen, sondern beutegierig bald überall über die Grenzen ihres Landes vordrangen und das alternde und morsch gewordene Römerreich mit ihrem Angriffe bedrohten. Aus den Nebeln, den Schauern, dem Dunkel ihrer Wälder stürmen diese jugendlich aufstrebenden Völker über die Grenzmarken in die sonnigen Länder des Römerreichs, die nicht mehr verteidigt werden von unüberwindlichen Feldherren, die nicht mehr geschützt werden von siegreichen Legionen. Die Söhne der Wälder, die noch mit Tierhäuten bedeckten wilden Scharen, sie zerschmettern die verweichlichten, an alle Genüsse einer verfeinerten Kultur gewohnten Krieger, und auf den Stätten, wo Jahrtausende die Spur ihrer Entwicklung, ihres Glanzes und ihres Ruhmes eingedrückt, da lassen sie sich nieder, da hausen sie als Herrscher. Herrliche Tempel, goldene Paläste, unschätzbare Gebilde der Kunst in Städten, an die sich der Ruhm der ganzen Welt anknüpfte, sie hallen wieder von dem Tritte der germanischen Sieger, sie sind deren Eigentum geworden. Rom, Karthago, Athen: Namen, die eine ganze Welt voll Erinnerung in uns aufsteigen lassen, Namen, die alles, was an Größe im Altertum vorhanden war, in sich verkörpern, sie sehen in sich die siegreichen, die herrschenden Germanen. Aber nicht wie ein vorüberbrausendes Gewitter erscheinen sie dort, nein, als Herren legen sie die gewaltige Faust auf diese Eroberungen und gründen mitten in den Trümmern des zusammengestürzten Römerreichs neue germanische Staaten. Vorzüglich sind es die Goten, die, unter gewaltigen Führern geeint, unsterblichen Ruhm sich erstritten. Von der Mündung der Weichsel aus hatten sie ihre Grenzen vorgeschoben und sich ein Reich gegründet, das von den Ufern des schwarzen Meeres bis zu der Ostsee reichte. Raubzüge zu Lande

und zur See, Plünderung reicher Städte und berühmter Tempel schufen ihnen einen gefürchteten Namen und machten sie zu unbequemen Nachbarn. Aber nicht allein dem rauhen Waffenhandwerk sind sie ergeben. Schon bald haben sie die vielen Keime milderer und zarterer Neigungen entwickelt, und in ihrer Sprache tönt das älteste uns erhaltene Sprachdenkmal unserer Vorfahren an unser Ohr, die Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas. Die große Völkerschaft zerfiel schon früh in zwei Hauptteile, in die Ostgoten und Westgoten. Sie wurden von Königen regiert; diese gehorchten Herrschern aus dem Stamme der Balten (der Kühnen), jene aus dem Geschlechte der Amaler (der Makellosen). Keine derselben sind berühmter als Alarich, der Westgote, und Theoderich, der Ostgote: Alarich, der Erschütterer der ewigen Roma, Theoderich, der Beherrscher derselben.

3.

Zahllose Schwärme eines mongolischen Stammes, die Hunnen, waren im Jahre 375 in Europa eingebrochen, hatten die am Don und an der Donau wohnenden Ostgoten niedergeworfen und die Westgoten über die Donau in das römische Reich gedrängt. Anfangs nicht wie freie Männer, sondern wie elende Knechte behandelt, zwingen die Flüchtlinge mit Gewalt der Waffen den Oströmern Wohnsitze ab. Bald gewinnen sie an dem Hofe des Kaisers selbst den mächtigsten Einfluß, und das gotische Kleid verdrängt dort die Toja des Römers. Aber nicht immer wollten die Römer eingedenk sein der Thaten der Fremdlinge, sie behandelten sie wieder übermütig und verletzten ihre Rechte. Da erhoben sie einen Jüngling, der sich als der unternehmendste Geist und tapferste Streiter unter ihnen hervorthat, als König auf den Schild. Es war Alarich aus dem edlen Geschlecht der Balten. Siegreich durchzog er nun mit seinen Goten Thracien und Macedonien. Dann

wandte er sich gegen Athen, das damals noch große Schätze besaß. Ohne Kampf überlieferten ihm die Bürger ihre Stadt und ihre Reichtümer. Bis in die Südspitze des Peloponnes ergoß sich der verheerende Strom der erbitterten Germanen. Zwar drohte ihm für kurze Zeit im arkadischen Berglande Gefahr, ein römisches Heer erschien plötzlich und schloß die Goten ein. Aber selbst die fast siegreichen Römer wagten nicht, die Überraschten zu vernichten. Sie glaubten, derselben noch künftig zu bedürfen. Zwischen dem in zwei Teile getrennten Römerreiche, auf der Grenze von Ost- und Westrom, erhielt der Gotenkönig eine Herrschaft in Illyrien. Es gedachte der eine Kaiser sich des Germanenfürsten gegen den andern gelegentlich bedienen zu können. Im Jahre 400 veranlaßten der Oströmer Hetzereien, mehr aber noch die Reichtümer Italiens den Alarich, in dieses noch wenig geplünderte Land einzufallen. Der einzige wackere Verteidiger des bedrohten Landes war der Vandale Stilicho, ein in römische Dienste getretener Germane. Er wußte aus den entfernten Provinzen Truppen herbeizuführen und mit denselben den schon bis in das Herz Italiens vorgedrungenen Goten entgegenzutreten. Es war am ersten Ostertage des Jahres 403, als bei Pollentia zum Schrecken und zum Ärgernis der frommen Christenheit Römer und Germanen in blutiger Schlacht sich maßen. Unentschieden war der Ausgang des Kampfes. „Wir siegten im Kampfe," sagte ein Römer, „wurden aber als Sieger besiegt." Stilicho, der das Verderben nur dadurch hatte abwehren können, daß er Germanen gegen Germanen geführt — in den Reihen der römischen Legionen dienten Hunnen, Alemannen, selbst Goten —, bot, um die wilden Goten zu entfernen, Unterhandlungen an. Reichliche Jahrgelder wurden dem Alarich zugesagt, und zu seinem östlichen Illyrien noch das westliche hinzugefügt. Auf der Grenze beider Römerreiche stehend, angeblich im Dienste beider, wog nun dieser germanische Jüngling die Geschicke beider Reiche

ab. Das Reich mußte fallen, das seinen Zorn erregte und sein Schwert der Scheide entlockte.

4.

Noch bändigte Alarich seinen kühnen Mut, da rauschten furchtbare Volksschwärme gegen Italien heran. Das Gerücht von dem Einfall der Goten war bis zu den Bewohnern der nördlichen deutschen Länder gedrungen und hatte dort alles in Gärung versetzt. Durch den hunnischen Sturm war auch dort ein Drängen, Treiben und Zusammenstoßen der Völker entstanden. Die wilde Bewegung wandte sich zu den Alpen hin. Von der Rheinquelle und von den Donauufern setzte sich eine halbe Million Menschen in Bewegung, geführt von dem Goten Radagais. Der Heide gelobte, seinen Göttern, wenn sie ihm den Sieg verleihen würden, das Blut aller Römer zu spenden. Wie er nun siegreich vordrang, verließ man in Rom die Tempel des Christengottes, dessen Ohnmacht die verzweifelte Masse ihr Unglück beimaß, und wollte wieder an den Altären der Götter opfern. Aber der Sturm toste aus. Vornehmlich mit Hilfe von Goten und Hunnen, die Stilicho in Sold genommen hatte, siegte er über Radagais und zerstreute seine Scharen; der Hunger wütete in der großen und zügellosen Volksmasse; der größte Teil des Heeres fand in Italien den Tod, und nur spärliche Reste desselben kamen über die Alpen zurück. Radagais selbst geriet in Gefangenschaft und erlitt hier den Tod.

Italien war noch einmal gerettet, aber aus den fernen Provinzen hatten die Legionen abberufen werden müssen. Überall fielen nun die Grenzländer in die Hände der Feinde. Der Rhein wurde wieder ein deutscher Strom, die berühmten Römerstädte wurden deutsche Besitzungen. Da grollte man ob dieses Verlustes dem Retter in der Not. Stilicho wurde des Verrates beschuldigt. Der Undank siegte. Der Angeklagte wurde hingerichtet. Die germanischen Hilfsvölker, die er ge-

worben, metzelte man nieder. Was von diesen sich retten konnte, flüchtete zu Alarich. Derselbe hatte zuletzt in vertrautem Verhältnisse mit Stilicho gelebt. Seine Ermordung reizte den Zorn des Germanen. Sein Entschluß stand bald fest. Gegen **Rom** zückte er das Schwert, um das vergossene Blut der Germanen zu rächen.

5.

Mit einem wohlgerüsteten Heere rückte Alarich im Jahre 408 in Italien ein. Dem Kaiser sandte er Boten mit der Meldung: „Das Volk der Westgoten ist angekommen mit Weib und Kind, mit Hab und Gut und fordert Land zur Niederlassung.“ Gallien und Spanien wollten die Römer abtreten, als aber Alarich sich anschickte, dorthin zu ziehen, überfiel man treulos seine Scharen. Sofort marschierten die Goten nun vor Rom. „Eine unwiderstehliche Gewalt,“ so sprach er, „zwingt mich, das Haupt der Welt einzunehmen und zu plündern.“ Seit 600 Jahren, seit den Tagen des großen Hannibal, hatten Roms Einwohner keinen Feind **vor** ihren Mauern, seit 800 Jahren keinen **in** denselben gesehen, und die Stadt nannte sich die **ewige** Roma. Alarich schloß dieselbe ein. Da entstand eine Hungersnot, die so groß wurde, daß Unglückliche durch den Genuß des Fleisches von Leichnamen ihr Leben fristeten, daß Mütter, wie einst bei der Belagerung von Jerusalem, ihre Kinder verzehrten. Da die Toten nicht alle bestattet werden konnten, so kam bald zu der Hungersnot die grausige Pest; überall war Wehklagen und Jammer, Not und Elend. Endlich schickten die Römer Gesandte in das Lager des Königs, welche im Namen des Senates erklärten: „Unzählig ist das römische Volk und bereit, seine Freiheit zu verteidigen.“ Da erwiderte Alarich unter Hohnlachen: „Gut! je dichter das Gras, desto leichter das Mähen.“ Der Hochmut der Gesandten stimmte sich bald bedeutend herunter. In bescheidenem Tone fragten sie nach den Bedingungen des

Friedens. Mit dem Übermute des Siegers verlangte Alarich nun für seinen Abzug die Auslieferung aller Kostbarkeiten der Stadt an Gold und Geräten und aller Sklaven barbarischer Abkunft. Als ihn einer der erschreckten Gesandten nun fragte, was er denn in Rom übrig zu lassen gedenke, antwortete er kurz: „die Seelen!“ Mit diesem Bescheid kehrten die Gesandten zur Stadt zurück. Einer zweiten und inständig flehenden Gesandtschaft erklärte sich der König zufrieden mit dem Lösegeld von 3000 Pfund Gold und 30 000 Pfund Silber, außerdem verlangte er noch viele Kostbarkeiten. Es war aber so viel Gold und Silber bei den Einwohnern der Stadt nicht zu finden, deshalb mußte man die Schätze der alten Tempel zu Hilfe nehmen, und da soll es geschehen sein, daß unter anderen Götterbildern das Bild der **Tapferkeit** zusammengeschmolzen wurde, und es war, als wäre damit alles, was noch von Tapferkeit in Rom übrig war, gleichfalls vernichtet. Nun zog Alarich nach Etrurien in die Winterquartiere und vereinigte sich hier mit seinem Schwager Ataulf, der ihm zahlreiche Verstärkungen zuführte, so daß seine Heeresmacht an 150 000 Mann zählte. Der Gotenkönig stellte nun dem in Ravenna residierenden Kaiser Honorius noch andere Forderungen: Jahrgelder, Getreide und Land für sein Volk, für sich die Oberbefehlshaberstelle über alle römischen Krieger. Hartnäckig aber verweigerte Honorius die Annahme dieser Bedingungen und fügte der Weigerung noch Kränkung hinzu. Da erschien Alarich im folgenden Jahre wieder vor Rom. Der gebieterische Befehl des Gotenkönigs an die Stadt, sich zu ergeben, widrigenfalls er alles nach der Einnahme vernichten würde, bestimmte die Römer zur Unterwerfung und zur Annahme eines neuen Kaisers in der Person des Stadtpräfekten Attalus. Der neue Kaiser, der den Thron bestieg, den der Gote selbst verschmähte, ernannte ihn sogleich zum Oberbefehlshaber aller Kriegsvölker des weströmischen Reiches. Als aber der neue Imperator nicht in allem und jedem den Erwartungen Alarichs entsprach,

nahm er ihm wieder Purpur und Diadem und schickte sie dem Honorius. Da dieser aber auch jetzt nicht die Hoffnungen auf einen endlichen Frieden erfüllte, rückte Alarich zum dritten Male vor Rom und erstürmte die Stadt am 24. August 410. So war es denn zum äußersten gekommen, was tiefblickende Geister schon lange vorhergesagt hatten, wenn sie auf das Verderbnis Roms ihre Blicke richteten. Auf den Schutt der Stadt setzte der siegreiche Barbar seinen Fuß, ihren Boden stampfte der dröhnende Huf fremder Reiterscharen, und dem Schwerte des Bezwingers mußte der stolze Römer seinen Nacken beugen.

Wohl hatte Alarich bei seinem ersten Erscheinen vor Rom den feigen Bewohnern auf ihre verzweifelte Frage, was er ihnen lassen würde, geantwortet: „das Leben"; jetzt aber zeigte er sich doch hochherzig und milde. Ein Teil der Stadt ging freilich beim Sturme in Flammen auf; aber nach der Einnahme wehrte Alarich allen Gewaltthaten, schonte, obwohl Arianer, doch die Kirchen Andersgläubiger. Lüsten und kindischen Vergnügungen hingegeben, saß der Kaiser Honorius in Ravenna, unbekümmert um das Leben seiner Unterthanen, unbekümmert um die Verwüstung Italiens. „Rom ist dahin!" meldete ihm ein Diener. Da fuhr der Kaiser aus seinem gedankenlosen Brüten empor und erschrak bei der Kunde; er glaubte, sein Lieblingshahn, den er Roma genannt, habe geendet. Als er vernahm, daß der Diener die prachtvolle Weltstadt Rom gemeint, wurde er wieder ruhig, — er hatte keine weitere Frage.

Nach einigen Tagen verließ Alarich die verwüstete Stadt. Er begab sich nach Unteritalien, um nach Sicilien und Afrika überzusetzen und auch diese Länder seinem Schwerte zu unterwerfen. Aber der Tod ereilte ihn unerwartet. Er starb, erst 34 Jahre alt, und die Goten wählten ihrem großen Führer, dem Besieger Roms, in dem Bette des abgeleiteten Busento sein Heldengrab. In voller Rüstung, das Schwert in der

Hand und mit einem kostbaren Schatze senkten sie ihn hinab, und nachdem der Sarg mit Erde bedeckt, opferten sie die Gefangenen, die bei diesem Werke gedient hatten, und dann leiteten sie den Fluß in sein altes Bett, daß er dahinrauschte über die Königs-Ruhestätte. Keine Menschenseele hat aber jemals den Ort erkundet, wo der Gotenheld ausruht von seinen Thaten und Siegen. Durch die Wahl des Kriegsvolkes wurde Ataulf, der ebenso schöne als tapfere Schwager Alarichs, zum König erhoben. Mut und Geist strahlte aus dem hellen Auge des Jünglings, und Großes versprach sich das Volk von diesem Führer. Es hatte sich nicht getäuscht. In dem schönen, sonnigen Süden von Gallien und in Spanien gründete er den Goten dauernde Wohnsitze. Noch heute erinnert die Provinz Catalonia (Gotolunia) an diese Schöpfung des berühmten Gotenkönigs.

Theoderich der Große.

(Mit Benutzung von Wippermann.)

Einleitung. (Attila und Odoaker.)

Die Westgotenkönige hatten den morschen Kaiserthron in Rom verschmäht, bald wäre er die Beute der Hunnen geworden. An die Spitze dieser Völkerschaft, die nach der Besiegung der Ostgoten und vieler anderen germanischen und slavischen Stämme sich ein Reich gegründet, das von der Wolga reichte bis weit in das Innere Deutschlands, war um 433 ein Mann getreten, Attila oder Godegisel genannt, der durch seinen Herrschergeist, durch seine Kraft und Einsicht wohl befähigt schien, nach Niederwerfung der Römerherrschaft sich zum Herrn der Erde emporzuschwingen. Mag ihm auch nicht gelungen sein, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, immerhin hat er so breite Spuren seines Daseins hinterlassen in Geschichte und Sage wie kein anderer Gewaltiger der wildbewegten Zeit der

Völkerwanderung. Eine fremdartige, orientalische Erscheinung war dieser Hunne unter den ihm dienenden Germanenfürsten. Zwischen den hochstämmigen Deutschen stand er mit kurzem Wuchs, breiter Brust, großem Kopf, fahl von Farbe, mit kleinen Augen, gestülpter Nase und dünnem Barte, — häßlich wie sein Stamm. Aber seine Haltung war stolz, die Augen spähten durchdringend umher, er war von verschlagenem Geiste, immer ein vornehmer Herr, der Miene und Wort sorglich hütete, und der das wilde Barbarenblut, wo es darauf ankam, wohl zu bändigen wußte, wenn er aber der Leidenschaft nachgab, durch die wütende Gewalt seines Wesens auch feste Männer beben machte. Wie ein Prophet seines Volkes thronte er in erhabener Abgeschlossenheit über seinen Fürsten; nur wenigen Vertrauten war erlaubt, ihn anzureden. In Tracht und Lebensweise war er von altertümlicher Einfachheit, enthaltsam in Speise und Trank. Er war ein erbarmungsloser Kriegsfürst, aber auch ein weitblickender Politiker und ein starker Herrscher. So lange er lebte, machten ihn Gewalt und Zauber seines gehobenen Wesens zum Mittelpunkt eines Reiches, welches kaum geringern Umfang hatte als die Herrschaft Alexanders des Großen. Man sagte, daß eine halbe Million Krieger seinem Rufe folgte.

Sein wandernder Hofhalt in der ungarischen Ebene war der größte, bunteste und nach Barbarenart der reichste jener Zeit. Häuptlinge und Königskinder deutscher und slavischer Stämme bildeten neben den Fürsten der Hunnen den Hofstaat; edle Gotenfürsten aus dem Stamme der Amaler neigten ehrfurchtsvoll ihr Haupt vor seinem Befehle; der tapfere Gepidenkönig Ardarich war stolz, einer seiner Getreuesten zu sein; Sprossen des Herrschergeschlechts aus Thüringen, Edle des Burgunderkönigs Gibiko zu Worms, Fürstenkinder aus fränkischen Landen wurden als Geiseln an seinem Hofe erzogen. Gesandte aus Rom und Konstantinopel harrten furchtsam am Hofthor, um seine zornigen Befehle entgegen zu nehmen. Aber

noch weiter strebte die Herrschbegier des Gewaltigen. Auch das Römerreich sollte nur einen Teil seiner Herrschaft bilden. Mit seinen fast zahllosen Scharen rückte er in Gallien ein. Aber hier erfuhr der stets Siegreiche die Ungunst des Geschicks. In den katalaunischen Feldern, wo Römer und Germanen, geführt von dem wackern Aëtius, mit den Hunnen und den ihnen folgenden Germanen und Slaven in gewaltiger Völkerschlacht rangen, wo die Bäche zu Blutströmen wurden, wo der Sage nach die Geister der Erschlagenen noch in den Lüften weiterkämpften, da vermochte Attila nicht zu siegen. Und als er bald nachher starb — wie erzählt wird auf dem Brautlager mit einer burgundischen Fürstentochter —, da zerfiel die große Hunnenmacht. Das noch einmal gerettete Römerreich wurde aber schon nach wenigen Jahren die Beute eines germanischen Heerkönigs, des Odoaker. Derselbe war als gemeiner Kriegsmann nach Italien gekommen und hatte sich hier zum Anführer der germanischen Soldtruppen emporgeschwungen. Von ihm erzählt die Sage, daß er auf seiner Wanderung nach dem Süden, wo er in römischem Kriegsdienste sein Glück versuchen wollte, mit mehreren deutschen Männern an die Donau gekommen sei, allwo ein frommer Einsiedler, Severinus geheißen, seine Wohnung hatte. Der verkündete hier den heidnischen Germanen die Lehre Christi und stand deshalb bei Odoaker und seinen Genossen, die sich dem Christentum schon zugewendet, in hohem Ansehen. Sie wünschten für ihr Unternehmen den Segen des heiligen Mannes. Als sie in die Hütte des Einsiedlers traten, und der riesengroße Odoaker in dem niedrigen Gemache nur in gebückter Stellung stehen konnte, da faßte ihn der Klausner an und sagte: „Ziehe getrost hin nach Italien, jetzt trägst du ein geringes Kleid, einst aber wirst du Herrscher werden über viele!“ — Nach wenigen Jahren war Odoaker Gebieter in der ewigen Roma. Heruler, Skiren, Rugier, Goten, Thüringer und andere Deutsche erhoben ihn, den Genossen, zu ihrem

König. Das abgelebte Römerreich, dessen letzter Kaiser, der Knabe Romulus Augustulus, mit einem Schlosse und reichen Einkünften abgefunden wurde, mußte einem Germanenstaate weichen, der Imperator einem Heerkönig. Aber nur kurze Zeit dauerte sein Glück. Über den Mächtigen kam ein noch Stärkerer. Das war Theoderich der Amaler.

Jugendgeschichte Theoderichs.

Theoderich, in deutscher Sprache Dietrich, Volksbeherrscher, genannt, war der Sohn des Ostgotenkönigs Theodomir. Dieser hatte dem verheerenden Strome der Hunnen mit seinem Volke sich zugesellen müssen, doch als auch dieser vorüber gebraust, als die Völker sich wieder sonderten aus dem wilden Völkergemisch, da erhielten auch die Ostgoten wieder ihre Unabhängigkeit. Aber verwüstet und öde waren die Länderstrecken, die sie bewohnten, der Glanz ihrer frühern Herrschaft war dahin. Eroberungs- und Beutezüge in das nahe oströmische Reich sollten neue Blüte bringen. Der Kaiser von Konstantinopel bot Frieden und Freundschaft an. Hohe Jahrgelder mußte er den Siegern zahlen. Aber ein Pfand verlangte der Grieche für die Treue der Goten. Des Königs siebenjähriger Sohn wurde ausersehen, Bürgschaft zu bieten für den Frieden. So ging Theoderich nach Konstantinopel. Wie einst in der Urzeit Hermann der Cherusker nach Rom gezogen, wie er römische Sitte, römische Bildung sich angeeignet, aber in der üppigen, falschen Fremde doch immer der einfache, wahre, treue Germane geblieben, so erfüllte sich auch die Seele des edlen Gotenfürsten in dem herrlichen Konstantinopel mit hoher Achtung vor der Gediegenheit und Vielseitigkeit griechischer Bildung, ohne daß die Laster der stolzen Kaiserstadt die Reinheit seiner Seele besudelten. In seinem 18. Jahre kehrte Theoderich an den Hof des Vaters zurück. Wacker hatte Theodomir gestritten mit den herumschweifenden Resten der

Hunnen und Sarmaten, aber Gefahr drohte ihm von einem stammverwandten Volke. Als Alarich der Balte ausgezogen war mit seinen Genossen in das sonnige Italien, da blieb doch noch ein nicht unbedeutender Teil der Westgoten in den alten Wohnsitzen, in der heutigen Bulgarei und den angrenzenden Ländern, zurück. An ihrer Spitze stand ein anderer Theoderich, mit dem Beinamen Strabo, ein nicht minder wackerer Krieger als der Ostgotenfürst. Beide Herrscher hätten durch gegenseitige Unterstützung, durch brüderliches Aneinanderschließen eine achtunggebietende Stellung dem römischen Kaiser gegenüber sich sichern können. Aber der alte Erbfehler der Germanen, der wie ein Fluch durch die ganze Geschichte der deutschen Stämme sich forterbende Sinn der Zwietracht, der Absonderung, er ließ auch diese Brudervölker nicht zu der Erkenntnis gelangen, was ihnen zum Heile dienen mußte. Die Ränke, die Listen, die falschen Künste der Römer wußten Argwohn und Mißtrauen zu säen zwischen den Germanen; heute kirrten und ketteten sie diesen Fürsten an sich und hetzten ihn wider den Nachbar, morgen gaben sie Gelder und Versprechungen jenem. Üppig wuchs empor die Saat der Bosheit. Schon drohte ein gewaltiger Bruderkrieg, — da starb Theodomir, der Ostgote.

Erste Regierungszeit Theoderichs.

Das führerlose Volk erhob auf den Heerschild den blühenden Sohn des Dahingeschiedenen; denn immer noch besaßen die Goten das Recht der Königswahl. Mit gemischten Gefühlen vernahm man in Konstantinopel die Erhebung des wohlbekannten und hochgeschätzten aber auch gefürchteten Jünglings. Freundliche Worte übersandte der Kaiser dem König und eine ehrenvolle Einladung in die Kaiserstadt. Gern folgte Theoderich dem Rufe. In feierlichem Zuge geleitete der Oströmer den Ostgoten in seine Hauptstadt; er

überhäufte ihn mit Würden, mit Ehren und Auszeichnungen. Aber hinter der zur Schau getragenen Freundschaft lauerte die böse List. Umgarnt sollte werden das offene, vertrauensvolle Gemüt des biedern Germanen, gehetzt sollte er werden zum Kriege gegen den Westgoten Strabo. Nur zu gut gelang der falsche Plan. Getäuscht durch das heuchlerische Wohlwollen, verstrickt durch die listigen Reden, gewonnen durch die Aussicht auf Ruhm und Beute, wirft Theoderich dem Volksgenossen den Fehdehandschuh hin. 50 000 Mann Hilfstruppen versprach ihm der Grieche. Um die bestimmte Zeit zieht Theoderich aus nach dem Hämusgebirge; römische Wegweiser finden sich ein und führen ihn immer tiefer in die Schluchten und Felsen des unbekannten Berglandes. Da plötzlich winkt ihm drohend herab von steiler Anhöhe das feste Lager seines Gegners Strabo. Die griechischen Hilfstruppen sind ausgeblieben, und mit bitterem Zorn sieht der Germane sich verraten von den Römern. Unentschlossen lagert sich Theoderich gegenüber dem Feinde.

So hatte es der falsche Kaiser gewollt. Deutsche standen schlagfertig gegen Deutsche. Aber diesmal scheiterte doch noch die Arglist der Fremden an der deutschen Biederkeit.

Unerwartet erschien Strabo unter dem Walle des ostgotischen Lagers und forderte eine Unterredung mit Theoderich. Dieser kam herzu. Neugierig strömten die Ostgoten auf den Wall und lauschten auf die Worte des Fürsten. Strabo aber erhob voll edlen Unwillens seine Stimme und schalt den überraschten Theoderich mit gar ernsten Worten, daß er sich durch die doppelzüngige Rede des griechischen Hofes habe bethören lassen und nun im brudermörderischen Kampfe die Waffen wider die eigenen Landsleute kehre. Die Krieger des Ostgoten empfanden die Wahrheit, die aus den Worten des Westgoten sprach, und forderten mit Ungestüm von ihrem König die Auflösung seines Bundes mit Konstantinopel. Theoderich aber schwankte noch immer zwischen der Treue

gegen das einmal gegebene Wort und der Forderung der Natur und seines Volks. Doch als am andern Tage Strabo sich wieder auf dem Vorsprung des Felsens zeigte, als er noch einmal mit kraftvollen Worten zu den Ostgoten redete, da gab auch Theoderich nach und verband sich mit Strabo zu steter Freundschaft. Hatte doch der Kaiser selbst den Vertrag weder gehalten noch überhaupt halten wollen. Groß war nun der Jubel in beiden gotischen Lagern.

Theoderich aber brach alsdann mit seinem Heere auf und rückte als zürnender Feind in die Staaten des treulosen Römers. Dieser beantwortete die Vorwürfe des Germanen mit leeren Ausflüchten, ja, die Schamlosigkeit des feigen Fürsten ging so weit, daß er abermals sein Spiel begann, um Theoderich zum Kriege gegen Strabo zu bewegen. Er verhieß ihm ein Geschenk von 1000 Pfund Goldes und 10 000 Pfund Silbers. Aber mit Entrüstung verwarf Theoderich den Antrag. Da wandte sich der Ränkeschmied mit seinen Vorschlägen an Strabo, und wirklich gelang es seiner List und Klugheit mit diesem. Der wankelmütige Fürst vergaß, wie er einst selbst so schön und warm für die brüderliche Einheit der Gotenstämme gesprochen hatte, und erklärte endlich seinem Freunde Theoderich den Krieg. Doch das Schicksal wollte nicht den Ausbruch des Bruderkampfes. Als Strabo den Zug gegen die Ostgoten beginnen wollte, verwundete er sich selbst mit der Spitze der Lanze und starb plötzlich. Der jugendlich feurige Theoderich erglühte in gerechtem Zorn wider den griechischen Hof, der nun schon lange alle Gerechtigkeit mit Füßen getreten hatte. Einem reißenden Bergstrom gleich überflutete das gotische Heer das wehrlose griechische Reich. Verzagt barg sich der Kaiser Zeno hinter den Wällen seiner Hauptstadt. Aber von seinem Palast aus sah er den Himmel gerötet von dem Brande der Städte und Dörfer ringsumher, deren unglückliche Bewohner schwer für die Treulosigkeit ihres Herrschers büßen mußten. Zeno hatte kein Heer, das

den Kampf mit dem furchtbaren Gegner zu bestehen vermocht hätte. Durch neue Unterhandlungen und große Versprechungen hoffte er den Frieden zu gewinnen. Aber Theoderich hatte kein Ohr mehr für die glatten Worte des griechischen Hofes. Der Krieg zog sich in die Länge, denn das feste Byzanz war schwer zu erobern. Da stieg plötzlich in der Seele des jungen Gotenkönigs ein großer Gedanke auf. Er wollte seine Goten in ein mächtiges, geschlossenes Reich vereinigen und in Ruhe regieren; er wollte sie wegführen von der Nachbarschaft der treulosen Griechen in ein besseres Land, wo der Segen des Friedens die Goten zu einem gebildeten, wohlhabenden Volke machen sollte. Gleich dem Alarich wollte er sie in die sonnigen Fluren Italiens geleiten, eines Landes, dessen schlaffe, weiche Bevölkerung nicht lange der gotischen Tapferkeit widerstehen konnte.

Auswanderung der Ostgoten nach Italien.

Freudig folgten die Goten dem Rufe ihres ritterlichen Königs. Odoaker, der deutsche Heerkönig, hatte zum Schutze des ihm zugefallenen Italiens mehrere den Goten verbündete Stämme angegriffen. Diese wandten sich hilfeflehend an ihre Bundesgenossen, gerade als der Gotenkönig Ausschau hielt nach passenden Wohnsitzen für die Seinen. Auch der oströmische Kaiser schürte noch die Wanderlust der ihm unbequemen Nachbarn. Bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Theoderich übertrug er diesem die Eroberung der Apenninenhalbinsel, als deren rechtmäßigen Herrn er sich nach dem Sturze des weströmischen Kaisers betrachtete. Im Frühling des Jahres 489 brach das Volk der Ostgoten, 200 000 wehrhafte Männer, mit Weibern und Kindern, Herden und aller Habe aus seinen Wohnsitzen auf, wanderte, ein gewaltiger Strom, durch das Moravathal gegen die Donau und ging

dann über die Sau, um, auf dem niedrigen, grasreichen Höhenzuge, der die Drau und Sau voneinander scheidet, fortziehend, Italiens Grenzen zu erreichen. Gleichwie einst die Kinder Israels durch die Schrecken der Wüste und die gewaffneten Scharen feindlicher Völker sich den Weg bahnen mußten zu dem ihnen verheißenen neuen Vaterlande, so konnte auch Theoderich mit den Seinen nur auf unwegsamen Straßen und durch unwirtbare Länder zur erwählten künftigen Heimat gelangen; und er hatte mit der Natur nicht minder als mit den auflauernden Haufen raublustiger Barbaren zu kämpfen. Nach Überwältigung der Gepiden stiegen die Goten den rauschenden Isonzofluß entlang von den Höhen herab. Hier trat ihnen Odoaker mit seinen Scharen entgegen. Allein Theoderich erstürmte mit jugendlichem Heldenfeuer des Gegners Lager, nötigte ihn zum Rückzuge, schlug ihn dann zum zweiten Male in der berühmten Schlacht bei Verona und drang bis Mailand und Pavia vor, während Odoaker mit den Trümmern seiner Macht hinter den Mauern Ravennas Sicherheit suchte. Wankelmütig schwankte das italische Volk zwischen Odoaker und Theoderich, und selbst die germanischen Heerscharen blieben dem Heerkönig nicht treu. **Das ist der Fluch der Fremdherrschaft, das die Schwäche der Emporkömmlinge, daß Treue in guten und bösen Tagen nicht Fürst und Volk verbindet. Es hat der Unterthan kein Herz für den ihm aufgezwungenen Regenten, es vergißt der Untergebene nicht die Zeiten, in denen einstmals sein Herrscher gleichen Standes war mit ihm selbst.** Trotz der Niederlage, trotz des Verrats der Seinen verzagte Odoaker nicht; mutig verteidigte er hinter Ravennas Mauern seine Herrschaft; erst nach drei Jahren, als die Not die Einwohner peinigte, als Murren und Klagen überlaut wurden, verstand er sich zu einem Vergleiche mit den Goten. Gegen Zusicherung seines Lebens und seiner Freiheit übergab er die feste Stadt. Feierlich zog der Ostgotenkönig in die ihm so lange unerringbare

Festung. Große Feste wurden gefeiert, aber mitten unter den Lustgelagen ward Odoaker, weil er böser Entwürfe verdächtig geworden, und weil der finstere Geist des Argwohns Herrschaft gewonnen über Theoderich, mit seinem Gefolge niedergehauen. Theoderich war nun König von Italien.

Theoderichs Herrschaft in Italien.

Mit zitternder Unterwürfigkeit begrüßte die Halbinsel den mächtigen Ostgoten als ihren Gebieter. Und als Theoderich später sogar das südliche Frankreich unterworfen und die Regierung über das wankende Westgotenreich in Spanien übernommen hatte, da war das Ostgotenreich das mächtigste der Erde und umfaßte die blühendsten Länder Europas. Denn es gehorchten dem Gebote seines Herrschers alle Lande von den eisigen Häuptern der deutschen Alpen bis zum rauchenden Gipfel des Ätna und von den baumlosen Heiden Ungarns bis zum kahlen Felsen Gibraltars, der Pforte des Mittelmeeres.

Zu Sitzen seiner Herrschaft wählte Theoderich die Städte Ravenna und Verona. Verona ward von den Goten „Bern" geheißen und war dem Theoderich eine werte Stadt, weil er dort seinen glänzenden Sieg über Odoaker erfochten. Darum wird er auch in den alten Sagen König Dietrich von Bern genannt. Tapferkeit hatte das neue Reich gegründet; Weisheit mußte es ordnen, denn gar verschiedene Völker waren unter Theoderichs Scepter vereint. Vor allen standen die feingebildeten, unkriegerischen Römer den nur mit den Künsten des Krieges vertrauten Goten schroff gegenüber. Verschiedene Sitte, verschiedenes Recht galt unter beiden. Auch der Glaube trennte sie. Denn die Römer gehörten der katholischen Kirche an, die Goten aber waren Anhänger des Arius. Doch Theoderich wußte diesen Zwiespalt zu versöhnen. Beide Völker behielten

ihre alten Gesetze und Einrichtungen und sollten ohne Neid und Eifersucht beieinander wohnen. Der arianische König störte nicht den Glauben und Gottesdienst der katholischen Römer, zugleich verstand er aber auch, sie nach ihren Neigungen zu beschäftigen. Die Römer zeichneten sich durch ihre Bildung und Geschicklichkeit in der Verwaltung öffentlicher Ämter aus. Darum nahm der König aus ihnen die Beamten seines Reiches. Das schmeichelte ihrer leicht erregbaren Eitelkeit und versöhnte sie mit der Fremdherrschaft. So bestanden denn die Titel und Würden der alten Kaiserstadt fort, wurden aber jetzt zur Freude des römischen Volkes nach Verdienst und Würdigkeit verliehen und nicht nach Gunst, wie es gewöhnlich bei den Kaisern geschehen war. Zu seinem ersten Rate erhob Theoderich den Cassiodorus. Dieser durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann hatte lange Zeit hindurch die höchste Leitung aller Staatsangelegenheiten in seiner Hand, bis er als Greis sich in ein Kloster zurückzog und dort den Wissenschaften sich widmete.

Außer den öffentlichen Ämtern ruhte auch der Betrieb des Handels wie die Pflege der Künste und Wissenschaften fast ausschließlich in den Händen der Römer. Theoderich belebte den Handel durch den Bau trefflicher Landstraßen und durch Strenge gegen alle Räubereien. Die Ordnung und Sicherheit im ganzen Lande war so groß, daß, wer einen Geldbeutel verlor, ziemlich sicher war, ihn wieder zu bekommen. Vorzüglich liebte Theoderich die Baukunst, und er schmückte seine beiden Hauptstädte mit herrlichen Kirchen und Palästen, in deren edler Bauart man bereits die Anfänge der spätern altdeutschen oder gotischen Baukunst zu erkennen vermag.

Zur Sicherstellung seines Reichs gegen innere und äußere Feinde bedurfte aber Theoderich eines stets schlagfertigen und wohlgerüsteten Kriegsheeres. Dieses bildete er einzig und allein aus seinen Goten, deren Treue und Tapferkeit sich in den vergangenen Jahren so glänzend bewährt hatte. Hundert-

tausend Streiter waren stets unter den Waffen. In vierzehn Heerhaufen geteilt, standen sie in allen festen Plätzen des Reichs und vorzüglich an den Pässen der Alpen als stete Wächter des Friedens. Zugleich deckte eine Flotte von tausend Kriegsschiffen die Küste und schirmte die Sicherheit des Handels im Mittelmeer.

Theoderichs Einfluß auf die übrigen germanischen Völker.

Während so Theoderich wie ein Vater mit liebender Fürsorge über die Wohlfahrt seines Reichs wachte, wußte er nicht minder auch den auswärtigen Fürsten Achtung und Ehrfurcht einzuflößen. Mit allen begehrte er in stetem Frieden zu leben, nie zog er das Schwert, außer wenn das Recht oder die Notwehr es forderte. Aber oft genügte auch das bloße Erscheinen eines gotischen Heeres zur Herstellung des Friedens. Ein schöner, großartiger Gedanke leitete alle Verhandlungen Theoderichs mit fremden Fürsten. Er wünschte nämlich, alle christlichen germanischen Könige zu einem großen, heiligen Bunde zu vereinen, dessen Glieder in Freundschaft friedlich neben einander leben sollten. Die eiserne, rohe Zeit hat das schöne Bild nicht zur Wahrheit werden lassen. Aber doch ist Theoderich durch jene Gesinnung ein Wächter des Friedens und des Rechts und somit ein Segen für die Zukunft gewesen.

Noch sind die Briefe vorhanden, die Theoderich an fremde Fürsten schrieb. Sie zeugen von der Weisheit des großen Königs nicht minder als von seinem Ansehen bei auswärtigen Herrschern. Einst führte der wilde Frankenkönig Chlodewig Krieg mit den Alemannen. Diese baten um Theoderichs Vermittlung. Alsbald schickte derselbe eine Gesandtschaft nach Frankreich. Sie war begleitet von einem kunstreichen Sänger,

der seinen Gesang mit anmutigem Saitenspiel zu begleiten verstand. Am Hofe Chlodewigs pries er in herrlichen Liedern die Waffenthaten des siegreichen Königs. Zugleich aber überreichten auch die Gesandten ein Schreiben ihres Herrn, in welchem Theoderich in freundlicher, ernster Weise den Chlodewig zum Abstehen von fernerem Kampfe wider die Alemannen ermahnte. In dem Briefe heißt es: „Glaube mir, ich habe die glücklichsten Kriege dann geführt, wenn ich mit Mäßigung endigte.“ Und Chlodewig folgte dem Rate und versöhnte sich mit seinen Gegnern.

Einige Jahre später war Streit entstanden zwischen demselben Chlodewig und dem westgotischen König Alarich II. Ein blutiger Krieg drohte auszubrechen. Da sandte wiederum Theoderich Boten und Briefe an die entzweiten Herrscher. Dem Alarich schrieb er: „Laß dich nicht hinreißen durch blinde Leidenschaft, Mäßigung erhält die Völker, Gerechtigkeit macht die Könige stark. Noch kann der Streit friedlich beigelegt werden.“ Auch dem Burgunderfürsten Gundobald schrieb er einmal mit väterlichem Ernste: „Alle Könige ringsumher haben Beweise meines Wohlwollens empfangen. Es bereitet mir großen Schmerz, wenn sie gegeneinander freveln. Habet Ehrfurcht vor meinem Alter und wisset, daß ich euren Thorheiten entgegen treten werde.“ Zwar konnte Theoderich dem Ausbruche des Krieges zwischen Franken und Goten nicht vorbeugen. Als aber Alarich im Kampfe geblieben, und das gotische Reich den siegreichen Scharen Chlodewigs offen stand, da verhinderte Theoderich durch sein kräftiges Einschreiten die völlige Auflösung des bedrohten Staates und übernahm im Namen des unmündigen Sohnes Alarichs die Regierung über die Westgoten.

Auch andere Fürsten ehrten den großen Theoderich als ihren Schutzherrn und sandten ihm Briefe und Geschenke. So schickte ihm einst der thüringische König Hermanfried eine Anzahl auserlesener Rosse, die in den üppigen Wiesenthälern des Thüringer Waldes gezogen worden waren und durch ihre

Schönheit die Bewunderung durch ganz Italien erregten. Sie waren groß und wohlgebaut und von silbergrauer Farbe. Ihre Schnelligkeit glich der des Hirsches. Bei aller Stärke waren sie doch folgsam und trefflich zu gebrauchen. Ein anderes Mal kam eine Gesandtschaft aus dem fernen Livland mit wertvollen Geschenken, und selbst an dem nördlichsten Ende von Europa, in Skandinavien, pries man die Thaten des edlen Theoderich.

Die Freundschaft des Gotenkönigs mit anderen Fürsten ward sehr befördert durch die von ihm eingeleiteten Ehebündnisse. So vermählte er seine älteste Tochter Ostrogota mit dem burgundischen Fürsten Siegmund, seine jüngste, Amalasunta, mit dem ostgotischen Edlen Eutharich. Eine dritte Tochter, Theodikusa, ward die Gemahlin des westgotischen Königs Alarich. Seine Schwester Amalafrieda gab er dem Vandalenkönig Theosimund und seine Nichte Amalaberga dem Hermanfried von Thüringen. Durch Theoderich kam die vorher unbekannte Sitte auf, daß Fürsten sich nur mit Fürstentöchtern vermählten. Theoderichs Gemahlin hieß Audafleda und war Chlodewigs Schwester.

Letzte Lebensjahre Theoderichs.

Theoderich herrschte mit Kraft und Weisheit länger denn dreißig Jahre über sein weit ausgedehntes Reich. Aber die letzten Jahre seiner Herrschaft waren nicht erfreulich. Die Römer lohnten ihm seine väterliche Fürsorge mit Undank. Von dem arglistigen Hofe zu Konstantinopel genährt, verbreiteten sich geheime Verschwörungen über Italien. Da ward Theoderichs Gemüt von finsterem Argwohn ergriffen, seine heitere Milde verwandelte sich in blutige Strenge. Schwere Strafen trafen Schuldige und Unschuldige, und man erkannte den sonst so edelmütigen Herrscher nicht mehr. Da

ward einst beim Mahle ein großer Fisch auf die königliche Tafel gesetzt. Der aufgesperrte Rachen des Fisches erschien dem Theoderich als ein Bild der Hölle, als das Angesicht der schuldlos Ermordeten. Sein Gewissen erwachte, und tiefe Reue kam in sein Herz. Er wurde seines Lebens nicht mehr froh und starb bald darauf im siebzigsten Jahre seines Lebens, 526 n. Chr. Zu Ravenna zeigt man noch heute sein kunstreich getürmtes Grabmal.

Karl der Große, des germanischen Volkes erster Kaiser.

Groß und leuchtend tritt aus der Nacht der Völkerwanderung, die vom 4. bis zum 6. und 7. Jahrhundert fast ganz Deutschland gewaltsam erfaßte und umwandelte, **eine Heldengestalt** hervor, welche dämmend, siegend und neubildend die hundertfach geteilten und aufgelösten Elemente ergreift, zusammenführt, einigt und endlich durch die Kraft eines stählernen Willens zu einem Staate schafft, der in die Traditionen des alten römischen Weltreichs eintritt und, gestützt auf den kräftigen Kern deutscher Volkskraft und die gewaltige Macht christlicher Wahrheit, eine Entwicklung im Gefolge hat, welche die Geschicke der ganzen Welt beeinflußte. Diese lichte Heldengestalt ist **Karl der Große.**

Wie man den schöpferischen gewaltigen Moses das Ur- und Vorbild der Propheten genannt, so kann man füglich die glänzende Gestalt dieses Herrschers als das Ur- und Vorbild der deutschen Fürsten und Kaiser bezeichnen. Von allen weltlichen Herrschern des Mittelalters hat auch kein einziger auf die Nachwelt einen so tiefen Eindruck gemacht als dieser große Frankenfürst, und während er zu seiner Zeit der Mittelpunkt der von ihm

geeinigten germanischen Völker war, wurde er nach seinem Tode als der Anfangspunkt aller Verhältnisse betrachtet, die sich in den von ihm beherrschten Ländern entwickelten. Je weiter sich die Zeit von der seinigen entfernte, desto großartiger und riesenhafter wurde seine Gestalt und verwandelte sich in eine mythische Person, die, wie ein zweiter Atlas, die ganze Welt des Mittelalters auf ihren mächtigen Schultern trug.

Bevor aber das Bild des gewaltigen Regenten entworfen werden soll, möge die in der Zeichnung des Urwaldhelden Hermann des Cheruskers und der aus den großen Erscheinungen der Völkerwanderung hervorragenden Gestalten der beiden Gotenfürsten, Alarich des Balten und Theoderich des Amalers, begonnene Erzählung der Geschichte des germanischen Volkes in einigen markigen Zügen fortgeführt werden bis auf die Zeiten des großen Karl.

Die Stürme der Völkerwanderung hatten die meisten der einstmals in Germaniens Wäldern hausenden Stämme verschlagen und südwärts geschoben. Auf den Trümmern des zusammengebrochenen Römerreichs hatten sie neue Wohnsitze erkämpft, neue Staaten gegründet. Aber nicht von langer Dauer waren diese Neuschöpfungen. Gewaltig emporgeflammt war die Macht dieser Stämme, um ebenso rasch wieder zu erlöschen. Es fehlte die nötige Nahrung, es fehlte die ewig verjüngende mütterliche Erde. Losgelöst von der allnährenden Heimat, versetzt in ein neues Land, unter eine neue Sonne, zusammengeworfen mit fremden, in jeder Beziehung von ihnen verschiedenen Stämmen, unterliegen sie all diesen feindlich auf sie einstürmenden Elementen, und wenn auch einzelne Erscheinungen noch so riesengroß hervorragen, bald sind die deutschen Staaten verschwunden, und eine Generation entwickelt sich, die zwar durch das frische germanische Blut wieder neue Lebenskraft gewann, in der aber die germanische Sitte und der germanische Geist durch den romanischen besiegt und überwältigt wurde.

Ein Stamm nur, einer, den die Römer von den wilden den wildesten nennen, und gegen den sie gelegentlich die größte Grausamkeit sich erlaubten und dessen Vernichtung sie angestrebt, — dieser eine Stamm drang auch über die Marken des Römerreichs, ließ sich auch nieder in den durch Römerfleiß und Römerkunst kultivierten Städten, aber er gab darum den Zusammenhang mit der alten Heimat nicht auf. Es war der Stamm der Franken. Von den Ufern des herrlichen Rheinstroms, vom Mittel- und Niederrhein aus schoben sie die Marken ihres Reichs immer weiter nach Süden, immer weiter in das durch Ströme von Blut von den Römern eroberte Belgien und Gallien und verbreiteten hierhin deutsche Herrschaft, deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Recht. Und wenn die Fremde auch diesem Volke Gefahr drohte, dann holte es aus der mütterlichen Heimat, wie der erdgezeugte Riese Antäus aus der Berührung mit der Mutter, immer neue und immer gewaltigere Kräfte. So erstreckte sich bald das Reich der Franken von den Ufern des Rheins hin bis zum Mittelmeer, von den sandigen Gestaden des Atlantischen Ozeans bis zu den Schneegipfeln der Alpen und dem Jura. Und obwohl anfangs auch dieser Stamm noch die Zerklüftung und die Zersplitterung der alten Zeiten zeigt, bald ersteht ein Mann, der alle Teile unter sein gewaltiges Scepter zwingt. Es ist der Merovinger Chlodewig, der Held der kirchlichen Legende, denn er hat das Frankenvolk zum Christentum geführt, er hat die Eroberer eines Glaubens gemacht mit den Eroberten, er hat die Verbindung seines Reichs mit Rom eingeleitet und dadurch die Elemente in seinem Staate zur Herrschaft gebracht, die das ganze Mittelalter bedingen: **Christentum** und **Germanentum**. Wenn auch dieser Held der kirchlichen Legende kein wahres christliches Gepräge trägt, wenn das von ihm unter wunderbaren Erscheinungen angenommene Christentum (eine Taube brachte dem h. Remigius vom Himmel herab das Salböl in

einem Fläschchen, aus dem die spätern Könige von Frankreich bei ihrer Krönung gesalbt wurden, und das aufbewahrt worden ist bis zur Revolution, die, wie sie all die heiligen Reliquien vernichtete, auch dieses wertvolle Andenken nicht schonte und dasselbe zertrümmerte) — wenn auch das von Chlodewig angenommene Christentum ihm selbst nur wenig christliche Gesinnung und Sitte brachte, wenn Lüge, Meineid, Mord, Verrat ihm dazu dienten, mit der religösen Einheit die politische zu verbinden: so erreichte er doch, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit den Franken geläufig wurde. Zwar zerfällt zeitweilig das eine große Reich wieder in kleinere Herrschaften, aber es finden sich diese Teile wieder zusammen, es erhebt sich in ihnen neben dem alternden, immer schwächer werdenden Königsgeschlecht der Merovinger das in jugendlicher Kraft aufstrebende und allmählich die ganze königliche Gewalt sich aneignende Hausmeiergeschlecht der Pipiniden. Sie bewahren die Einheit des Reichs, sie schützen die Grenzen gegen böse Nachbarn, und als im Jahre 732 nach Christus die Welt des Mohamedanismus anstürmte gegen das Christentum, als von Spanien aus die in drei Weltteilen siegreichen Araber das gesamte Europa dem Glauben des einen Gottes und seines Propheten Mohamed unterwerfen wollten, als wieder einmal einer der entscheidenden Momente gekommen war, in dem es sich darum handelte, ob die durch die Jahrhunderte gezeitigten Kulturelemente, ob die Früchte des Christentums fernerhin diesem Weltteile erhalten werden sollten: da war es der große Pipinide Karl Martell, der Hammer nicht mit Unrecht benannt, der die leider den Deutschen so selten zum Bewußtsein gekommene Zusammengehörigkeit aufleben ließ, und der an der Spitze der germanischen Welt zwischen Tours und Poitiers den Mohamedanismus so besiegte, daß er von Spanien aus nicht mehr seine verheerenden Züge aufgenommen hat. War dieser Pipinide aber nur noch der Herzog, der Führer der Franken, so steigt bald

mit dem Spruche: „Nicht der ist König, der nur so heißt, sondern der, welcher regiert," ein anderer auf den von den Merovingern geräumten Königsthron. Es ist dieses Pipin der Kleine, des großen Karl Vater.

Karls Persönlichkeit.

Lesen wir die Schilderungen von der Person dieses Herrschers, wie sie uns in den Geschichts- und Sagenbüchern entgegentreten, so erkennen wir gleich, daß wir es nicht mit einem gewöhnlichen Manne zu thun haben, daß wir vielmehr eine jener Erscheinungen vor uns sehen, welche die Natur gekennzeichnet hat, deren äußeres Gepräge den innern Wert schon andeutet. Einhard, den Karl als Pflegesohn in seinem Hause erzogen hatte, sagt: „Von Körper war König Karl voll und stark, sein Wuchs war hoch, seine Länge betrug sieben seiner Füße; helle klare Augen besaß er, gewinnende Gesichtszüge und einen besondern Wohllaut der Stimme. Ein durch und durch männliches Auftreten fesselte die Aufmerksamkeit und die Neigung der Menschen beim ersten Blick an ihn." Vergleichen wir damit die sagenhafte Erzählung des Erzbischofs Turpin, so werden wir im wesentlichen dieselben Züge finden, nur, entsprechend dem Charakter der Sage, zuweilen in vergrößertem Maßstabe. Dieser sagt von ihm: „König Karl war braun von Haar, rötlichen Angesichts, schön und stattlich von Wuchs und von furchtgebietendem Anblick. Er war acht seiner Füße hoch, die Länge seines Gesichts betrug anderthalb Elle, die des Bartes eine Elle, seine Stirn war einen Fuß breit, seine Löwenaugen funkelten wie Kohlen, niemand konnte ihren Blick ertragen, wenn Karl im Zorn ihn ansah. Seine Brust war mächtig breit, der Gürtel um seine Hüften maß acht Ellen, dasjenige ungerechnet, was herabhing. Alle seine Glieder waren stark und kräftig, zum Kampfe geschickt. Er aß wenig Brot, aber

täglich verzehrte er ein Viertel eines Hammels oder zwei Hühner, eine Gans oder ein Spanferkel oder einen Pfau, einen Kranich oder einen Hasen. Er war von solcher Leibeskraft, daß er mit einem Hiebe seines Schwertes einen gewappneten Reiter vom Scheitel bis zum Sattel mitsamt dem Pferde spaltete. Einen Mann in voller Rüstung konnte er auf flacher Hand mit Leichtigkeit von der Erde bis zu seinem Haupte emporheben." So schildert man uns den Mann, der im Jahre 768 die Herrschaft über das Frankenvolk antrat, und der dieselbe als König und Herr, als Schlachtenheld und Richter, als Gesetzgeber und Berater, Erzieher und Lehrer ruhmvoll geführt hat bis zum Jahre 814. Nicht soll es nun die Aufgabe sein, durch diese Jahre hindurch die einzelnen Handlungen dieses Fürsten zu verfolgen, vielmehr wird es hauptsächlich darauf ankommen, das hervorzuheben und zu einem klaren Bilde zu gestalten, was für die Entwicklung der Kultur, namentlich für die Entwicklung des deutschen Volks wie der christlichen Welt von Bedeutung gewesen.

Karls kriegerische Thätigkeit.

Wenn nun Karl zuerst als Kriegsheld erscheint, so soll damit durchaus nicht angedeutet werden, daß kriegerische Erfolge, daß Siege in manchen Schlachten schon dazu berechtigen könnten, Ruhm und vielleicht das Anrecht auf den Namen „des Großen" zu gewähren, — diese Anschauung wäre eine sehr unberechtigte —, es soll vielmehr hier klar gestellt werden, wie nur **die** kriegerischen Erfolge, die man erzielt in der Verteidigung der heiligsten und unveräußerlichsten Rechte, die in ihrem Gefolge haben eine segensvolle Entwicklung, Ehre und Ruhm bei Mit- und Nachwelt eintragen können. Vor allem ist nun der Krieg, den Karl mit den Sachsen vom Jahre 772—804 mit geringern oder größern Unterbrechungen führte, dazu angethan, für die oben aufgestellte Behauptung den Beweis zu liefern.

Kriege mit den Sachsen.

Seit einem halben Jahrtausend lebten die Sachsen unbezwungen und frei in ihrem alten Gebiete vom Deutschen Meere bis nach Thüringen und von der Elbe bis fast an den Rhein; die alte Volksfreiheit hatte sich gegen die Königsherrschaft, der alte Glaube gegen das Christentum behauptet; die Sitte der Vorfahren war treu bewahrt. In ihren 1000jährigen Hainen opferten sie noch immer den Göttern ihrer Väter, während die meisten übrigen germanischen Völker schon längst zum Christentum sich bekannten. Aber nicht allein die staatlichen und religiösen Verhältnisse der Sachsen waren wesentlich andere als die ihrer Grenznachbarn, der Franken, auch die Stammeseigentümlichkeiten beider Völker bedingten eine große Verschiedenheit derselben. Während der Franken altes Erbteil war: ein rasches, praktisches Erfassen, Gewandtheit und Leichtigkeit, sich Neues anzueignen, kennzeichnete die Sachsen: ruhige Festigkeit, Vorliebe zum Alten, zähes Beharren beim Gewohnten, liebevolle Pflege alter Sitten und Gebräuche. Solche Gegensätze zwischen den durch Abstammung, Sprache und wohl auch durch manche Sitten verwandten Völkern hatten häufig ein feindseliges Zusammentreffen derselben herbeigeführt. Es erachteten sich die Franken durch ihre Religion und durch ihre übrige Ausbildung den Sachsen so überlegen, daß ihre Geschichtschreiber nicht genug von der Roheit und Wildheit dieser Anwohner des fränkischen Reichs zu erzählen wußten. Es boten die Sachsen allerdings auch häufig genug Gelegenheit, durch Raub und Beutezüge in das Nachbarland den Unterschied zwischen christlicher Sitte und staatlicher Ordnung einerseits und heidnischer Wildheit und politischer Ursprünglichkeit andererseits gar grell hervortreten zu lassen. Und wie sehr auch die Frankenkönige schon seit Jahrhunderten bemüht gewesen waren, diese unbequemen Gäste zurückzuscheuchen oder

gar zu überwältigen, wie häufig sie auch in blutigen Schlachten empfindliche Verluste ihnen beigebracht, immer wieder von neuem hatten sie sich erhoben, immer schlimmere Verheerungszüge unternommen. Es konnte demnach auch dem Frankenkönig Karl durchaus nicht entgehen, daß der Zustand dieser germanischen Welt, wenn sie nicht noch Jahrzehnte lang wüst und verworren da liegen sollte, eine Umgestaltung durch das Christentum erfordere; er mußte erkennen, daß alle Germanen, sollten sie sich nicht gegenseitig schwächen und dem Untergange zuführen, geeint sein müßten durch ein großes politisches und ein einheitlich religiöses Band. Keine kleine Aufgabe harrte demnach des jungen Herrschers. Galt es ja doch, einem Volke die in Fleisch und Blut ihm gleichsam eingewurzelte Freiheitsliebe nach einer andern Richtung hinzulenken, mußte doch die Liebe desselben von den bisher verehrten und mit dem größten Vertrauen betrachteten Göttern zu dem einen, wahren Gott hinübergeleitet werden. Aber mochten harte Kämpfe drohen, mochte Arbeit, Mühe und Not in Aussicht stehen, Karl war entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis er sein Ziel erreicht und neue religiöse, politische und Kulturverhältnisse geschaffen.

Im Jahre 773 begann der Krieg zwischen den Anhängern Christi und den Verehrern Wodans, den Gründern eines Weltreichs und den Verteidigern ihrer Sonderherrschaft. Karl drang tief in das Land der Gegner, zerstörte ihre festen Plätze, vernichtete ihre Heiligtümer, so die Irmensul, und da kein Gott der Sachsen den Frevel rächte, so wurde das abergläubische Volk, das sicher den Untergang der Feinde erwartete, zweifelhaft, es folgte dem augenblicklichen Zwange und gelobte Treue. Aber kaum hatte Karl den Rücken gewandt, dann erhoben sich jedesmal mit hartnäckiger Zähigkeit die doch nur unmutig dem Christentum und dem Frankenreiche zugetretenen Völkerschaften. Unter Anführung ihrer kriegsgeübten Herzöge Wittekind und Alboin nahmen sie die verlorenen festen Plätze,

ermordeten und verjagten die gehaßten Glaubensboten und errichteten von neuem in dem befreiten Lande die Altäre der alten Götter. Aber die Energie Karls, mehr wohl noch die gewaltigen Wahrheiten des Christentums überwältigten zuletzt auch diese so sehr widerstrebenden Elemente. Die Lehre, daß die Menschen zur Freiheit der Kinder Gottes berufen, daß das Christentum ein Kampf sei gegen die Welt und die Sünde, daß Christus die Seinigen anführe in diesem Kampfe, und daß seine Getreuen ihm Heeresfolge leisteten, diese Lehre stimmte mit der angeborenen Freiheitsliebe, mit der Kampfeslust, mit der Treue der Germanen, und so sehen wir bald diese eifrigen Anhänger der altdeutschen Götter als eben so treue Dienstmannen des Heilandes, dem sie unverbrüchlichen Gehorsam geloben, zu dem sie in das innigste und festeste Abhängigkeitsverhältnis treten. Und wenn diese Sachsen nun mit ihren Überwindern, den Franken, eines Glaubens sind, wenn die religiöse Einheit zwischen diesen bis dahin getrennten Brüdern hergestellt ist, so wurde durch Karl nicht minder die politische Einheit der germanischen Welt zur vollendeten Thatsache.

Krieg mit den Langobarden.

Nicht minder bedeutsam und folgenreich wie der Sachsenkrieg war der gegen den Langobardenkönig Desiderius. Dieser bedrängte den Papst Hadrian und grollte auch Karl, der ihm seine Tochter, die er zur Gemahlin genommen, zurückgeschickt hatte. Als des Papstes Hilferuf über die Alpen erscholl, da fand der Frankenfürst eine gewünschte Gelegenheit, sich dem Kirchenoberhaupte gefällig zu erweisen, zugleich aber seine Macht zu weiterer Geltung zu bringen und den unruhigen Elementen seines Volks Beschäftigung zu verschaffen.

Über die eisstarrenden Alpenhöhen, man sagt sogar, über den Mont Cenis, nahe der Grenze Italiens und Frankreichs, zog Karl im Jahre 773 mit einem auserlesenen Heere hinab

in die lombardische Ebene. Sein Oheim Bernhard führte eine andere Truppenabteilung über das Gebirge Mont Joux, das seitdem St. Bernhard heißt. Vor der Stadt Turin vereinigten sich die Heere. Desiderius hatte die Macht der ungestüm angreifenden Franken unterschätzt; seine Scharen wurden geschlagen, und die festen Mauern der Stadt Pavia sollten nun dem Sieger Trotz bieten. Aber auch hier war kein dauernder Widerstand. Denn als Desiderius mit seinem Feldhauptmann Otker vom höchsten Turm ins Gefilde hinab sah auf die zahllosen Scharen seines Gegners, da entschwand ihm gar bald der Mut. Pavia, streng eingeschlossen, durch Flüchtlinge überfüllt, durch Hunger und Waffen gewaltsam bezwungen, mußte seine Thore öffnen, Desiderius dem Thron entsagen und mit seiner Familie nach Corvey ins Kloster ziehen. Karl setzte sich die eiserne Krone der Lombarden auf. Ein eiserner Reif, der Sage nach aus einem bei der Kreuzigung Christi verwendeten Nagel geschmiedet, hielt das Diadem zusammen. Karl hieß fortan König der Franken und Lombarden. Dem Papst bestätigte und erweiterte er die schon von seinem Vater herrührenden Schenkungen, die Grundlage des Kirchenstaats. Hadrian erhob ihn zum Patrizius, machte ihn damit zum Herrn im Felde und im Gerichte und verlieh ihm die ehrende Verpflichtung, der heiligen römischen Kirche Schirm- und Schutzherr zu sein.

Krieg in Spanien.

Im Dienste der Christenheit unternahm Karl auch einen Kriegszug nach Spanien. Als er in dem eroberten Sachsenlande im Jahre 777 zu Paderborn einen Reichstag hielt, da kamen Männer in fremder Tracht und in fremder Zunge sprechend zu ihm, seine Hilfe erflehend. Die gebräunten Fremden in langen wallenden Gewändern waren Araber von dem Stamme, mit dem sich seines Großvaters Streithammer

einstmals so ruhmvoll gemessen. Sie baten um Hilfe gegen Abderrhaman, den weisen Kalifen oder Fürsten von Cordova, der den Statthalter von Saragossa bekriegt und vertrieben hatte. Gern folgte Karl dem Rufe, denn er hoffte, mit dem Christentum auch die Frankenmacht weiter zu verbreiten. Durch die Pyrenäenpässe drang er kühn in Spanien ein, schlug die arabischen Haufen, schickte einen Teil seines Heeres zur Eroberung nach Barcelona und erstürmte selbst Pampelona. Auch das feste Saragossa fiel in seine Hände. Der vertriebene Statthalter wurde zurückgeführt, mußte aber Lehnsmann des Frankenkönigs werden und die Oberherrlichkeit desselben bis zum Flusse Ebro anerkennen. So entstand die spanische Mark, und viele fränkische Großen erhielten allda Besitzungen. Ein Aufstand der Sachsen rief den siegreich umherziehenden Fürsten zurück. Obgleich er den größten Teil seiner Truppen mit Blitzesschnelle von den Pyrenäen bis zum Rhein führte, so erlitt doch seine Nachhut durch die baskischen Gebirgsvölker im Thale von Roncevalles eine empfindliche Niederlage. Hier fiel der Führer derselben, der tapfere Rutland, den die Sage in der wunderbarsten Weise zum Gegenstande ihrer Verherrlichung gemacht hat.

Krieg gegen Thassilo von Baiern.

Ein in etwa verschiedenes Gepräge trägt der Krieg Karls gegen die Baiern und Slaven. Der Baiernherzog Thassilo hatte zwar bis dahin dem Oberherrn die pflichtmäßige Heeresfolge geleistet, aber in seinem Lande herrschte er unbeschränkt und ohne Rücksicht auf den König. Diesem grollte er, von seiner Gemahlin, einer Tochter des gestürzten Desiderius, aufgestachelt, wegen der Eroberung des Lombardenreichs. Da er auch noch mit unzufriedenen Elementen dieses Landes Verbindungen einging, so erwartete Karl nur eine Gelegenheit,

den Mächtigen und Übermütigen zu demütigen. Wegen eines Grenzstreites, den derselbe mit einem fränkischen Großen führte, wurde er vor die Reichsversammlung nach Worms geladen. Thassilo aber erschien nicht. Nun rückte der König mit Heeresmacht in sein Land. Der eben noch so trotzige Herzog mußte sich zur Demütigung bequemen. Er eilte in des Lehnsherrn Lager, bat um Verzeihung, huldigte von neuem und nahm aus Karls Hand sein Lehn. Daheim angekommen, überhäufte ihn seine Gemahlin mit bittern Schmähungen. Der alte Stammesherzog habe sich nicht zu demütigen vor dem neuen Königtum der Franken. Baiern sei dem Frankenlande ebenbürtig und am wenigsten ein fränkisches Lehn. Ja! die ränkevolle Frau verstieg sich soweit, ihren Gemahl zu einem Bunde mit den Avaren zu überreden, einem äußerst rohen, finnischen oder slavischen Volke an der Grenze Baierns (Österreichs) und Ungarns. Die Avaren, ein beutelustiges, unruhiges Volk, gingen alsbald auf diesen Vorschlag ein. Sobald Karl von dem Bündnisse Kunde erhielt, rüstete er sich zum Kriege, gleichzeitig aber lud er den Herzog Thassilo nach seiner Residenz Ingelheim zur Verantwortung wegen des Geschehenen. Als derselbe erschien, wurde er sogleich gefangen genommen, und auch seine Familie wurde festgesetzt. Die Reichsversammlung sprach über den Baiern, der sich mehrmals des Treubruchs schuldig gemacht, das Verdammungsurteil aus. Er sollte hingerichtet werden. Allein Karl verwandelte das Todesurteil des Fürsten in eine Verurteilung zur Klosterhaft. Das alte bairische Herzogtum wurde fortan durch fränkische Gaugrafen verwaltet, das Volk aber möglichst geschont und bei seinen alten Sitten und Rechten belassen.

Krieg gegen die Avaren.

Durch diese Vorgänge in Baiern ward Karl zu einem Kriege gegen die wilden Avaren genötigt. Nachdem er erst

die den Sachsen mannigfach Vorschub leistenden Slaven überwältigt und somit Norddeutschland beruhigt hatte, griff er die wilden Horden im Osten an. Mit Energie und Festigkeit überwand er auch die außerordentlichen Schwierigkeiten dieses Feldzugs. Die Avaren hatten sich nämlich im Innern ihres Landes wundersam befestigt. Neun Grenzgehege, jedes etwas größer oder kleiner, als die Entfernung von Constanz bis Zürich beträgt, also etwa sechzehn Stunden Weges, umzogen ihr Gebiet. Jedes dieser Grenzgehege glich dem andern; es waren Wälle aus Eichen-, Buchen-, Kiefern- und Tannenstümpfen, etwa zwanzig Fuß breit und an den meisten Stellen auch so hoch. Diese gewaltigen, rohen Reihen Pallisaden waren in den Räumen, die sie zwischen sich ließen, mit Steinen und Thon ausgefüllt und obenauf mit Rasen belegt. Es waren seltsame Verschanzungen, hüben und drüben noch besonders mit Dornen und Geäst besteckt und mit allerlei Gesträuch bepflanzt, daß ein Angreifer wohl zu thun haben mußte. In diesen Festungsringen lagen die Hütten und Dörfer der Einwohner so weit auseinander, daß ein Mensch seinen Nachbar errufen konnte. Von einem Gehege zum andern aber war keine weitere Öffnung belassen worden, als man noch den Ton einer kräftigen Trompete vernehmen konnte. Im Walle selbst war auch hier und da ein kleines Thor für die auf Raub Ausziehenden. In diesen Ringen, die sich oft selbst mehrfach umschlossen, und in denen der Häuptling wohnte, war der Raub des Volks seit Jahrhunderten aufgespeichert, und Üppigkeit und Schwelgerei waren die Folgen bei ihren Besitzern gewesen. Aber auch diese gewaltigen Verschanzungen waren nicht imstande, der Macht Karls Widerstand zu leisten. Bis an die Raab dehnte er seine Herrschaft aus, und die Beute wurde den Franken zugeteilt, die nun reich nach Hause zogen. An der Grenze des Reichs aber wurde die Markgrafschaft Österreich gegründet, die damals Ostmark oder Osterland hieß.

Erwerbung der Kaiserkrone und Sorge für die Organisation des Reiches.

Wie in dem Kriege gegen die heidnischen Sachsen, so erkennt man auch in den übrigen Kämpfen Karls das Streben, das Reich der Franken zu sichern gegen die Einfälle böswilliger und meist unkultivierter Nachbarn, nicht minder aber die christliche Welt zu schützen und immer weiter auszubreiten.

Aus dieser wenn auch die Ereignisse nur kurz berührenden Schilderung der kriegerischen Thätigkeit Karls leuchtet hervor, daß es ihm gelang, eine Vereinigung der christlich-germanischen Völker zu Einem Ganzen herbeizuführen und ein Reich zu gründen, das reichte von den Ufern des Deutschen Meers bis zu den Pyrenäen, von den Sanddünen des Atlantischen Ozeans bis in die Tiefebenen Ungarns und bis über die Schneegipfel der Alpen zu den sonnigen Gefilden Italiens. Er beherrschte somit die Hauptlande des alten römischen Westreichs, aber er war kein römischer Herrscher, nicht Rom war der Mittelpunkt seiner Macht, sondern die schöne Rheingegend, das alte Land der ripuarischen Franken, von dem dieser Stamm ausgezogen, um eine Welt sich unterthänig zu machen, und aus dem er immer neue Kräfte schöpfte. In diesem Lande legte er seine Königssitze an, in Ingelheim, bei Mainz, in Aachen, in Nymwegen. Von hier aus beherrschte er sein gewaltiges Reich. Aber mochte dieses Reich auch noch so groß sein, mochte es den größten Teil der christlichen Welt umfassen, in den Augen der Christenheit war er immer noch ein Vasall des weltbeherrschenden Kaisers, der zu Konstantinopel, in Neu-Rom, seinen Sitz hatte. Diesem Widerspruch zwischen realer Wirklichkeit und ideeller Anschauung machte Karl am Weihnachtsfeste des Jahres 800 ein Ende, indem er an diesem

Tage die Krone der Weltherrschaft für sich in Anspruch nahm und das imperium mundi, das Kaisertum der Welt, von den Oströmern auf die Franken übertrug. Als Karl in stiller Andacht an dem hohen Feste in Rom im St. Petersdome kniete, setzte Papst Leo der Dritte eine goldene Kaiserkrone auf sein Haupt und salbte ihn mit dem heiligen Öl. Die Kirche aber hallte wieder von dem begeisterten Rufe des wahrscheinlich vorbereiteten Volkes: „Carolo Augusto, dem großen, friedbringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!" Wichtiges war mit dieser Würde von Karl erworben. Der Romane sah in dem Kaiser den Nachfolger der Herrscher, die an der Spitze einer von Gott selbst gestifteten Weltherrschaft standen, den Germanen erschien der in neuem Fürstenglanze Strahlende nun als Schirmherr der ganzen christlichen Kirche besonders verehrungswürdig.

Daher hat Karl in seinen uns aus einem Briefe des an seinem Hofe lebenden Alkuin bekannten Plänen zur Erlangung der Kaiserkrone wohl nur denselben Zweck verfolgt, den wir schon in seinen Kriegsthaten erkannt haben, nämlich der Gründer einer großen christlichen, einer großen politischen Einheit zu werden. Wenn dieses Ziel auch mit dem Jahre 800 erreicht ist, wenn er der Rechtsnachfolger der weltbeherrschenden und zuletzt in Ost-Rom residierenden römischen Kaiser geworden ist, wenn er in die Rechte dessen getreten ist, von dem Christus gesagt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist", so fehlt auch jetzt noch sehr viel daran, daß Karl seinen deutschen Charakter ablegte und zum Römer geworden wäre. Er bleibt vielmehr immer an erster Stelle ein deutscher Fürst, und obschon sein Reich ein römisches geworden, so will er doch nicht, gleich den frühern Kaisern, eine maschinenmäßige, jedes selbständige Leben der einzelnen Stämme vernichtende Gleichmäßigkeit durchführen, sondern die Eigentümlichkeiten der einzelnen Völker immer weiter entwickeln und ihnen nur ein im Interesse der Zusammengehörigkeit notwendiges einheitliches Gepräge aufdrücken. Daher nimmt er nicht aus dem alten Römerreiche das zur mechanischen Einheit durchgebildete römische Recht, vielmehr sorgt er dafür, daß die Rechtsnormen und Rechtsformen, wie sie bei den einzelnen Völkern erwachsen waren, aufgeschrieben und festgehalten wurden; nur das, was der religiösen und politischen Einheit hemmend in den Weg trat, das ließ er ausmerzen, das mußte dem großen Gedanken des Universalreichs weichen. Wegen der Einheit des Reiches mußte Karl auch dafür sorgen, daß die neben der kaiserlichen noch fortlebende Macht der Fürsten und Großen in bestimmte Grenzen eingeschlossen wurde, daß in den einzelnen Landesteilen neben der ursprünglichen Gewalt der Fürsten eine Anerkennung und Ausdehnung der kaiserlichen Herrschaft zur Geltung komme. Nachdem die alte Unabhängigkeit der Herzöge gebrochen war, kamen an die Spitze der einzelnen Gaue, in welche das Reich geteilt war, Gaugrafen; die kleinern Bezirke (Hundertschaften) wurden von Centgrafen verwaltet. An den Marken geboten Markgrafen, und in den kaiserlichen Pfalzen vertraten Pfalzgrafen die Person des Herrschers. Alle diese vom Kaiser ernannten Beamten wurden beaufsichtigt durch die Sendgrafen, einen weltlichen und einen geistlichen Würdenträger, welche die Amtsführung, das Gerichtsverfahren der Grafen einer Kontrole unterwarfen und die sittliche Führung der Geistlichen überwachten.

Vor allem aber wurde die Einrichtung des Heerbannes, auf dem die Sicherheit und die Dauer des ganzen Reiches beruhte, eine allgemeine und alle gleichmäßig verpflichtende. Und so sehen wir, gleichwie in den Zeiten des alten Germanentums, die freien Männer herbeieilen und sich einreihen in die Heeresmassen, bestimmt, des Landes Grenze zu schützen, der Religion, der Kultur neue Bahnen zu brechen.

Karls Sorge für die deutschen Sagen und die deutsche Sprache.

Ist die bisher erwähnte Thätigkeit Karls schon als eine seinem deutschen Geiste und seiner deutschen Denkweise entsprungene zu bezeichnen, so charakterisiert das Aufsuchen und die Neubelebung der alten Sagen denselben noch vielmehr als einen echten Sohn der germanischen Heimat. Als von den fremden, ausländischen Mönchen den heidnischen Germanen das Christentum gepredigt wurde, als sie an den alten Sagen und Liedern, in denen die Thaten der Götter und die Geschicke der Helden verherrlicht wurden, schlimme Feinde ihrer Bestrebungen zu erkennen glaubten, da bemühten sie sich, an die Stelle der alten Gottheiten christliche Heilige zu setzen, da versuchten sie die alten heidnischen Sagen und Lieder durch christliche Legenden und Hymnen zu verdrängen. Und die uralte Poesie, in der das Leben, in der das Glauben unseres Volkes verkörpert war, sie drohte spurlos zugrunde zu gehen. Da nahm sich Karl derselben an, er fürchtete nicht mehr eine Schädigung des Christentums durch die Erhaltung dieser heidnischen Schöpfungen; er erkannte vielmehr in ihrer Pflege eine Kräftigung des nationalen Lebens, eine Hebung des deutschen Sinnes und der deutschen Denkart. Und wie sehr er an diesen deutschen Schöpfungen, in denen das Herzblut unseres Volkes pulsiert, in denen das deutsche Gemüt in seiner unergründlichen Tiefe sich spiegelt, wie sehr er an diesen Schöpfungen Gefallen hatte, erkennt man daraus, daß er die Reiterstatue Dietrichs von Bern, des der Sage anheimgefallenen großen Gotenkönigs, in Aachen vor seinem Palaste aufstellen ließ, und daß er seine eigenen Kinder anhielt, die alten Lieder auswendig zu lernen, um aus ihnen Liebe zum deutschen Volke und deutsches Denken und deutsches Fühlen sich anzueignen. Leider wurden diese

kostbaren Schätze von seinem ihm völlig unähnlichen Sohne, dem gänzlich verwelschten Ludwig dem Frommen, nicht nur vollständig außer acht gelassen, sondern vielmehr der Vernichtung anheimgegeben, so daß wir, wenn uns nicht bei dem in den äußersten Norden gezogenen germanischen Stamme auf der Insel Island diese Sagen erhalten wären, kaum eine irgendwie genügende Kenntnis von dem religiösen und dem Geistesleben unserer Altvordern besäßen. Aber nicht allein die großartige, innige, tiefe Poesie unserer Altvordern erfreute sich der liebevollen Hingabe des großen Karl, auch die Sprache der Heimat, auch die Laute, die so wonnesam, so traut an unser Ohr erklingen, wurden von ihm gefördert und weiter gebildet. Den Monaten, die bis dahin bei den Franken lateinische oder sonstige fremde Namen getragen hatten, gab er deutsche Benennungen. Den Januar nannte er Wintermonat, den Februar Hornung, weil die Hirsche in dieser Zeit anfangen ihr „Gehörn" abzuwerfen, den März Lenzmonat, weil Frühlingsanfang in diesen Monat fällt, den April Ostermonat, nach der altgermanischen Frühlingsgöttin Ostara, den Mai gar sinnig Wonnemonat, den Juni Brachmonat, denn in diesem Monat wurde gebracht, d. h. diejenigen Felder wurden wieder umgepflügt und eingeeggt, welche seit Einheimsung der letzten Ernte brach, unbebaut, geblieben waren, den Juli Heumonat, denn Heu- und Kornernte fielen in dem ehedem waldreichern, nässern und kühlern Deutschland etwas später als heutzutage, den August Erntemonat, den September Herbstmonat, den Oktober Weinmonat, den November Windmonat und den Dezember den heiligen Monat.

Karls Stellung zur Kirche und seine Sorge für die Wohlfahrt des Landes und seiner Familie.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die kirchliche Stellung Karls, so finden wir, daß er mit inniger, un-

geteilter Hingabe der christlichen Religion zugethan war. Deshalb gab er sich auch mit ganzer Seele der Pflicht hin, die ihm sein hohenpriesterliches Kaisertum auferlegte. Er beruft die Kirchenversammlungen zusammen, er ergänzt ihre Beschlüsse, er ändert das Mangelhafte ab, er hat die entscheidende Stimme; nicht minder ist er es, der den gesamten Klerus seines Reichs reformiert und ihm mit durchgreifender Strenge das kanonische Leben aufzwingt. Überall greift seine Gesetzgebung in das kirchliche Gebiet hinüber, und in den spätern Sammlungen der Kirchengesetze finden sich Karls Verordnungen neben den Schreiben der Päpste und den Beschlüssen der Konzilien. Karl wird schlechthin **der Regent der Kirche** genannt, und der Papst sinkt, ob auch die abendländische Kirche ihr Haupt in ihm verehrte, doch neben diesem hohenpriesterlichen Kaiser fast nur zum ersten Ratgeber in allen kirchlichen Angelegenheiten, zum Vorsteher der ersten Körperschaft im Reiche herab. Die Wohlfahrt des Volks war die erste Sorge des Kaisers, mochte er gezwungen sein mit dem Schwerte sie zu schützen, mochte er durch Rechtsformeln sie sichern oder durch Synodal- und Reichstagsbeschlüsse darauf bedacht nehmen. Aber auch auf Handel und Wandel, auf Straßen und Verkehrsmittel, auf Bebauung und Kultivierung des Bodens erstreckte sich die nie ruhende Fürsorge dieses Fürsten. Viele Wege, die ungangbar waren, wurden in herrliche Straßen umgeschaffen, die Hindernisse des freien Verkehrs mußten schwinden, die Straßenräuber wurden ergriffen und bestraft, Zölle ermäßigt, Handelsplätze gegründet und Märkte und Warenniederlagen eingerichtet. Überall, wo es not that, entstanden Brücken und Kanäle, und selbst die erste Idee einer Verbindung des Mains und der Donau, der nördlichen und der südlichen und westlichen Meere rührt von ihm her, eine Idee, die erst nach einem Jahrtausend durch König Ludwig I. von Baiern infolge der Verbindung der Regnitz und der Altmühl vermittelst des Ludwigs-Kanals ihre

Verwirklichung gefunden. Platzregen, Unzulänglichkeit der technischen Hilfsmittel und Mangel der erforderlichen Kenntnisse erschwerten in jener Zeit die Ausführung des kühnen und trefflichen Gedankens.

Der Mann, dem sich Millionen von der Raab bis zum Ebro und vom Tiberufer bis zur Eider beugten, war auch zugleich der erste Landwirt in seinem großen Reiche. Die Staats- und Erbgüter, welche Karl verwalten ließ, wurden wahre Muster für die Landwirtschaft, in denen alles wohl geordnet war. Und recht wie ein Landesvater, der den Seinen Sparsamkeit, Wirtlichkeit und angewandte praktische Bildung vorleben will, prüfte Karl die Einnahmen- und Ausgabentabellen seiner Gutsverwalter. Auf den königlichen Gütern fand man auch Werkstätten der Stellmacher und Schmiede; man sah landwirtschaftliches Geräte für den Tagesbedarf in der besten Form entstehen und umgekehrt auch wieder eine Menge der gewonnenen Erzeugnisse verarbeiten. Welch erquickliches Bild muß es gegeben haben, wenn der erste Mann der Christenheit, der das Szepter der Weltherrschaft trug, es nicht für zu gering fand, dem ackernden Knecht ebenso zur Seite zu stehen wie dem anordnenden Schirrmeister, wohl gar auch einmal zuzugreifen.

Aber nicht nur die materielle Wohlfahrt seines lieben deutschen Volks lag Kaiser Karl am Herzen; nein, er wollte auch dessen geistiges Teil heben und veredeln. Geistige und sittliche Bildung der Seinen stand ihm als ein hohes Ziel immerdar vor Augen. Daher hatte er auch für die Gelehrten große Achtung und suchte sie um jeden Preis an sich heranzuziehen. Der größte Gelehrte seiner Zeit war Alkuin. Außer diesem Manne lebten am kaiserlichen Hofe der Lombarde Paulus Warnefried (Diakonus), der Geschichtschreiber der Langobarden, Eginhard oder besser Einhard, sein Pflegling und Biograph, und viele andere. Mit Hilfe dieser Männer legte Karl Schulen an und war bemüht, Hohen und Niedrigen,

Laien und Geistlichen die Wohlthaten eines geregelten Unterrichts zu gewähren. Er selbst wollte auch hier durch sein eigenes Beispiel beweisen, wie hoch er den Wert der Bildung schätzte. Noch in seinem vorgeschrittenen Alter mühte er sich ab mit der Erlernung fremder Sprachen und der Schreibkunst. Dem Unterricht, den Alkuin seinen Töchtern und Söhnen gab, wohnte er ebenfalls lernend bei. Nicht selten auch überzeugte er sich durch den Besuch der von ihm gegründeten Schulen über die Fortschritte der sie besuchenden Zöglinge. Ja, wie die durch den Ludwigs-Kanal verwirklichte Idee einer Verbindung von Main und Donau schon vor 1000 Jahren in ihm aufgestiegen, so soll er den jetzt noch nicht allseitig zur Wirklichkeit gewordenen Gedanken des Unterrichtszwanges mit sich herumgetragen haben. Aber auch bei diesem Plane mußte er infolge der Zeitverhältnisse auf die Ausführung verzichten.

Wenn Karl als Kriegsherr, als Kaiser, als Landesvater, Gesetzgeber und Erzieher seines Volks schon eine ganz ungewöhnliche Erscheinung ist, so nicht minder als Oberhaupt seiner Familie. Von seiner innigstgeliebten Gemahlin Hildegard hatte er mehrere Söhne und Töchter. Nie speiste er gern, ohne sie alle zur Tischgemeinschaft um sich versammelt zu haben. Er ließ sie in Zucht und Vermahnung erziehen, die Töchter in den stillen häuslichen Tugenden, die Söhne in allen ritterlichen Übungen und in dem nötigen Wissen. Diese hatte er meist in seiner Umgebung, aber nicht minder freute er sich an der Töchter geschickter Arbeit, am Spinnen, Weben, Nähen. Seine tägliche Kleidung war aus dem Gespinst der kaiserlichen Frau und der Töchter gefertigt. Leider bereitete der allzufrühe Tod der beiden ältern und hoffnungsvollen Söhne dem alternden Kaiser manchen herben Kummer. Als nach dem Tode des zweiten Sohnes Pipin im Jahre 811 auch der ältere, der energerische Karl, aus dem Leben schied, grade **der** Fürst, auf den sowohl der Kaiser wie das Volk

die größten Hoffnungen gesetzt, da blieb nur noch der schwache Ludwig als Stammhalter des Hauses der Karolinger übrig. Diesem noch während seines Lebens die Herrschaft und die Kaiserwürde zu übertragen, war der Wunsch des alternden Fürsten. Deshalb begab er sich mit demselben nach Aachen in das Liebfrauenmünster und redete ihm hier gleich einem alternden Moses ins Gewissen. Er erinnerte ihn an seine Pflicht gegen Gott und die Kirche, gegen Räte und Freunde, gegen Geschwister und Landeskinder; ganz besonders solle er sich die Pflege und Obhut der Ärmsten und Verlassenen angelegen sein lassen. Als Ludwig dieses dem Vater versprochen, sagte derselbe im feierlichen Tone: **„So nimm, mein Sohn, die goldene Krone mit eigener Hand vom Altare des Herrn, damit du bekundest, daß du sie nicht als Menschenlehn (nicht verliehen von Menschenhand), sondern von Gottes Gnaden trägst."** Ludwig that nach des Vaters Worten und setzte sich unter dem jubelnden Zurufe der Menge die Krone auf das Haupt. So hatte Karl dafür gesorgt, daß die von ihm geschaffene Einheit, das von ihm erworbene Kaisertum eine Fortsetzung finde in seinen Nachkommen. Die Entwicklung der mitteralterlichen Verhältnisse hat auch derartig sich gestaltet, daß sie, wie sehr im einzelnen Änderungen und Neubildungen sich geltend machten, immer doch angeknüpft wurde an das von dem ersten Kaiser der germanischen Nation Geschaffene.

Karls Fortleben in der Sage und sein Lebensende.

Den in der Geschichte so gewaltig und so groß dastehenden Fürsten hat auch gar bald die Sage zum Mittelpunkte sich erkoren und ihn zum Träger alles dessen gemacht, was die spätere Zeit für groß und schön erachtete. Daher finden wir Karl als den herrlichsten Ritter, umgeben von einem Kreise mächtiger Paladine. Glanzvolle Gestalten treten uns entgegen:

Roland der Gewaltige, die Haimonskinder, die kühnen Helden, sie nehmen ja unsere volle Aufmerksamkeit schon in Anspruch, wenn wir in dem einfachsten Volksbüchlein ihre staunenswerten Thaten lesen. Aber nicht allein das Ideal eines weltlichen Ritters ist Karl, auch die Züge nach dem gelobten Lande, die Kreuzfahrten, mußte er einleiten und das Ideal für den Kreuzritter abgeben. Und als die Schwäche des deutschen Reichs, als die in den Staub getretene Macht des Kaisers gewaltig abstach von den Erscheinungen der frühern Zeit, als man aus der trostlosen Gegenwart sich flüchtete in die glanzvolle Vergangenheit, da versetzte die dankbare Erinnerung und die Sehnsucht des deutschen Volks diesen Kaiser in die Tiefen seiner Berge und erwartete, wie die Germanen der Urzeit nach der Götterdämmerung eine Welterneuerung erhofften, so von dem großen Kaiser nach dem Zusammenbruch der unerträglich gewordenen Zeiten die Wiederbringung eines neuen, einheitlichen, glücklichen Reichs. So hat die Dichtung eine neue Welt an diesen Kaiser angeknüpft und ihn zum Mittelpunkt eines Lebens gemacht, das reich und herrlich in jeder Hinsicht sich entfaltete.

Dem thatenreichen, folgenschweren und ruhmvollen irdischen Leben wurde Karl im 72. Jahre seines Alters und im 46. seiner Regierung entrissen. Als er die Nähe des Todes fühlte, hob er die rechte Hand noch einmal kräftig empor und drückte auf Stirn, Brust und Füße das Zeichen des hl. Kreuzes. Dann streckte er die Hände aus, faltete sie über der Brust, schloß die Augen und sang mit leiser Stimme: „In deine Hände befehl ich meinen Geist“ und — verschied. In der zu Aachen von ihm erbauten Kirche setzte man ihn auf einen marmornen Stuhl im vollen Kaiserschmuck, mit einem goldenen Evangelienbuch auf den Knieen, ein Stück des hl. Kreuzes auf seinem Haupte. Hier ruhte er, bis im Jahre 1000 Otto III. die Gruft öffnen ließ und in Begleitung zweier Bischöfe in dieselbe hinabstieg. Man fand den einbalsamierten

Körper noch sitzend auf dem marmornen Stuhle im kaiserlichen Schmucke mit Szepter und Schild. Otto beugte seine Kniee zum Gebete und ließ dann die Gruft wieder schließen. Der große Barbarossa ließ dieselbe im Jahre 1163 noch einmal öffnen und die zusammengesunkenen Gebeine in ein prächtiges Grabmal legen. Auf Veranlassung dieses Kaisers wurde Karl auch unter die Heiligen der katholischen Kirche versetzt. Mag diese Heiligsprechung nun auch nicht zu dem Glauben berechtigen, daß Karl frei von allen menschlichen Fehlern oder als strenger Büßer durchs Leben gegangen, mag vielmehr der geschichtliche Karl eine ganz andere Gestalt uns zeigen, sicher aber ist, daß dieser Fürst, welcher wie jeder andere Sterbliche der irdischen Unvollkommenheit seinen Tribut gezollt hat, doch als ein Regent zu bezeichnen ist, der **der Menschheit Heil gebracht.**

Aus der Zeit der Sachsenfürsten.

Heinrich I. und Otto der Große.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut.
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgensonne Glut.

In Wies' und Feld und Wald und Au',
Horch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein,
„Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's, heut gibts 'nen guten Fang", —
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
Das blondgelockte Haar;
„Ei doch, was sprengt denn dort herauf
Für eine Reiterschar?"

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
Es naht der Waffenklang.
„Daß Gott, die Herr'n verderben mir
Den ganzen Vogelfang!"

Ei nun, was gibts? Es hält der Troß
Vor'm Herzog plötzlich an.
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Was sucht ihr Herr'n? Sagt an!"

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich, hoch
Des Sachsenlandes Stern!"

Dies rufend, knien sie vor ihm hin
Und huldigen ihm still
Und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will'!"

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
Hinauf zum Himmelszelt.
„Du gabst mir einen guten Fang,
Herr Gott, wie dir's gefällt!"

So schildert der deutsche Dichter Vogl nach einer alten Sage die Thronbesteigung des Fürsten, der, nachdem durch die Schwäche der Nachkommen des großen Karl das fränkische Reich bis an den Rand des Verderbens gekommen war, **der Retter und der Neugründer** der deutschen Nation geworden.

Karls des Großen Sohn und Nachfolger, Ludwig der Fromme, den die Franzosen richtiger le débonnaire, einen gutmütigen Schwächling, nennen, stürzte durch unbesonnene und bald wieder umgestoßene Teilungen des einheitlichen Reichs an seine Söhne die Monarchie in eine Reihe unheilvoller Kämpfe. Aus diesen ging die Loslösung der einzelnen Gebiete zu größern Ganzen hervor, und durch den Vertrag zu Verdun 843 und den zu Mersen an der Maas 870 erfolgte eine Scheidung des großen Frankenreichs in ein westfränkisches (das heutige Frankreich) und ein ostfränkisches Reich (das heutige Deutschland). Die Herrscher dieser Länder waren wenig ähnlich dem großen Ahnherrn, und Unsicherheit der Reiche nach außen, Zerrissenheit im Innern war die Folge dieser Schwächen. Wohl hätte es not gethan, daß ein kräftiger Regent Schutz und Schirm den Landen geboten, denn eine Plage überfiel dieselben, wie die Geschichte sie lange nicht mehr verzeichnet. Aus den Gegenden des hohen Nordens, den ein früherer Geschichtschreiber den Mutterschoß der Völker genannt, schien mit einem Mal die ganze Völkermasse hervorzubrechen, um in wildem Kampfe das Frankenreich zu überfallen. Es war ein gewaltiges Geschlecht, diese zum germanischen Volksstamme gehörenden Nordländer. Den ungestümen Freiheitsdrang, den Wanderungstrieb und die ungezügelte Thatenlust hatten sie ebenso gemein mit den Germanen der Urzeit, wie die Sprache, die Runenschrift, Religion und die Sitten. Krieg und Raubfahrt, Jagd und Waffenübungen waren ihre einzigen Beschäftigungen; Ackerbau und Viehzucht überließen sie den Sklaven. Treue war ihre hervorragendste Tugend, und die Liebe zur Dichtkunst die einzige zarte Regung der rauhen Männer. Diese mochten sie nicht einmal entbehren in ihren einen ruhmvollen Heldentod nicht selten erstrebenden Kämpfen. Ja, mancher Nordlandskönig, dessen rohe Tapferkeit und Streitlust bis zur Berserkerwut sich steigern konnte, schlug seine Seeschlachten, umgeben von den die Großthaten der Vorfahren preisenden Sängern.

Diese kühnen, noch dem alten Glauben und den alten Sitten nachlebenden Germanen wurden für das unter den schwachen Karolingern stehende Frankenreich eine entsetzliche Plage. Mit ihren zahlreichen Schiffen, ihren Meeresrappen, bedeckten sie, jede Gefahr kennend und derselben trotzend, die weiten Wasserflächen, und wo nur ein sicherer Landungsplatz sich zeigte, wo ein Fluß mündete, da erschienen die in Waffenbrüderschaften geeinten, von erprobten Seekönigen geführten Krieger, um ihrer Beutesucht, ihrem Haßgefühl und ihrer Pflicht als Rächer der von den übrigen Germanen verlassenen Götter genüge zu leisten. Da gingen Dörfer und Städte in Flammen auf; Gold und Silber, Tiere und Menschen, alles wurde die Beute dieser in unzähligen Kämpfen aufgewachsenen und gestählten Nordmänner. Vergebens schauten die gequälten Völker auf ihre Fürsten, ob sie nicht Rettung brächten. Nicht mit dem Schwerte, um 4000 Pfund Silber erwirkte der Frankenfürst Karl der Dicke ihren Abzug. Kein Wunder, daß die Völker einen solchen Herrscher verließen und einem Manne sich zuwandten, den zwar das Erbrecht nicht zum Throne berief, der aber Befreiung verhieß von dem entsetzlichen Leiden: das war der unechte Karolinger **Arnulf von Kärnten**. Aber mochte dieser Fürst den Verheerungen der Räuber, unter deren vernichtendem Tritte Kirchen und Paläste zusammenstürzten, ja, die sogar die Pfalz des großen Karl den Flammen überlieferten, durch seinen Sieg an der Dyle 891 ein Ziel setzen, unter seinem Nachfolger, dem mit sechs Jahren den Thron besteigenden Ludwig, offenbarte sich nur zu schrecklich die Wahrheit des biblischen Spruches: „Wehe dem Lande, dessen Fürst ein Kind ist.“ Zu den Feinden von Norden gesellten sich nicht minder schreckliche von Osten, die **Magyaren** oder **Ungarn**. Aus den Steppen des Ural, aus den Gegenden, woher einst die fürchterlichen Hunnen gekommen, drang dieses nicht selten auch mit dem Namen Hunnen belegte Reitervolk bis in die Gegenden des heutigen Ungarns

vor und machte von hier aus über die Ostmarken des deutschen Reichs hin Einfälle in die gesegnetsten Länder desselben. Wo an den Ufern eines großen Flusses oder in fruchtbaren Ebenen volkreiche Städte und berühmte Klöster emporgeblüht waren, dorthin richtete sich, gleich einem verheerenden Heuschreckenschwarm, der alles vernichtende Zug. Unbeschreiblich sind die Leiden, von denen die deutschen Länder damals heimgesucht wurden. Nicht allein, daß die Saatfelder verwüstet und verheert, das Vieh fortgetrieben, die Häuser eingeäschert und jede wertvolle Habe eine sichere Beute der Feinde wurde, auch die hilflosen Menschen verschonte nicht der vordringende Feind. Nicht die zarte Unschuld der Kinder, nicht das ehrwürdige Haupt des Greises fand bei ihnen Erbarmen. Wie Vieh zusammengekoppelt, wurden die gefangenen Frauen und Mädchen fortgetrieben, um sie entehrender Behandlung dienstbar zu machen. Die Spur dieser furchtbaren Feinde war Verwüstung: Feuer und Rauch bezeichneten weithin die Straßen, die sie zogen, Schutt und Trümmer die Stellen, die sie verlassen hatten. So hausten diese Feinde, die klein von Körper, gräßlich von Gesicht, von barbarischen Sitten und rauher, mißtönender Sprache waren, so daß ein alter Schriftsteller von ihnen sagte: Man müsse die göttliche Geduld bewundern, daß sie solchen, nicht Menschen sondern menschlichen Mißgeburten, so kostbares Land überliefere.

Was Wunder, wenn unter diesen schrecklichen Leiden das unter Karl dem Großen so herrlich aufgeblühte Reich nun ein Bild des Jammers und Elends geworden. Aber diese Leiden waren noch nicht die einzigen, welche über die unglücklichen Länder hereingebrochen. Da Ludwig das Kind völlig ohnmächtig war, so stürzten sich die durch keine Zügel eines starken Gebieters in Schranken gehaltenen Großen aus Herrschsucht, Habgier und Rachsucht von Fehde in Fehde. Die wildeste Zügellosigkeit herrschte allerorten, kaum gab es ein anderes Recht als das Faustrecht, und was die einbrechenden

Horden der Ungarn noch verschont, das ging zugrunde unter den Kämpfen der eigenen Fürsten.

Die königliche Macht verschwand fast bis auf den Namen, und die einzelnen Stämme blickten vielfach, Hilfe flehend und Rettung suchend, auf die ihnen zunächst wohnenden Fürsten. Es erhoben sich über die Summe der Gleichberechtigten bald einzelne hervorragende Gestalten, und neben der Königswürde finden wir in dieser Zeit die **herzogliche Gewalt**. Eine zeitlang mochten diese Herzoge von **Franken, Sachsen, Baiern, Schwaben** und **Lothringen** daran denken, ohne gemeinsames Oberhaupt als fünf selbständige Herrscher in dem ehemals einheitlichen Ostfranken zu regieren, aber die Erinnerung an die durch den großen Karl geschaffene Einheit, welche vor allem lebendig war in den gleich Brüdern zusammenstehenden Franken und Sachsen, veranlaßte nach Ludwigs Tode die Wahl des **Frankenherzogs Konrad** zum deutschen König. War Konrad auch ein tapferer, mannhafter Fürst, reich an ritterlichen Tugenden, freigebig, leutselig und von heiterer Laune, so war er doch nicht in der Lage, das stolze Geschlecht, das in den Zeiten der Schwäche und der Not des Reichs erwachsen war, zu dem alten Gehorsam dem König gegenüber zurückzuführen. Lothringen trennte sich ganz vom Reich, und die übrigen Herzöge wollten nichts abgeben von ihrer Macht zu gunsten des neu aufstrebenden Königtums. Als Konrad gegen Ende seines Lebens auf das vergebliche Ringen mit den Herzögen blickte, da hoffte er nur Besserung der Verhältnisse, wenn er seinen wackersten Gegner, den mächtigen Sachsenfürsten Heinrich, zu seinem Nachfolger empfehle. Des sterbenden Königs Wunsch ehrten die Franken, und mit den Sachsen wählten sie zu Fritzlar den von der Sage als Heinrich den Vogler benannten Fürsten.

Große, schwere, ja kaum zu bewältigende Aufgaben harrten des neuen Herrschers.

Lothringen hatte sich vom ostfränkischen Reiche losgesagt, weil sein Herzog im Anschluß an den kraftlosen Fürsten Westfrankens eine größere Selbständigkeit erhoffte. **Der mehr als tausendjährige Streit um dieses Grenzland, er war schon dem Gründer des eigentlichen deutschen Reiches nicht erspart.** Schwaben und Baiern wollten dem von den Franken und Sachsen gesetzten Könige die Huldigung versagen, und zu all diesen innern Schwierigkeiten kam noch die Not, die von den äußern Feinden bereitet wurde.

Der große Geist des wackern Heinrich scheute nicht zurück vor der ihm gewordenen Aufgabe. Mochte er demütig die kirchliche Salbung des Erzbischofs Heriger von Mainz zurückweisen — „Mir ist es genug," sagte er, „daß ich zum König erwählt worden bin, Salbung und Krönung sei einem Bessern vorbehalten, ich bin so großer Ehre nicht würdig" — mochte Heinrich in der Art sich demütigen, die königliche Macht gedachte er zu Ehren und Ansehen zu bringen.

Aber nicht auf dem Wege, auf dem Konrad gewandelt war, hatte er vor, einherzuschreiten; mit erfinderischem und unerschrockenem Sinne schlug er nun neue Bahnen ein. Nicht durch Unterwerfung einzelner Stämme unter den **einen** herrschenden wollte er die Reichsgewalt aufrichten, wie es die Merovinger und nach ihnen die Karolinger gethan hatten, nicht eine Sachsenherrschaft nach dem Regiment der Franken begründen, nicht von einem Mittelpunkt aus wollte er mit Hilfe allein von ihm abhängiger Beamten die Länder regieren und verwalten, wie es die Art der Frankenkönige gewesen war, sondern nur auf solche Weise ließ sich, sah Heinrich, zur Zeit eine dauernde Einigung der deutschen Völker gewinnen: jeder Mann stehe in seinen eigenen Angelegenheiten für sich und ordne sich selbst nach altem Recht und Herkommen; ihn leite und führe in Zeiten des Kriegs und Friedens ein Herzog, dem die Grafen und Herren im Lande zum Kriegsgefolge und Gehorsam verpflichtet; dieser Herzog schlichte auf seinen

Landtagen die Streitigkeiten der Großen in seinem Gebiete, bei ihm finde der Arme und Bedrängte Beistand, er schirme die Kirchen, er halte den Landfrieden und schütze die Grenzen gegen den einbrechenden Feind; wie aber die Herzöge über die einzelnen Stämme im Reiche gebieten, so stehe hoch über allem Volk und allen Landen des Reichs der König, der höchste Richter und Heerführer des ganzen Volkes, die letzte Zuflucht der Bedrängten und Gewaltleidenden, der oberste Schirmherr der Kirche. So sollte es werden, und so ward es. Wie die strahlenden Juwelen der goldene Reif zur Krone verbindet, und hierdurch sich das herrlichste Sinnbild irdischer Macht gestaltet, so faßte die königliche Gewalt die deutschen Länder zusammen und gab ihnen geeint erst ihre volle Kraft und Bedeutung. Es ist, wie die fünf Finger der Hand, jeder zu besonderem Dienste gut, aber die Macht liegt in der geballten Faust. Zuerst gewann Heinrich den ihm noch widerstrebenden Schwabenherzog Burchard. Er bestätigte denselben in seiner Herzogswürde, forderte aber die Herausgabe des Königsgutes und das Recht, die Bistümer des Landes zu vergeben.

Unter denselben Bedingungen erkannte auch der Baiernfürst Arnulf Heinrich als seinen Oberherrn an, nur erhielt derselbe zu den übrigen vertragsmäßigen Rechten noch die Befugnis der Besetzung der Bistümer in seinem Lande. Dies war von seiten des Königs ein großes Zugeständnis, da nach altem Herkommen nur der König, dem das Szepter durch Gottes Gnade übertragen war, die Bistümer verleihen konnte. Kein Wunder demnach, wenn Arnulf in seinen Urkunden sich nannte: „Herzog der Baiern von Gottes Gnaden," und wenn er Münzen mit seinem Namen schlagen ließ.

So war das im Vertrage zu Verdun an Ludwigs des Frommen Sohn, an Ludwig den Deutschen, gekommene Reich in dem alten Umfange wieder hergestellt, so waren die Länder bis zum Rhein wieder einheitlich verbunden, aber es fehlte noch

Lothringen, das durch Erbschaft an Ostfranken gekommene, aber unter Heinrichs Vorgänger zu Westfranken übergegangene Land.

Der Stamm der Lothringer wird geschildert als ehrgeizig, habsüchtig, zugleich als wetterwendisch und ränkesüchtig, nach seinem Vorteile gern den Herrn und die Treue wechselnd. Dem Charakter des Volks entsprach sein Herzog Giselbert. Mit Waffengewalt, aber auch durch kluge Benutzung der Zeitverhältnisse wußte Heinrich auch diesen Fürsten sich unterthänig zu machen und das schöne Lothringerland den übrigen Besitzungen zuzufügen, sodaß der Rhein nun wiederum inmitten des deutschen Reichs seine Wogen dem Meere zuwälzte.

Im sechsten Jahre seiner Regierung hatte König Heinrich das große Werk der Einigung aller deutschen Länder und Stämme vollendet; ihm war gelungen, wonach sein Vorgänger zwar hartnäckig aber erfolglos gestrebt hatte. Nicht mit Hast und Ungeduld, nicht mit Drohungen und Schrecken hatte er solches erreicht, sondern durch Ruhe, klare Erkenntnis der wahren Lage der Dinge und durch jene gepriesene Friedfertigkeit, die ihn deutsches Blut nicht zwecklos gegen Deutsche vergießen ließ.

So war ein Band der Eintracht um die deutschen Stämme geschlungen worden, das mit der Zeit fester und fester sich schürzte, von dem umfangen, die Deutschen erst zu dem klaren Bewußtsein einer einigen Nationalität gelangten.

Großes war durch die Einigung der Stämme erreicht, aber dennoch war damit erst der Anfang des Anfangs gewonnen. Wie zerrüttet waren die Verhältnisse durch die langen innern Kämpfe, wie verwüstet die Länder durch die immer erneuerten Einfälle beutegieriger Nachbarn. Nach der Wiederherstellung der Einheit galt es jetzt, den Ausbau und die Sicherung des Ganzen in Angriff zu nehmen.

Wohl that es auch not, der auswärtigen Feinde nun zu gedenken. Waren doch im Jahre 924 die Ungarn, nachdem sie Deutschland eine zeitlang verschont hatten, von neuem

über die Grenze vorgedrungen; die Burgen und festen Plätze, die Klöster und Kirchen, die Wohnungen des armen Landmanns wurden eingeäschert, alt und jung, Mann und Weib erwürgt; wieder konnte man an den Rauchwolken und dem Feuerschein am Himmel die Straßen verfolgen, welche der furchtbare Feind gezogen; wieder flüchtete man sich in das Dickicht der Wälder, auf die Spitzen der Berge und in verborgene Höhlen. „Es ist besser, hiervon zu schweigen," sagt der Geschichtschreiber Widukind, „als durch Worte das Leid zu steigern."

König Heinrich wagte nicht sogleich, dem überlegenen Feind in offenem Kampfe zu begegnen. Er hatte früh den Krieg gegen denselben kennen gelernt und glaubte nicht, daß sein Heer ihm gewachsen sei. War ja der alte Heerbann der Germanen, der das Römerreich in Trümmer geschlagen, der die in drei Weltteilen siegreichen Araber bei Tours und Poitiers überwunden, der dem großen Karl die Errichtung einer Weltmonarchie ermöglicht, in den Schreckenszeiten der Karolinger dahingeschwunden. In den Zeiten, in welcher die wildeste Zügellosigkeit herrschte, und es kaum ein anderes Recht gab als das Faustrecht, war der Stand der freien Grundbesitzer bedeutend zusammengeschmolzen, und der große Adel hatte sich zum Lehnsherrn der ehemalig freien Unterthanen aufgeworfen. Zwar bewiesen sich diese Herren mit ihren Vasallen und Dienstleuten in den unzähligen Fehden, die sie gegeneinander ausfochten, in dem Gebrauch der Waffen gar sehr geübt. Aber in diesen Kämpfen galt es, durch Mut und List im Handgemenge mit wenigen die Entscheidung herbeizuführen, und diesen Krieg im kleinen verstand man recht wohl; doch in offener Feldschlacht einem an Zahl überlegenen Feind zu begegnen, ein ganzes Volk zu bekämpfen, Massen mit Massen zu schlagen — die Kunst hatten die Deutschen nur zu sehr verlernt. Wenn daher der König auch das Dienstheer der Vasallen hätte aufbieten wollen, so würde dasselbe

nur ungeregelt, ohne festen Zusammenhang gewesen sein und zu großen Unternehmungen unfähig sich bewiesen haben. Überdies mußte den Ungarn im Reiterkampfe begegnet werden, und obgleich das fränkische Vasallenheer fast allein aus Reitern bestand, war doch in Sachsen der Reiterdienst noch neu und wenig verbreitet. Die Kunst, im Kampfe das Roß zu tummeln, war in Sachsen damals noch das Geheimnis einer geringen Zahl. So konnte sich Heinrich auf diese Kriegsmacht mit nichten verlassen. Er vermied deshalb vorläufig den Kampf mit dem entsetzlichen Feinde und war nur darauf bedacht, seinem Lande für einige Zeit Sicherheit vor den Gegnern zu verschaffen.

Da bei den Plünderungszügen der Ungarn ein vornehmer Gefangener in seine Hände geraten war, so benutzte er diese Gunst des Glücks, einen Waffenstillstand von neun Jahren für sich zu erwerben gegen Auslieferung des Ungarn und gegen Zahlung eines jährlichen Tributs.

Zwar ist nichts schimpflicher und entwürdigender, als das Vaterland einem Feinde zinsbar zu machen und so ihm die Knechtschaft zu erkaufen. Durch solche Feigheit vor allem war die Herrschaft der Karolinger untergegangen, das wußte Heinrich recht wohl. Aber nicht um träger Ruhe zu fröhnen, hatte er den Abzug der Feinde erkauft, nur um dauernd die Freiheit Sachsens zu sichern, wich er in der Stunde der Not, und vom ersten Augenblick der Ruhe arbeitete er unabläßig, die ihm gegönnte Frist aus allen Kräften zu nützen. Neun Jahre dünkten ihm genug, um das so oft verheerte Land in einen haltbaren Verteidigungszustand gegen den Feind zu setzen; und sie waren genug.

Zuerst wehrte der König mit aller Strenge den innern Unruhen und Räubereien, damit man alle Aufmerksamkeit, alle Thätigkeit der Rüstung gegen den Feind wenden könne. Wo die Räuber und die Friedensstörer ergriffen wurden, da wartete ihrer Strafe; denen aber, in welchen der bessere Geist

noch nicht ganz erloschen, bei denen noch Hoffnung auf Erneuerung des Lebens war, wurde die Strafe geschenkt. Waffen bekamen sie und Land an der östlichen Grenze des Reichs, damit sie ihre Kampfeslust und ihren Männertrotz gegen die Reichsfeinde wenden möchten. Bei Merseburg erhielt eine solche Schar ihren Standpunkt, und so ward diese Stadt eine zeitlang eine Vormauer gegen die die Ostgrenze bedrohenden Slaven.

Aber nicht nur diesen festen Platz schuf Heinrich, viele starke Burgen und sichere Zufluchtsstätten erhoben sich bald im Lande, wo bisher der Landbauer meist vereinzelt in der Mitte seiner Äcker gewohnt, ähnlich den alten Germanen, von denen uns Tacitus erzählt. Mochte zur Zeit des Friedens diese Behausung genügen; Schutz zu gewähren vor dem plötzlich daherbrausenden Feinde war sie nicht in der Lage. Diese Hilfe sollten bieten die überall im Lande, vorzüglich aber in den Marken teils neu errichteten, teils weiter ausgebauten Festungen. „Tag und Nacht", so sagt der schon einmal erwähnte Widukind, „wurde gearbeitet, Haus mußte an Haus, Hof an Hof sich schließen, alles wurde mit Mauern und Wällen umschlossen." Ohne Rast und Ruhe ging die Arbeit fort, und so stiegen, wo früher vielleicht nur eine einsame Hütte gestanden hatte, Ortschaften empor, die mit Wällen und Mauern umringt waren. Quedlinburg, Merseburg, Goslar, Nordhausen und Darmstadt, Gronau, auch Meißen, Wittenberg und Soest verdanken hauptsächlich diesen Bestrebungen Heinrichs ihren Ursprung. Eine Bevölkerung gewann der König für diese Festungen, indem er jeden neunten Mann als feste Besatzung in dieselben hineinlegte. Aber auch auf andere Weise wurde die Abneigung der Sachsen gegen den Aufenthalt in den engen Mauern überwunden und ein vielseitiges Leben in diesen neuen Burgen geweckt. Heinrich gebot, alle Gerichtstage, Volksversammlungen und Gelage, wo die Sachsen zusammenkamen, um ihre Händel zu schlichten oder sich über das öffent-

liche Wohl zu beraten, sollten fortan hinter Burgmauern gehalten werden. Für die Zeit der Gefahr ward hier ein Dritteil der Ernte geborgen. Ähnlich diesen für den Krieg besonders geschaffenen Burgen bildeten sich nun auch um die königlichen Pfalzen, um die Bischofssitze, die berühmtesten Kirchen und Klöster größere befestigte Ortschaften, in denen sich ein reger Verkehr und ein fröhliches Leben entwickelte. So entstanden die Städte Sachsens und Thüringens zunächst als Wehr gegen äußere Feinde, dann aber ein fruchtbarer, friedlich eingehegter Boden, auf dem einst die schönsten Früchte deutschen Fleißes und deutscher Geistestiefe gedeihen sollten. Mag Heinrich diesen Städten nicht, wie man eine zeitlang wohl gern glaubte, besondere Rechte und besondere Verfassungen bewilligt haben, den Beinamen der Städtegründer trägt er doch nicht mit Unrecht, denn er war es, der die Sachsen zuerst an das Leben hinter Mauern und Wällen und den Verschluß der Thore gewöhnte und die Zerstreuten in engere Kreise des Lebens zusammendrängte.

Mochte in dieser Weise gegen einen plötzlichen Überfall eine Zufluchtsstätte geschaffen sein, dem Krieg begegnete doch nur der Krieg, der Heeresmacht nur Heeresmacht, und Heinrich mußte ein Heer, mit dem er den Ungarn widerstehen konnte, sich erst von Grund aus schaffen.

Wie er die Sachsen an das städtische Leben, so mußte er sie auch an den Kriegsdienst gewöhnen. Neben der Kunst, zu Fuß zu fechten, galt es jetzt, den Reiterdienst zu erlernen, um den flüchtigen Ungarschwärmen mit der gleichen Waffe begegnen zu können. Und die Sachsen, die von jeher zu aller Waffenkunst willig und geschickt waren, lernten auch dies sehr schnell. Schon bald verstanden sie, in geschlossenen Gliedern anzugreifen, den ersten Pfeil des Feindes abzuwarten und mit dem Schilde aufzufangen, um alsdann rasch auf ihn loszustürzen, ehe er den zweiten abschießen konnte. Diese neue Kampfesart eigneten sich die Sachsen bald in so voll-

kommener Weise an, daß die Fußheere weit hinter den Reitertruppen zurückblieben. Die Worte Kriegsmann und Reitersmann galten bald für gleichbedeutend, und aus dem Volksheere wurde ein Ritterheer.

Vier Jahre lang war Heinrich mit der Ordnung aller dieser Dinge beschäftigt. „Meine Zunge", sagt Widukind, „kann nicht aussprechen, mit welcher Umsicht und Wachsamkeit er damals alles gethan hat, was zum Schutze des Vaterlandes diente." Sobald der König sein Heer schlagfertig wußte, suchte er dasselbe auf eine ernsthafte Weise zu üben, indem er die feindlichen Nachbarn im Osten und Norden Deutschlands, die Slaven, die zwar nicht so gefährlich als die Ungarn, aber doch feindlich genug gesinnt waren, zu paaren trieb. Hart war der Kampf, verzweiflungsvoll das Ringen der Slaven um ihre Freiheit, verlustreich die Schlachten sowohl für Sieger als Besiegte, aber endlich war die Gegend zwischen Elbe und Oder erstritten. Fröhlich gedeiht nun seit Jahrhunderten in diesem Lande deutsches Leben; aber es ist auf einem Boden entsprossen, von dem jede Scholle mit heißem Blute getränkt ist. Es waren eherne Zeiten, in denen deutsche Sitte und deutsche Sprache und mit ihnen das Christentum in diese Gegend gepflanzt ist; schwer wie Eisen hat die Hand der Sachsen auf den Wenden geruht und sie endlich zermalmt.

Aber schon waren die neun Jahre des Waffenstillstandes mit den Ungarn dem Ende nahe, und der Krieg mit den schlimmsten Feinden des Reichs drohte von neuem. Heinrich, wir sahen es, hatte die Frist trefflich genutzt. Sachsen war durch feste Orte geschützt, im Innern herrschte Friede und Eintracht, und dem König stand ein im Kriege erprobtes, ihm treu anhängendes Heer zu gebote; jetzt war es Zeit, sich mit dem alten Gegner zu messen.

Der König berief daher alles Volk zu einem Landtag. Hier sprach er, wie der sächsische Geschichtschreiber Widukind erzählt, in folgender Weise: „Von welchen Gefahren euer

Reich, welches früher in allen seinen Teilen in Verwirrung war, jetzt befreit ist, das wißt ihr selbst am besten, denn ihr erlagt ja unter der Last der innern Fehden und auswärtigen Kriege. Doch nun seht ihr es durch die Huld des Höchsten, durch meine Sorge und eure Tapferkeit so weit gebracht, daß Friede und Eintracht allerorten herrschen, die Barbaren besiegt sind und uns dienen. Eins jedoch ist noch übrig: gegen die Ungarn, den Feind aller, müssen wir uns wie ein Mann erheben. Euch, eure Söhne und Töchter habe ich bisher geschatzt, um den Seckel dieses Feindes zu füllen, nunmehr werde ich gezwungen, die Kirchen und Kirchendiener zu berauben und zu pfänden, denn nichts ist uns geblieben als das nackte Leben. Erwäget daher selbst und wählet, was ich thun soll. Soll ich den Schatz, welcher dem himmlischen Lichte geweiht ist, wegnehmen und als Lösegeld für uns den Feinden Gottes geben? Oder soll ich nicht lieber den Altären des Herrn zum Opfer weihen, was wir bisher den Feinden gaben, auf daß er, der in Wahrheit unser Schöpfer und Erlöser ist, unsere Bande löse?“ Da erhob alles Volk seine Stimme und rief: „Der wahre und lebendige Gott, der treu und gerecht ist in allen seinen Wegen und heilig in seinen Werken, mache uns frei von unsern Fesseln!“ Und sie gelobten dem König ihre Hilfe gegen das wilde Volk und besiegelten den Vertrag mit zum Himmel erhobenen Händen. So ging die Menge auseinander.

Bald darauf erschienen Gesandte der Ungarn, den Tribut wie gewöhnlich zu fordern, aber mit leerem Seckel kehrten sie diesmal heim. Schnell sattelten die Reiterscharen der Feinde, und unermeßliche Schwärme nahmen ihren Weg nach Abend. Von den Daleminciern, ihren frühern slavischen Freunden, forderten sie Geld und Hilfe. Diese aber, jetzt dem Sachsenlande einverleibt, warfen ihnen höhnisch statt des Tributs einen fetten Hund hin. Ergrimmt stürmten sie weiter nach Thüringen und Sachsen. Es teilten sich die zahlreichen

Scharen, um von verschiedenen Seiten den Angriff zu unternehmen. Aber sie fanden die Sachsen gerüstet. In einer blutigen Schlacht wurde die eine Schar ihrer Anführer beraubt und nach allen Seiten auseinandergesprengt. Viele kamen im Winterfroste um, andere starben vor Hunger, eine große Zahl geriet in Gefangenschaft und fand einen jämmerlichen Tod, „wie sie es wert war,“ sagt der Corveyer Mönch Widukind.

Der andere größere Teil des Ungarheeres war in Thüringen vor eine Feste geeilt, in der eine Schwester des Königs Heinrich lebte, und in der sie viel Gold und Silber vermuteten. Als sie aber von der Niederlage ihrer Brüder hörten, riefen sie durch weithin leuchtende Feuerzeichen die zerstreuten Scharen zusammen. Heinrich rückte nun auch diesen Feinden entgegen, ermahnte die Seinigen und stählte jedem den Mut dadurch, daß er bald vorn, bald in der Mitte, bald in den letzten Reihen des Heeres sich auf dem Rosse tummelte. Hoch flatterte das Reichsbanner, das zum erstenmal geziert war mit dem Bildnisse des hl. Michael, des nachmaligen Schutzpatrons der Deutschen. Unter dem Schlachtgeschrei „Kyrie eleis“ griffen die Sachsen an. Aber die Ungarn hielten nicht stand. Blitzschnell wandten sie sich zur Flucht, und obschon man sie zwei Meilen weit verfolgte, wurden doch nur wenige erreicht. Ihre Lager wurden genommen und vielen Gefangenen die Freiheit wiedergegeben. Das war am 15. März des Jahres 933. So lange Heinrich regierte, wurde kein Ungar mehr auf deutschem Boden gesehen.

Als dieser denkwürdige Sieg erfochten war, es war bei Riade, kannte man des Jubels im Heere und im Sachsenlande kein Ende. Als Vater des Vaterlandes begrüßten den Sieger Heer und Volk, sie priesen ihn als Weltbeherrscher und Kaiser, gleich als ob sie die Größe und Macht geahnt, die seinem Sohne Otto vorbehalten war. Und weit über alle Welt hin verbreitete sich der Ruhm des großen Sachsenkönigs, der die

für unüberwindlich gehaltenen Ungarn geschlagen. Heinrich aber gab Gott die Ehre des Sieges; dem göttlichen Beistande allein maß er bei, was ihm gelungen war, und den Tribut, den er sonst den Ungarn gezahlt, gab er jetzt der Kirche, damit sie ihn der Armut spende.

Auch den letzten Feind des deutschen Stammes sollte Heinrichs Schwert noch treffen, die Dänen. Diese hatten längst die Grenze überschritten, welche einst Kaiser Karl ihrer Herrschaft gesteckt hatte. Die Grenzmark zwischen Eider, Treene und Schlei hatten sie in Besitz genommen, die fruchtbaren Gegenden des Holsteinerlandes mit Feuer und Schwert verwüstet und die Friesen mit ihren Seeräubereien heimgesucht. Jetzt erhob sich gegen sie der Ungarnbezwinger. Ihr König Gorm der Alte, obschon in vielen Schlachten erprobt, wagte nicht, dem glorreichen Helden im offenen Kampfe zu begegnen. Er bat um Frieden und versprach, sich jeder Bedingung zu fügen. So stellte Heinrich auch hier, wie einstmals in Lothringen, die alten Grenzen des Reichs wieder her. Die Länder zwischen Eider, Treene und Schlei, später die Mark Schleswig genannt, blieben dem deutschen Reiche, bis Konrad II. beinah hundert Jahre später das Land bis zur Eider dem Dänenkönig Knud abtrat. Es war diese Abtretung durch die Verhältnisse damals geboten. Aber es war keine That des Segens, daß Konrad die Grenzen verrückte, die Karl der Große gesteckt und Heinrich mit weiser Umsicht hergestellt hatte.

Wie Glück und Segen alle Unternehmungen Heinrichs im Sachsenlande und im ganzen Reich begleitete, so gedieh ihm auch alles im eigenen Hause zur Lust und Freude. Er besaß eine ebenso thätige als fromme und liebreiche Gattin, Mathilde mit Namen. Fünf treffliche und meist hochbegabte Kinder schenkte sie ihrem Gemahl. Der älteste und tüchtigste, Otto, sollte der Nachfolger des Vaters werden. An diese Nachfolge zu denken, gemahnte den König das allmählich herangekommene

Alter und die Gebrechlichkeit seines Körpers. Eine Pilgerfahrt nach Rom, deren Zweck wir nicht kennen, ob zur Errichtung des schon mehrere Jahre ruhenden Kaisertums, ob zur Verehrung der Apostelfürsten, nach deren Grabstätte ein mächtiger Herzensdrang viele Sachsenfürsten zog, diese Pilgerfahrt verhinderte das Alter des Königs. Ein Schlaganfall mahnte ihn, des Todes zu gedenken und zu ordnen, was ihm in dieser Welt noch zu ordnen blieb.

Zuerst gedachte Heinrich des Vaterlandes, der Nachfolge im Reich. Deshalb berief er alle Großen nach Erfurt, hier wollte er ihnen die Nachfolge seines Sohnes Otto empfehlen. Dem Wunsche des Königs entsprachen die Fürsten. Alle erklärten sich nach reiflicher Überlegung für den Vorschlag Heinrichs. Bald war dem großen Fürsten das Ende seiner Tage beschieden. Rührend nahm er Abschied von seiner Gemahlin. Am 2. Juli des Jahres 936 starb König Heinrich, nachdem er sein Leben auf beinahe 60 Jahre gebracht und 17 Jahre über die deutschen Länder regiert hatte. In Quedlinburg, einem von ihm selbst gegründeten Kloster wurde ihm das Grab bestellt. Hier ruht er noch, und wer nach Quedlinburg kommt, besucht gern die geweihte Stätte.

Die Summe dessen, was dieser Fürst vollbracht, läßt sich wohl kaum besser zusammenfassen als mit den Worten des Kölner Klerikers Ruotger, der sagt: „Der Tag würde nicht ausreichen, wollte man erzählen, wie Heinrich es dahin brachte, daß der schönste und herrlichste Friede dem Reich erblühte, welches er in dem traurigsten Zustande überkam; denn alle Teile desselben wurden nicht minder durch die unaufhörlichen Angriffe der Nachbarn als durch die greulichen Fehden unter Genossen und Blutsfreunden auf das schrecklichste heimgesucht. Mit starker Hand die Schäden aus dem gesunden Fleisch auszuschneiden oder sie auszuheilen, dazu gehörte wahrlich die erprobteste Tüchtigkeit und eine Ausdauer ohne gleichen. Aber Heinrich gelang es, und in kurzer Zeit verbreitete sich

durch Gottes Gnade eine so gewaltige Furcht vor den Seinen unter den fremden Völkern, wie diese sonst nie sie gekannt hatten, und eine solche Eintracht, wie sie auch in den mächtigsten Reichen zuvor nie gefunden wurde."

Mit Recht ist Heinrich von seinen Zeitgenossen als der eigentliche Gründer des neuen deutschen Reichs bezeichnet worden, und als Gründer dieses Reichs hat er für die Deutschen eine Bedeutung, die ihn den ersten Männern unserer Geschichte an die Seite stellt.

Durch die Einigung der deutschen Stämme zu einer staatlichen Gemeinschaft, zu einem neuen politischen wie kirchlich in sich abgeschlossenen Reich und auf sich beruhenden Ganzen konnte sich erst ein klares, nationales Bewußtsein unter den Deutschen herausbilden; erst jetzt fing man an, die Deutschen scharf, wie hier von den romanischen Völkern der Monarchie Karls des Großen, so dort von der skandinavischen Bevölkerung des Nordens zu scheiden.

Mit Heinrich beginnt die Geschichte des deutschen Volks, wie man von jener Zeit bis auf den heutigen Tag den Begriff desselben gefaßt hat. So hat Heinrich eine Saat ausgestreut, die herrlich aufgegangen ist, und aus der jede Ernte zu neuer Ernte geführt hat, eine freilich ergiebiger als die andere, aber keine ohne den Segen des Himmels.

„König Heinrich war", so zeugt Widukind von Corvey, „der größte König Europas zu seiner Zeit, an geistigen und körperlichen Gaben stand er keinem nach; doch hinterließ er einen Sohn, größer als er, und diesem Sohn hinterließ er ein großes, weites Reich, das er nicht von seinen Vätern ererbt, sondern selbst gegründet und allein Gottes Gnade zu danken hatte."

Otto I.

Wahl und Krönung.

Nachdem der Vater des Vaterlandes und der größte und beste der Könige, der Herr Heinrich, gestorben war, erkor das ganze Land der Franken und Sachsen dessen Sohn Otto, der schon vorher zum Nachfolger bezeichnet war, zu seinem Gebieter, und als Ort der allgemeinen Wahl bezeichnete man die Pfalz zu Aachen. Und als man dorthin gekommen war, versammelten sich die Herzöge und die Ersten der Großen mit der Schar der vornehmsten Vasallen in der Säulenhalle, welche die Kaiserpfalz mit dem von Karl dem Großen erbauten Münster verband, und sie erhoben den neuen Herrscher auf den Marmorstuhl des großen Franken, auf den Erzthron des Reiches; sie reichten ihm die Hände, gelobten Treue und Hilfe gegen alle seine Feinde. So huldigten sie ihm nach alter Sitte auf fränkischer Erde als Karl des Großen Nachfolger und König der Franken. In feierlichem Zuge, von den Herzogen, Grafen und Herren begleitet, begab sich dann Otto zum Münster. In Gestalt eines Achtecks steigt diese Schöpfung des ersten germanischen Kaisers zu mächtiger Höhe empor, und oben umkreist sie ein gewaltiger Umgang von mit Säulen gezierten Arkaden, in der Mitte aber auf dem Boden ist die Stelle bezeichnet, wo man glaubt, daß Kaiser Karl das Grab gefunden. Die Gänge oben erfüllte damals dicht gedrängt das Volk, das von weit und breit zum großen Feste herbeigeströmt war. In dem untern Raume aber erwartete der Erzbischof Hildebert von Mainz, der sich erst nach langem Hader mit den Erzbischöfen von Köln und Trier das Recht der Krönung erstritten hatte, den jungen König. Als dieser an der Pforte erschien, schritt er ihm entgegen, den Krummstab in der Rechten, und führte ihn mit der Linken bis in die Mitte des Münsters, wo Kaiser Karls Grabstein liegt, und

Otto von allen Seiten erblickt werden konnte. Hier wandte er sich um und rief laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott zu eurem König erwählt, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten erhoben haben. Gefällt euch solche Wahl, so erhebet eure Rechte zum Himmel!“ Alle erhoben die Hände, und donnernd hallte es in der Runde: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!“ Darauf schritt der Erzbischof mit Otto bis zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehenke, Mantel und Spangen, Szepter, Stab und Diadem, die Zeichen der königlichen Würde, bereit lagen. Zuerst nahm er Schwert und Wehrgehenke und sprach, zum König gewandt: „Nimm hin das Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und schlechte Christen, denn darum hat dir Gottes Wille alle Gewalt über das Reich der Franken verliehen, daß die ganze Christenheit sichern Frieden gewinne.“ Dann ergriff er den Mantel mit den Spangen und legte ihm denselben um mit folgenden Worten: „Die Säume dieses Gewandes, die bis zur Erde herabwallen, sollen dich mahnen, bis an das Ende auszuharren im Eifer für den Glauben und in der Sorge für den Frieden.“ Und als er ihm Szepter und Stab überreichte, sprach er: „An diesen Zeichen lerne, daß du väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind.“ „Vor allem aber,“ fuhr er fort, „strecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die Diener Gottes wie gegen die Witwen und Waisen, und nimmer versiege auf deinem Haupte das Öl des Erbarmens, auf daß du hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohn empfangest.“ Mit diesen Worten nahm er das Ölhorn, salbte ihn mit dem hl. Öl und setzte ihm unter Beihilfe des Wickfried von Köln das goldene Diadem auf das Haupt.

Als so die Krönung vollbracht war, stieg Otto, schon im Glanze der Krone, zu dem Thron empor, der zwischen zwei Marmorsäulen von wunderbarer Schönheit erhöht war, von wo er das ganze versammelte Volk überblickte und von allen gesehen werden konnte.

Nachdem man hierauf Gott gepriesen und das Meßopfer feierlich begangen hatte, stieg der König vom Thron herab und kehrte zur Pfalz des großen Karl zurück. Hier war inzwischen an marmorner Tafel das Königsmahl mit auserlesener Pracht bereitet. Mit den Bischöfen und Herren setzte sich der neue Herrscher zu Tische; es dienten ihm aber beim Krönungsmahle die Herzöge der deutschen Länder. So ist es damals zuerst geschehen und oft dann in der Folge; es war ein Zeichen, daß die Herzöge der einzelnen Länder den König, der über das ganze Volk gesetzt war, als ihren Herrn erkannten, daß sie nichts anderes sein sollten und wollten als die ersten seiner Dienstleute. Denn wie an dem Hofhalt der deutschen Fürsten von alters her die mächtigsten und angesehensten unter den Dienstleuten als Mundschenk, Kämmerer, Truchseß und Marschall die Person der Fürsten umgaben und ihrer warteten, so leistete damals der Lothringerherzog Giselbert, in dessen Gebiet Aachen lag, die Dienste des Kämmerers und ordnete die ganze Feier, der Frankenherzog Eberhard sorgte als Truchseß für die Tafel, der Schwabenherzog Hermann stand als oberster Mundschenk den Schenken vor, und Arnulf von Baiern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall bedacht, wie er auch die Stellen bezeichnet hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte. Denn die Stadt reichte nicht aus, die Zahl aller der Herren, die nach Aachen geritten waren, in sich zu fassen. Als die Festlichkeiten beendet waren, lohnte Otto einem jeden der Großen mit reichlicher Gunst und großen Geschenken, und froh kehrten alle in die Heimat zurück.

Ein Fest wie dieses hatten die deutschen Völker nie gesehen, und nie ist eine Krönungsfeier von gleicher Bedeutung wieder begangen worden. Sie gab gleichsam dem Bau, den König Heinrichs Thaten begründet hatten, die Weihe; die Vereinigung aller deutschen Stämme unter ein Haupt fand hier ihren öffentlichen Ausdruck; man beging gleichsam **das Fest der Gründung des deutschen Reichs.**

Die Jahre der Prüfung und der Befestigung der königlichen Gewalt.

Viele, die eine Krone getragen, haben offen gestanden, sie sei eine Last, die des Sterblichen Kraft fast erdrücke. Und von keiner Krone hat dies mehr gegolten, als von der Krone des deutschen Reichs, zumal in dieser Zeit seiner Bildung und der gewaltigen Bewegung, welche dieselbe begleitete. Wessen Haupt damals die Krone geziert hat, der ist nicht leicht durch das Leben gewandelt, sondern in zahllosen innern und äußern Kämpfen hat er es erproben müssen, daß er ein Mann sei vor andern Sterblichen. So kamen auch für Otto bald genug die Jahre der Prüfung, in denen er darthun sollte, ob er des großen Vaters würdiger Sohn und ob seine jugendliche Hand stark genug sei, die Bande der Einheit, die jener um die deutschen Lande geschlungen, zu erhalten und zu festigen. Da der junge König nun seine Gewalt gegenüber der herzoglichen in ganz anderer Weise auffaßte, als dies König Heinrich gethan, und da er nicht zögerte, gegebenenfalls dieselbe zur Geltung zu bringen, so wurde der Neid und die Unzufriedenheit der Herzöge erregt. Aber auch die Volksstämme wurden in diese unzufriedene Stimmung mit hineingezogen, namentlich die Franken, welche die steigende Macht der Sachsen mit Eifersucht betrachteten, und die überdies noch durch den Übermut der sächsischen Großen gereizt wurden. Ganz besonders fühlte sich der Frankenherzog Eberhard verletzt, den Otto, weil er, ohne erst vor den Richterstuhl des Königs zu erscheinen, in einem Streite mit einem Lehnsmann sich selbst sein Recht zu nehmen versucht, zu einer Buße von 100 Pfund Silber, seine Genossen sogar zu der schändenden Strafe, Hunde vor den Augen alles Volks nach der königlichen Pfalz zu Magdeburg zu tragen, verurteilt

hatte. War er es doch, der einst auf des sterbenden Bruders Rat die Königskrone dem Sachsenherzog zugewendet hatte, die eigentlich dem fränkischen Stamme gebührte. Grollenden Herzens verband er sich mit dem ältern Bruder Ottos, Thankmar, der aus einer von der Kirche für ungiltig erklärten Ehe König Heinrichs stammte. Die Verbündeten erhoben die Fahne der Empörung wider den königlichen Jüngling. Wilde Kriegsgreuel wurden geübt in Hessen und Westfalen. Aber Thankmar fiel in dem Kampfe, erschlagen in der Eresburg an dem Altar, an dem er Schutz gesucht, und Eberhard mußte Ottos Gnade erflehen. Nun griff aber Ottos jüngerer Bruder, Heinrich, zu den Waffen. Bei der Geburt desselben trug der Vater schon die Königskrone, darum glaubte er, edlern Blutes zu sein und gerechtere Ansprüche auf den Königsthron zu besitzen als Otto, der Herzogssohn. Er war ein mannhafter Jüngling von seltener Schönheit und Gewandtheit und das Ebenbild seines Vaters. Großen Anhang verschaffte ihm das Verhältnis Ottos zu Eberhard. Was diesem, dem Frankenherzog, widerfahren, erfüllte manche große Vasallen des Reichs mit schweren Besorgnissen. Diese — der nach Rache dürstende Eberhard, Giselbert von Lothringen, sein Schwager, — verbündeten sich dem ehrgeizigen Fürstensohne, und unterstützt von dem französischen König Ludwig, dessen Hilfe man durch die Huldigung Lothringens erkauft hatte, rückte Heinrich nun mit Heeresmacht an den Rhein und brachte den König zweimal in große Not. „Aber unter dem Beistande Gottes," — so sagt Widukind —, dessen Hilfe der fromme Otto in der Stunde der höchsten Not mit heißem Gebet erflehte, wurden die Ratschläge der Gegner vereitelt. Nach einem unglücklichen Treffen in der Nähe von Xanten am Rhein wurden Eberhard und Giselbert unterhalb Andernach von einigen Rittern unerwartet überfallen und fanden einen schnellen Tod, jener im Kampfe, dieser in den Fluten des Rheins. Heinrich mußte sich unterwerfen, vergalt aber die

Gnade, die der Bruder ihm großmütig angedeihen ließ, mit schnödem Undank, indem er sich bald nachher mit dem Erzbischof von Mainz und einigen unzufriedenen Großen in eine neue Verschwörung einließ, die zum Zweck hatte, den König bei der Osterfeier in Quedlinburg zu ermorden. Das frevelhafte Vorhaben wurde jedoch entdeckt und vereitelt. Die Hauptschuldigen büßten mit dem Leben, der Erzbischof und Heinrich wurden in Gewahrsam gebracht. Jetzt erst erwachte die Reue in dem Herzen des verirrten Jünglings; er entfloh der unerträglichen Haft, trat in der Domkirche zu Frankfurt im Bußgewande vor Otto und erlangte die Verzeihung und Versöhnung, um die er reuevoll flehte. Von da an wurde die Eintracht der Brüder nicht ferner gestört. Es waren schwere Jahre gewesen, in denen Otto mit seinen Getreuen ankämpfen mußte gegen unzufriedene Fürsten und Verwandte, und doch waren sie reich an Segen für das deutsche Vaterland wie wenig andere. Denn in den Stürmen derselben erprobte sich nicht nur die Kraft des jungen Königs, auch in Unwettern sich und sein Volk zu schützen, sondern es zeigte sich zugleich, daß der Baum der deutschen Einheit, den König Heinrichs Hand gepflanzt, schon feste Wurzel geschlagen hatte. Denn in den Kämpfen mit Eberhard, Giselbert und Heinrich handelte es sich nicht allein um die Rechte des Königs gegenüber den großen Vasallen des Reichs, es war zugleich ein Kampf um die Einheit der deutschen Länder, und Otto verfocht nicht allein **seine** Stellung, er verfocht nicht minder die Ehre der Zukunft des deutschen Volks. Jetzt erst konnte die Einheit des Reichs fest und haltbar erscheinen, da sie in diesem Feuer nicht allein geprüft, sondern so gestählt war, daß sie allen fernern Angriffen zu trotzen vermochte. Konnte das deutsche Reich unter Heinrich als ein Staatenbund unter einem Oberhaupte mit sehr beschränkten Rechten erscheinen, so mußte nach den oben erzählten Ereignissen es jedermann klar werden, daß Otto eine Gewalt in Anspruch nahm, wie

sie keinem König Europas damals in seinem Reiche zustand, und daß diese Gewalt wesentlich zur Verschmelzung der deutschen Stämme diente. Überdies war durch diese Kämpfe das alte Übergewicht des fränkischen Volksstammes völlig gebrochen; fortan standen die Franken nicht mehr **über**, sondern **neben** den Sachsen, Schwaben und Baiern. Das Herzogtum endlich hatte seine ursprüngliche nationale Bedeutung verloren, nicht **neben** dem Königtum, sondern nur **unter** demselben konnte es sich noch erhalten. Von den vier Herzögen, die zu Aachen König Otto gehuldigt hatten, waren zwei als Empörer überwunden, und der dritte, der Herzog von Baiern, zwar in Frieden abgeschieden, aber seine Besitzungen waren in verschiedene Teile zersplittert worden. Ein Bruder und ein Sohn des verstorbenen Herzogs teilten sich in die bedeutend geschmälerte Macht des Dahingeschiedenen. Das Recht, die Bistümer des Landes zu vergeben, wurde wieder ein Vorrecht des Königs. Die Kämpfe mit den Herzögen hatten immer mehr Otto überzeugen müssen, daß eine starke Reichsgewalt mit der Fülle der Selbständigkeit, wie sie König Heinrich den Herzögen eingeräumt, nicht bestehen könne, zumal da auch der Adel und die höhere Geistlichkeit mehr und mehr nach einer unabhängigen Stellung gegenüber der Krone trachteten, jener, indem er die grundherrlichen Rechte auf seinem Eigentum zu erweitern und die Erblichkeit seiner Lehen zu erlangen strebte, diese, indem sie ihre geistlichen und weltlichen Gerechtsame der königlichen Obmacht mehr und mehr zu entziehen und der Kirche größere Selbständigkeit zu erwerben suchte. Um diesen Bestrebungen entgegenzutreten, war Otto zunächst bedacht, die herzogliche Macht in ihrer Widerstandskraft zu brechen; seine persönliche Anwesenheit in allen Ländern wurde als Mittel gebraucht, die Herzogswürde zu verdunkeln und zurückzudrängen; die Aufstellung von Pfalzgrafen, die als Stellvertreter des Königs die Reichsgüter und Reichsrechte zu wahren hatten, diente zugleich zur Überwachung und Be-

schränkung der Herzöge und Grafen; erledigte Herzogtümer wurden entweder, wie Franken, gar nicht mehr besetzt oder mit verminderten Rechten an zuverlässige und dem Königshause ergebene Männer übertragen. So gab er Lothringen dem tapfern Grafen Konrad dem Roten aus Franken und vermählte ihm seine Tochter Liutgarde; und als das wichtige Herzogtum Baiern durch den Tod seines Herzogs Bertold erledigt wurde, belehnte der König auf Fürbitte seiner Mutter Mathilde ihren Lieblingssohn, seinen Bruder Heinrich, der durch seine Gemahlin dem herzoglichen Hause nahe stand, mit diesem Lande. Das Herzogtum Schwaben kam an Ottos jugendlichen Sohn Ludolf, der sich auch der Tochter des letzten Herzogs vermählte, und in Sachsen übte unter des Königs unmittelbarer Aufsicht sein tapferer und treuer Waffengefährte, Hermann der Billunge, die herzoglichen Rechte, die ihm auch später in aller Form übertragen wurden.

So hatte sich die Stellung der Herzöge bedeutend geändert. Diese Fürsten gehörten den Ländern, an deren Spitze sie standen, entweder gar nicht an oder nur durch ihre Frauen, sie wurden von dem König eingesetzt, mit dessen Macht die ihrige eng verbunden war.

Irrig wäre es jedoch, zu glauben, daß nun die Bedeutung des Herzogtums eine unbedeutende geworden, daß die Kraft desselben völlig gebrochen worden. Es war vielmehr die dem Herzog über sein Gebiet gebliebene Gewalt noch immer umfassend genug. Er stand an der Spitze des ganzen Kriegswesens; er hatte die Sorge für den Landfrieden; er hielt Hof-, Gerichts- und Landtage, auf denen die Bischöfe, Äbte, Markgrafen, Grafen und Reichsvasallen vor ihm erscheinen mußten. Zu dem großen Erbgute, das meist ohnehin der Herzog besaß, kamen große Reichslehen, die ihm mit dem Herzogtum erteilt, und Reichsvasallen, die ihm überwiesen wurden, zudem erhielt er gewöhnlich in seinem Herzogtum mehrere Grafschaften von Bedeutung. So war er mit Rechten

und Lehen überhäuft, die ihm ein wahrhaft fürstliches Ansehen sicherten, überdies verbanden sich die mannigfaltigsten Stammesinteressen mit seiner Gewalt, die oft so stark und mächtig waren, daß sie selbst Männer, die dem König am nächsten standen, von ihm trennten. Es stand immer noch eine sehr bedrohliche Macht hier der Reichsgewalt gegenüber, wie auch in andern Kreisen noch keineswegs alle Gewalt gebrochen war, und besonders die hohe Geistlichkeit öfters eine bedenkliche Stellung einnahm. Aber dennoch war Otto schon zu dem Besitz einer Macht gelangt, wie sie seit Menschenalter kein Fürst besessen hatte.

Wenn er die Herzöge und Grafen mit der befahnten Lanze belehnte, die Bischöfe und Äbte mit Ring und Stab, so mußten sie mit zusammengelegten Händen in seine Hand den Huldigungseid leisten und darin geloben, zu aller Zeit ihm treu und gewärtig zu sein, ihm zu folgen, wohin er sie entbiete, und in keiner Not ihn zu verlassen. Indem er diesen Eid in seiner ganzen Schwere ihnen gegenüber geltend machte, ohne irgend eine andere Gegenbedingung einzugehen, als daß er sie bei ihrem Lehn belassen wollte, so lange sie es nicht durch Untreue verwirkten, mußte der Lehnsverband die Fürsten des Reichs ihm eher fester verbinden als entfremden. Aber freilich glaubte Otto noch andere und höhere Rechte zu besitzen, als die aus seiner Stellung als Oberherr folgten. Es war ihm, meinte er, von Gott selbst die höchste Gewalt über alles Volk in dem deutschen Lande mit seiner Krone übertragen, und diese Krone gäbe ihm über den Adel wie über alle andern Stände des Volks Rechte der umfassendsten Art, die nur durch das Herkommen der Väter und durch die Macht der Verhältnisse begrenzt würden. Er hielt sich, wenn er sich auch nicht nach fränkischer Sitte einen besondern Eid der Treue von allen Freien schwören ließ, sondern sich mit der Anerkennung begnügte, welche das versammelte Volk bei seiner Krönung mit zum Himmel erhobenen Händen ausge-

sprochen hatte, doch für einen Volkskönig im eigentlichen Sinne des Wortes und nach den Vorstellungen, welche sich unter dem Einfluß des Christentums und der Geistlichkeit unter allen deutschen Stämmen von der königlichen Gewalt gebildet hatten.

Herstellung und Erweiterung der Grenzmarken.

Durch seine ruhmvollen Siege über die äußern Feinde hatte König Heinrich vor allem das Reich begründet, aber nach seinem Tode hatten die Feinde an den Grenzen nicht geruht und kaum mindere Gefahren über die deutschen Länder gebracht als die Empörer. Wiederum hatten sich die Ungarn im Reiche gezeigt, und unaufhörlich waren die Grenzen Sachsens den Angriffen der Dänen und Wenden ausgesetzt. Gegen die Ungarn wußte sich das Sachsenland selbst zu helfen, gegen die Wenden mußte Otto wiederholentlich ausziehen und sie zurückweisen. Aber doch war selten lange an den nördlichen und östlichen Grenzen Ruhe, und nur eine lange Reihe fortgesetzter Kämpfe, die alle Kräfte des Feindes brachen, konnten zu dauernder Sicherheit führen. Den Frieden im Innern benutzte daher der König, die Kräfte des Reichs gegen die Wenden und Dänen zu richten und durch starke Schutzwehren seinen Staat gegen Angriffe dieser Nachbarn zu sichern. Er selbst nahm an diesen Unternehmungen teil, namentlich berühmt ist sein Zug gegen die Dänen, durch welchen er des Reiches Grenzen bis zum Meere, das Jütland im Norden bespült, erweiterte. Aber höher als sein eigener Ruhm strahlt hier das Verdienst, welches sich seine tapfern Heerführer, namentlich der Markgraf Gero, Hermann der Billunge und sein Bruder Heinrich, erwarben. Geros Mark erstreckte sich von der Saale und mittlern Elbe bis zur Oder. Hermann der Billunge kämpfte gegen die von der Eider bis zum Haff wohnenden Nordwenden, und Heinrich schützte das Reich vor

den Einfällen der Ungarn. In den Grenzmarken nahm der König meist nur das Land in Besitz, welches durch den Fall der Fürsten und Häuptlinge herrenloses Gut geworden war, und verteilte dieses unter die zahlreichen Vasallen, die er dort ansiedelte. Diese mußten dafür wie alle andern königlichen Mannen stets zum Kriegsdienste bereit und gerüstet sein; sie bildeten gleichsam ein stehendes Heer an den Grenzen des Reiches, das in zahlreichen Burgen verteilt war. Nach diesen Burgen zerfielen die Marken in eine große Menge von Burgwarden, mit welchem Namen man die Festung mit ihrem Distrikt bezeichnete. Jede Burg stand unter einem Burggrafen oder Kastellan. Diese und das ganze Kriegsvolk folgten der Fahne des Markgrafen oder Markherzogs, der ausgedehnte Rechte über sie übte.

Ottos kirchliche Richtung.

Wahre, tiefe Religiösität war eine der hervorragendsten Züge in Ottos Wesen: er lebte stets in dem Bewußtsein, daß er unter dem unmittelbaren Schutze Gottes stehe; aus dem Gebete, durch dessen Kraft er meinte oft wunderbar aus Gefahren errettet zu sein, schöpfte er immer neuen Mut in seinen Bedrängnissen und Mühen; von dem Glauben an den göttlichen Ursprung seiner königlichen Gewalt war er ganz und gar durchdrungen. Aber dennoch war Otto in den ersten Jahren seiner Regierung nicht sonderlich kirchlich nach dem Sinne jener Zeit, und die hohe Geistlichkeit genoß bei ihm nur wenig Gunst. Die Ansprüche, die sie in dem verfallenden Staate der Karolinger auf eigene Selbständigkeit und darüber hinaus auf die Leitung der weltlichen Angelegenheiten erhoben, vertrugen sich schlecht mit den Vorstellungen, die der König von seiner Würde hatte. Daher standen auch die ersten Kirchenfürsten lange Zeit ihm und den von ihm gesetzten Herzögen feindlich gegenüber. Es wurde schon erzählt,

wie Friedrich von Mainz in eine Verschwörung gegen das Leben des Fürsten sich einließ. Die Untreue dieses ersten Bischofs des Reichs zog den Abfall mehrerer Kirchenfürsten nach sich. Ja, derart stand Otto zu den Bischöfen, daß man es dem altersschwachen Wickfried von Köln hoch anrechnete, daß er die dem König beschworene Treue nicht offen verletzte.

Unter diesen Verhältnissen braucht man sich kaum zu verwundern, wenn die Kirchen und Klöster im Anfange der Regierung von Otto nicht sonderlich begünstigt wurden. Zwar bestätigte er ihnen die frühern Privilegien; auch erhielten einige Bistümer neue Schenkungen, aber einer ungewöhnlichen Freigebigkeit hatten sich die geistlichen Stiftungen so wenig zu erfreuen, daß der König nicht wenig mit seiner Mutter haderte, weil ihre Hand für die Kirchen und Klöster stets offen war. Es kam deshalb sogar in der königlichen Familie zu bittern Zerwürfnissen, die nur durch Ottos liebenswürdige und gute Gemahlin Editha beigelegt werden konnten.

Erst als die von Otto und mit ihm vom ganzen deutschen Reiche, vor allem aber von den Armen und Hilfsbedürftigen aufs innigste verehrte und geliebte Königin Editha gestorben war, wandte der König sich mit ganzem Herzen der Kirche zu. Er suchte für sein schwer bekümmertes Herz Trost in gottseligen Werken und in rastlosen Bemühungen für das Reich Gottes auf Erden. Es mochte ihm aber auch wohl mit jedem Tage klarer werden, wie wichtig es für die Zukunft des Reichs war, sich der kirchlichen Richtung, welche bei aller Roheit jener Zeit die Geister dennoch entschieden beherrschte, zu bemeistern und ihr Ziel und Richtung zu geben. In diesen seinen frommen Neigungen begegnete er dem geistigen Streben seines Bruders Brun, der vom Vater dem geistlichen Stande gewidmet war, und der nun mit seiner ausgezeichneten Kraft und unermüdlichen Thätigkeit ein ganz vorzügliches Werkzeug für **Ottos** kirchliche Absichten wurde. Schon Karl der Große hatte die Verwaltung des Reichs in die Hände

fähiger Geistlichen gelegt, die, unter einem Erzkanzler stehend, die Kanzlei oder die Kapelle des Königs bildeten. Bei dem Verfall des Reichs war auch diese Einrichtung zu grunde gegangen. Zwar nannten sich die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier die Kanzler des Reichs, kümmerten sich aber wenig um die Geschäfte, vielmehr wurden diese nach der Wahl des Königs von den Hofgeistlichen besorgt, die der schwierigen und einflußreichen Stellung aber nur selten gewachsen waren. An die Spitze dieser Männer stellte Otto, um der Einheit des Reichs festern Halt zu geben, um den Geschäftsgang am Hofe zu ordnen und zu regeln, seinen Bruder Brun und machte ihn nicht nur zum Erzkanzler, sondern auch zum Erzkapellan, so daß die Leitung der ganzen Kanzlei und die Überwachung der kirchlichen Verhältnisse ihm übertragen wurden.

Nun entstand ein neues wissenschaftliches und kirchliches Leben in dem deutschen Reiche. Die Hofschule, die von Karl dem Großen gegründet worden, wurde wieder eröffnet und mit tüchtigen Lehrern ausgerüstet. Die sieben freien Wissenschaften, in die man die ganze Summe menschlichen Wissens damals zusammenfaßte: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, wurden in den Unterrichtsplan aufgenommen. Brun lehrte selbst in der Hofschule und war ein vorzüglicher Lehrer; aber trotz seiner großen Gelehrsamkeit ließ er nie seine Schüler diese seine Überlegenheit empfinden, und rühmend erwähnt sein Biograph, daß er, während er mit Gigantenschritten auf der Bahn der Tugend vorwärts eilte, doch nie müde wurde, nach denen sich umzusehen, die hinter ihm zurückblieben, um ihnen den Weg zu erleichtern.

Das Vorbild der Hofschule weckte bald im ganzen Reiche Nachahmung, namentlich nahmen die Klosterschulen rasch einen erfreulichen Aufschwung. St. Gallen und Reichenau gediehen zu der schönsten Blüte, Fulda scheint bemüht gewesen zu sein, den alten Ruf zu behaupten, Hersfeld eiferte Fulda nach;

nach Würzburg berief man einen Lehrer aus Italien, in Sachsen pflegte Corvey die Wissenschaft mit besonderer Vorliebe, aber auch in den Nonnenklöstern zu Gandersheim und Quedlinburg lasen die Mädchen neben den Legenden der Heiligen die römischen Dichter Virgil und Terenz. Und kaum daß man die Alten kennen lernte, noch geblendet von dem Glanze ihrer Rede, faßte man den Mut, mit ihnen zu wetteifern, man legte hinter Klostermauern Hand an Werke, die bei aller Roheit nicht ohne erhabene Schönheit sind und durch ihren Inhalt für uns einen unvergänglichen Wert besitzen. Es ist eine Litteratur eigentümlichster Art, die sich aus diesen Bestrebungen entwickelt. Sie ruht auf nationaler Grundlage und kleidet sich in das Gewand der klassisch-römischen Sprache; sie ist klösterlich und aszetisch, aber dabei sinnlich-naturalistisch nach der Anschauungsweise der Alten; sie ist geistlich, aber unbekümmert um dogmatische Streitigkeiten und kanonistische Gelehrsamkeit; sie ist endlich höfisch, aber dabei doch schlicht, treuherzig und aufrichtig. Die altdeutsche Heldensage (Waltharius manu forti) klingt in dem Versmaß wieder, das dem römischen Dichter Virgil nachgebildet oder entlehnt ist, die naive Tiersage (Isengrimus) muß sich dem strengen Takte antiker Metrik fügen; die wunderbaren Geschichten von den Anfängen der Sachsen (Widukind) werden in der Sprache des Salust und Tacitus vorgetragen; eine Nonne (Hrodsuit) behandelt die Legenden der Heiligen in der Form römischer (terentianischer) Komödie. Brun hat dieser Litteratur den Stempel seines Geistes aufgedrückt; seine Liebhaberei für philologische Gelehrsamkeit, sein aszetischer Eifer, seine ihm von der Natur angewiesene höfische Stellung wirken ein Jahrhundert lang in der Litteratur bedeutsam fort. Aber es waltet noch ein anderer Geist in und über derselben, den er weder bewältigen konnte noch wollte, es lebt in diesen Büchern auch der **kräftige, derbe und wahre Sinn des deutschen Volkes.**

Die unter Bruns Leitung stehende Kapelle des Königs war aber nicht allein eine Schule der Wissenschaft, sie war zugleich eine Pflanzstätte für Kirche und Staat, indem aus ihr fast alle die Geistlichen hervorgingen, die in der nächsten Zeit von Otto und seinen Nachfolgern auf die deutschen Bischofstühle erhoben wurden. Es ist ein neues Geschlecht von Kirchenfürsten, sehr unähnlich denen, welche die spätere Karolingerzeit überliefert hatte. **Diese Bischöfe, so durchdrungen sie sind von der Höhe ihres geistlichen Berufs, zeigen sich doch der Reichsgewalt wahrhaft ergeben; sie schlagen willig die Schlachten des Königs mit und ziehen in seinem Interesse und zu seinem Nutzen von einem Lande freudig zum andern. Hierarchisch-theokratische Ideen liegen ihnen fern, aber Herstellung der Kirchenzucht, Reformation der Klöster und Kapitel, Erweckung wissenschaftlichen Lebens unter der Geistlichkeit, darin sehen sie zunächst ihre Aufgabe.** Nicht minder jedoch finden sie darin ihren Beruf, ihre Städte mit Mauern zu schützen, Markt- und Münzrecht ihnen zu gewinnen oder zu sichern, Handel und Verkehr zu heben, wüste Gegenden anzubauen, Wälder auszuroden, die Dienste ihrer Hörigen gesetzlich zu ordnen, Recht und Gerechtigkeit innerhalb ihrer Immunität (Gebiets) zu wahren. Es sind durchweg praktische Aufgaben, die sie sich stellen, und in deren Erfüllung sie Gott und ihren Mitmenschen einen Dienst zu erweisen vermeinen.

Die Kirche hat nicht wenige dieser Bischöfe unter ihre Heiligen versetzt, aber auch das deutsche Vaterland schuldet diesen Männern den größten Dank. Zur Hebung des unterdrückten Teiles des Volks, zur Belebung des städtischen Lebens, zur Förderung des Ackerbaues haben sie nicht wenig beigetragen; ja selbst die bestimmtere Entwicklung des nationalen Geistes beruht zum großen Teil auf ihnen. Von **einem** Mittelpunkte gingen sie in alle Teile des Reichs; gleiche Bildung, gleiche Grundsätze der Verwaltung, gleiche kirchlich-

politische Ansichten verbreiteten sie von dort aus, wohin sie kamen, und sie selbst verblieben, wenn auch getrennt, in einem nahen, oft innigen Verhältnis zu einander. Man kann behaupten, daß unter ihnen sich zuerst feste Grundzüge einer nationalen Politik festgestellt haben, die von der zufälligen Denkart des jeweiligen Staatsoberhauptes unberührt blieben. In diesem bischöflichen Stande begegnet uns eine große Zahl der würdigsten und verdientesten Männer, die sich, bis der unter Heinrich IV. ausbrechende Investiturstreit eine unheilbare Spaltung in alle Lebenskreise brachte, durchweg von derselben Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande durchdrungen zeigen.

Wenn Otto einer solchen nationalgesinnten Geistlichkeit, die in den Geschäften aufgewachsen, die zuverlässig durch ihren Stand und ohne Familieninteressen war, die bedeutendsten Reichsangelegenheiten anvertraute, wenn er sie reichlich ausstattete mit den Lehen des Reichs, so war dies keine Schwäche, sondern eine weise politische Maßregel, die, wie dem Lande, so namentlich dem Königtum unabsehbaren Nutzen gebracht hat.

Dem großen Vorbilde, welchem Otto bei der Gründung der Hofschule und der Hofkapelle, bei der Heranziehung der Geistlichkeit zur Staatsverwaltung nachstrebte, Karl dem Großen, suchte der König auch ähnlich zu werden in der Fürsorge für die Ausbreitung des Christentums. Wohl fand er auch für diese Thätigkeit nun die geeigneten Werkzeuge. Denn eine Geistlichkeit, die so erfüllt war von tapferem Glaubensmute und hilfreicher Liebesthätigkeit wie die oben geschilderte, konnte, sobald sich ein Feld für ihre Wirksamkeit zeigte, den Missionswerken nicht fremd bleiben. Otto bot ihr zu diesem Liebeswerke hinreichend Gelegenheit.

Von Hamburg aus zog der von Otto auf den erzbischöflichen Stuhl erhobene Unni, nachdem der König durch seine Züge gegen die Dänen ihm den Weg eröffnet, in den heidnischen Norden, überall lehrend und das Christentum verkündend. Als er auf seiner Reise den Tod gefunden, da lebte der von Otto zu seinem Nachfolger erwählte Adaldag, wie der Geschichtschreiber des Hamburger Erzstiftes sagt, nur ganz in der Heidenbekehrung, in der Errichtung von Kirchen, in der Seelsorge; deshalb war er von Gott und den Menschen geliebt, alle verehrten ihn, selbst seine Feinde. Jetzt konnte Otto hier neue Bistümer gründen: Schleswig, Ripen, Aarhuus.

Die neuen Bischöfe bekleidete Otto mit den Zeichen ihrer bischöflichen Würde, Erzbischof Adaldag weihte sie.

Wie nach Norden, so erstreckte sich auch nach Osten die Fürsorge des Herrschers. Die Wenden waren zwar durch die Gewalt der Waffen unterworfen worden; aber Haß gegen die deutschen Sieger, Haß gegen die Religion ihrer Herren lebte noch tief im Herzen der Unterworfenen. Fest klammerten sie sich noch an den alten finstern Götzendienst. Blutige Opfer wurden den Göttern gebracht, und nicht allein Stiere und Schafe, sondern auch Menschen schlachteten sie an den erbarmungslosen Altären. Nichts, meinten sie, sei der Gottheit angenehmer, als das Blut der verhaßten Christen, und wenigstens einmal im Jahre mußte ihr Kriegsgott Swantowit am Blute eines Christen sich sättigen. An segensreiche Zeiten war für diese Länder nicht zu denken, ehe nicht der Abgötterei ein Ende gemacht und das Christentum Sieger und Besiegte zu einem Volke von Brüdern verband. Dies erkannte Otto klar, und er erfaßte deshalb mit aller Kraft seiner Seele den Gedanken, das Heidentum unter den Wenden zu vertilgen und der Religion Christi auch hier die Stätte zu bereiten.

Zwar war der hartnäckige und schroffe Geist des dem König schon früher feindlich gegenübergetretenen alten Erzbischofs Friedrich von Mainz, der die Mission im Osten als sein Gebiet betrachtete, den Plänen hinderlich, aber in die Gegend von Havel und Spree konnte er unter dem Schutze

der Waffen seines Markgrafen Gero ihm ergebene Geistliche und Mönche senden, die überall sich bemühten, das Evangelium des Heils zu verkündigen. Es wurde von diesen in den heidnischen Gegenden das Kreuz erhöht, manchen damals, wie zu allen Zeiten, ein Ärgernis, aber andern auch bald der höchste Ruhm. Schon bald (im Jahre 946) gründete Otto die Bistümer Havelberg und Brandenburg. Die ersten Bischöfe wurden, nachdem sie mit dem Stabe von Otto eingesetzt waren, von dem Erzbischof von Mainz geweiht. Reichlich stattete der König diese Bistümer mit den Abgaben und Zehnten aus, die er bisher selbst aus dem Wendenlande bezogen hatte.

So war es Otto, der die Mission unter den Heiden, wie sie Karl der Große im Frankenreiche begonnen hatte, zuerst wieder aufnahm und Boten in die Weite schickte, um über die Völker, die im Finstern wohnten, ein neues Licht zu verbreiten. Kein Papst dachte damals daran, und die Kirche selbst hatte diese ihre so wichtige Aufgabe fast vergessen. Wohl versuchte hier und da ein frommer Bischof, der Kraft des göttlichen Wortes vertrauend, auf eigene Hand das große Werk, aber auch der redlichste Wille erlahmte im fruchtlosen Streben. Der Herrschaft der Sachsen war es vorbehalten, auch hier der Zukunft Bahn zu brechen. Jetzt liegt das Land, das einst die Wenden bewohnt, mit unzähligen Kirchen geschmückt da; so war es nicht immer, und man soll es Otto nicht vergessen, daß er zuerst christliches Leben in diese Länder gepflanzt, obwohl es erst nach Jahrhunderten und unter harten Kämpfen hier zur Blüte gedieh.

Rückblicke.

Man stand in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, das unter so bösen Vorzeichen begonnen hatte. Wie hatte sich seitdem die Gestalt der Dinge in den deutschen Ländern geändert.

Die deutschen Völker, vordem in das große germanisch-romanische Weltreich Karls des Großen eingeschlossen, waren widerwillig in die traurigen Schicksale, welche den Verfall dieses Reichs bezeichneten, hineingezogen worden, sie hatten eine Schreckenszeit innerer Kämpfe durchgemacht und waren während derselben auf das fürchterlichste von der Wut barbarischer Stämme mißhandelt worden. Endlich rissen sie sich los von den romanischen Teilen der Karolingischen Monarchie, doch in demselben Augenblick zeigte sich auch unter ihnen die Neigung, ihre bisherige Vereinigung völlig zu lösen und kleinere Reiche zu gründen, die wesentlich auf den alten Stammesunterschieden beruhten. Aber so nahe die Gefahr der Zersplitterung lag, der Gang der Geschäfte führte doch nicht zu den alten Zuständen zurück, sondern zu einer neuen, höchst folgenreichen Entwicklung. Ein umfassendes Reich wurde gegründet, welches alle deutschen Stämme, die in ihren alten Sitzen geblieben waren und ihre Muttersprache mit der Sitte der Väter rein erhalten hatten, in sich faßte und wie einerseits gegen die Romanen, so andererseits gegen die Slaven und die skandinavischen Völker des Nordens abschloß; ein Reich, das auf den gemeinsamen Interessen aller deutschen Stämme beruhte, und in dem sich ihre Stammeseigentümlichkeiten immer bestimmter zu einer großen Volkstümlichkeit entwickeln konnten und mußten.

Es ist oft bemerkt worden, daß nur **der von äußern Feinden geübte Druck in uns Deutschen das Bedürfnis nationaler Einigung und Einigkeit zum Bewußtsein bringe.** So traten zuerst den einbrechenden Römern gegenüber deutsche Gaugemeinden zu einem Bunde zusammen, so schlossen sich später, von Osten und Westen bedrängt, die kleinen Stammgemeinden zu größern Völkerschaften zusammen, so brachte dann das gezückte Schwert der über den Rhein vorgedrungenen Franken die Stämme des innern Deutschlands unter ein Szepter und ein Regiment, so waren es unfraglich auch jetzt die Raubzüge der Dänen, Ungarn und Wenden, die vor

allem die deutschen Stämme nötigten, sich enger aneinander zu schließen, und dadurch vornehmlich setzte sich die Herrschaft der Könige fest, daß es ihnen gelang, die äußern Feinde aus dem Felde zu schlagen und die Selbständigkeit des deutschen Volkes zu sichern. Aber in großen inneren Kämpfen wurde dann die Einheit des Reichs behauptet. Mannhaftigkeit, Festigkeit und Weisheit vollendeten, wozu die Not des Augenblicks den ersten Anstoß gegeben hatte. Nicht äußerer Zwang allein, auch strahlende Tugenden gründeten das Reich Heinrichs und Ottos.

Als die Universalmonarchie Karls des Großen verfiel, regte sich in allen Völkern der Trieb, auf nationaler Grundlage ihr staatliches Leben neu zu gestalten. Nirgends ist dies ohne große innere Kämpfe gelungen; nirgends ohne den Zwang der Not und den Druck äußerer Feinde durchgesetzt; aber nirgends ist man so früh glücklich zum Ziele gediehen als in den deutschen Ländern. Innerhalb weniger Jahrzehnte wurde hier ein Reich gegründet, das sich in den mannigfachsten Umwandlungen bis in unser Jahrhundert erhalten hat und auf dem unser politisches Dasein noch jetzt zum großen Teil beruht; ein Reich, dessen Ordnungen und Einrichtungen das altgermanische Wesen klarer abspiegelten als jene kunstreiche Organisation der Karolingischen Monarchie, das sich aber darum doch nicht aus der großen Gemeinschaft der germanisch-romanischen Welt absonderte, die durch Karl den Großen begründet war. Und wie glänzend und gewaltig tritt unser Volk, sobald sich seine Kräfte in einem nationalen Königtum sammeln, in die Geschichte ein, wie zeigt es sich sogleich ganz von seiner großen Aufgabe für die Entwicklung der Menschheit erfüllt! Deutsche Waffen waren es, welche der zerstörenden Wut heidnischer Völker wehrten, die abermals die Bildung des Abendlandes mit Vernichtung bedrohten. Deutsche Priester waren es, welche das Evangelium den heidnischen Stämmen im Norden und Osten brachten, so daß die dunkeln Schatten

des Heidentums wichen, und die hellen Strahlen der wahren Religion weiter und weiter die Welt durchdrangen. Diese hohe Stellung, die das deutsche Volk so schnell errungen hatte, dankte es vor allem seinen beiden großen Königen aus dem Sachsenstamme. Otto vollendete, was Heinrich begründet hatte. Freilich war manches in anderer Weise, als es vor des Vaters Seele gestanden hatte, von dem Sohne durchgeführt: die königliche Gewalt war ungemein erhöht worden, das Herzogtum hatte an seiner ursprünglichen Bedeutung für die einzelnen Stämme verloren; aber der Grundriß des Baues, wie ihn Heinrich vorgezeichnet hatte, war auch jetzt noch deutlich erkennbar. Der Grundgedanke des Reichs schien noch immer: **Einheit durch Königsregiment, soweit es die Sicherheit des Ganzen gegen äußere und innere Feinde erfordert, getrennte Verwaltung der Stammesländer, soweit der Bestand des Reichs dadurch nicht gefährdet ist.**

Es mochte eine Zeit geben, wo Otto glaubte, es sei für ihn genug, das Werk seines Vaters so durchgeführt und für alle Folgen gesichert zu haben, damit habe er seinen Lebensberuf erfüllt. Aber die Kraft kann nicht ruhen, das Leben steht nicht still, sondern lockt uns von einem Ziele zum andern. Als Otto die Stellung ermaß, die er sich und seinem Volke errungen, als er die Lage der Welt überblickte, bot sich ihm ein neues, höheres Ziel seines Strebens dar: **die römische Kaiserkrone.** Um sie zu gewinnen, war es nicht genug, den Fußstapfen des Vaters zu folgen; sein Geist mußte zu stolzern Gedanken sich aufschwingen, sein Fuß neue Bahnen betreten.

Gründung des römischen Kaiserreichs deutscher Nation.

Eroberung des Königreichs Italien.

„Wenn du die Kaiserkrone gewinnst, werden alle Königreiche dir untergeben sein," so schrieb im Jahre 879 der römische Papst an einen deutschen König.

Es war dieses von Karl dem Großen für sein Reich gewonnene Kaisertum infolge der Zersplitterung seiner Monarchie und der Schwäche seiner Nachfolger der ehemaligen Macht entkleidet, es war der einst so strahlende Glanz allmählich verblichen; ja, er erlosch endlich fast unbemerkt, wie ein Licht, dem schon lange die Nahrung ausgegangen ist, und das zuletzt kaum in nächster Nähe noch einen falben Schein verbreitet hat.

Die Träger dieser ersten Würde der Christenheit waren unbedeutende, meist verächtliche Fürsten: erst die schwächlichen Nachkommen des großen Karl, dann machtlose Könige Italiens und Burgunds. Erlangt hatten sie die Krone, das Schattenbild des wahren Kaisertums, teils aus Furcht der Päpste, die in ihrem von Pipin begründeten Staate durch eine derartige Schenkung an den Nachbarfürsten sich Sicherheit zu erkaufen wähnten, teils sogar um schnöden Lohn. Aber mochte auch der Kaisername, der höchste einst der alten und

der christlichen Welt, zu einem inhaltlosen Titel geworden und endlich sogar ganz verklungen sein, die Idee des Kaisertums war darum nicht untergegangen, sondern beherrschte nach wie vor die Gemüter der Menschen, wie sie mit allen Vorstellungen, welche jene Zeit von der Ordnung in Kirche und Staat nährte, innig verwachsen war. Mit unerschütterlicher Festigkeit glaubte man an das von Gott geordnete Kaisertum und sah nach wie vor in ihm die höchste Gewalt der Christenheit, den Ausgang und den Mittelpunkt aller Ordnungen des menschlichen Lebens.

Es existiert noch eine kleine, merkwürdige Schrift „von der königlichen Gewalt in der Stadt Rom," die in dieser Zeit verfaßt ist; sie preist das Glück, dessen sich die Stadt und Italien unter den Karolingischen Kaisern erfreut haben, und beklagt es laut, daß seit dem Abgange derselben das wahre Kaisertum erloschen sei; daher, heißt es, rührten die ewigen Kriege und Streitigkeiten, daher die Rechtsverweigerungen und Gewaltthaten aller Art. Und nicht zu Rom allein erfüllte die Erinnerung an das entschwundene Kaiserreich die Gemüter der Menschen. Auch der fränkische Mönch, der in seiner Klosterzelle die Geschichte der Vorzeit las oder schrieb, das Volk, welches beim Mahle die Lieder von Karl dem Großen sang, König Heinrichs Ritter, die ihn nach dem Siege über die Ungarn auf dem Schlachtfelde als „Imperator" begrüßten: sie alle lebten in der Idee des Kaisertums. Ein jeder, der tiefer in die Geschichte der Zeit hineinsah, betrauerte es, daß die christlichen Staaten ohne gemeinsame Leitung seien. Daher, meinten viele, rühre der Notstand der Zeiten, daher die Übertretung aller menschlichen und göttlichen Gesetze, daher die Heimsuchung der Christen durch die heidnischen Völker, die von allen Seiten über das Abendland hereinbrächen; die Welt sei aus den Fugen, und so lange die starke Hand des von Gott gesetzten Kaisers fehle, werde sie die rechte Bahn nicht wieder gewinnen.

Und allerdings, so war es! Der Zersplitterung und Schwäche der einzelnen Staaten Europas entsprach der Verfall des großen Ganzen; die staatliche Einheit des Abendlandes, der Verband der christlichen Staaten war gelöst. Nur deshalb konnten Ungarn, Normannen und Slaven die Länder der römischen Christenheit über ein halbes Jahrhundert lang zum Tummelplatz ihrer Raubgier und ihrer unbändigen Lüste machen, weil es keinen Kaiserruf gab, der die schlummernden Kräfte der Christenheit weckte, weil kein Weltbeherrscher die Fahne erhob, um die jene große, thatenlustige Ritterschaft, welche sich in zahllosen Fehden aufrieb, gegen die gemeinsamen Feinde sich scharen konnte. Es war um die Zukunft des Abendlandes geschehen, wenn das Kaisertum nicht hergestellt wurde, nicht sowohl dem Namen nach als nach seiner wahren Bedeutung. Das römische Reich — denn noch immer faßte man die abendländische Christenheit in diesen Begriff zusammen — bedurfte mehr als je einer starken, leitenden Hand, eines **wirklichen Kaisers**.

Aber wie sollte eine kaiserliche Gewalt hergestellt werden, die ihres Namens würdig war?

Papst Johann VIII. hatte es bereits ausgesprochen, daß er den Kaiser, den er krönen sollte, auch zu wählen habe; und in der That hatten seit dem Tode des Karolingers Ludwig II. die Päpste nach ihrem Ermessen über die Kaiserkrone verfügt. Die Welt hatte ihnen das Recht, das Karl der Große ihnen nimmer zugestehen mochte, der deshalb auch seinem Sohne selbst die Kaiserkrone aufgesetzt, so lange nicht bestritten, daß es verjährt schien: aus der Hand des Nachfolgers Petri glaubte daher die Christenheit allein den Kaiser empfangen zu können. Aber wer hätte damals von einem Papst eine große That oder einen segensreichen Entschluß erwarten können? Seit dem Beginn des Jahrhunderts saß eine lange Reihe von Schwächlingen und Lüstlingen auf dem Stuhl Petri, die kaum ihre nächste Umgebung beherrschten,

geschweige denn auf die Geschicke der Welt einen durchgreifenden Einfluß übten. Mit dem Kaisertum war auch das Papsttum auf das tiefste gesunken. Ein Geschöpf dieser Päpste konnte das Abendland nimmer von dem Verderben erretten. Da fügte es die Vorsehung, daß der deutsche König Otto in die Geschicke des Landes eingriff, mit dem bis dahin das Kaisertum verbunden gewesen. Es war dieses Italien. Mit Otto erscheint nun eine Macht, die schon lange als ein Abglanz der Herrlichkeit Karls des Großen hätte angesehen werden können; Otto war ein Fürst, der die Wege dieses ersten germanischen Kaisers zu wandeln sich vorgenommen, und das an den Franken Karl den Großen sich anknüpfende Ereignis vom Weihnachtstage des Jahres 800, es sollte seine Erneuerung erleben durch den großen Sachsen.

Es herrschte damals in Italien ein treuloser Tyrann, Berengar, Markgraf vom Ivrea. Dieser hatte den Lothar, den jungen König von Italien, vergiftet und dessen Witwe, die schöne Adelheid, welche von Geburt eine Königstochter aus Burgund war, gefangen genommen, weil sie sich weigerte, Berengars Sohn Adalbert zum Mann zu nehmen. In dem finstern Turm eines Schlosses am Gardasee hielt Berengar sie verschlossen. Da saß Adelheid vier Monde lang in ihrem Leid und betete inbrünstig zu Gott, daß er ihr einen Retter sende. Ihr getreuer Kaplan brach endlich heimlich ein Loch in die Mauer des Turms und grub einen Gang unter der Erde ins Freie, durch diesen flüchtete er die schöne Witwe und brachte sie glücklich bis an den See bei Mantua, wo sie ein Fischer von Almosen pflegte; inzwischen hatte der treue Priester Schutz für die Hilfeflehende gesucht bei Bischof Adelhard von Reggio. Dieser sandte ihr eine gewaffnete Schar Ritter, welche jubelnd die Königin empfing, sie erst nach Reggio, dann nach Canossa, der hoch auf einem Felsen liegenden und rings von Wasser umflossenen festen Burg des tapfern Azzo, eines Vasallen des Bischofs, brachte. Azzo

nahm sie mit Freuden auf und verteidigte sie getreulich gegen Berengar, als dieser in seinem Grimm heranzog und das Schloß belagerte. Nun hatte Adelheid gar viel von dem Ruhm des deutschen Königs Otto vernommen, darum sandte sie jetzt zu ihm und bat ihn, er möge als christlicher Ritter ihre weibliche Ehre rächen, dafür bot sie ihm ihre Hand und das Königreich Italien. Als Otto, dessen gute Gemahlin, die liebliche Editha, gestorben war, diese Kunde vernahm, rief er alle Freien und Treuen zusammen und ermahnte sie, ihm zum Schutze der bedrängten Unschuld beizustehen. Das war deutschen Herzen ein lieber Klang; schnell ritt ein edles Heer mit dem König, seinem Sohn Ludolf und dem Baiernherzog Heinrich im Jahre 951 gen Welschland. Als sie herankamen, floh Berengar voll Schrecken von den Mauern des Schlosses hinweg, während die Stadt Pavia sich dem deutschen Könige mit Freuden ergab. Alsbald huldigte ihm das Reich Italien, wo seit Arnulf, dem Normannenbesieger, kein Deutscher mehr als König oder Kaiser geherrscht hatte. Die schöne Adelheid aber zog nun ihrem deutschen Ritter entgegen und gab ihm als seine Hausfrau die Hand. Zu Pavia wurde die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert, und es strahlte die Kraft des Königs wie Sonnenglanz, und wie Mondenschimmer leuchtete die Holdseligkeit der Königin.

Das Glück hatte bisher den König auf unglaubliche Weise begünstigt; immer enger schlossen sich die angesehensten Männer des neuen Reichs ihm an, immer mehr suchte er durch reiche Gunst die Großen an sich zu fesseln, — da plötzlich erfolgte ein Umschwung der Dinge, wie ihn nichts bisher hatte erwarten lassen.

Der Krieg der Söhne gegen den Vater.

Nach der Einnahme von Pavia hatte Otto den Erzbischof Friedrich von Mainz nach Rom gesandt, um mit dem Papst

über die Herstellung des Kaisertums zu unterhandeln. Mit unerwünschter Antwort kehrte der erste Kirchenfürst des deutschen Reichs zurück. Welche Rolle derselbe gespielt, ist unbekannt, aber wohl allgemein legte man ihm den unglücklichen Ausgang der Sache zur Last.

Wollte Otto jetzt seine Absicht, die ihn über die Alpen geführt, vollständig erreichen, so blieb ihm nichts übrig, als sich die Kaiserkrone mit Gewalt der Waffen zu erstreiten. Aber nun versagte ihm das Instrument, das ihm dazu hätte verhelfen müssen: seine Vasallen, seine Getreuen. Manche derselben meinten, Italien, und wenn es auch eine Kaiserkrone enthalte, sei ein trauriges Geschenk, das schweres Unheil über das deutsche Volk zu bringen drohe; so meinte vor allem Ludolf, Ottos und der Editha Sohn und der erwählte Thronfolger.

Die Wiedervermählung des Vaters hatte ihn mit schwerer Besorgnis erfüllt; mit Unmut wohnte er der Hochzeit bei; mit Angst betrachte er die junge, strahlende Königin, die überdies noch sofort ihr Vertrauen und ihre Gunst dem mit dem Königssohn in Hader lebenden Herzog von Baiern zugewendet hatte. Dieser, der, wie Hrotsuit von Gandersheim sagt, nicht wie ein Bruder auftrat, sondern wie ein Sklave Ottos Befehle zu erfüllen trachtete, gewann durch des Königs Gemahlin einen unberechenbaren Einfluß, während Ludolf bald inne wurde, daß keine Mutter mehr für ihn beim Vater sprach. Die Folge davon war, daß tausend schlimme Gedanken das Herz des unglücklichen Jünglings bestürmten; es wurde ihm heiß und bange in der Nähe der Stiefmutter und des Oheims; ohne Wissen des Vaters verließ er nach der Hochzeit das Hoflager und eilte nach Sachsen, seinem Heimatlande, zurück. Erzbischof Friedrich, der Ränkeschmied, verließ mit ihm Pavia und begleitete ihn nach Sachsen.

Ludolfs Entfernung und seine Annäherung an den Erzbischof Friedrich hatte den König mit Unmut und großer

Besorgnis erfüllt. Bald kam schlimme Kunde. Zu Saalfeld, wo einst im Jahre 939 Heinrichs Verschwörung ihren Anfang genommen hatte, feierten Ludolf und Friedrich das Weihnachtsfest. Es sammelte sich um dieselben ein zahlreicher Anhang; böse Worte wurden gesprochen; man verwünschte den Zug nach Italien nebst Ottos neuer Ehe und maß dem Rat und dem Ehrgeiz Herzog Heinrichs die Schuld alles Unheils bei. Die bald über die Alpen dringende Kunde von diesen Dingen bewog Otto, den Zug nach Rom aufzugeben und in die Heimat zurückzukehren, um durch seine Gegenwart den Versuch zu einer neuen Auflehnung im Keime zu ersticken.

In Italien ließ er seinen Schwiegersohn Konrad als Statthalter zurück. Dieser trat in Verbindung mit dem eben erst bekämpften Berengar und gab ihm sein Königreich zurück, unter der Bedingung, daß er sich Otto unterwerfe und ihn als seinen Oberherrn anerkenne. Vereint begaben sich nun beide Fürsten nach Deutschland, nach Magdeburg, zu Otto, und auf dem Reichstag zu Augsburg erhielt Berengar aus der Hand des Königs die Belehnung, aber die Marken Verona und Friaul wurden von seinem Reiche getrennt und Heinrich von Baiern gegeben. Diese Bevorzugung Heinrichs reizte den schon erbitterten Ludolf noch mehr; auch Konrad von Lothringen fühlte sich vom Schwiegervater zurückgesetzt. Beide versammelten nun verwegene Jünglinge um sich und empörten sich gegen den Vater. Mit Widerwillen mochten viele die von Tag zu Tag wachsende Macht des Königs und sein ehernes Szepter ertragen; vornehmlich aber regte sich der Übermut der Jüngern, denen die alte ungebundene Freiheit der Väter als Ziel ihrer Wünsche vorschwebte, und die noch nicht jene Leiden des innern Krieges kennen gelernt hatten, welche die ältern und erfahrenen Männer bedachten. Auch mochte jenem jungen Volk ein Unternehmen kaum tadelnswert und unbedacht erscheinen, das der mit Ludolf verbundene alte Erzbischof Friedrich mit seinem Segen begleitete. In kurzer

Zeit wuchs der Anhang der Empörer. Lothringen, Franken, Schwaben und Baiern schwankten in ihrer Treue, selbst in Sachsen hatte die Sache der Söhne Ottos ihre Gönner. Obschon die Reichsacht über dieselben ausgesprochen war, und sie ihrer Herzogtümer verlustig erklärt wurden, blieben sie dennoch furchtbar. Mainz und Regensburg waren in ihren Händen und wurden umsonst von Otto belagert, ein entsetzlicher Bürgerkrieg tobte an der Maas, am Rhein, an der Donau; die unnatürlichen Söhne vergaßen sich soweit, daß sie mit den Ungarn in Verbindung traten und die alten Landesfeinde ins Reich riefen. Nichts vermochte jedoch Ottos Mut und Gottvertrauen zu erschüttern, wie sehr sein Herz auch blutete, bis endlich das Recht siegte. Als Lothringen durch das kluge Verfahren Brunos, dem sein königlicher Bruder mit dem Erzstift Köln die herzogliche Würde in jenem Lande übertragen hatte, allmählich in die Gewalt Ottos und seiner Anhänger geriet, und der Erzbischof von Mainz kurz vor seinem Tode sich unterwarf, da mußten auch Konrad und Ludolf ihren trotzigen Sinn beugen. Sie flehten die Gnade des Königs an und erlangten Verzeihung und ihre verlorenen Burgen und Güter zurück, aber der herzoglichen Würde gingen sie verlustig. Dem bejahrten Grafen Burchard, aus dem alten herzoglichen Hause in Schwaben, der mit Heinrichs von Baiern jugendlicher Tochter vermählt war, verlieh der König Schwaben, Ottos eigner Sohn Wilhelm, den er vor seiner Vermählung mit Editha von einer Wendin erhielt, wurde Erzbischof von Mainz, Lothringen wurde von dem „Erzherzog" Bruno in Ober- und Niederlothringen geteilt, und über jede Hälfte ein eigner Herzog aus den Großen des Landes eingesetzt.

So endete der Kampf Ottos mit seinem Sohn und dem Mann, der ihm in der ersten Zeit seiner Regierung am nächsten gestanden, und dem er die Hand seiner Tochter geschenkt hatte. Es war für den König, es war für das Vater-

herz ein schmerzensreicher Kampf ohne gleichen. Das alte, aus der Urzeit herüberschallende Lied von Hildebrand und Hadubrand, — der Kampf zwischen Vater und Sohn —, es tönt in der mannigfachsten Weise immer wieder durch die deutsche Geschichte hindurch, wir stoßen immer von neuem, sei es in den höchsten, sei es in niedern Kreisen des Lebens, auf feindliche Gegensätze, die das Band der Familie gewaltsam zerreißen: es wurzeln diese verderblichen Gegensätze, wie es scheint, tief in der starren Subjektivität des deutschen Wesens, die, gereizt und beeinträchtigt, keine äußern Schranken, selbst die heiligsten nicht, anerkennen will. Aber nie sind in einen Familienzwist größere Interessen hineingezogen worden als hier, nie hat mehr auf dem Spiel gestanden. Es handelte sich nicht, wie man glauben könnte, allein um den Einfluß dieser oder jener Persönlichkeit, sondern vielmehr um die **Einheit** der deutschen Völker und um das neubegründete Königtum; es handelte sich überdies um den uns Deutschen bereits gewonnenen Vorrang unter den Völkern des Abendlandes und das in Aussicht genommene **Kaisertum**. Deshalb stürzten sich auch die feindlichen Nachbarn des Reichs sofort mitstreitend in den Kampf; ja der Kaiser zu Konstantinopel und der Kalif zu Cordova nahmen an dem Ausgang desselben den lebendigsten Anteil.

Letzter Einfall der Ungarn in das deutsche Reich.

Wie ein Schiff, von einem Orkan auf hoher See ergriffen, nicht sogleich, wenn der Sturm ausgetost hat, die ruhige Fahrt wieder gewinnt, sondern von den schäumenden Fluten noch lange unstät dahin getrieben wird, und wie der Führer dann erst die Größe seiner Schäden ermißt: so geschah Otto und seinem Reich, als er den Trotz seiner Söhne endlich gebeugt sah.

Wie verändert zeigte sich da die vorher so glückliche und glänzende Lage des Reichs, wie viele Verluste waren erlitten, wie viele Gefahren drohten noch hier und dort, wie war Verwirrung und Unordnung an die Stelle der Zucht und Ordnung getreten. Berengar hatte sich mit dem italienischen Reich von der Lehnspflicht losgesagt, die Wenden waren im Aufstand, die Ungarn lauerten an der Grenze, um ihre Beutezüge wieder zu erneuern. Während diese unermüdlichen Reichsfeinde dem Könige noch durch eine Gesandtschaft ihre Ergebenheit bezeigen lassen, haben sie ein Heer von hunderttausend Mann in Bereitschaft und fallen in Baiernland ein. In dichten Scharen schwärmen sie durch Schwaben und lagern in der Ebene am Lech, während einzelne Reiterschwärme bis zum Schwarzwald streiften. Mutvoll widerstand der Bischof Ulrich von Augsburg mit einer Schar kühner Ritter dem Andrang des Feindes und verteidigte die schlecht befestigte Stadt mehrere Tage lang wider alle Stürme und Angriffe. Da nahte endlich Otto an der Spitze des sächsischen Heeres; die Baiern und Franken, die Schwaben und Böhmen und die Völker vom Rhein stießen zu ihm, und auch Bischof Ulrich mit seiner Heldenschar fand sich ein. Nachdem das Christenheer durch einen Buß- und Bettag den Beistand Gottes erfleht hatte, zog es am 10. August, am Laurentiusfeste, in acht nach Stämmen geordneten Zügen von je tausend Rittern wider den Feind. In der Mitte stand der König selbst. Vor ihm flatterte die Reichsfahne mit dem Bildnis des heiligen Michael, und wo die wehte, da hatte noch nimmer der Sieg gefehlt. Dicht umringte sie und den König eine Schar heldenkühner, todesmutiger Jünglinge, die Blüte der Tapfersten aus jedem Zuge des Heeres. Der Führer des vierten Zuges war des Königs Schwiegersohn, Konrad, einst Herzog von Lothringen, der Held des Tages, der die Erinnerung an den unrühmlichen Aufstand wider seinen königlichen Herrn durch neue Kriegsthaten austilgen wollte. Der Anfang **der Schlacht**

auf dem Lechfelde war für das Christenheer ungünstig; unerwartet im Rücken angegriffen, fingen die hintern Züge schon an zu wanken, als Konrad mit seiner todesmutigen Frankenschar in die Feinde hineinstürzte und sie in die Flucht trieb. Hierauf sprengte der König, nachdem er seine Krieger durch eine kurze Anrede ermutigt hatte, hoch zu Roß, den Schild am Arme, die heilige Lanze schwingend, in dem Glanz der Morgensonne seinen Deutschen voran. Die Schlacht wird allgemein. Unwiderstehlich rückt das deutsche Heer, Mann an Mann, gegen die Ungarn heran; vor deutscher Einigkeit und deutscher Begeisterung wird ihr blindes Ungestüm zu schanden. Schon weichen sie auseinander, um so heißer wird ihre Wut. Viele deutsche Helden müssen sie büßen. In der Hitze des Streites löst sich Konrad, der Eidam des Königs, den Helm; da trifft ihn ein Pfeil in die Kehle und stürzt ihn mitten im heißen Siegeskampfe ins Grab. Er starb den Heldentod fürs Vaterland und sühnte so die schwere Verschuldung früherer Jahre mit dem höchsten Preise. Wie nun die Ungarhaufen zersprengt werden, schreiten die Deutschen über die, welche noch widerstehen wollen, zermalmend hinweg. Jetzt wird die Verwirrung der Ungarn allgemein; ihr Entsetzen wächst, die weite Ebene wimmelt von Flüchtigen; die Deutschen brechen über sie herein wie der Zorn Gottes; heulend sprengen die Magyaren in den Lech, aber der ist gut deutsch und läßt weder Roß noch Reiter los; Leichen füllen das Flußbett, die blutgefärbten Wasser schwellen über. So wird das wilde Volk vernichtet, nur wenige entrinnen dem heißen Tag. Noch am Abend zieht Otto mit Bischof Ulrich glorreich in Augsburg ein und dankt Gott für **Deutschlands** Befreiung.

Am andern Tage ritt Otto auf das Schlachtfeld, seine Toten zu zählen und zu betrauern. Da fand er seines Schwiegersohnes Konrad Leiche. Bitterlich weinte der König ob des herben Verlustes. Mit den größten Ehren ließ er den gefallenen Helden, den Mann, den er einst vor allen geliebt, zu Worms bei den Vätern bestatten.

Die Ungarn verfolgte Otto die Donau hinab bis Regensburg. Hier hielt er strenges Gericht über die gefangenen Feinde, und viele vornehme Ungarn fanden ihren Tod am Galgen.

Dann überließ sich das Heer der Siegesfeier. Als Vater des Vaterlandes, als Kaiser begrüßten die jubelnden Sieger ihren Führer, wie einst König Heinrich nach seinem großen Sieg über die Ungarn begrüßt war. Den Ruhm des Kampfes wies aber Otto von sich ab; nur dem Allmächtigen, sagte er, danke man den Sieg, und, Gott die Ehre gebend, zog er mit seinem Heere in festlichem Zuge zu allen Kirchen der Stadt.

Innere Verhältnisse.

Einst konnte es scheinen, als ob Ottos Söhne sich mit dem Vater in die Regierung des Landes teilten. Jetzt war der Einfluß, den sie geübt hatten, vernichtet; sie selbst und die ganze Partei, die an ihnen einen Halt gesucht, hatten an dem königlichen Hofe alle Bedeutung verloren. Dagegen erhob sich zu einer selbst für die Reichsgeschäfte wichtigen Stellung die junge Königin Adelheid mit allen, die sich ihrer Gunst erfreuten. Vornehmlich aber galten bei dem König seine Brüder Heinrich und Bruno, beide erprobt durch ihre ausdauernde Treue während des Bürgerkriegs. Heinrich starb schon am 1. November des Jahres 955. Um so mehr stützte sich Otto nun auf den ihm täglich unentbehrlicher werdenden Bruno. Der Biograph desselben erzählt, Otto habe einstmal zu seinem Bruder, als derselbe soeben das Erzbistum Köln angetreten, geäußert: „Das tröstet mich zumeist in meinem harten Leiden, daß durch Gottes Gnade ich jetzt unser Reich mit dem Priestertum verbunden sehe; denn in dir ist Priestertum und Königtum vereinigt.“ Bruno ermöglichte es auch dem König, als dieser infolge der Empörung seiner Söhne es aufgeben mußte, Krone und Herzog-

tum durch die Gemeinsamkeit des Familieninteresses zu verbinden, an die Stelle dieser Vereinigung zu setzen den Bund zwischen Reich und Kirche und die Zwecke und Absichten dieser beiden Mächte unauflöslich zu verflechten.

Vor allem kam es nun darauf an, dem König unbedingt ergebene Männer auf die deutschen Bischofsstühle zu bringen. Mit Ausnahme Adaldags von Hamburg hatte Otto mit keinem der deutschen Erzbischöfe vordem in engerer Beziehung gestanden, sondern mehr oder minder mit allen in andauernden Streitigkeiten gelebt. Nun aber war im Jahre 953 Bruno zum Erzbischof von Köln erhoben worden. Mainz erhielt im folgenden Jahre Ottos eigner Sohn Wilhelm, im Jahre 956 wurde Trier erledigt und kam dann an einen schwäbischen Kleriker mit Namen Heinrich, der dem königlichen Hause verwandt und Brunos Schüler war. Jene Familienpolitik, welche der König einst bei der Besetzung der Herzogtümer verfolgt hatte, übertrug er so gleichsam auf die Erzstifte des Reichs. Auch Salzburg kam an einen Geistlichen Friedrich, der einem gräflichen, königlich gesinnten Geschlechte entsprungen war. So standen alle deutschen Erzbischöfe in nahen persönlichen Verhältnissen zum Könige, und die ersten und ältesten Metropolen der deutschen Länder waren in die Hände seiner Verwandten gekommen. Kann es da wundernehmen, wenn wir auch die andern Bistümer bald nur mit ergebenen Anhängern des Königs besetzt und das deutsche Reich so mit der deutschen Kirche in der innigsten Verbindung finden? Über ein Jahrhundert lang geht die Geschichte der deutschen Kirche fast ganz in die Reichsgeschichte auf, und diese ist zum guten Teil in jener enthalten. Das Reichsregiment nahm einen überwiegend kirchlichen Charakter an, und die deutschen Bischöfe erhielten ihre hauptsächliche Bedeutung gerade durch die Stellung, die sie in dem Reiche bekleideten.

Mit Unrecht würde man aber nun die Behauptung aufstellen, das deutsche Reich sei aus dem Organismus der Kirche

erwachsen, und die Idee eines einigen deutschen Volks sei gleichsam in der Kirche ausgebildet und von ihr in das Leben gerufen worden. Das siegreiche Schwert, das die Zukunft der deutschen Stämme vor den Barbaren des Ostens schirmte, hat das deutsche Reich begründet, in dem und an dem die nationale Idee erwuchs und erstarkte. Nicht das gleiche Kredo war das erste Band, das Deutsche mit Deutschen zusammenschloß, sondern der gleiche Lehnseid, den alle deutschen Großen dem **einen** König und Herrn, gezwungen oder freiwillig, schwuren. Erst als sich zeigte, daß dieses Band zu locker sei, um die Einheit des Reichs zu erhalten, und daß bei der Natur jener Zeiten alle Anstrengungen, es straffer anzuziehen, vergeblich seien, erst als alle Versuche Ottos, die großen Vasallen wieder lediglich auf den Standpunkt von Reichsbeamten zurückzudrängen, gescheitert waren: da erst wurde die Kirche von neuem, wie schon einst für Pipin und Karl den Großen, so nun für die deutschen Könige, ein wirksames Mittel, ihr Regiment zu befestigen. Als die Könige mit den Herzögen, Pfalzgrafen und Grafen des Reiches nicht mehr zu regieren vermochten, fingen sie an, sich der Bischöfe zu bedienen, als den weltlichen Großen mehr und mehr das Bewußtsein entschwand, daß sie ein Reichsamt bekleideten, als sie den Anspruch erhoben, eine in ihrer Art selbständige Fürstenmacht zu besitzen, wurden die geistlichen Fürsten, die Bischöfe, die ersten und einflußreichsten Beamten des Reichs. Je mehr in dem Reichsadel die Mannigfaltigkeit und Selbständigkeit des Stammes und provinzielles Interesse kräftige Vertretung fand, desto enger verband die Krone ihre nationalen Ideeen mit den weltumfassenden Anschauungen der Kirche, und desto tiefer mußte andererseits der Klerus in die nationale Richtung des Königtums eingehen. So entwickelte sich im Grunde erst aus dem deutschen Reich eine deutsche Kirche, die allerdings für die Entwicklung des nationalen Lebens von unermeßlicher Bedeutung gewesen ist, die aber ein

Jahrhundert lang von dem Glanze der Krone mehr Licht empfing, als sie jener zu leihen vermochte. Nicht Szepter und Diadem, unter Krummstab und Mitra geborgen, sind das Emblem jener Zeiten; sondern das gezückte Schwert mit der Krone, Kruzifix und Brevier beschirmend.

Den Kirchenfürsten entging die Erkenntnis nicht, daß, je kirchlicher das Reichsregiment wurde, desto weltlicher mit Notwendigkeit in diesem Bunde die deutsche Kirche werden mußte. Vor allem waren es der Bruder und der Sohn des Königs, die Erzbischöfe von Köln und Mainz, die eine Vergewaltigung und Verweltlichung der Kirche besorgten. Widerstrebend und nur Ottos dringender Bitte nachgebend, übernahm Bruno die Verwaltung des Herzogtums Lothringen, und Wilhelm bezeichnet in einem Brief an den Papst Agapet es unzweideutig als ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß der Bischof thue, was dem Herzog und Grafen gebühre. Wenn diese Männer trotzdem alle Kraft aufboten, um das Bündnis zwischen Reich und Kirche immer fester zu schließen, so liegt der Grund für diese Handlungsweise darin, daß sie von der Überzeugung durchdrungen waren: **die letzten Zwecke des Königs seien wesentlich keine andere als die, welche die Kirche zu allen Zeiten verfolgen müsse; das Reich Christi auf Erden könne nicht anders in seinem Bestand gesichert und ausgebreitet werden als durch die kaiserliche Macht, der Otto offenkundig zustrebte. Das Reich Ottos schützen, stärken, mehren, war in ihren Augen gleichbedeutend mit der Befestigung und Ausdehnung des Reiches Christi.**

Auf dieser Anschauung beruht es nun vornehmlich, daß der so gesinnte Episkopat in Deutschland durch das Königtum zu einer größern weltlichen Macht gelangte als in den andern Ländern Europas, auf ihr nicht minder, **daß das Kaisertum seine alte Bedeutung verlor, sobald die Kirchenfürsten einen mächtigern Herrn über sich erkannten als den Kaiser. Die Folge dieser Vereinigung von Kirche und**

Reich war wohlthätig, so lange beide voll und wahr dieselben Zwecke verfolgten, sie wurde im höchsten Grade verderblich, als die letzten Interessen der weltlichen Herrscher und der Kirchenfürsten sich trennten.

Nachdem Otto durch Unterdrückung des Bürgerkrieges, durch Vernichtung der äußern Feinde die Ruhe im Reich wiederhergestellt hatte, unternahm er zur völligen Sicherung der erneuten Ordnung im Jahre 960 eine Rundreise durch die deutschen Länder. Im Frühjahr war er in Franken, im Sommer in Lothringen, dann kehrte er nach Sachsen zurück und begab sich zum Winter nach Baiern, wo er zu Regensburg das Weihnachtsfest feierte. Die Herzöge, die Bischöfe und weltlichen Großen von Baiern und Schwaben erschienen hier an dem Hof des Königs und empfingen seine Befehle. Schon war der Wille desselben, abermals über die Alpen zu gehen, kaum ein Geheimnis mehr; offen wurde die Romfahrt verkündet auf einem Reichstag zu Worms, in der Mitte des Mai. Hier wurde von den Großen des Reichs und dem Volk zum Nachfolger im Reich erwählt Ottos und der Adelheid Sohn, obwohl derselbe damals erst ein Knäblein von sieben Jahren war. Am Pfingstfeste wurde er von den Erzbischöfen Bruno, Wilhelm und Heinrich zu Aachen feierlich gekrönt. Es geschah auf derselben Stelle, wo einst der Vater die Krone empfangen hatte, und wiederum erhob die Menge die Hände zum Himmel und rief: „Dem König Heil und Segen!“

So schien die Zukunft des Reichs wieder völlig gesichert: Die äußern Feinde waren überwunden, die innere Ordnung war hergestellt, die Thronfolge geordnet. Es trat jetzt wieder das größere, glänzendere Ziel für Otto näher, **die Gewinnung der Kaiserwürde.**

Wiedererneuerung des erloschenen Kaisertums.

Nicht die Früchte, die schnell reifen, sind es, die dauern, und Unternehmungen, die auf den ersten Anlauf gelingen, sind selten von nachhaltigen Folgen. Wie der einzelne nur im Schweiß seines Angesichts von einer Stufe seiner Entwicklung zur andern zu gelangen pflegt, so steigen auch Völker nicht ohne langes Ringen und schwere Kämpfe zu ungewöhnlicher Machtfülle auf. Im Begriff, die höchste Würde der Welt zu erwerben, wurde Otto und das deutsche Reich wieder zurückgeworfen in schwere, die Existenz bedrohende Kämpfe, und erst nach zehn mühevollen, ja, entsetzlichen Jahren war die Höhe der Macht wieder errungen, die vordem das Reich schon besessen. Es hätten diese zehn Jahre als ein Vorspiel der furchtbaren Kämpfe und endlosen Leiden erscheinen können, die dereinst Deutschland aus der Vereinigung mit Italien erwachsen sollten, und wohl hätte daraus eine Warnung Otto und dem deutschen Volke entgegen tönen können, eine so mühevolle und schmerzenreiche Bahn zu verlassen; aber das Mißlingen des ersten Anlaufs war ihnen vielmehr ein Weckruf, mit verstärkter Macht auf jenes große Ziel loszustürmen, das sie vor ihren Augen sahen, und von dem ihnen eine innere Stimme sagte, daß sie fern von ihm nichts erreicht hätten oder erreichen würden.

Dieses Ziel war das Kaisertum und mit demselben der Vorrang vor den Völkern des Abendlandes. Ob volle Ströme deutschen Blutes deshalb flossen und vollere noch dereinst fließen sollten, unser Volk mußte zu seiner eignen Ehre und zum Wohl der Menschheit seinen Beruf erfüllen.

Nie waren es flüchtige, leicht vorüberrauschende Gedanken, die Ottos große Seele bewegten; nachdem er einmal die Kaiserkrone ins Auge gefaßt hatte, blieb sie für alle Zeiten das Ziel seines Strebens; mochten ihm auch stets sich auftürmende Hindernisse von weitaussehenden Unternehmungen lange abhalten, so verlor er die Angelegenheiten Italiens doch nie aus dem Auge.

In Italien hatte Berengar, seines dem König Otto geleisteten Lehnseides spottend, mit unerträglicher Willkür und Grausamkeit gewaltet; er wähnte sich sicher, weil Otto mit den Empörern im Innern, mit den Feinden von außen zu kämpfen hatte. Die welschen Fürsten wandten sich nun an den deutschen König, und auf den Rat seines Bruders Bruno beschloß dieser, seinen Sohn Ludolf mit einem Heer über die Alpen zu senden. Mit Freuden übernahm derselbe den Auftrag des Vaters. Er hoffte hier statt des verlorenen Herzogtums ein Königreich zu gewinnen. Alle, die einstmals ihr Geschick an das seinige angeknüpft hatten, und die in seinen Fall mit hineingezogen worden, sie hofften, die verlorene Ehre, das eingebüßte Gut wieder zu gewinnen, sie hofften, statt des kummervollen und schmachvollen Daseins, das sie in der Heimat führten, freudige und glanzvolle Tage in der Ferne sich bereiten zu können.

Sobald Ludolf mit den Seinen von den Alpen herabstieg, thaten sich ihm alle Herzen und Städte auf, und Berengar hatte bald nirgend mehr einen Zufluchtsort. Das erstrebte Ziel schien erreicht. Der sieggekrönte Jüngling, dem das Volk zujubelte, hatte sich, wie der Geschichtschreiber Ruotger sagt, die Bahn zum Olymp eröffnet. Da befiel ihn plötzlich ein verderbliches Fieber, und ein schneller Tod raffte ihn dahin in der Blüte seines Lebens.

Weit durch alle deutschen Lande erscholl die Trauerkunde und weckte überall tiefes Leid; denn man hatte den Jüngling trotz seines großen Fehltritts geliebt wie keinen andern. Niemand war freundlicher gegen das Volk gewesen als er, niemand treuer seinen Freunden. Das so vielfach durch die alten deutschen Sagen hindurchklingende Lied von dem Streit der Pflicht und der Gefühle, es wird lebendig in der Ge-

schichte dieses Königssohnes. Daher war auch das deutsche Volk überzeugt, daß der Unglückliche bei all seinen Gegensätzen zum Vater die Sohnesliebe im Herzen treu bewahrt. Es starb deshalb auch das Andenken an den Vielgeliebten nicht aus. In Geschichte und Sage hat er fortgelebt, und lange noch hat man gesagt und gesungen von dem Königssohn, von dem man gehofft, er werde größer werden, als je ein König war vor ihm, und der unglücklicher geworden, als alle vor und nach ihm.

Als Berengar den Tod Ludolfs vernahm, bemächtigte er sich schnell des verlorenen Besitzes, ja, er fiel gewaltthätig und höhnisch sogar in den römischen Kirchenstaat ein. Hier war ein Papst zur Herrschaft gelangt, dessen Vater bis zu seinem Tode Rom mit unumschränkter Gewalt beherrscht hatte. Als Erbe des Vaters vereinte der Papst nun die höchste weltliche Gewalt in der Stadt Rom mit der Fülle aller geistlichen. Die Sicherung dieser Macht war von Anfang an das Streben dieses Kirchenfürsten, der seinen frühern Namen Octavianus in Johannes umgeändert — das erste Beispiel einer solchen Änderung, und der nun als Johannes XII. das Oberhaupt der Kirche war. Mochte dieses Jahrhundert viele Päpste gesehen haben, die tief in weltliche Lüste versunken waren, zu einer solchen Tiefe war aber noch niemals ein Nachfolger Petri herabgesunken wie dieser Papstfürst. Man hörte denselben bei Jupiter, Venus und den andern heidnischen Göttern schwören, und es zeigte sich die entfesselte Sinnlichkeit des tief entarteten, gottvergessenen Heidentums in ihrer abschreckendsten Gestalt auf dem Stuhle Petri. Die Angriffe Berengars auf das Patrimonium Petri wußte Johannes nicht zurückzuweisen; deshalb wandte er sich an den deutschen König und bot diesem für seine Hilfeleistung die höchste Krone der Christenheit an. Sofort rüstete Otto zum Römerzug, um den Berengar zu züchtigen, Ordnung und Gerechtigkeit in Italien herzustellen und das Kaisertum endlich

mit dem deutschen Königtum zu vereinigen, wie Karl der Große, Ottos ruhmreiches Vorbild, es gethan.

Nachdem in Deutschland alles für die Zeit seiner Abwesenheit geordnet, an Bruno von Köln die königlichen Rechte in Lothringen übertragen worden, und Wilhelm von Mainz zum Verwalter der übrigen deutschen Länder bestellt war, stieg er in Begleitung seiner Gemahlin, eines großen Teils des Adels und vieler deutschen Bischöfe im Jahre 961 zum zweiten Mal in die lombardische Ebene hinab. Ohne allen Widerstand hielt er seinen Einzug in Pavia. In Mailand erklärten alle geistlichen und weltlichen Fürsten Berengar und sein ganzes Geschlecht als verflucht, für ewige Zeiten der Herrschaft unwürdig und erwählten Otto zum König. Dann holten sie diesen nach Mailand. Der Erzbischof dieser Stadt salbte ihn und setzte ihm die eiserne Krone der Lombarden auf; die war von Gold und hieß also nach einem eisernen Reif im Innern, welcher aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet war.

Ohne Widerstand zu finden, rückte Otto nun als Bundesgenosse des Papstes bis vor die Thore von Rom. Dort wallte ihm der Senat, die Ritter und das Volk, seinem Ruhm lobsingend, zum goldenen Thor heraus entgegen, und er ritt auf einem weißen Roß zum Vatikan und stieg die Stufen zur St. Peterskirche hinan. Vor ihrer silbernen Pforte schwur er, daß er die römische Kirche immerdar schirmen werde, wie Kaiser Karl es gethan. Am andern Tage (Maria Lichtmeß-Fest) salbte ihn der Papst Johannes XII. in der Peterskirche, nachdem er erst geistliche Tracht angelegt, zum Kleriker, dann empfing er als Glied des geistlichen Standes die Kaiserkrone und das Kaiserschwert. Zahlloses Volk aus den verschiedenen Ländern der Christenheit jauchzten ihm zu, und alle Großen Roms beschworen ihm auf die Reliquien St. Peters ihre Treue. Ein Lektor aber verkündete die Urkunde, welche der Kaiser dem Papst über die Be-

sitzungen des hl. Petrus ausgestellt hatte, und durch prachtvolle Geschenke dankte der Kaiser dem Nachfolger Petri, der mit der höchsten Krone der Welt sein Haupt geziert hatte.

Otto hatte das Ziel jahrelanger Mühen erreicht. Die höchste Stellung in der abendländischen Christenheit, die oberste Leitung aller christlichen Staaten war ihm und durch ihn dem deutschen Volke zuteil geworden.

Sobald die Kaiserkrone auf dem Haupte Ottos ruhte, änderte sich seine Stellung zum Papst, zu Rom und zu allen Besitzungen der römischen Kirche. Daher bereute der Papst, den deutschen König nach Rom gerufen zu haben. Er hatte gehofft, derselbe werde bloß dem Namen nach Kaiser sein, die Macht aber werde ihm zufallen. Nun aber nahm Otto das oberherrliche Recht, das Karl der Große und seine nächsten Nachfolger im Patrimonium geübt hatten, nach seinem vollen Umfang und seiner ganzen Schwere in Anspruch. Es blieben infolge dessen dem Papst in allen seinen Besitzungen kaum wesentlich andere Rechte als dem Besitzer jeder andern Immunität im Reiche. Dieser trat bald mit den Gegnern des Kaisers in Verbindung und begann einen Kampf gegen den, welchem er eben die Hände gereicht, der, zwar mit geheimen Machinationen begonnen, doch bald in den ärgerlichsten Szenen vor die Augen der Welt trat.

Schon längst war das Gerücht zum Kaiser gedrungen, der Papst unterhandle mit dem den Mauren in Korsika befreundeten Sohne Berengars, Adalbert. Nicht lange nachher kam die Nachricht, derselbe sei in Rom eingezogen. Als Otto dies vernahm, rückte er vor Rom. Der Papst und Adalbert flüchteten, nachdem sie einen Teil des Schatzes von St. Peter mit sich genommen; am 2. November 963 zog Otto zum zweiten Mal, und diesmal als Sieger über den Papst und die treulosen Römer in die Stadt ein.

Otto benutzte seinen Sieg, wie sich's gebührte; er ließ nicht allein die Römer Geiseln stellen und das Gelöbnis der

Treue erneuern, sie mußten ihm überdies einen Eid schwören, daß sie niemals fortan einen Papst wählen und weihen wollten ohne die ausdrückliche Zustimmung und Bestätigung des Kaisers und seines Sohnes. Sie gaben damit ihr wichtigstes Recht, die freie Besetzung des päpstlichen Stuhls, für die Folge auf, und der Kaiser gewann ein Privilegium, das in gleichem Umfang selbst die Karolinger niemals erlangt hatten. Indem die Verleihung des Stuhls Petri jetzt in ähnlicher Weise von seinem Willen abhängig wurde wie die Verleihung der andern Erzbistümer und Bistümer in den deutschen und italienischen Ländern, wurde nicht allein seine Herrschaft in Rom völlig gesichert, sondern zugleich die ganze abendländische Kirche in Abhängigkeit von ihm versetzt.

Otto zeigte sogleich der Welt, welche Stellung er jetzt der Kirche gegenüber einzunehmen gedenke. Er trat als Richter des Papstes auf, indem er eine Synode in der Peterskirche eröffnete. Die Erzbischöfe von Mailand, Ravenna und Hamburg waren zugegen, und der erkrankte Patriarch von Aquileja ließ sich in der Versammlung vertreten, 36 italienische Bischöfe, 2 deutsche hatten sich eingestellt, überdies die ganze römische Geistlichkeit und die Beamten des Laterans; selbst Laien waren in großer Anzahl zugelassen, viele vom römischen Adel und die ganze römische Stadtmiliz. Der Papst hatte sich nicht gestellt, und der Kaiser eröffnete die Sitzung mit der Frage nach den Gründen seines Ausbleibens. Man antwortete ihm, die Gründe seien offenkundig, denn der Papst suche sein Verbrechen nicht einmal zu verhüllen. Als der Kaiser, der in den Akten sanctissimus imperator (allerheiligster Kaiser) genannt wird, verlangte, daß die Vergehen des Papstes, der nur magnitudo vestra (Eure Hoheit) heißt, im besondern bezeichnet würden, brachten die Bischöfe, die sich pontifices Romani (römische Bischöfe) nennen, eine Summe der schwersten und außergewöhnlichsten Beschuldigungen gegen denselben vor. Diese vermehrte Otto in der zweiten Sitzung,

in der sich auch noch der Erzbischof von Trier und drei weitere italienische Bischöfe eingefunden hatten, durch die vor den Erzbischöfen, Bischöfen, Priestern, Diakonen und der übrigen Geistlichkeit wie vor den Grafen, Richtern und dem ganzen Volk abgegebene Erklärung: der Papst sei ein meineidiger Verräter, der sich mit bewaffneter Hand an die Spitze eines innern Kriegs gestellt und mit den Feinden des Reichs verbündet habe. Der Aufforderung an die Synode, über einen solchen Papst das Urteil zu fällen, entsprach dieselbe in folgender Weise. Sie erklärte: „Da die Laster Johannes' nicht ihm allein, sondern auch der Gesamtheit schweren Schaden brächten, da er ein Ungeheuer, bei dem keine Tugend die abscheulichen Fehler vergessen mache, so müsse man den Kaiser auffordern, Johannes aus der hl. römischen Kirche auszustoßen und an dessen Stelle einen andern, den ein tugendhaftes und rechtschaffenes Leben empfehle, auf den Stuhl Petri zu setzen." Der Kaiser bestätigte die Absetzung und überließ die Wahl eines neuen Papstes den Römern. Diese erklärten einmütig: „Wir wählen Leo, den ehrwürdigen Protoskrinarius (Vorsteher der Schreiberkaste) der römischen Kirche zu unserm Bischof, daß er der oberste und allgemeine Bischof der hl. römischen Kirche sei, und verwerfen wegen seines gottlosen Lebenswandels Johannes den Abtrünnigen." Otto genehmigte die Wahl. Der neue Papst erkannte dem Kaiser in einer Urkunde das Recht der Ernennung und der Investitur der Päpste zu. Da dieser nun mit dem Papsttum und mit den Römern am Ziele zu sein glaubte, so entließ er den größten Teil des Heeres.

Nun aber gewann der entsetzliche Johannes durch reiche Geschenke die wankelmütigen Römer. Der eben von ihnen gewählte Leo mußte Rom verlassen. Johannes kehrte zurück, eine neue Synode kassierte die Akten der kaiserlichen und erklärte Johannes als den rechtmäßigen Papst. Otto rüstete sich, um Leo wieder in den Besitz des päpstlichen Stuhls zu

bringen, — da starb Johannes ganz unerwartet. Ein Schlagfluß hatte ihn plötzlich in seinen Lüsten dahingerafft. Noch auf dem Sterbebette hatte er das hl. Abendmahl verschmäht. Die Römer wählten nun als seinen Nachfolger den Kardinal-Diakon Benedikt. Aber Otto erklärte: „So lange ich das Schwert führe, werde ich nicht dulden, daß Leo des Stuhls Petri beraubt werde." Er zog vor die Stadt Rom und nach wenigen Tagen in dieselbe als siegreicher Eroberer. Eine neue Synode entsetzte den um Nachsicht flehenden Benedikt. Der Papst Leo sprach über ihn das Urteil: „Benedikt, den Usurpator des hl. römischen Stuhls, erklären wir der Bischofswürde und des Priestertums für verlustig." Er wurde nach Hamburg in ehrenvolle Verbannung geschickt. Otto und Leo zeigten sich den Römern gegenüber milde, doch mußten diese dem Kaiser und dem Papst noch einmal Treue schwören. Nun konnte Otto sich in die Heimat zurückbegeben.

Seine Söhne Otto und Wilhelm, sein Bruder Bruno, die alte Mutter und die Schwestern Gerberga und Hedwig sammelten sich in Köln, wo er das Pfingstfest beging, um den kaiserlichen Herrn. Es war ein schönes Fest des Wiedersehens nach langer Trennung, und die alte Königin war der Mittelpunkt desselben. Alle ihre Kinder und Enkel umgaben sie hier noch einmal, man meinte, nie habe man so viel Macht und Größe vereint gefunden. Aber nicht allein das königliche Haus feierte diese herrlichen, glanzreichen Tage in Köln, das deutsche Volk feierte sie nicht minder. Es war gleichsam das Siegesfest, das Otto mit seinem Volk beging, als er Italien sich unterworfen, die Kaiserkrone gewonnen und das Papsttum sich dienstbar gemacht hatte.

Ottos kaiserliches Regiment.

Nach mehrjähriger Trennung kehrte Otto in die Heimat, in sein Sachsenland, zurück. Wie wunderseltsam hatten sich

für ihn und die Seinen die Dinge gestaltet? Hier, an den äußersten Grenzen, zu denen römische Legionen vorgedrungen, und wo ihr Siegesruhm untergegangen war, hier, wo die Macht des römischen Weltreiches Ziel und Schranken gefunden hatte: hier lagen nun die Stammsitze des neuen Augustus, hier war und blieb gleichsam der Mittelpunkt seiner Macht. Dieses sächsische Land, noch voll von ungelichteten Wäldern, unwirtbaren Sümpfen, weiten Landstrecken, über die niemals eine Pflugschar gegangen war, dieses Land, wo man erst seit Menschengedenken Städte und Burgen zu bauen angefangen, hatte den alten Kulturländern, in denen eine tausendjährige Geschichte staatliche Ordnungen, bürgerlichen Verkehr und geistige Bildung nach allen Seiten verbreitet, schon den Vorrang abgewonnen und die Herrschaft entrissen. Durch einen gewaltigen Umschwung aller Verhältnisse war der Mittelpunkt der Geschichte aus dem Süden und Westen mitten in das Herz Europas verlegt und dadurch Ländern und Völkern genähert worden, von denen die kultivierte Welt bis dahin die abenteuerlichsten Vorstellungen genährt hatte.

Die Herrschaft der Germanen über Rom war allerdings schon vor geraumer Zeit begründet: ein Jahrhundert lang hatte das Geschlecht Karls des Großen über die ewige Stadt geherrscht; der römische Pontifex, der Vertreter des Römertums, seitdem dasselbe, aus der weltlichen Herrschaft verdrängt, auf geistlichem Gebiete die Spitze zu nehmen wußte, hatte sich dem fränkischen Herrn völlig gebeugt. Aber die Franken waren der deutsche Stamm, der zuerst den Glauben der Römer annahm und christliche Bildung und Sitte von ihnen empfing. Römertum und Frankentum hatten schnell sich erkannt und durchdrungen. Anders die Sachsen. Noch vor wenigen Menschenaltern hatten sie sich den Boten des römischen Bischofs mit derselben Hartnäckigkeit widersetzt wie einst den römischen Imperatoren und ihren Legaten und waren nur durch die blutigsten Gewaltthaten zu der Lehre der

römischen Kirche bekehrt worden. Nun aber saß ein Mann, der nicht ohne Stolz den letzten Verfechter des germanischen Heidentums unter seine Ahnen zählte, auf dem kaiserlichen Throne Roms und beherrschte als Nachfolger des Augustus den Nachfolger des hl. Petrus, er war es, der einen vom römischen Volke gewählten Bischof in das ferne Exil an der Elbe sandte, der Päpste einsetzte und stürzte.

Es scheint der vollständigste Sieg zu sein, den jemals das Germanentum über Rom davongetragen hatte; und dennoch — gerade jene politischen und kirchlichen Ideeen, welche in Rom erwachsen waren und die Blicke der Welt immer von neuem dorthin lenkten, waren es, die in diesem sächsischen Edeling und durch ihn ein neues frisches Leben gewannen. Denn was wollte er anders gründen als eine Weltmacht gleich den Cäsaren? Kaiser der Römer und Augustus nannte er sich, zu Rom selbst hatte er seine Kaiserkrone empfangen. Und war ihm nicht das Grab des hl. Petrus zu Rom die geweihteste Stelle des Erdkreises? War nicht dieser Sachse in Kriegsrüstung ein ebenso eifriger Apostel der römischen Kirche, als jener angelsächsische Mönch Winfried oder Bonifatius, der als Dienstmann des Papstes im deutschen Norden das Christentum angepflanzt hatte. Indem Otto die Macht seines Reichs bis zu den äußersten Völkern des noch unerschlossenen Nordens und Ostens ausbreiten wollte, beabsichtigte er nicht minder das Christentum in der Form und Gestalt, die Rom ihm gegeben hatte, bis an das Ende der Welt zu tragen. Die Gebeine der Martyrer holte er über die Alpen, und durch den Glauben an sie wirkte er Wunder: Wälder wurden gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet, Städte erbaut, Siege gewonnen über die gefährlichsten Feinde. Die Sprache Roms tönte nicht allein an den Altären Sachsens wieder, sie war zugleich die Geschäftssprache in der Kanzlei des Kaisers, in ihr gingen noch immer die Machtgebote des Augustus in alle Welt hinaus. So lebte Otto, obwohl ein

sächsischer Kriegsmann von altem Schlage durch und durch, doch zugleich in jenen römischen Ideeen, die einst seine Vorfahren bekämpft hatten; die gewaltigsten Gegensätze, welche die Welt bewegt haben, begegneten sich in ihrer vollen Schroffheit in seiner Persönlichkeit und glichen sich in derselben aus wie in dem großen Gange der Dinge. Schon Ottos Zeitgenossen haben ihn Karl dem Großen zur Seite gestellt, und kaum gibt es einen treffendern Vergleich in der Geschichte. Beide leben in derselben äußern Strömung, beide trägt dieselbe geistige Atmosphäre. Das höchste Ideal Ottos ist kein anderes, als das einst der Seele Karls vorschwebte: die römisch-germanische Welt, wie sie in **einer** Kirche verbunden, so auch durch **einen** staatlichen Verband zusammenzuschließen, innerhalb desselben durch christliche Ordnungen einen dauernden Frieden herzustellen und mit den gesammelten Kräften des Christentums das Heidentum niederzuwerfen und sich dienstbar zu machen.

Aber dennoch war das Reich des Franken Karl ein ganz anderes als das des Sachsen Otto. In dem Reich jenes gab es schließlich keine Autorität mehr, die nicht von ihm ausging. Sendboten, Herzoge, Markgrafen und Grafen waren lediglich Beamte des Reiches, in dem Reiche Ottos ließen sich die Herzöge und Grafen trotz aller Bemühungen des Kaisers nicht mehr zu Reichsbeamten herabdrücken, es blieb Otto keine Wahl, als seinen Staat wiederum wesentlich auf den Lehnsverband zu gründen und in diesen selbst die Geistlichkeit mehr als vordem hineinzuziehen, um in der geistlichen Aristokratie ein Gegengewicht gegen die weltliche zu gewinnen. Otto bewahrte allerdings die Idee des Volkskönigtums und der Reichseinheit mit unerschütterlicher Festigkeit und war auch in der That als der oberste Kriegsherr und höchste Richter in seinem Reich, als der Schutzherr der Kirche und aller Hilflosen ein Volkskönig im Sinne der frühern Zeiten; aber das neue Kaisertum war doch nur ein

Staatenbund, in welchem dem ostfränkischen König die Vorstandschaft zukam; der Zukunft blieb es vorbehalten, in wie weit sich aus diesem Staatenbund **ein einheitliches Kaisertum entwickeln würde.**

Die letzten Lebensjahre Ottos.

Während Otto als Kaiser in Deutschland waltete, hatte der Sohn Berengars in Italien den Kampf erneuert. Zuerst schickte der Kaiser den Schwabenherzog über die Alpen, dann kam er selbst und hielt ein furchtbares Gericht über alle, welche das kaiserliche Ansehen keck verachtet hatten. Erschrocken huldigte man allgemein dem unwiderstehlichen Imperator. Dieser trachtete nun auch danach, das innere Italien, welches bis dahin noch unter der Oberherrschaft der Griechen gestanden, zu gewinnen, damit das römische Kaisertum in der ganzen Fülle der alten Macht und Herrschaft wieder aufblühe. Er hoffte dies friedlich ins Werk zu setzen. Darum berief er seinen Sohn Otto nach Rom, ließ ihn von dem Papst zum Kaiser krönen und warb für ihn um Theophano, die Stieftochter des griechischen Kaisers Nikephoros. Durch diese Vermählung gedachte er, die Landschaften Unteritaliens von den Griechen als Brautschatz der Prinzessin zu erhalten. Aber Nikephoros war voll thörichten Dünkels und betrachtete sich selbst als den einzigen rechtmäßigen Erben des römischen Kaisertums so wie des ganzen Reiches Italien, den deutschen König hingegen bloß als einen Räuber jener Würde und dieses Landes. Daher mißhandelte er dessen Gesandten, schlug ihm die Prinzessin Theophano ab und verbündete sich heimlich mit dem Sohne Berengars. Da gab Otto in Unteritalien durch Waffenthaten kund, daß sich der deutsche Name nicht ungestraft beschimpfen lasse, am wenigsten von einem so entnervten und verderbten Volk, wie die Griechen waren. Bald darauf wurde Nikephoros zu Konstantinopel ermordet; sein Nachfolger Johannes Tzimiskes, welcher den Frieden

suchte, sandte Theophano als Braut des jungen Otto II. nach Italien, und Otto I. ließ nun dem Griechen die Landschaften Apulien und Calabrien bis auf Benevent und Capua.

Mit großer Pracht wurde die Hochzeit Ottos II. mit Theophano zu Rom gehalten. Dann kehrten die beiden Kaiser, Vater und Sohn, nach Deutschland zurück und begingen das hl. Osterfest 973 zu Quedlinburg. Da saß Otto in seiner Pfalz, welche, auf lieblicher Anhöhe gelegen, auf die wogenden Waldwipfel des Harzes weithin schaute; rings um den alten Kaiser saßen sein Sohn Otto II., die edlen Frauen Adelheid und Theophano, die Herzöge von Sachsen, Schwaben, Franken, Baiern, Lothringen, Polen und Böhmen nebst vielen Markgrafen, Grafen und edlen Herren, dazu alle geistlichen Fürsten des Reichs, und Gesandte kamen herbei aus Ungarn und Griechenland, Rußland und Bulgarenland, aus Dänemark und Italien, brachten Geschenke und suchten die Bundesgenossenschaft des mächtigen Kaisers, dessen Ruhm wie Windeswehen über die Erde ging. Also genoß er mit vollem Behagen das höchste irdische Glück, daß er, zufrieden mit sich selber, sein Lebenswerk überschauen konnte. Denn in Deutschland war Friede und Einigkeit, Wohlfahrt und Segen bei großem Waffenruhm, und es war für die andern Länder Europas das, was das gesunde, vollklopfende Herz für die Glieder eines Leibes ist. Nach jenem Osterfeste zog Otto I. nach Merseburg und von dort in die güldene Aue, nach Memleben, wo sein Vater Heinrich gestorben war. Dort verschied auch er, dem die meisten seiner Lieben und Getreuen, seine Mutter, seine Brüder Heinrich und Bruno, sein Sohn Wilhelm, sein Markgraf Gero und Hermann der Billunge im Tode vorangegangen waren, sanft und ruhig im 61. Jahre seines Alters. In der Moritzkirche zu Magdeburg, das von ihm zum Erzbistum erhoben worden, wurde er an der Seite seiner guten, treuen Editha beigesetzt. Auf dem marmornen Sarkophag stand in lateinischer Sprache die Inschrift:

„König und Christ war er und der Heimat herrlichste Zierde,
Den hier der Marmor bedeckt, dreifach beklagt ihn die Welt.“

Ottos Tod war ein Weltereignis, denn schon die Zeitgenossen hatten die gewaltige Bedeutung des Mannes erkannt und gaben ihm den Beinamen „des Großen“. Wohl hatte er diesen Namen verdient. Hatte er nicht Thaten vollführt wie nur wenige der Sterblichen, hatte er nicht sich und seinem Volke eine Würde erworben, welche die höchste in der Christenheit war, hatte er nicht auf demselben Throne gesessen, den einst der mächtige Frankenkönig Karl der Große eingenommen hatte? Rom bebte vor ihm, und die Päpste waren die Diener seines Willens, selbst das starre Byzanz hatte seinen Forderungen weichen müssen. Mit Recht hat die Stadt Magdeburg dem Kaiser schon vor alters ein Denkmal gesetzt, dem einzigen deutschen Kaiser, dem Mit- und Nachwelt den Namen des Großen nicht verweigert hat.*)

*) Nach W. Giesebrecht.

Aus der Zeit der Frankenkaiser.

Heinrich III. und Heinrich IV.

Wenn auch die ganze Reihe der Jahrhunderte unserer Geschichte es verdient, daß wir mit liebevollen Blicken auf ihr verweilen, mit inniger Teilnahme uns in die von ihr überlieferten Thatsachen versenken, so gibt es doch in derselben gewisse hervorragende Zeitabschnitte, die uns bei ihrer Betrachtung unwiderstehlich festhalten, die all unsere Geistes- und Gemütskräfte in Anspruch nehmen, die an uns herantreten mit lehrreichen Erfahrungen und ernsten Mahnungen. Vor allem aber sind dies die Zeitabschnitte, die durch die schneidendsten Gegensätze uns zum Vergleiche, zur Abwägung, zur Teilnahme, zur Parteiergreifung, zum Für oder Wider veranlassen. Eine solche Zeit der Gegensätze, ein die tiefsten Tiefen unserer Seele und Gemütswelt aufregender Zeitabschnitt, ist die Zeit des dritten und vierten Heinrich.

Es tritt da ein Herrscher auf, äußerlich schon wie Saul unter dem erwählten Volk um eines Kopfes Länge hervorragend unter seinen Zeitgenossen, ein Kaiser, der im Innern seines Reiches niederzwang alle die einheitliche Macht befeindenden Elemente, der in seiner Person vereinigte alle die sonst so zerstückelten und verteilten Befugnisse, der vor sich im Staube liegen sah die kirchlichen Würdenträger, der die

höchste Würde der Christenheit, die von Unwürdigen in Besitz genommen worden, an bessere und würdigere Nachfolger Petri brachte und die Vergebung dieser Würde von seiner Zustimmung abhängig machte, der aber trotz dieser unendlichen Macht in Demut und in wahrer Herzensfrömmigkeit vor seinem Gott sich beugte. Wir werden aber auch einen Fürsten finden, der, obschon er der Sohn des eben geschilderten gewaltigen Herrschers war, während einer fünfzigjährigen Regierung in beständigem Kampfe lag mit seinen Untergebenen, der vielfach abhängig war von den geistlichen und weltlichen Großen, der Deutschlands Krone in den Staub beugen mußte vor dem Nachfolger **der** Männer, die durch seinen Vater ihre Würde aus der tiefsten Erniederung erhoben sahen, der verlassen wurde von den Fürsten des Reichs, ja, von dem eigenen Fleisch und Blut, dagegen vielfach Anhänglichkeit, Hilfe und Unterstützung fand bei dem Volk, den Städten, und der endlich, mit dem Fluche seiner geistlichen Gegner beladen, aus dem Leben schied und selbst im Tode noch keine Ruhe fand.

Ein halbes Jahrhundert nach Ottos des Großen Tod war das mächtige Geschlecht der Sachsenfürsten erloschen. Der Sohn des Wiedererneuerers der Kaiserwürde hatte das Reich behauptet gegen böswillige Verwandte, hatte ruhmvoll gestritten mit dem französischen König Lothar und auf dem Montmartre ein Halleluja singen lassen, das weithin widerhallte in den Straßen von Paris, hatte endlich infolge der Kämpfe mit Griechen und Arabern in Unteritalien einen frühen Tod gefunden.

Der Enkel des großen Otto, ein Kind bei seiner Thronbesteigung und geleitet von den unter Ottos I. Regierung schon ruhmvoll erwähnten Frauen Adelheid und Theophano, lebte sich in einem solchen Grade in die Ideeen des Kaisertums ein, daß er alle Völker des Abendlandes in einer idealen römischen Republik vereinigen zu können glaubte. Aber während er diesem luftigen Phantom nachstrebte, löste er die reellen Grund-

lagen der deutschen Herrschaft, soviel an ihm war, auf. Daher war die Regierung des letzten Sachsenkaisers, Heinrichs II., des Heiligen, eine dornenvolle, kriegerische. Kämpfe im Innern, Kämpfe in Italien, Kämpfe gegen den ehemals unterwürfigen Polenfürsten sichern nur mühsam das von dem großen Urahn überkommene Reich. Mit seinem Tode erlischt der ruhmreiche Sachsenstamm. In der Ebene zwischen Worms und Mainz erscheint dann das deutsche Volk zur Kaiserwahl. Es kürt den Franken Konrad II., den Stammvater der fränkischen oder salischen Kaiser. Bedeutsame Herrscher hat das fränkische Haus dem deutschen Volk gegeben, keinen größern als den Sohn des Ahnherrn, als Heinrich III., keinen unglücklichern als den Enkel desselben, Heinrich IV.

Heinrich III., der von 1039—1056 das römische Reich deutscher Nation beherrschte, war von erhabener Gestalt; um eines Kopfes Länge überragte er, wie schon angedeutet, alle seine Untergebenen; seine Gesichtsfarbe war so dunkel, daß man ihm den Beinamen „des Schwarzen" gab, aber die Züge waren anmutig und gewinnend. Sein Geschichtsschreiber Wipo sagt von ihm: „Eine lange Reihe von Tugenden, deren jede einzelne einem andern Manne besondern Wert verleihen würde, zierte den König, sechs aber unter ihnen strahlten besonders hervor: Demut, Frömmigkeit, Friedensliebe, Adel, Würde der Haltung und Kriegsmut, gerade die Tugenden, welche man vor allem als königliche bezeichnen müsse." Daher ruft er ihm auch zu: „Sei gegrüßt, Heinrich! du, der sicherste Hafen der Völker in unsern Tagen, der Friede des Erdkreises, die starke Schutzwehr der Welt." Wohl durfte Wipo den Kaiser also anreden, denn in jenen Jahrhunderten, wo nicht bestimmte Gesetze, nicht eifrige Beamte, nicht stehende Heere die Stütze der Könige waren, da konnten diese nur durch ihre persönliche Tüchtigkeit, nur durch ihre Festigkeit, ihre Kraft eine segensreiche Regierung führen. Sie mußten durch unmittelbares, persönliches Eingreifen das meiste bewirken, hier die Widerspenstigen bestrafen, dort Träge ermuntern, hier Streitende versöhnen, dort Angegriffenen beistehen; ihr gezücktes Schwert mußte das Schwert der Fürsten in der Scheide halten. Daß Heinrich dazu der Mann war, bewies er gleich durch eine Reihe glücklicher und gewinnreicher Kriege, durch die er erreichte, daß ihm Polen und Böhmen willig diente, Ungarn seine Lehnshoheit anerkannte, Dänemark ihm ein getreuer Vasall war und außer Deutschland noch Italien und Burgund ihm unmittelbar gehorchten. Diese Erfolge verdankte er zwar an erster Stelle seiner eigenen rastlosen Thätigkeit und seinem Mute, dann aber auch seinem tapfern Heere, der glänzenden Ritterschaft, die unter seiner Fahne diente. Das ist eben das Kennzeichen hervorragender Männer, daß die eigene Größe schöpferisch wirkt auf die ganze Umgebung, daß sie alles weckt und stärkt und neu belebt um sich herum, daß jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe gleich deutlicher wird in ihrer Nähe. So sehen wir auch Heinrich umringt in seinen Kämpfen von einem Heldengeschlechte, bereit, alles für ihn zu wagen, alles für die Ehre des Reichs zu leiden. Durch Heinrich schien den deutschen Fürsten und Herren die Erkenntnis aufgegangen, **daß Königswohl ihr eigenes Wohl, des Reiches Stärke ihre eigene Stärke sei.** Es schien in dem deutschen Kriegerstande der Geist unverbrüchlicher Dienstreue und aufopfernder Hingebung aufgelebt zu sein. Es mußte aber auch eine Lust sein, einem Kaiser zu dienen, der selbst in sich die alte germanische Treue und Tapferkeit verkörperte. Diese Eigenschaften des Kaisers leuchteten besonders hell hervor bei einer Zusammenkunft, die er mit dem französischen König Heinrich I. zu Ivois, in der Gegend von Metz, hatte.

Der Franzose forderte vom Kaiser die Zurückgabe von Lothringen, das seinem Reiche hinterlistig, wie er behauptete, durch den frühern Kaiser entzogen sei; dabei erging er sich in Schmähungen gegen Heinrich, der ihn oftmals durch falsche

Versprechungen betrogen habe. Aber mannhaft trat der Kaiser den eitlen Ansprüchen des Franzosen entgegen und erbot sich, sein gutes Recht durch einen Zweikampf mit dem Könige darzuthun. Aber der anmaßende Mann, der es wohl verstand, tapfer zu reden, wußte nicht, dem entsprechend tapfer zu handeln. Im Dunkel der folgenden Nacht schlich er sich von Ivois fort. Die Deutschen aber jubelten über die Ritterlichkeit ihres Kaisers.

Daß ein solcher Herrscher, der mit seinen Ideeen die ganze Welt umspannte und auf den letzten Höhen der irdischen Dinge weilte, gegen den der Widerstand, um unserm Volke den Prinzipat zu sichern, erstorben war, auch im Innern des Reiches der königlichen Macht einen gewaltigen Aufschwung verlieh, wer sollte das wunderbar finden?

Die Idee des Reiches begann die provinziellen Interessen ganz in den Hintergrund zu drängen, das allgemeine nationale Bewußtsein überwältigte, wie es nie geschehen war, die alte eingewurzelte Antipathie der Stämme, die Nation fühlte sich wirklich in diesem unwiderstehlichen Königtum zusammengehörig und eins. Damit aber wurde der Selbständigkeit des Fürstentums, namentlich des bis dahin so mächtigen Herzogtums, mehr und mehr der Boden entzogen, auf dem es erwachsen war und allein gedeihen konnte. Und so sehen wir bald den Kaiser zwar noch umgeben von einer Zahl hochgemuter Fürsten, aber nicht mehr ist es das übermütige und stolze Geschlecht, das dem Beherrscher treu und hold ist, so lange sein Interesse mit dem des Kaisers gleichen Schritt geht, das bei der leisesten Verletzung seiner vermeintlichen Ansprüche und Rechte aber verwegen und keck dem Gesalbten des Herrn gegenübertritt. Nicht mehr ist es das Geschlecht, das nur auf Bedingungen hin dem Herrscher zu herkömmlichen Diensten und zum Gehorsam sich verpflichtet erachtete, darüber hinaus aber sich ansah als seines gleichen, als hoch freie Männer gleich ihm: nein, diese Fürsten und Herzöge, die Heinrich über die

Provinzen des Reichs setzte, waren seine ergebensten und dienstwilligsten Diener.

Sollen wir nun noch von der Kirche und ihren Häuptern reden? Sollen wir erzählen, welche Stellung die Bischöfe diesem Fürsten gegenüber einnahmen? Gewiß, der König ehrte sie, wie sie seit geraumer Zeit kein Fürst der Welt geehrt hatte. Aber an eine selbständige Stellung der Kirche gegen das weltliche Regiment war nicht mehr zu denken. Die Kirche war ganz in die Hände des Königs gekommen. Weit entfernt aber, daß dieses der Kirche zum Nachteil gereicht hätte, sehen wir durch die Herrschaft des Kaisers allmählich die schlimmen Zustände sich verbessern, sehen eine Erneuerung des kirchlichen Lebens überall sich vorbereiten. Zur Charakterisierung der Art und Weise, in der Heinrich seine Herrschaft über die Kirche gebrauchte, kann wohl die Rede dienen, die er im Jahre 1044 in einer Versammlung aller Bischöfe seines Reiches hielt, in der er das Unwesen, die geistlichen Stellen für Geld sich zu erwerben, angriff. Die Rede lautet: „Mit Betrübnis beginne ich zu euch zu reden, die ihr an Christi Stelle in der Kirche stehet, welche er sich mit seinem Blute gewonnen hat. Denn wie er selbst aus freier Güte aus dem Schoße des Vaters zu unserer Erlösung herabgestiegen ist, so hat er auch den Seinen befohlen: »Umsonst habt ihr empfangen, umsonst gebet es auch«. Aber ihr, die ihr hättet ein Segen sein sollen, seid, von Geiz und Habsucht verblendet, ein Fluch der Kirche geworden, da ihr, das Gebot des Herrn übertretend, Geld gebet und nehmet. Wer sich nun von euch mit solchem Makel befleckt hat, muß nach den Kirchengesetzen von seinem heiligen Amte entfernt werden. Denn es ist kund und offenbar, daß durch diese Sünde vielfache Plagen, als Hungersnot, große Sterblichkeit und Kriegsschrecken, über die Menschenkinder gekommen sind, da ja alle geistlichen Würden und Grade, vom obersten Bischof bis zum Ostiarius hinab, durch verdammliche Käuflichkeit

herabgewürdigt sind.“ So sprach Heinrich zu den geistlichen Würdenträgern, den Bischöfen seiner Länder. Dann erließ er ein Edikt für sein ganzes Reich, worin verordnet war, daß fortan keine kirchliche Würde und kein geistlicher Grad für Geld erteilt werde, und wer sich ferner etwas für dieselben zu geben oder zu nehmen unterfinge, solle seines Amts entsetzt werden und dem Bann der Kirche verfallen. Er selbst gelobte, allen mit gutem Beispiele voranzugehen. „Wie Gott mir die Krone“, so sagte er, „aus reinem Erbarmen unentgeltlich gegeben hat, so werde ich auch alles, was seine hl. Kirche angeht, unentgeltlich erteilen.“ Und wie er versprochen hatte, so handelte er. Statt der unwürdigen, auf eine frevelhafte Weise in ihr geistliches Hirtenamt gelangten Prälaten wurden vielfach von ihm bessere und verdienstvollere Männer auf die Bischofsstühle gebracht. Aber Heinrich sorgte nicht nur zum besten der Kirche für eine Regeneration des kirchlichen Lebens in Deutschland, sondern er machte auch dem Greuel der Verwüstung, der in Rom herrschte, ein Ende. Während seiner Regierung hatten die unwürdigsten Subjekte sich des Stuhles Petri bemächtigt. Ein zehnjähriger Knabe, Benedikt IX., war durch die schmählichste Simonie an die Spitze der Christenheit gelangt. Herangewachsen, fröhnte er jedem Laster und verkaufte endlich seine Papstwürde für 1000 Pfund Silber. Der Käufer nannte sich Gregor VI. Aber schon während der Regierung Benedikts IX. war ein Gegenpapst Silvester III. erwählt worden, und da Benedikt trotz des Verkaufes seiner Würde sich als Papst gebärdete, so hatte die Christenheit drei Päpste. Dieser Schmach machte Heinrich ein Ende. Auf den Synoden zu Sutri und Rom entfernte er die unwürdigen Päpste und setzte an ihre Stelle einfache, fromme, sittenreine deutsche Männer. Die Römer aber gaben ihm freiwillig das Versprechen, nie ohne die ausdrückliche Zustimmung und Bestätigung des Kaisers einen Papst zu wählen, und, entsprechend diesem seinem Rechte, setzte er mehrere Male würdige Männer auf den Stuhl Petri.

Das ist das Bild eines Herrschers, der die Idee von der Universalherrschaft des Kaisertums, soweit sie zur Verwirklichung gelangen konnte, zur Wahrheit machte. Und doch war dieser mächtige Fürst in Frömmigkeit und Demut vor Gott allen seinen Untergebenen ein leuchtendes Vorbild. Unter dem Frohlocken der Sieger, noch auf dem Schlachtfelde sah man ihn sich im Gebete vor Gott beugen, und, in die Heimat zurückgekehrt, zieht er von Kirche zu Kirche, von Altar zu Altar. Ja, die Abzeichen seiner Herrscherwürde legte er nie an, ohne vorher einem Priester zu beichten und die auferlegte Buße zu leisten. Leider war diesem Kaiser nur ein kurzes Leben beschieden. Am 5. Oktober 1056 starb er zu Bodfeld im Harz im 39. Jahre seines Lebens, im 18. seiner Regierung. Im hohen Dome zu Speier wurde er neben seinen Eltern feierlichst bestattet. Seine Regierung, in der die kaiserliche Gewalt ihren Höhepunkt erreicht, ist eine der denkwürdigsten unserer großen Geschichte.

Vormundschaftliche Regierung.

Nach dem Tode Heinrichs III. fand sein Sohn Heinrich, der erst ein sechsjähriger Knabe war, zwar allgemeine Anerkennung, aber es sollte sich auch hier wieder der Spruch der hl. Schrift bewahrheiten: „Wehe dem Lande, dessen Fürst ein Kind ist.“ Denn kaum fehlten die gewaltigen Hände des dritten Heinrich, der die Zügel der Regierung so straff angezogen, und der alle Partikularfürsten mit kräftiger Faust niedergebeugt hatte, als überall das Streben sich geltend machte, auf Kosten der kaiserlichen Macht, ja, auf den Trümmern des kaiserlichen Ansehens die Landeshoheit der Fürsten zu errichten. Leider wurde durch dieses Streben nicht allein die kaiserliche Autorität geschädigt, es litt unter demselben auch die Charakterentwicklung des jungen Fürsten. Für ihn hatte anfangs die Mutter die Regierung übernommen,

und unter ihrer zärtlichen Obhut wuchs der junge Fürst heran. Aber diesem Schutze sollte er bald entrissen werden. Wiewohl die Kaiserin durch vielfache Begünstigungen der Fürsten Stützen für ihre Reichsverwaltung gesucht hatte, so erntete sie doch für ihre Freigebigkeit nur Undank. Ja, die Ehrgeizigen unter den Großen gingen mit dem Gedanken um, sie der Regierung zu berauben. An ihrer Spitze stand der Erzbischof Anno von Köln, ein herrschbegieriger, kluger, aber finsterer und strenger Mann. Durch eine List gelang es diesem am Osterfeste des Jahres 1062, den jungen Heinrich zu Kaiserswerth auf ein Schiff zu locken, welches besonders schön und merkwürdig gebaut war. Vergeblich suchte der zwölfjährige Knabe durch einen Sprung in den Rhein sich zu retten, er wurde aus dem Wasser gezogen und nun nach Köln entführt. So kam Heinrich aus den Händen einer zärtlichen, ihm keinen Wunsch versagenden Mutter in die eines finstern, strengen, hochfahrenden und gebieterischen Bischofes. Aber nicht allein den jungen Fürsten hatte Anno in seine Gewalt gebracht, er hatte sich auch des Reichsregimentes bemächtigt. Das war der Anfang zahlloser Gewaltthätigkeiten im Reich. Rechte und Güter wurden von Anno an die Großen verschleudert, Bistümer und Besitzungen an seine Familie gebracht. Hierdurch erweckte sich aber der Reichsverwalter viele Neider und Feinde, und so sieht er sich zuletzt durch seine Mitfürsten gezwungen, den Erzbischof Adalbert von Bremen an der Regierung und an der Erziehung des Königs teilnehmen zu lassen. So geht Heinrich in die dritte Hand über, und so wird sein Unglück vollendet. Denn dieser Adalbert von Bremen war zwar ein Mann von großem Verstande und unermüdlicher Thätigkeit, aber von Eitelkeit, Ruhmbegierde und Leidenschaften aller Art beherrscht. Das Leben an dem glänzenden Hofe dieses prachtliebenden, verschwenderischen Mannes gefiel dem jungen Heinrich viel besser als die übermäßig strenge, fast klösterliche Zucht eines Anno, den er

ohnehin als seinen Entführer bitter haßte, und so gelang es dem einschmeichelnden, gefälligen Wesen Adalberts, den Knaben völlig zu gewinnen, die Regierung an sich zu reißen. Aber nicht allein das Leben, welches Heinrich jetzt führte, war völlig verschieden von dem, wozu er bei dem mönchischen Anno angehalten wurde, auch die Regierungsgrundsätze Adalberts waren ganz andere. Der Kölner Erzbischof hatte eine Hebung der Partikularmacht auf Kosten der kaiserlichen Macht erstrebt, der Erzbischof von Bremen predigte dem jungen Heinrich nur die Grundsätze einer unbeschränkten Herrschaft: Er könne alles thun, was seiner Neigung gefalle, und solle nur dafür sorgen, daß er am Tage seines Todes rechtgläubig erfunden werde. Von den Fürsten des Reichs sprach er nur mit Haß und Verachtung. Solche Lehren mußten bei dem Sohne Heinrichs III. einen fruchtbaren Boden finden, und wenn er an dem glänzenden Hof seines Erziehers nun leichtsinnig, hochfahrend und gebieterisch wurde, wenn er wähnte, er müsse künftighin mit den deutschen Herren ganz anders verfahren, so sind dies die mit Notwendigkeit aus der gestreuten Saat emporsprossenden Früchte.

Krieg des Königes mit den Sachsen.

Wenn der geistliche Führer den jungen Heinrich vielfach zur Verachtung der Großen heranzog, so versäumte er aber auch nicht, die Abneigung, die er gegen den Stamm der Sachsen empfand, der unter Anführung der Billungen seine Diözese auf das furchtbarste verheert hatte und ihm in der Ausbreitung seiner weltlichen Macht vielfach hinderlich war, dem Könige einzuimpfen. Diese Bestrebungen des Bremer Bischofes hatten solchen Erfolg, daß auch die Entfernung desselben von der Person des Königs nicht mehr im stande war, die einmal ausgestreute und gepflegte Saat zu schädigen. Und so sehen wir Heinrich bald, nachdem er selbständig die

Regierung übernommen hatte, überall dahin streben, die veräußerten königlichen Rechte wieder geltend zu machen. Wir sehen ihn bald namentlich in Sachsen ein Regiment führen, das den Großen und endlich auch dem von ihren Fürsten aufgestachelten Volk nicht behagte. Daher kam es zu einer Verschwörung gegen den König. Es eilten die Mächtigern zu den Waffen, um ihre meist geraubten Güter zu behalten, die Geringern, um durch Beute ihrer Armut abzuhelfen, und doch sagte jeder, er müsse das väterliche Recht mit der Faust erproben. Der Kampf des Fürsten gegen sein Volk ist voller Wechselfälle. Die anfangs siegreichen Sachsen erregen durch ihren Übermut den Unwillen der übrigen Stämme. Man waffnete sich gegen diese Verächter, gegen diese Schmälerer der kaiserlichen Macht, und noch einmal siegt das Interesse des Königtums über das Provinzialinteresse. Bei Hohenbug an der Unstrut werfen die Königlichen die Sachsen nieder. Aber schon rüstete sich eine andere Macht, um sich mit an dem Kampfe zu beteiligen, schon rückte ein Gegner heran, der über ganz andere Machtmittel verfügte, das war Papst Gregor VII.

Kampf Heinrichs IV. mit Gregor VII.

Heinrich III. hatte das Papsttum aus dem Abgrunde der tiefsten Schmach emporgehoben, er hatte an die Stelle der schamlosen, ausschweifenden Kirchenfürsten sittenreine, das Wohl der Kirche ernst ins Auge fassende Männer gesetzt. Und um eine Rückkehr des frühern Greuels unmöglich zu machen, war von ihm die Bestimmung getroffen worden, daß kein Papst eingesetzt werden dürfe ohne die Zustimmung des Kaisers. Diese Verordnung aber wurde dem allmählich sich erneuernden Papsttum unbequem. Der geistliche Einfluß der Päpste war immer mehr gestiegen, darum sollte auch ihre materielle Macht, ihre politische Bedeutung immer größer

werden. Das war aber nur möglich, wenn der Einfluß des Kaisertums gebrochen, ja die Macht der Päpste über die der Kaiser erhoben wurde. Für diese Idee war ein Mönch des Klosters Clugny, Hildebrand war sein Name, von früh auf begeistert, und als er nach Rom gekommen, und die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, auch ohne daß er zum Papste gewählt worden, in seine Hände gelangt war, da richtete er zunächst sein Augenmerk auf eine Änderung der Papstwahl, und seinen konsequent fortgesetzten Bestrebungen gelang es, die Einsetzung des Papstes, die bisher vom römischen Klerus, vom Adel und vom Volke vollzogen worden war, und welcher der Kaiser dann seine Zustimmung gab, den Händen der bisherigen Wähler zu entreißen und den Kardinälen zu übertragen. In der Folge bestieg er dann, freilich ohne Beachtung seines eigenen Wahlgesetzes, im Jahre 1073 als Gregor VII. den päpstlichen Stuhl. Hier könnte man die Frage aufwerfen: Wie verhielt es sich denn nun mit dem Rechte des Kaisers rücksichtlich der Papstwahl? Wie man von diesem Rechte in Rom dachte, ist aus einer Schrift des Kardinals Petrus Damiani, eines der edelsten Männer der damaligen römischen Kirche zu erkennen. In dieser Schrift fingiert der Kirchenfürst ein Gespräch zwischen dem Anwalte des deutschen Königes und dem Anwalte der römischen Kirche, betreffend die Rechte des Königes bei der Papstwahl. Petrus Damiani läßt den Anwalt des Papstes sagen: Die römische Kirche sei die Mutter des Königes noch in einem viel höhern Grade als die leibliche. Sie habe demnach vormundschaftliche Pflichten ihm gegenüber und daher das ihm zustehende Recht bei der Papstwahl für ihn geübt. Ja, diese sophistische Advokatenkunst versteigt sich noch weiter zu dem Satze, die Giltigkeit jeder rechtlichen Bestimmung sei durch Umstände und Verhältnisse bedingt. Unbedingt sei keine Satzung bindend, selbst nicht die des Papstes, ändere doch wohl Gott selbst seine Beschlüsse.

Daß dort, wo solche Ansichten maßgebend waren, von

dem Rechte des Kaisers nicht lange mehr die Rede war, sobald man seine Macht nicht mehr fürchten zu müssen glaubte, ist wohl einleuchtend. Doch nicht nur dieses Recht des Kaisers wurde durch Gregors Bemühungen beseitigt, der Papst griff noch tiefer in die Herrscherrechte desselben. Da die kirchlichen Würdenträger zugleich die Inhaber großer weltlicher, dem Reiche zugehörender Besitzungen waren, so hatten von jeher die Herrscher die kirchlichen Ämter vergeben, und die geistlichen Fürsten standen in demselben Lehnsverhältnisse zum Kaiser, wie die weltlichen. Dieses Verhältnis hatte zur Zeit der Sachsenkönige, wo die Kirchenfürsten der Überzeugung lebten, die Zwecke des Königtums seien keine andern als die, welche die Kirche zu allen Zeiten verfolgen müsse, beiden Gewalten eine Fülle des Segens gebracht. Aber schon zur Zeit des ersten Frankenköniges und ebenso unter der Regierung des frommen Heinrich III. hatten manche Männer die höchsten kirchlichen Würden zu erwerben gewußt, die wenig Ähnlichkeit mit den hohen Prälaten früherer Zeiten besaßen. Diese geistlichen Fürsten dem Einflusse der weltlichen Macht zu entziehen, dieselben nur abhängig zu machen von der höchsten kirchlichen Autorität und damit den ganzen geistlichen Besitzstand der weltlichen Herrschaft zu nehmen und dem Papsttume dienstbar zu machen, um endlich, gestützt auf die so gewonnene Macht, eine der alttestamentlichen nachgebildete Theokratie, an deren Spitze der Statthalter Christi auf Erden stehe, zu gründen, das war der riesenhafte Plan, den Gregor in seiner Seele trug und zu dessen Verwirklichung er nun sich anschickte. Er erließ deshalb ein Dekret, worin allen Geistlichen bei Strafe des Verlustes ihrer Ämter untersagt ward, ein Bistum, eine Abtei oder sonst ein kirchliches Amt von einem Laien zu empfangen, und worin zugleich für alle Weltliche, die einem Geistlichen solche Würden erteilen würden, die Androhung des Bannes hinzugefügt wurde. Wie Heinrich diesen neuen Eingriff in seine königlichen Rechte

empfinden mußte, er, der eben den Fürsten und den Sachsen gegenüber für sein ererbtes Recht, für des Reiches Einheit und Macht gestritten, läßt sich wohl leicht ermessen. Daß er diese seine Rechte aber ebensowenig aufzugeben bereit war, wie er nicht verzichten mochte auf die von seinen Untergebenen ihm streitig gemachten, sollte sich bald zeigen. Aber zeigen sollte sich nun auch, welch anderen Gegner er gefunden, und welche neue Macht gegen ihn in die Schranken trat. Da Heinrich das oben erwähnte Dekret nicht achtete, da er fortfuhr mit der Vergebung erledigter Stifte, so sprach der Papst zunächst den Bann aus über seine Vertrauten, das Absetzungsdekret über mehrere deutsche Bischöfe, und als die Sachsen, froh, einen andern Feind des Königes gefunden zu haben, nun denselben beim Papste verklagten, da lud dieser Heinrich vor eine Synode nach Rom, um sich wegen seiner Verbrechen zu rechtfertigen. Welch ein Umschwung der Verhältnisse zwischen Kaisertum und Papsttum! Noch nie hatte ein Papst es gewagt, unter so rücksichtsloser Umkehrung aller Rechtsverhältnisse, unter so eigenmächtiger Verleugnung aller geschichtlichen Thatsachen, den Fürsten eines Landes herauszufordern, welches seit mehr als 1000 Jahren Roms Ansprüche auf die Weltherrschaft unermüdlich bekämpfte, das Reich der Cäsaren endlich in Trümmern geschlagen und an die Stelle des heidnischen Römerreiches das heilige Reich deutscher Nation gesetzt. Doch jetzt zeigte Heinrich, daß noch etwas von dem Geiste seines Vaters, der Päpste ein- und abgesetzt hatte, in ihm lebte. Kaum hatten Gregors Gesandte ihn nach Rom geladen, da ließ er alle Bischöfe und Äbte seines Reiches nach Worms entbieten, um den ohne Zustimmung des Kaisers, in ungehöriger Form gewählten Papst seiner Würde zu entsetzen. Gregor war nämlich nicht nach der von ihm selbst durchgesetzten Wahlordnung durch die Kardinäle, sondern infolge tumultuarischer Akklamation vom römischen Volke auf den Stuhl Petri erhoben worden. Auch hatte er die dem Könige

rechtmäßig zustehende Bestätigung nicht nachgesucht. Am 24. Januar 1076 erschienen in Worms 24 deutsche Bischöfe, ein burgundischer und ein italienischer. Als Ankläger des Papstes trat ein römischer Kardinal auf, ein ehemaliger Freund Gregors, Hugo der Weiße. Mit teilweise höchst übertriebenen Anschuldigungen wurde die Unwürdigkeit des Papstes den Kirchenfürsten vorgetragen und dann von ihnen der Spruch erlassen: Der Papst habe widerrechtlich den Stuhl Petri bestiegen, er müsse denselben verlassen und sei nicht ferner als Haupt der Kirche anzuerkennen. Diesem Beschlusse der deutschen Bischöfe traten die der Lombardei mit der größten Bereitwilligkeit auf der Synode in Piacenza bei, und es wurde derselbe dem Papste in einem Schreiben mitgeteilt, welches die bezeichnende Aufschrift trägt: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes hl. Einsetzung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch", und dessen Schluß der Satz bildet: „Ich, Heinrich, König von Gottes Gnaden, rufe dir mit allen meinen Bischöfen zu: Steige herab, steige herab." Ja, das Schreiben der Bischöfe, welches nur selten neben dem des Königes erwähnt wird, und welches doch dieses erst ins rechte Licht zu setzen vermag, rief dem Papste erst recht zu: „Steige herab." In demselben heißt es: Sie hätten bisher gehofft, daß der Papst durch Rechtschaffenheit seine ihnen längst bekannte widerrechtliche Ergreifung der höchsten Kirchengewalt in Vergessenheit bringen werde, aber dem übeln Anfange seines Pontifikates seien im Fortgang immer größere Übel gefolgt: Friede und Liebe seien aus der Kirche gewichen, da er die Flammen der Zwietracht, die er erst in Rom entzündet, über alle Kirchen Italiens, Deutschlands, Frankreichs und Spaniens verbreitet habe; alle Gewalt der Bischöfe habe er gebrochen und die Verwaltung der Kirche dem aufständischen Pöbel übergeben, so daß niemand mehr Bischof oder Priester sein könne, der sich nicht in schimpflicher Weise vor Rom demütige; die ganze

herrliche Anordnung der Kirche, wie sie von den ältesten Zeiten bestanden, sei durch seine Dekrete vernichtet worden, denn während er die Bischöfe herabgewürdigt, habe er sich selbst eine neue, ganz ungebührliche Macht beigelegt, indem er behaupte, daß niemand ein Recht auf die Schlüsselgewalt habe, als er selbst oder wen er damit beauftrage; nach solchen und ähnlichen Erfahrungen könnten sie nicht länger schweigen, sondern müßten endlich offen aussprechen, weshalb er nicht auf dem apostolischen Sitze bleiben könne, ja, ihn niemals habe besteigen dürfen. Nachdem dann im weitern Verlaufe des Schreibens die Gründe einzeln aufgeführt sind, weshalb Gregors Wahl ungiltig sei, und namentlich des wiederholt von Gregor geleisteten leiblichen Eides, weder selbst Papst zu werden, noch einen andern als solchen anerkennen zu wollen, wofern nicht die Wahl vom Kaiser gebilligt sei, Erwähnung geschehen, schließt dasselbe: „Da du mit schweren Meineiden dein Amt angetreten, die Kirche Gottes durch deine Neuerungen in die größten Gefahren gestürzt, so sagen wir dir den Gehorsam auf, den wir dir nie versprochen haben und in Zukunft nicht leisten werden." Diese Briefe wurden dem Papste, als er gerade eine Synode zu Rom hielt, übergeben. Auf der Versammlung waren an 110 Bischöfe aus Italien, Burgund und Frankreich; aus Deutschland und der Lombardei war keiner zugegen. Da aber Heinrich nicht wie sein Vater mit einem Heere seinen Forderungen Achtung verschaffen konnte, so erschrak man in Rom nicht sonderlich über diese Zuschriften. Vielmehr wagte der Papst, da er wußte, daß er in Deutschland an den landesverräterischen Fürsten und den Sachsen starke Bundesgenossen besitze, über den König den Bann auszusprechen, ihn der königlichen Gewalt zu entsetzen und alle Unterthanen von dem Eide, den sie ihm geschworen oder noch schwören würden, zu entbinden. Das war eine That, die noch nie erhört worden war, das war ein Strafurteil, wie es noch niemals von einem Papste gefällt

worden. Wohl hatte man erlebt, daß der Nachfolger Petri Kronen verteilte, wohl waren kirchliche Strafen von ihm über die Könige großer Reiche verhängt worden: aber unerhört war, daß der Erbe des Kaisertums, der oberste Schutzherr der Kirche, in dem man den Urquell aller weltlichen Macht bisher verehrte, und von dem der römische Bischof selbst in mehr als **einer** Beziehung abhing, jetzt von diesem entthront, und alle Lehnseide, die ihm geschworen, gelöst wurden. Da der Lehnsstaat seiner Natur nach auf dem Lehnseide beruhte, so lag in der Hand dessen, der sich die Macht zusprach, diesen zu lösen, die letzte Entscheidung, die Summe aller Macht. Offen sprach daher Gregor es aus, daß nicht mehr das Kaisertum, sondern das Papsttum den Ausgangspunkt aller weltlichen Ordnung zu bilden habe. Die Folgen dieses Vorgehens zeigten sich für das Kaisertum nur zu bald. Allen Gegnern des Königes kam die Handlungsweise des Papstes sehr erwünscht. Jetzt konnte der für die Einheit des Reiches, für eine starke Kaisermacht eintretende Fürst entweder gedemütigt oder ganz beseitigt werden. Jetzt konnte man vielleicht einen neuen Fürsten wählen, der, ein Geschöpf der Großen des Reiches, diesen nicht mehr die Achtung vor den Rechten des Volkes aufnötigen könnte. Und so sehen wir schon im Oktober 1076 — im Februar war Heinrich gebannt worden — zu Tribur eine Versammlung der deutschen Fürsten tagen, die dem Könige vorschrieb, daß er sich am 2. Februar 1077 in Augsburg vor dem Papste und den Großen des Reiches verantworten, und daß er innerhalb eines Jahres sich vom Banne befreien solle. Leider ging der Kaiser auf diese Bedingungen ein, statt sich auf sein gutes Schwert zu verlassen, denn nicht alle Deutschen hatten, wie die Fürsten zu Tribur, so sehr alle Achtung vor Treue und Ehrlichkeit verloren, und noch zahlreiche Anhänger umgaben den König. Doch dieser gedachte auf friedliche Weise dem Wirrsal ein Ende zu machen.

Zug nach Italien; Heinrich vor Canossa.

Am Schlusse des Jahres 1076 begab sich Heinrich mit seiner zarten Gattin und seinem kleinen Söhnchen hinüber nach Italien. Mit unerhörter Strenge wütete damals der Winter, ununterbrochen dauerte die Kälte an, und die Flüsse trugen monatelang Roß und Rad und Reiter. Unter tausend Gefahren und Beschwerden langte er in Italien an. Als der Papst, der schon auf der Reise nach Deutschland begriffen war, die Ankunft des Kaisers erfuhr, da eilte er auf die Burg Canossa, auf der seine Anhängerin, die Markgräfin Mathilde, residierte. Dorthin wandte sich auch der Kaiser, und nur mit geringer Begleitung ritt er auf die stattliche, auf hohem Felsen liegende, weithin schimmernde Feste zu. Vergeblich versuchte er, durch die Vermittlung der Markgräfin die Lossprechung vom Banne zu erwirken; Gregor verschloß sich den Bitten der Vermittlerin. Da suchte Heinrich durch die tiefste Demütigung den strengen Kirchenfürsten zur Milde umzustimmen. Barfuß, in härenem Gewande begab er sich an die Pforte der Burg und begehrte Einlaß. Aber die Pforten blieben geschlossen. Trotz des dringenden Flehens des königlichen Mannes, trotz der bittern Kälte öffneten sie sich mit nichten. Auch als am folgenden Morgen der Kaiser von neuem um Aufnahme bat, als er bis zum Abende nicht müde wurde, unter Thränen das Mitleid des apostolischen Vaters anzurufen, blieb des hl. Vaters Herz unbewegt; er gewann es über sich, daß Canossa noch am dritten Tage das kläglichste aller Schauspiele ansehen mußte. Von allen, die Canossas Mauern umfingen, war er der einzige, der den Sohn des dritten Heinrich in solcher Erniedrigung sehen konnte. Man bestürmte ihn unter Thränen, sich durch des Kaisers Not erweichen zu lassen, man warf ihm unerhörte Herzenshärte vor, man schalt ihn — wir wissen es aus des Papstes

eigenem Munde — einen rohen, grausamen Tyrannen. Schon wollte Heinrich Canossa verlassen, da gab der Papst endlich nach; es öffneten sich die Thore, und Heinrich wurde vom Banne losgesprochen. Die Geschichtsschreiber der päpstlichen Partei, namentlich Lambert von Hersfeld, erzählen, der Papst habe den König, nachdem er ihn vom Banne gelöst, aufgefordert, mit ihm den Leib des Herrn zu nehmen, um somit gleichsam ein Gottesurteil herbeizuführen; aber Heinrich habe nicht gewagt, sich einem solchen Gottesgerichte zu unterziehen. Diese Mitteilung wird aber von Döllinger in seiner Kirchengeschichte und ebenso von Hefele in seiner Konziliengeschichte einer eingehenden Prüfung unterworfen, ihr die Glaubwürdigkeit abgesprochen, und es werden die Nachrichten, welche das Gegenteil behaupten, als die wahrheitsgetreuen nachgewiesen.

Zweierlei hatte der König gewonnen, was für ihn von der höchsten Bedeutung war: er war vom Banne gelöst, und den Augsburger Tag hatte er vereitelt. Aber was er auch glaubte gewonnen zu haben, es war mit einem Opfer erkauft, dessen Schwere jeden Gewinn überbot. Offen vor den Augen der ganzen Welt hatte er bekannt, daß der römische Bischof das Recht habe, ihn zu binden und zu lösen; ihm, der als deutscher König und Erbe des Kaisertums das höchste Richteramt in der Christenheit überkommen hatte, war das Geständnis entwunden, daß der Erwählte der römischen Kardinäle der Mächtigere sei, der ihn in den Staub stürzen, ihn aus dem Staube erheben könne. Als Heinrich vor dem Thore von Canossa im Büßergewande vergeblich um Einlaß flehte, erblaßte der Glanz des deutschen Kaisertums, und eine neue Glorie bildete sich um das Haupt des römischen Bischofes. Jene Tage von Canossa konnten niemals wieder vergessen werden; von ihnen an beginnt eine andere Periode unserer Kaisergeschichte, der Geschichte des Papsttums, eine neue Epoche der Weltgeschichte. Als der Roms Geboten widerstrebende Erbe der kaiserlichen Gewalt verlassen und vernichtet am

Boden lag, war er nach der Meinung Gregors an der Stelle, die jedem gebührt, der dem hl. Petrus nicht willig gehorcht. Aber mochte der Papst geglaubt haben, daß mit jenem Bußakte die Widerstandskraft des jungen Königes und des deutschen Kaisertumes erschöpft sei, er sah sich dennoch bald getäuscht. Mit Gewalt raffte sich Heinrich aus der Tiefe des Elendes auf und schlug an das Schwert, seine letzte Hoffnung. Als er mit Scham und Zorn im Herzen von Canossa sich entfernte, da schien er wie umgewandelt. Die frühere Unsicherheit und Unbesonnenheit war verschwunden, der alte Mut kehrte zurück, und nun unternahm er kühn einen Kampf gegen päpstliche Ansprüche und fürstliche Treulosigkeit, der 30 Jahre dauerte, und in dem er nicht selten die größten Erfolge erzielte.

Kampf des Kaisers mit dem Papste und den deutschen Fürsten.

Infolge der Ereignisse in Italien wählten die Heinrich feindlichen Fürsten in seiner Abwesenheit einen Gegenkönig, Rudolf von Schwaben; diesem soll der Papst eine Krone übersandt haben mit den Worten: „Christus gab sie dem Petrus, und Petrus verleiht sie dem Rudolf!“ Dafür ging dieser Versprechungen ein, die Deutschland der päpstlichen Herrschaft völlig preisgaben. Mit diesem mußte Heinrich um seine Krone kämpfen, und obschon der Papst wieder die ganze Fülle kirchlicher Strafen über ihn ausgoß, so blieben doch viele wackere Männer ihm treu, so namentlich Friedrich von Büren, der Stammvater des Geschlechtes der Hohenstaufer, Gottfried von Bouillon, der Eroberer des hl. Grabes. Wechselvoll waren die Kämpfe zwischen Heinrich und Rudolf, aber im Jahre 1080 fiel der Gegenkönig in der Schlacht an der Elster. Gottfried

eigenem Munde — einen rohen, grausamen Tyrannen. Schon wollte Heinrich Canossa verlassen, da gab der Papst endlich nach; es öffneten sich die Thore, und Heinrich wurde vom Banne losgesprochen. Die Geschichtsschreiber der päpstlichen Partei, namentlich Lambert von Hersfeld, erzählen, der Papst habe den König, nachdem er ihn vom Banne gelöst, aufgefordert, mit ihm den Leib des Herrn zu nehmen, um somit gleichsam ein Gottesurteil herbeizuführen; aber Heinrich habe nicht gewagt, sich einem solchen Gottesgerichte zu unterziehen. Diese Mitteilung wird aber von Döllinger in seiner Kirchengeschichte und ebenso von Hefele in seiner Konziliengeschichte einer eingehenden Prüfung unterworfen, ihr die Glaubwürdigkeit abgesprochen, und es werden die Nachrichten, welche das Gegenteil behaupten, als die wahrheitsgetreuen nachgewiesen.

Zweierlei hatte der König gewonnen, was für ihn von der höchsten Bedeutung war: er war vom Banne gelöst, und den Augsburger Tag hatte er vereitelt. Aber was er auch glaubte gewonnen zu haben, es war mit einem Opfer erkauft, dessen Schwere jeden Gewinn überbot. Offen vor den Augen der ganzen Welt hatte er bekannt, daß der römische Bischof das Recht habe, ihn zu binden und zu lösen; ihm, der als deutscher König und Erbe des Kaisertums das höchste Richteramt in der Christenheit überkommen hatte, war das Geständnis entwunden, daß der Erwählte der römischen Kardinäle der Mächtigere sei, der ihn in den Staub stürzen, ihn aus dem Staube erheben könne. Als Heinrich vor dem Thore von Canossa im Büßergewande vergeblich um Einlaß flehte, erblaßte der Glanz des deutschen Kaisertums, und eine neue Glorie bildete sich um das Haupt des römischen Bischofes. Jene Tage von Canossa konnten niemals wieder vergessen werden; von ihnen an beginnt eine andere Periode unserer Kaisergeschichte, der Geschichte des Papsttums, eine neue Epoche der Weltgeschichte. Als der Roms Geboten widerstrebende Erbe der kaiserlichen Gewalt verlassen und vernichtet am

Boden lag, war er nach der Meinung Gregors an der Stelle, die jedem gebührt, der dem hl. Petrus nicht willig gehorcht. Aber mochte der Papst geglaubt haben, daß mit jenem Bußakte die Widerstandskraft des jungen Königes und des deutschen Kaisertumes erschöpft sei, er sah sich dennoch bald getäuscht. Mit Gewalt raffte sich Heinrich aus der Tiefe des Elendes auf und schlug an das Schwert, seine letzte Hoffnung. Als er mit Scham und Zorn im Herzen von Canossa sich entfernte, da schien er wie umgewandelt. Die frühere Unsicherheit und Unbesonnenheit war verschwunden, der alte Mut kehrte zurück, und nun unternahm er kühn einen Kampf gegen päpstliche Ansprüche und fürstliche Treulosigkeit, der 30 Jahre dauerte, und in dem er nicht selten die größten Erfolge erzielte.

Kampf des Kaisers mit dem Papste und den deutschen Fürsten.

Infolge der Ereignisse in Italien wählten die Heinrich feindlichen Fürsten in seiner Abwesenheit einen Gegenkönig, Rudolf von Schwaben; diesem soll der Papst eine Krone übersandt haben mit den Worten: „Christus gab sie dem Petrus, und Petrus verleiht sie dem Rudolf!“ Dafür ging dieser Versprechungen ein, die Deutschland der päpstlichen Herrschaft völlig preisgaben. Mit diesem mußte Heinrich um seine Krone kämpfen, und obschon der Papst wieder die ganze Fülle kirchlicher Strafen über ihn ausgoß, so blieben doch viele wackere Männer ihm treu, so namentlich Friedrich von Büren, der Stammvater des Geschlechtes der Hohenstaufer, Gottfried von Bouillon, der Eroberer des hl. Grabes. Wechselvoll waren die Kämpfe zwischen Heinrich und Rudolf, aber im Jahre 1080 fiel der Gegenkönig in der Schlacht an der Elster. Gottfried

von Bouillon soll demselben, nachdem ihm schon die rechte Hand abgehauen war, die Spitze der Reichsfahne in den Leib gestoßen haben. Wie aber angesichts des Todes dieser durch den Papst gesegnete Fürst seinen von Gregor gutgeheißenen Eidesbruch auffaßte, bezeugen die Worte, die er sterbend an seine Umgebung richtete: „Ihr seht", sprach er, „meine rechte, durch die Wunde verstümmelte Hand. Mit dieser habe ich dem Herrn Heinrich geschworen, ihm nicht zu schaden und seinem Ruhme nicht nachzustellen. Aber der apostolische Befehl und das Verlangen der Priester hat mich dazu verführt, daß ich als Übertreter des Eides eine mir nicht gebührende Ehre in Anspruch nahm. Welches Ende mich nun ereilt hat, sehet ihr, da ich an der Hand, mit welcher ich meinen Eid verletzte, diese tödliche Wunde empfangen habe. Mögen also diejenigen, welche mich dazu angestachelt haben, zusehen, wie sie mich geführt haben, daß ich nicht etwa in den Abgrund ewiger Verdammnis verführt sei." So starb der vom Papste gesegnete Rudolf, während der von ihm gebannte Heinrich der Nation als alleiniger Herrscher zurückgegeben war. Wer wollte es den Zeitgenossen verargen, daß sie in diesem Ereignisse ein Gottesurteil erkannten? Nachdem Heinrich von diesem Gegner befreit war, eilte er über die Alpen, um den Papst in seinem eigenen Lande zu bekämpfen. Eine Versöhnung, die der König dem Kirchenfürsten anbot, wies dieser entschieden zurück. Da belagerte Heinrich Rom und trieb Gregor so in die Enge, daß er sich in die Engelsburg einschließen mußte. Dann ließ er denselben von einer Versammlung seiner Anhänger nochmals absetzen, einen Gegenpapst wählen und von diesem sich die Kaiserkrone aufsetzen. Gregor wurde vom Normannenherzoge aus seiner Einschließung befreit und begab sich mit ihm nach Salerno, wo er im folgenden Jahre starb. Sein Biograph legt dem Sterbenden die Worte in den Mund: „Ich habe geliebt die Gerechtigkeit und gehaßt die Ungerechtigkeit, darum sterbe ich in der Verbannung." Das war das Ende des Mannes, der die Alleinherrschaft der römischen Kirche, worin er das Reich Gottes auf Erden verkörpert fand, in geistiger wie in materieller Hinsicht verwirklichen wollte. Für dieses sein Ideal hat er während seines ganzen Lebens gestritten, aber während er ein geistliches Kaiserreich aufzurichten gedachte, ließ er nur ein politisch-kirchliches System zurück.

Kampf des Vaters mit den Söhnen.

Nach dem Tode Gregors schienen für Heinrich glückliche Zeiten gekommen zu sein. Zwar versuchte die päpstliche Partei, ihm noch neue Gegenkönige gegenüberzustellen, aber diese konnten nicht zu Ansehen gelangen. Doch das Schicksal hatte ihm noch härtere Prüfungen aufbehalten. Die Nachfolger Gregors hatten den Bannfluch gegen den Kaiser erneut. Die mit dem strengen Regimente Heinrichs, der, wie ein Zeitgenosse sagt, die Freveltaten verhinderte, den Frieden und die Gerechtigkeit zurückführte, den Räuber nicht mehr am Wege lagern ließ, dem Kaufmanne und den Schiffen Sicherheit der Straßen schuf, die mit einem solchen Regimente nur wenig zufriedenen Großen zogen den Kirchenbann nur zu gern heran zur Begründung ihrer Empörung. Ja, sogar den Söhnen des Kaisers wurde vorgeredet, sie dürften mit einem Gebannten keinen Umgang haben, die ihm geschworenen Eide seien ungiltig, ja, man erscheine dann erst geheiligt, wenn man den einem Gebannten geschworenen Eid zu nichte mache. Die nach der Herrschaft dürstenden Söhne Konrad und Heinrich empören sich. Ersterer stirbt im Jahre 1101, wie man erzählte, aus Gram über den am Vater verübten Verrat; letzterer maßt sich die Kaiserkrone an, kämpft gegen den Vater, weiß ihm, ähnlich den Söhnen Ludwigs des Frommen, seine Truppen treulos zu rauben, und als der Vater noch

zuletzt an dem Bischofe von Lüttich und dem Herzoge von Lothringen und an der Stadt Köln eine treue Stütze findet, zieht er gegen diese, um auch hier den Vater zu vernichten. Da erschallt plötzlich die Nachricht, Heinrich habe sein unruhvolles, kummerbeladenes Leben am 7. August 1106 geendet. Als Heinrich den Anhauch des Todes verspürte, beichtete er reuig seine Sünden und nahm in demutsvollem Glauben das Abendmahl. Sein letzter Wunsch war, in Speier an der Seite seiner Vorfahren zu ruhen. So ging Heinrich, wenn auch im Banne, doch still und gottergeben, seinen Todfeinden echt christlich verzeihend, den unnatürlichsten unter ihnen, seinen Sohn, sogar segnend, aus dieser Welt. Von seinem Charakter zeugt wohl am besten das Verhalten der Bürger bei seinem Tode. Zu seinem Leichenbegängnisse strömten Witwen und Waisen, außerdem, wie sein Biograph sagt, die Armen des ganzen Vaterlandes zusammen, benetzten den Körper ihres Vaters mit Thränen und küßten seine freigebigen Hände. Der Zudrang war so gewaltig, daß das Begräbnis nur mit Mühe vorgenommen werden konnte. Doch die Bischöfe der päpstlichen Partei mißgönnten dem Toten noch seine Ruhe. Durch sie veranlaßt, ließ sein Sohn die Leiche ausgraben und auf den Korneliusberg, eine kleine Anhöhe auf dem rechten Ufer der Maas, bringen. Kein Seelenamt, keine Totengesänge ertönten über dem Kaisergrabe; nur ein fremder Mönch soll Tag und Nacht in der einsamen Kapelle Trauerpsalmen gesungen haben. Doch auch hier blieb die Leiche nicht. Nach neun Tagen wurde sie auf Geheiß des Königs wieder ausgegraben, um nach Speier gebracht zu werden. Trotz des Widerstrebens der Domherren zog das Volk zuerst mit dem Sarge in den Dom und ließ dort durch um Lohn gedungene arme Geistliche die Totengesänge singen. Die Menge drängte sich um den Sarg, um ihn zu berühren, und glaubte, dadurch einen besondern Segen zu empfangen. Man legte Saatkörner auf denselben, weil

man meinte, daß sie so eine außergewöhnliche, fruchtbringende Kraft gewinnen würden. Die Erde, in welcher der Kaiser geruht hatte, grub man aus und streute sie über die Äcker. Mit Mühe nur konnte man die Gebeine des Entschlafenen, welche die Lütticher wie die Gebeine eines Heiligen achteten, nach Speier bringen. In Speier zeigte das Volk dieselbe Liebe zum Kaiser. In feierlicher Prozession zog es samt der Geistlichkeit demselben entgegen und bestattete ihn neben die Gräber des Vaters und Großvaters. Aber der Bischof ließ den Sarg abermals ausgraben und außerhalb des Münsters in eine ungeweihte Kapelle setzen. Die Bürger verwünschten den Bischof. Fünf Jahre stand die Kaiserleiche unter dem Fluche der Kirche; doch das Volk besuchte gern die Stelle, wohin man den toten König verbannt hatte. Endlich zwang Heinrich V. den Papst, von seines Vaters Asche den Fluch zu nehmen. Am Todestage Heinrichs IV., am 7. August 1111, wurde seine Leiche mit allen kirchlichen Ehren und unerhörter Pracht beigesetzt.

Der Name Heinrich IV. gehört, den Wirren der Zeit enthoben, der Geschichte an. Tausendfach hat sie ihn genannt und wird immer von neuem von seiner unglücklichen Regierung berichten. Das Ziel dieser Regierung ist leicht erkennbar. Die ererbte Macht herzustellen und neu zu befestigen, eine wahrhaft kaiserliche Gewalt, wie sie ihm von seinem Vater hinterlassen war, zu üben und seinem Sohne dereinst zu überliefern: darauf allein waren seine Gedanken gerichtet. Kein neues Recht hat er verlangt, aber jedes überkommene, welches seine Mutter und die Reichsverweser hatten ruhen lassen, gegen Rom und die Fürsten rücksichtslos, sobald er selbst die Regierung ergriff, in Erinnerung gebracht und nach Kräften geübt. Eine vollständige Restauration des alten Kaisertums in seiner ganzen Machtfülle, trotz der Verbreitung neuer kirchlichen Ideeen, trotz des gesteigerten Selbstbewußtseins der fürstlichen Herren, sah er

als die Aufgabe seines Lebens an. Ihre Lösung überstieg seine Kräfte; die andern Mächte waren gewaltiger als die Erinnerungen der alten Zeit. Es bildet die Regierung Heinrichs IV. gleichsam die Kehrseite zu den Erfolgen und dem glanzvollen Regimente Ottos des Großen.

Der erste Kreuzzug.

Veranlassung zu den Kreuzzügen.

Während Kaiser und Papst den gewaltigen ersten Kirchenstreit stritten, war eine Bewegung in der Christenheit emporgekeimt, aufgewachsen und zur Reife gelangt, welche die Gemüter der Christen nicht minder erschüttern und beeinflussen sollte als jener gewaltige Wettkampf; es war dieses die **Kreuzzugsidee**.

Wallfahrten nach dem gelobten Lande waren bei den außerhalb desselben lebenden Christen schon sehr früh Sitte. Besonders häufig aber wurden sie seit den Zeiten des Kaisers Konstantin, welcher das Grab des Erlösers mit einem schönen Gewölbe hatte überbauen und daneben eine Kirche mit aller kaiserlichen Pracht hatte aufführen lassen. Seine Mutter, die heilige Helena, begab sich noch im hohen Alter zu den heiligen Stätten und gründete dort noch einige Kirchen. Seitdem sah man Pilger in Menge, aus der Nähe, wie aus weiter Ferne, bald einzeln, bald in Scharen, nach Palästina wandern, unter ihnen oft vornehme Herren, geistlichen und weltlichen Standes. Wahre, innige Liebe zu dem Erlöser konnte leicht in edlen Herzen das Verlangen entzünden, die heilige Erde zu betreten, auf der sein göttlicher Fuß einst

wandelte, und inbrünstige Verehrung in heißen Thränen auf dem Kreuzeshügel auszuschütten, auf dem er einst sein Blut für die Menschheit vergossen hatte. Die Araber, seit dem siebenten Jahrhundert die Beherrscher dieser Länder, störten solche Andachtsübungen nicht, ließen den Patriarchen und die christliche Gemeinde zu Jerusalem ungekränkt und fanden bei den häufigen Besuchen fremder Pilger sogar ihren Vorteil. Karl der Große schloß überdies ein Freundschaftsbündnis mit Harun al Raschid und ersuchte ihn, die christlichen Wallfahrer auf alle Weise zu schützen. Als das heilige Land der Herrschaft der ägyptischen Kalifen unterworfen wurde, hatten die Pilger schon mit mannigfachen Bedrückungen zu kämpfen, und doch wurden die Wallfahrten im elften Jahrhundert immer zahlreicher. So traten unter andern 1065 der Erzbischof Siegfried von Mainz und die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht mit einem Gefolge von sieben Tausend eine Pilgerreise nach Jerusalem an, die besonders berühmt geworden ist. Sie bestanden viele Gefahren, und nur zwei Tausend dieser frommen Männer sahen ihr Vaterland wieder.

Indes war die Zeit gekommen, wo diese Drangsale sich häuften; denn als die Seldschukken Syrien erobert hatten, fiel die Gewalt in jenen Gegenden an rohe Schwärme. Seitdem eine türkische Horde sich Jerusalems bemächtigt hatte, erschollen laute Wehklagen: Barbaren hätten die Heiligtümer inne, mißhandelten die Christen, beschimpften die geweihten Örter und duldeten die Andachten der gläubigen Pilger nicht mehr. Diese Kunde ging vielen frommen Männern im Abendlande zu Herzen und weckte den Wunsch, in Heeresmasse dorthin zu wallfahrten und das heilige Land, die teuerste Reliquie Christi und der Apostel, den Ungläubigen mit dem Schwerte in der Hand zu entreißen. Schon einige Zeit vorher war Gregor VII. von dem griechischen Kaiser um Hilfe gegen die Seldschukken angegangen worden, und da er hoffte,

bei dieser Gelegenheit die abgefallene griechische Kirche mit der römischen vereinigen zu können, so wollte er die Schwäche des byzantinischen Hofes und die Stimmung der abendländischen Völker benutzen und forderte die Könige von Frankreich und Deutschland zu einem Feldzuge gegen die Sarazenen auf, dem er in Person beiwohnen wollte. Aber sein Kampf mit Heinrich IV., der bald darauf zum Ausbruche kam, ließ ihm keine Zeit mehr, an diesen Plan zu denken, und sein Tod vereitelte dessen Ausführung völlig.

Da erschien ein sonderbarer Mann, Peter genannt, aus der Stadt Amiens, der ehedem im frommen Drange die Welt verlassen, das Einsiedlerleben gewählt und dann auch eine Wallfahrt nach Palästina unternommen hatte (1093); ihn entflammte das Schicksal der dortigen Christen zu einer glühenden Begeisterung, den Heiland zu rächen; er fühlte sich stark genug, das große Werk allein zu unternehmen. Er kam nach Rom, überreichte dem Papste Urban II. (1088—1099), Gregors zweitem Nachfolger, Bittschriften von dem bedrängten Patriarchen von Jerusalem und machte ihm ein rührendes Gemälde von der Lage der Christen und dem Schicksale der Pilger in Palästina. Christus, erzählte er, sei ihm im Traume erschienen und habe ihm befohlen, die ganze Welt zur Befreiung des heiligen Grabes aufzubieten. Urban ging sogleich auf den gewaltigen Plan ein, die abendländische Christenheit in Bewegung zu setzen gegen das Morgenland. Peter ward von ihm durch Italien und Frankreich gesandt, den an ihn ergangenen Ruf des Heilandes von Stadt zu Stadt zu verkündigen und so die Gemüter auf das vorzubereiten, was Urban selbst zu vollenden entschlossen war. Der Ruf von dem heiligen Pilgersmanne zog ihm weit voran, und überall, wo er erschien, ward er als ein Bote Gottes betrachtet. Sein Äußeres bestärkte den Eindruck, den seine Predigten machten. Abgezehrt von Hunger und Durst und langen Beschwerden, barfuß und mit entblößtem Scheitel, in Lumpen

gekleidet, einen Strick um die Lenden, und in der Hand ein Kruzifix, zog er, auf einem Esel sitzend, einher. Doch der Strom seiner Rede und der Feuerblick seiner tiefliegenden Augen drang in die Herzen aller Hörenden; sein Eifer für die Religion und sein strenges Leben flößten Bewunderung und Ehrfurcht ein. Er predigte in Kirchen, an Kreuzwegen und auf der Heerstraße, und seine siegende Beredsamkeit regte alle Gemüter auf. In den heiligen Krieg zu ziehen, suchten Greise noch die längst verrosteten Waffen hervor, und Kinder übten sich, die Lanze zu tragen.

Papst Urban sah mit Wohlgefallen diese schwärmerische Bewegung. Er schrieb ein Konzilium nach Piacenza (im März 1095) aus, und es versammelte sich dazu eine solche Menge von Geistlichen und Laien, daß die Sitzungen unter freiem Himmel gehalten werden mußten. Die feurige Rede, in der er hier die große Angelegenheit der ganzen Christenheit zur Sprache brachte, verfehlte ihre Wirkung nicht. Gesandte des griechischen Kaisers Alexius traten auf, sie baten um Hilfe gegen die sich immer weiter ausbreitende Macht der Türken, und viele legten schon hier das Gelübde ab, hinzuziehen und gegen die Ungläubigen zu kämpfen.

Hierauf wandte sich der Papst nach Frankreich. Auch hier berief er für die Sache Gottes eine Versammlung nach Clermont in der Auvergne auf den November 1095, auf der sein eifriger Apostel Peter ebenfalls erschien. Eine weite Ebene war mit Bischöfen, Fürsten, Rittern und Herren und mit den Scharen des Volkes bedeckt, und als der Papst seiner Beredsamkeit freien Lauf ließ und den Versammelten das unsterbliche Verdienst und den ewigen Lohn im Himmel, Vergebung der Sünden und Gnade bei Gott mit Flammenworten ans Gewissen legte, da blieb kein Auge trocken und keine Wange kalt; aus tausend Kehlen und in den verschiedensten Sprachen erscholl der Ruf: „Gott will es, Gott will es.“ (Dieu il volt, Dio li volt, Dio lo vuole, Deus lo volt.) Nachdem der Papst seine Rede geendet hatte, kniete zuerst der Bischof Ademar von Puy vor ihm nieder und bat ihn um Erlaubnis, dem heiligen Zuge beiwohnen zu dürfen. Als er sie erhalten, folgte seinem Beispiel der Bischof Wilhelm von Orange und nach diesem der größte Teil der anwesenden Geistlichen und Laien. Sie alle hefteten nach alter Pilgersitte und zum Zeichen des gemeinsamen Unternehmens ein rotes Kreuz auf ihre rechte Schulter. Auch erschienen Gesandte des mächtigen Grafen Raimund von Toulouse und berichteten, wie ihr Herr bereits eine beträchtliche Anzahl Ritter zum heiligen Kriege versammelt habe, worauf noch mehrere das Kreuz annahmen. Den Antrag, daß er sich selbst an die Spitze des Heeres stellen möge, lehnte Urban ab und ernannte den wegen seiner Frömmigkeit und Rechtschaffenheit geachteten Bischof Ademar zu seinem Stellvertreter und Legaten, als geistliches Oberhaupt des Heeres.

Nach der Kirchenversammlung reiste der Papst persönlich in Frankreich umher und ermunterte zur Pilgerschaft mit großem Erfolge. Ebenso verbreiteten die Geistlichen und Laien, welche zu Clermont das Kreuz empfangen, die Begeisterung, welche sie dort ergriffen hatte, in ihrer Heimat. Jedermann sah Zeichen am Himmel, die Gottes Willen unwidersprechlich darlegten. Ein feuriger Weg, heißt es, ging durch die dunkle Bläue nach Morgen hin, und bald darauf erschien der halbe Himmel blutrot. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwert, ein anderer ein ganzes Heer, ein dritter zwei feurige Ritter fechtend und den mit dem Kreuze geschmückten siegend gesehen haben, ja, es ging die Sage, Karl der Große sei von den Toten auferstanden und werde die heiligen Streiter selbst anführen. Eine damals ausbrechende Seuche, das heilige Feuer genannt, wurde schon als göttliche Strafe für die Zögerung ausgelegt.

Die große und allgemeine Bewegung, welche jetzt in Europa begann, hat gegen zwei Jahrhunderte gedauert; aus Deutsch-

land und Frankreich, aus England, Italien und dem kalten Norden zogen Kriegsheere auf Kriegsheere nach Asien, man rechnet gegen sieben Millionen Menschen. Allen Kreuzfahrern (dies wurde der Name der heiligen Krieger) war völliger Ablaß der zeitlichen Sündenstrafen verheißen, und denen, die Geld und Gut zurückließen, versprach die Kirche, es in treue Verwahrung zu nehmen und es den Wiederkehrenden unbeschädigt zurückzugeben. Alle Zinsen sollten aufgehoben sein, während der Schuldner im heiligen Lande wäre, und für die Hinterbliebenen sollte väterlich gesorgt werden. Diese Versprechungen der Geistlichkeit ermunterten und beruhigten viele, und wen die Hoffnung des himmlischen Lohnes nicht begeisterte, den bewog das Verlangen, beengenden Verhältnissen jeder Art zu entrinnen, und die Aussicht, in Griechenland und Asien reiche Beute sammeln zu können. Die zinspflichtigen Hörigen oder leibeigenen Bauern, deren Lage äußerst hart und gedrückt war, ließen Pflug und Egge liegen, um sich, das Kreuz auf der Schulter, doch auch einmal der Freiheit bewußt zu werden. „Hinüber, hinüber!“ war der Völkerruf, der von allen Lippen ertönte.

Auszug nach dem Oriente.

Kein allgemeiner Oberanführer, kein gekröntes Haupt trat an die Spitze der sich in verschiedenen Ländern rüstenden Scharen. Jeder Herzog oder Graf, der das Kreuz genommen und durch Reichtum und Ansehen ein Heer zu führen imstande war, sammelte für sich die Kreuzbrüder, die unter seinem Panier streiten wollten. Unter ihnen ragten besonders hervor **Gottfried von Bouillon,** Herzog von Niederlothringen, der Freund und Mitstreiter Kaiser Heinrichs IV., ausgezeichnet durch Tapferkeit, Rechtschaffenheit, Leutseligkeit und Frömmigkeit. Mit ihm nahmen seine Brüder **Eustach** und **Balduin** das Kreuz. Die übrigen fürstlichen Teilnehmer

waren: **Graf Raimund von Toulouse,** ein alter Krieger, der sein Vaterland für immer aufgab, um seine letzten Tage einzig dem Dienste des hl. Grabes zu widmen; **Herzog Robert von der Normandie,** der Bruder des Königs von England; **Graf Robert von Flandern,** ein tapferer Kriegsmann, dem sein Vermögen erlaubte, unvermögende Kreuzfahrer zu unterstützen; **Hugo, Graf von Vermandois** Bruder des Königes Philipp von Frankreich; **Stephan, Graf von Blois,** und die **Normannen Boemund, Fürst zu Tarent, und sein Neffe Tankred,** durch Tapferkeit und Kriegsgeschick hervorragende Ritter.

Weislich faßte man den Entschluß, daß nicht alle desselben Weges ziehen dürften, damit das zahlreiche Volk nicht **einem** Lande beschwerlich falle. Konstantinopel sollte der allgemeine Sammelpunkt der verschiedenen Heere sein. Während die Fürsten und Edlen sich rüsteten, beeilten sich manche Aufgeregte schon vor dem festgesetzten Aufbruchstermine den Zug in das hl. Land zu unternehmen. Scharen ungeordneter und schlecht bewehrter Pilger zogen im Frühlinge 1096 unter der Leitung Peters von Amiens und eines französischen Ritters Walthers von Habenichts (Senzaveir) durch Deutschland nach Ungarn gen Konstantinopel. Als ihnen die kriegerischen Völker an der untern Donau den Durchgang wehrten und die Lebensmittel verweigerten, erstürmten sie Semlin, bedrohten die Mauern von Belgrad und erfüllten das Land mit Raub und Mord. Da fielen die Einwohner über sie her und erschlugen sie zu Tausenden. Die übrigen mit dem Führer erreichten Konstantinopel, wurden nach Kleinasien übergesetzt, fanden aber in den Schluchten und Thälern unweit Nicäa bis auf wenige Versprengte ihren Untergang durch die Seldschukken. Im tapfern Kampfe fiel Walther, umgeben von seinen Brüdern und den tapfersten Genossen. Nicht besser erging es den ungeordneten Scharen, die nach einer blutigen Judenverfolgung in den rheinischen Städten — sie dehnten den Begriff

der Feinde Christi auch auf diese ihre Mitbürger aus und ermordeten und plünderten, sei es aus blindem Religionseifer, sei es aus Habsucht getrieben, Tausende dieser Unglücklichen — unter der Leitung des Priesters Gottschalk und des zwar tapfern, aber rohen und verwilderten Grafen Emiko von Leiningen den Zug nach Palästina angetreten hatten.

So waren bis zum Anfange des Sommers, ehe noch einer der Fürsten sich geregt hatte, gegen 100 000 Menschen aus Frankreich und Deutschland ausgezogen und hatten, ohne das hl. Land nur gesehen zu haben, schon auf dem Wege ihr Grab gefunden. Nun erst, und zwar zur bestimmten Zeit, brachen die Fürsten auf und gelangten, wie festgesetzt war, auf verschiedenen Wegen nach Konstantinopel. Der griechische Kaiser Alexius erschrak ob der gewaltigen Macht, die seine Länder überschwemmte. Aber wenn er mit Gewalt der Waffen sich derselben auch nicht erwehren, noch sie seinem Willen unterwerfen konnte, so sollten Schlauheit und betrügliche Hinterlist ihn zum Ziele führen. Er veranlaßte die Fürsten, ihm den Lehnseid zu schwören und das Versprechen zu geben, daß er alle die Städte wiedererhalten würde, die vor der Christen Ankunft ihm gehört hätten, falls sie in die Hände der Kreuzfahrer kommen würden. Nun setzte er das Heer nach Asien über. Dieses vereinigte sich bald mit dem Reste der von Peter dem Einsiedler geführten Scharen. Derselbe erzählte betrübt, wie ihre eigene Schuld sie ins Verderben gestürzt; doch mußte die Freude über den unermeßlichen Fortgang seines Unternehmens bei ihm jenen Schmerz überwiegen; denn eine Zählung des Gesamtheeres ergab, daß an den Küsten des Bosporus, mit Inbegriff der Weiber und Kinder, 600 000 Menschen versammelt waren. Darunter befanden sich 300 000 zum Kampfe fähige Fußgänger und 100 000 geharnischte Reiter. Niemals hat ein freier Entschluß Völker von so verschiedenen Sitten und Sprachen in solcher Zahl zu **einem** Zwecke vereinigt. Die Belagerung der

Stadt Nicäa und der Sieg über den zum Entsatze herbeieilenden Sultan war die erste bedeutende Waffenthat der Kreuzfahrer. Lange widerstand die durch ihre Lage wie durch eine tapfere Besatzung verteidigte Stadt den im Belagerungskriege ungeübten Abendländern; und als sie sich nicht mehr halten konnte, pflanzte sie die byzantinische Fahne auf ihre Zinnen auf und schützte sich dadurch vor der Erstürmung und Plünderung. Wohl murrten die Kreuzfahrer, daß ihnen die Beute entgehen sollte, aber das Gefühl der Ehre und Religion und die Aussicht auf Belohnung siegten endlich über die rohen Triebe der Habsucht und Rache. Sie überließen Nicäa dem klugen Alexius, der dann die Führer mit wertvollen Geschenken, die Kriegsleute mit entsprechenden Gaben belohnte und unter die Hilfsbedürftigen reichliche Almosen verteilte.

Doryläum und Antiochia. Hierauf zogen die Kreuzritter in zwei getrennten Heerhaufen weiter nach Süd-Osten durch das Gebiet des Sultans von Ikonium. Da stellten sich die wohlberittenen Seldschukken unter Kilidsch Arslan bei Doryläum der einen Abteilung entgegen, deren Untergang unvermeidlich schien, als zu rechter Zeit Gottfried mit dem andern Heere zu Hilfe kam und die Türken zurückschlug. Die Eroberung des reichen Lagers voll prächtiger Stoffe war die Frucht des **Sieges bei Doryläum.** — Mangel an Lebensmitteln in dem von den Türken ringsum verwüsteten Lande und die Zwistigkeiten zwischen Tankred und Balduin minderten indessen bald die Reihen des Pilgerheeres. Viele erlagen dem Hunger, der Anstrengung und dem feindlichen Schwerte. Andere zogen heim, noch andere trennten sich vom Heere und gründeten in der Fremde auf eigene Hand Herrschaften mit heimischen Einrichtungen. So zog Balduin nach Edessa, einer Einladung des christlichen Fürsten Thoros folgend, der ihn gegen die Türken zu Hilfe gerufen und in feierlicher Versammlung zum Sohne und Nachfolger erklärte. Und als bald darauf der alte Fürst von dem über sein tyrannisches Regiment erbitterten

Volke ermordet ward, erlangte der flandrische Ritter die Herrschaft in der berühmten Stadt und machte das Euphratgebiet zu einem festen Bollwerke des heiligen Landes. — Endlich traf das Heer in der reizenden Gegend von **Antiochia** am Orontes ein und umlagerte die feste, mit allem reichlich versehene und von dem Seldschukkenfürsten Baghi Sidhan tapfer verteidigte Stadt. Aber Mangel, Krankheit und die kühnen Ausfälle der Belagerten brachten die Kreuzfahrer bald in große Not. Erst als ein zum Entsatze herbeieilendes Türkenheer zurückgeschlagen war, und genuesische Schiffe dem Mangel abgeholfen, gelang es nach neunmonatlicher Belagerung die Eroberung der Stadt. Ein zum Islam übergetretener Syrer von vornehmer christlicher Herkunft hatte, von dem Emir beleidigt, mit Boemund Verbindungen angeknüpft und öffnete dem Normannenfürsten, nachdem sich dieser zuvor den Besitz Antiochiens von den übrigen Heerführern hatte zusichern lassen, bei nächtlicher Weile einen Zugang. Furchtbar war die Rache der Christen in der eroberten Stadt: Flucht, Morden, Verfolgung durch alle Straßen, grenzenloses Entsetzen auf der einen, losgelassene Wildheit auf der andern Seite; so wurde kein Gefangener gemacht und kein Fliehender geschont. Die Zahl der Erschlagenen überstieg zehntausend. Aber schon nach drei Tagen erschien der seldschukkische Sultan von Mosul und schloß mit zahllosen Scharen das nunmehr entblößte Antiochien ein. Da geriet das Kreuzheer in kurzem in solche Hungersnot, daß sein Untergang unvermeidlich schien, und Verzweiflung sich aller bemächtigte. Aus dieser Lage rettete sie die nach der Angabe eines Priesters in der Peterskirche entdeckte **heilige Lanze,** deren Auffindung die ausgehungerten, halbnackten Kreuzfahrer in solche Begeisterung versetzte, daß sie bei einem Ausfalle das übermächtige Heer der Belagerer in die Flucht schlugen, das reiche Lager derselben eroberten und sich den Weg nach Jerusalem öffneten. Der Glaube an die Echtheit der Lanze schwand jedoch bald, als der Priester

Peter an den Folgen des ihm aufgelegten **Gottesurteiles** starb. Es ist eine bekannte Legende, wie er, die heilige Waffe in der Hand, durch den von zwei Reihen brennenden Reisiges gebildeten Flammenweg schritt, aber zwölf Tage später an den Brandwunden und an den durch die Verehrung des Volkes empfangenen Verletzungen starb. Nur Raimund und die Provençalen hielten den Glauben an die Echtheit fest.

Das befreite Jerusalem. Nunmehr zwang das Heer die hadernden Fürsten, die das hohe Ziel über selbstsüchtigen Zwecken aus dem Auge verloren, zum schleunigen Aufbruche. Ihr Weg führte zwischen der Meeresküste und dem Libanon hin. Als sie um Pfingsten über Ramla und Emmaus die Anhöhe erreichten, wo zuerst Jerusalem sichtbar ward, da fielen sie in heiliger Andacht auf die Kniee, vergossen Thränen der Freude und priesen Gott mit Lobgesängen. Aber die Eroberung der festen, mit allen Bedürfnissen wohl versehenen Stadt, die mittlerweile in die Gewalt des fatimidischen Kalifen von Ägypten gefallen, war eine schwere Aufgabe für das geschwächte, ermattete und aller Belagerungswerkzeuge entbehrende Pilgerheer. Mangel an Lebensmitteln und Trinkwasser und die verzehrende Glut der Sonne wirkten verderblicher als die Pfeile der Feinde. Ein verfrühter Angriff ohne Maschinen und Sturmleitern wurde zurückgeschlagen; mit jedem Tage wuchs die Not und Gefahr. Erst als man von einigen bei Joppe gelandeten genuesischen Schiffen Lebensmittel, Arbeitsgeräte und Werkmeister erhalten, als Tankred durch einen glücklichen Zufall in einer Grotte tief versteckt gewaltige Stämme entdeckte, die schon früher den Ägyptern zur Berennung der Stadt gedient hatten, als aus einem entlegenen Walde Holz zum Baue von Maschinen und Türmen herbeigeschafft wurde, nahm der Krieg einen bessern Fortgang, und die neuerwachte Begeisterung überwand endlich alle Hindernisse. Nach dreißigtägiger Belagerung wurde endlich Jerusalem durch einen zweitägigen Sturm unter dem Rufe: „Gott will

es! Gott hilft uns!" von den Kreuzfahrern erobert. Schrecklich war jetzt das Los der Überwundenen, durch deren Ermordung blinder Religionseifer eine heilige Pflicht abzutragen glaubte. Über die Treppe der Moschee rieselte das Blut von zehntausend erschlagenen Sarazenen, die Juden wurden in ihrer Synagoge verbrannt; keines Alters, keines Geschlechtes wurde geschont; die Straßen füllten sich mit Leichen, Blut und Gliedmaßen von Verstümmelten; die Luft ertönte von dem Jammergeschrei und Gestöhne der Verwundeten und Sterbenden; Raub, Mord und Verwüstung herrschten allenthalben. Erst als die Rache gestillt und die Raubgier befriedigt war, kehrte christliche Demut, Bußfertigkeit und frommer Sinn in die Gemüter zurück; und nun sah man dieselben Menschen, die kurz vorher wie rasende Tiere gewütet, entblößten Hauptes und barfuß unter Lobgesängen nach der Kirche des heiligen Grabes ziehen, um an geweihter Stätte mit inbrünstigem Gebete und unter Freudenthränen Gott für das gelungene Werk zu danken und Buße zu geloben. Als die Stadt gereinigt und die Ruhe und Ordnung wieder hergestellt war, traten die Fürsten in Beratung über die Wahl eines Oberhauptes. Die Ansprüche des Klerus, Jerusalem mit der Umgegend zu einem kirchlichen Gemeinwesen zu machen, wurden beseitigt und die Errichtung einer weltlichen Herrschaft beschlossen. Manche gedachten Raimund mit der höchsten Würde zu schmücken; aber schließlich vereinigte sich die Wahl der Fürsten auf **Gottfried von Bouillon,** der auf dem ganzen Zuge ebensoviel Festigkeit und Besonnenheit als Frömmigkeit und Großmut gezeigt hatte. Aber in christlicher Demut weigerte sich der Herzog, an der Stätte eine Königskrone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter einer Dornenkrone geblutet. Er verschmähte die äußere Auszeichnung und nannte sich **Beschützer des heiligen Grabes;** und mit wie viel Recht er diesen Titel führte, bewies bald nachher der glorreiche Sieg bei **Askalon,** wo er mit geringen Streitkräften die

überlegene Heeresmacht des ägyptischen Sultans zurückschlug, den christlichen Rittern unermeßliche Beute erwarb und dem jungen Königreiche Jerusalem seine fernere Dauer sicherstellte. Aber schon im nächsten Jahre erlag Gottfried von Bouillon dem ungewohnten Klima und der heftigen Anstrengung. Er ward beerdigt in der Kirche des heiligen Grabes und gleichmäßig beweint von Franken, Syrern und Griechen, ein reiner, sittlicher Charakter, der echte Repräsentant des religiösen Heldentumes der Zeit, daher auch die Liebe und Begeisterung der Mit- und Nachwelt vorzugsweise an seinen Namen geknüpft ist. Sein Bruder **Balduin,** welcher auf die Kunde von Gottfrieds Tode das Fürstentum Edessa seinem Verwandten Balduin von Burg zu Lehen gab und nach Jerusalem eilte, erbte die Herrschaft und nahm zuerst den **Königstitel** an.

Das Rittertum.*)

Eine der charakteristischsten Erscheinungen des Mittelalters, welche das staatliche, kirchliche und gesellschaftliche Leben vielfach beeinflußt hat, ist das **Rittertum**. Es ist hervorgegangen aus dem innersten Wesen der alten Germanen, denen der Mann nur insofern etwas galt, als er seine persönliche Kraft entfaltete und dieselbe zur allgemeinen Geltung brachte. Lange Zeit hatten die freien Mannen in dem aus ihnen sich bildenden Heerbanne Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zu bewähren, als Kämpfer sich zu erproben. Aber immer mehr verschwand die Summe der Gemeinfreien, es wuchs die Zahl der Mächtigen, die sich die minder Bedeutenden unterzuordnen, zu Vasallen zu machen wußten. Nun schwand auch allmählich der Heerbann, es trat an seine Stelle das Vasallenheer. Die Anfänge auch dieser Heereseinrichtung reichen hinauf bis in die Urzeit des Germanentums. Jedem von der Gemeinde der freien Deutschen zum Fürsten Erkorenen stand es frei, aus den Jünglingen und Männern, die freiwillig in seinen Dienst zu treten begehrten, ein bewaffnetes Gefolge sich zu bilden. In unverbrüchlicher Treue, die durch einen Eid bekräftigt war, standen die Gefolgsgenossen zu dem Oberherrn,

*) Mit Benutzung von Stake und Wernicke.

und mit den stärksten sittlichen Banden war das ganze Verhältnis befestigt. Ruhm, Ehre und Lohn teilte der Untergebene mit seinem Führer; seine Huld war jedem Genossen der höchste Stolz, und alle wetteiferten, die erste Stufe in der Schar zu gewinnen, denn das Urteil des Führers bestimmte verschiedene Rangstufen in derselben. War dies der Ehrgeiz der Mannen, so war das Streben des Führers, eine möglichst zahlreiche Schar um sich zu sammeln und sich namentlich in Kriegszeiten mit vielen kräftigen Jünglingen zu umgeben. Durch die Stürme der Völkerwanderung hindurch, in den auf den Trümmern des Römerreichs entstandenen staatlichen Neuschöpfungen hatte sich diese germanische Eigentümlichkeit erhalten und zu dem Lehnssystem sich weiter entwickelt. Es war aus dem Kriegsgefolge der Heeresfürsten ein neuer Adel erwachsen, der seinen kriegerischen Ursprung in der Folge niemals verleugnete. Für ihre Kriegsdienste verlieh der Gefolgsherr den Genossen, den Vasallen Güter und Besitzungen, aber nicht als Erbe und Eigentum, sondern nur leih- und bedingungsweise, d. h. als Lehen. Allmählich erwuchs der König zum Obergefolgsherr, in dessen Dienste die übrigen Gefolgsherren mit ihren Vasallen eintraten. So bildete sich ein Abhängigkeitsverhältnis, welches in einer ununterbrochenen Reihenfolge den niedrigsten Vasallen mit dem obersten Lehnsherrn verband, aber auch zwischen der untersten und obersten Stufe mannigfache Mittelglieder schuf. Die ganze Kette wurde aber zusammengeschlossen durch den Lehnseid, den Treueid, den jeder Vasall dem Lehnsherrn leistete und auf dem allein die Rechtmäßigkeit seines Besitzes beruhte. Jeder Vasalleneid aber schloß in sich den Diensteid gegen den Obergefolgsherrn, den König.

Die Stürme der letzten Karolingerzeit vernichteten den Stand der kleinen freien Gutsbesitzer und damit auch den darauf beruhenden Heerbann fast gänzlich. Wie hätte bei den entsetzlichen Einfällen der Ungarn, wenn die Saaten zer-

treten, die Scheunen geleert, die Wohnungen eingeäschert wurden, der gemeine Mann sich und die Seinen erhalten können, zumal man ihn zum Schutze des Landes immer von neuem wieder zu den Waffen rief. Nur dadurch konnte er sich von der äußersten Not erretten, daß er seine freien Grundstücke einem mächtigern Manne, der ihn in der schlimmen Stunde der Gefahr zu schützen vermochte, übertrug und sich so gegen Zins Schutz und Sicherheit erkaufte. Wer aber mit leeren Händen kam, wer kein Gut mehr anzubieten hatte, der mußte, um nur das nackte Leben zu retten, in die Reihen der hörigen Leute sich stellen. So teilt sich das Volk in zwei große getrennte Massen, in den Stand der meist hörigen, aller höhern Freiheits- und Ehrenrechte entbehrenden Bauern und in den gebietenden Kriegerstand, der trotzig und übermütig alle Gewalt an sich zu reißen wußte.

Trotzig und übermütig gebärdete sich dieser Stand nicht bloß gegen die minder Mächtigen und die Untergebenen; auch gegen die Starken und die Standesgenossen greifen die verwegenen und kampfeslustigen Krieger zu den Waffen, und nun entsteht infolge der Schwäche der Königsherrschaft fast ein Krieg aller gegen alle. Wohl lernten in diesen kleinen Fehden die Vasallenheere die Waffen führen, aber wie man die Einfälle eines ganzen Volkes verhindern, wie man den entsetzlichen Schwärmen der Ungarn sich erwehren sollte, das wußten sie nicht, das lehrte die Deutschen der Neugründer des deutschen Reiches, König Heinrich I. Er schuf ein Reiterheer, das die entsetzlichen Fremden verjagte, das Sicherheit gewährte dem so häufig zertretenen, ja, fast vernichteten Reiche. Von jetzt ab bildeten die, welche den Heeresdienst zu Rosse leisteten, das eigentliche Kriegsvolk. Der dem Mittelalter eigentümliche Gesellungstrieb machte sich auch bei diesem Stande bald geltend, er schloß sich ab von den übrigen Ständen, die eben auch im Begriffe waren, in nicht minder fest umschlossene Grenzen sich abzusondern. Als nun, den Zeitverhältnissen entsprechend, zu diesen weltlichen Eigentümlichkeiten religiöse sich hinzugesellten, als der deutsche Held zu einem christlichen sich umgestaltete, als dann für diese christlichen Helden ein Feld der Thätigkeit sich öffnete, diesen Anschauungen so ganz und voll entsprechend, die Kreuzzüge, da entsteht das allmählich in ganz bestimmte Formen sich kleidende, mit genau beobachteten Verpflichtungen und Rechten ausgerüstete mittelalterliche **Rittertum.** Gerechtigkeit, Milde, Schutz der Schwachen und Unterdrückten, besonders der Frauen und der Diener der Kirche, werden nun allgemein anerkannte Pflichten und Tugenden christlicher Ritter.

Um Ritter zu werden, war Abstammung aus einem ritterlichen Geschlechte nötig, d. h. aus einem solchen, in dem der Kriegsdienst zu Pferde herkömmlich war. Bis zu seinem siebenten Jahre wuchs der ritterliche Knabe unter der Pflege der Frauen auf; dann trat er als Edelknabe oder Page (Junkherlin oder Garzun) in den niedern Dienst eines Höheren, gewöhnlich des Lehnsherrn. Hier lernte er Pagendienste verrichten, diente bei Tische, begleitete den Herrn auf der Jagd, auf Reisen und andern Fahrten, um sich an Zucht und Gehorsam, an Abhärtung und Entbehrung zu gewöhnen. Zugleich bekam er eine ritterliche Erziehung; er lernte ein Pferd tummeln, die Armbrust spannen, das Schwert führen und bildete in Leibesübungen aller Art seine Kraft aus. Daneben lernte er Singen und Saitenspiel, insbesondere aber, daß Gott lieben und die Frauen ehren, die ersten Pflichten des künftigen Ritters seien. Nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre wurde er Knappe und empfing das Schwert, um von nun an die eigentliche Waffenkunst in strengern Übungen zu erlernen. Als Waffenträger begleitete er seinen Herrn überall, besonders zu Fehden und Turnieren, und leistete ihm oft, an seiner Seite fechtend, treuen Beistand, ja, ging wohl für ihn in den Tod. Im einundzwanzigsten Jahre erfolgte unter eigentümlichen Feierlichkeiten, die jedoch nicht überall dieselben

waren, die Aufnahme in den Ritterstand. Sie geschah gewöhnlich an großen Höfen, bei Festen, in einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Geistlichen und Edelfrauen. Der würdig befundene Knappe, der in den Ritterstand aufgenommen werden sollte, mußte tags vorher fasten und die Nacht in der Kirche unter andächtigen Gebeten zubringen. Am Morgen des Festes nahm er ein Bad und legte sich dann in ein schönes Bett, um anzudeuten, daß er, von Sünden gereinigt, das Paradies gewinne. Nun wurden ihm weiße und rote Gewänder und schwarze Schuhe angelegt; jene sollten ihn an Reinheit des Wandels, an Vergießung seines Blutes für Gott und die Kirche, diese an den Tod und das finstere Grab erinnern. Dann, in die Versammlung geführt, mußte er auf das Evangelienbuch schwören, daß er der Tugend unwandelbar leben, täglich die Messe hören, dem katholischen Glauben treu sein, die Kirche, die Schwachen und Unschuldigen verteidigen und seinem Oberherrn gehorchen und bis in den Tod treu bleiben wolle. Darauf wurde ihm von einem bewährten Ritter, bisweilen von einem Fürsten oder dem Könige, der Ritterschlag (die Schwertleite) erteilt, d. h. er erhielt einen oder drei leichte Schläge mit dem flachen Schwerte auf die Schulter, wobei die Worte gesprochen wurden: „Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter.“ Nun wurden ihm außer dem Schwerte die übrigen Waffenstücke überreicht, nämlich die Lanze (Gleve), der Helm mit Visir und Helmbusch (Zimier), der Schuppen-, Platten- oder Ringelpanzer, der gestickte Wappenrock, die farbige Schärpe, die Blechhandschuhe und die goldenen oder vergoldeten Sporen. Ein Festgelage schloß die Feier. Bei Ärmern war die ganze Handlung natürlich einfacher. Oft wurde ein tapferer Knappe mit mehrern andern nach einem Siege gleich auf dem Schlachtfelde von seinem Lehnsherrn zum Ritter geschlagen.

Zur Erhaltung des ritterlichen Sinnes dienten besonders

die Turniere. Sie wurden gewöhnlich zu Ehren eines festlichen Tages veranstaltet und die Teilnehmer lange zuvor dazu eingeladen. Nur Ritter von altem, echtem Adel und unbescholtenen Sitten durften an den Turnieren teilnehmen, weshalb Kampfrichter angeordnet waren, um durch Prüfung der Waffen und des Wandels die Turnierfähigkeit jedes Ritters zu untersuchen. Der Turnierplatz war mit Sand bestreut und mit Schranken umgeben, hinter denen das Volk stand. Die Damen und hohen Personen saßen auf Balkonen. Für das Turnier selbst bestanden eigene Gesetze, deren Beobachtung Richter und Ritter überwachten. Turniervögte, Wappenkönige, Herolde und Grieswärtel hatten für die Aufrechthaltung der Ordnung und zur Vermeidung von Unglück zu wirken.

Unter rauschender Musik eilten die von Kopf bis zu Fuß in Eisen gehüllten Ritter in die Schranken ein, worauf der Herold die einzelnen Festpaare aufrief. Zuerst kam das Lanzenstechen. Mit eingelegter Lanze rannten die beiden Kämpfer auf scharf angespornten Pferden gegeneinander und suchten sich gegenseitig vom Rosse zu werfen. Saßen beide fest, so zersplitterten oft die Lanzen an den Brustharnischen, zuweilen flogen beide Kämpfer aus dem Sattel, zuweilen ward einer, der Zügel und Steigbügel nicht loslassen wollte, samt dem Pferde rücklings zu Boden geworfen. Beim Scharfrennen wurden spitze Lanzen gebraucht, weshalb ein solches Turnier mitunter unglücklich ablief, indem mancher tödlich verwundet wurde. Auch beim stumpfen Rennen brachen viele, vom Pferde stürzend, die Rippen oder das Genick. Auch ritt man zuweilen in ganzen Scharen gegeneinander. Nach dem Lanzenstechen folgte der Schwertkampf zu Fuß und zu Roß.

Wer von den Kämpfern die meisten Gegner überwunden hatte, erhielt aus den Händen der vornehmsten und schönsten Dame den sogenannten „Dank“, der in einer goldenen Kette oder in einem goldenen Ringe oder in einem Wehrgehänge

oder sonst kostbaren Waffenstücken bestand. Die nach ihm kommenden Sieger erhielten einen ähnlichen, nur geringern Dank. Nun folgte ein festliches Mahl, vor welchem die Sieger von den Damen entwappnet wurden, um dann, mit Prachtkleidern geschmückt, neben ihnen zu sitzen und nachher den Tanz mit ihnen zu eröffnen. Bei diesen Turnieren zeigten manche vornehme Ritter ihren ganzen Reichtum.

Die Wohnung des Ritters war die Burg, bei den ärmern klein, eng und unwohnlich. Rings umgab sie ein Graben, über den eine Zugbrücke führte, sie lag meist auf steiler, windiger Höhe, oder sie befand sich im Flachlande inmitten von Wasser- und Sumpfbefestigungen. Im Innern war der Burghof, von den Ställen der Pferde, Hunde und dergleichen umgeben; über diesen ging es in den Saal, das Hauptgemach der Burg, den gewöhnlichen Aufenthalt der Männer. Höher lagen die Kemenaten, der Aufenthalt der Frauen, und den Abschluß der Befestigung bildete der Turm (turn), der bei größeren Burgen die Schlafkammern, gewöhnlich aber nur Treppen, Verliese und Wachtstuben enthielt. Größere, besonders fürstliche Burgen hatten auch größeres Gelaß, oft bis zu drei Höfen, in denen man selbst Ritterspiele halten konnte, und Kirche und Kapelle. Wenn kein Aufgebot zu einer Hoffahrt oder zu einer Fehde den Ritter hinausrief, so ging das Leben in der Burg einfach und einförmig dahin, nur durch die Freuden der Jagd und fröhlicher Zechgelage im Saale unterbrochen, wenn Besuch aus der Nachbarschaft kam. In der Zeit des echten Rittertums galt „Stegreif", d. h. das Ausziehen auf Raub und Wegelagerung, für ein entehrendes Handwerk. Aber noch trauriger und öder ward das Leben in der Burg im Winter, wenn der Schnee Straßen und Pfade unwegsam machte. Um so mehr wurde das erste Nahen des Frühlings begrüßt und die sanfte, süße Sommerzeit gefeiert, wo es wieder hinausging zu den glänzenden Hoffesten der Könige und Fürsten, zu den prächtigen

Turnieren, zu dem geselligen Verkehr stolzer Ritter und schöner Frauen.

Den innern Kern, den geistigen Gehalt des Rittertums bildete die Diensttreue gegen den Herrn, die bis in den Tod, ja, zuweilen, wie bei Hagen im Nibelungenliede, bis zum Verbrechen geleistet ward, und deren Verletzung als Felonie, d. h. als Abfall und Verrat, galt. Mit der Treue verbanden sich die Tugenden der Rechtgläubigkeit, der Beschirmung der Schwachen, Frauen und Waisen als christliche Ritterpflichten.

Zu der Frömmigkeit und Tapferkeit, welche den Grundcharakter des mittelalterlichen Rittertums bildeten, kam noch als drittes Element das eigentümliche Verhältnis desselben zum weiblichen Geschlechte, und alles dies verlieh ihm eben jenen unwiderstehlichen Reiz, jene romantische Färbung, durch welche es sich auszeichnete. Alles dies wurde noch gesteigert durch den romantischen Geist des Zeitalters, der die Ritter oft zu den abenteuerlichsten Unternehmungen trieb, zu deren Ausführung sie sich durch heilige Gelübde verpflichteten. Viele zogen als fahrende oder irrende Ritter in ferne Lande, um Abenteuer aufzusuchen, teils weil sie durch Thaten der Tapferkeit die Liebe und Bewunderung ihrer Dame zu erlangen strebten, teils auch, um Beute zu gewinnen, teils endlich, um überhaupt Ehre und Ruhm zu erwerben. In dem altdeutschen Gedichte „Iwein" sagt ein solcher fahrender Ritter zu einem Manne, dem er begegnet: „Ich suche Abenteuer." Auf die Frage, was das sei, antwortete er: „Siehe, wie ich gewappnet bin. Ich heiße ein Ritter und bin des Sinnes, daß ich suchend ausreite, um einen Mann zu finden, der mit mir streitet, und der wie ich gewappnet ist. Schlägt er mich, so wird er gepriesen; besiege ich ihn aber, so hält man mich für einen Mann, und ich werde dadurch würdiger, als ich bisher war." Wie bei allen historischen Erscheinungen, so lagen jedoch auch bei dem Rittertume eben in der höchsten Blüte schon die Keime des Verfalles, und bereits bald nach

den Kreuzzügen begann es zu sinken. Vielleicht durch jene infolge des Zusammentreffens der verschiedensten Nationen angebahnte völlige Verschmelzung der nationalen Eigentümlichkeiten wurde mit der Grund gelegt zu der immer furchtbarer hervortretenden Plattheit und Gemeinheit in demselben, so daß ein alter Schriftsteller klagt: „Die Ritter beschweren sich nicht mit Eisen, sondern mit Wein, nicht mit Lanzen, sondern mit Speisen, nicht mit Schwertern, sondern mit Schläuchen, nicht mit Speeren, sondern mit Bratspießen. Schlachten und Rittergefechte lassen sie auf Sättel und Schilde malen, damit sich ihre Phantasie an den Bildern von dem ergötze, was sie weder zu sehen noch zu thun wagen.“ Eine Hauptursache so schmählichen Verfalles lag in der grenzenlosen Vermehrung der Zahl der Ritter. Die sich gegenseitig befehdenden oder gegen den König sich auflehnenden Großen verliehen einer großen Menge von Menschen die Ritterwürde, um an ihnen Anhänger in solchen Fehden zu finden, und wenig kümmerten sie sich um die Sitten und den Wandel derselben. Bald folgten die Herrscher ihrem Beispiele nach. Kaiser Friedrich I. schlug nicht nur geringe Soldaten, sondern selbst Handwerker auf dem Schlachtfelde zu Rittern, wenn dieselben sich nur durch Mut und Tapferkeit ausgezeichnet hatten, und das mochten die Verhältnisse der Zeit entschuldigen. Später aber erteilte Kaiser Friedrich III. ihnen förmlich das Recht zur Erlangung der Ritterwürde; ja, man ging endlich soweit, sogar Knaben, Gaukler und Possenreißer, überhaupt Leute des niedrigsten Standes, zu Rittern zu machen. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß die alten Ritter sich von der Gemeinschaft solcher zurückzogen, und daß auch bei ihnen die Liebe zu ritterlichen Thaten immer mehr erkaltete. So war es natürlich, daß auch der Ritterstand von dem damals mehr oder weniger alle Stände ergreifenden Sittenverderben nicht mehr frei blieb, ja, daß es bei den in Reichtum, Glanz und Wohlleben schwelgenden Rittern noch mehr Eingang fand als anderswo. Während so die Sittlichkeit des Ritterstandes untergraben wurde, verschwand auch die Ehrfurcht gegen die Geistlichkeit immer mehr. Die Klöster hatten sich während der Kreuzzüge vielfach mit den Gütern der Adeligen bereichert, und die Geistlichen verpraßten dieselben jetzt in trägem Wohlleben; mußten da nicht die Ritter mit Haß gegen diejenigen erfüllt werden, welche ihnen als Räuber des väterlichen Erbes erschienen? Mit der Ehrfurcht vor den Geistlichen schwand aber auch die Gottesfurcht selbst, und Geringschätzung und Verachtung des Göttlichen trat an ihre Stelle. Ebenso erging es mit der Verehrung der Frauen. Schon die Bekanntschaft, welche sie mit dem weiblichen Geschlechte im Oriente und mit dem Verhältnisse desselben zu den Männern gemacht hatten, mußte die reine Hochachtung der Ritter vor demselben trüben, und die Frauen, verleitet durch das Beispiel der ausgearteten Ritter, wurden leider auch reiner Hochachtung immer mehr unwürdig. Nachdem so die beiden Grundpfeiler des Rittertums, die Gottesfurcht und die Ehrfurcht vor den Frauen, vernichtet waren, bedurfte es nur noch einer äußern Veranlassung, um auch das letzte, was dem sinkenden Ritterwesen noch Halt zu verleihen imstande war, das Ansehen persönlicher Tapferkeit, zu erschüttern. Diese Veranlassung gab die gegen das Ende des Mittelalters allgemein werdende Einführung stehender Heere und die Erfindung des Feuergewehres. Solche Söldnerheere, wie die von Maximilian I. verwendeten Landsknechtscharen, die den Fürsten in unbedingtem Gehorsame folgten, mußten denselben bald erwünschter erscheinen, als die immerhin zweifelhafte Hilfe der Ritter. Je mehr diese Söldner belohnt und begünstigt wurden, um so lebhafter suchten auch die Ritter in die stehenden Heere aufgenommen zu werden, und teils erhielten sie Befehlshaberstellen, teils warben sie auch selbst Söldnerscharen. Als nun endlich der immer allgemeiner

werdende Gebrauch der Schußwaffen, besonders des groben Geschützes, die bisherige Bewaffnung der Ritter zu einer unnützen Last machte, da legten sie einen Teil der Rüstung nach dem andern ab, und gleichzeitig schwand auch die letzte Spur des alten Rittergeistes. Nur mühsam erhielt sich das Rittertum noch einige Zeit als leere Form, aus der längst das Leben gewichen war; endlich verschwand es bis auf den Namen, und die alte echte Ritterzeit erscheint fast wie ein wundersamer, phantastischer Traum.

Die geistlichen Ritterorden.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stammes,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.

In diesen Versen verherrlicht Schiller die wunderbare Erscheinung des Mittelalters, in welcher das Rittertum seine höchste und schönste Blüte erreichte, **die geistlichen Ritterorden.** In ihnen verband sich andächtiger Glaubenseifer mit unerschütterlicher Tapferkeit, der Geist des Mönchswesens und der des Rittertums auf eine ganz eigentümliche Weise. Zu den drei Mönchsgelübden: Armut, Keuschheit und Gehorsam wurde noch ein viertes hinzugefügt: Kampf wider die Ungläubigen und Beschützung der Pilger. Die Ritterorden sind

hervorgegangen aus Genossenschaften, die sich die Pflege armer und kranker Pilger zur Aufgabe gestellt. So der **Johanniterorden** aus einer Verbindung von Kaufleuten aus Amalfi, die schon lange vor den Kreuzzügen in Jerusalem, nahe an der Kirche des hl. Grabes, eine Kapelle und ein Benediktinerkloster erbauten und damit ein Hospital verbanden zur Aufnahme hilfsbedürftiger Pilger. Sie wählten Johannes den Täufer zu ihrem Patrone und nannten sich „Hospitalbrüder des hl. Johannes von Jerusalem". Zur Zeit des ersten Kreuzzuges nahmen sie sich der Kranken und Notleidenden mit der größten Aufopferung an. Bald erhielten sie große Geschenke, Besitzungen und im Jahre 1113 eine Ordensverfassung. Als Ordensgewand trugen sie einen **schwarzen Mantel** mit einem **weißen achteckigen Kreuze** auf der linken Seite. 1118 wurde der Orden ein Ritterorden, indem nun zu den drei Mönchsgelübden noch die Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen hinzukam. Die Mitglieder zerfielen in: Priester, Ritter, dienende Brüder. Für die im Oriente gegründeten christlichen Reiche waren sie eine der wichtigsten Stützen. Nach Vertreibung der Christen aus Palästina fand der Orden eine Zufluchtsstätte in Cypern. Im Jahre 1310 bemächtigte er sich der Insel Rhodus, und als er daselbst den Türken weichen mußte, gab ihm der deutsche Kaiser Karl V. die Inseln Malta, Gozzo, Commino unter der Verpflichtung beständigen Kampfes gegen die Ungläubigen und Seeräuber. Wie sie nach der Insel Rhodus eine zeitlang **Rhodiserritter** genannt wurden, so erhielten sie nun den Namen **Malteserritter.** Ihre Selbständigkeit bewahrten sie bis zur französischen Revolution. Napoleon Bonaparte machte derselben gelegentlich des abenteuerlichen Zuges nach Ägypten ein Ende.

Der zweite dieser Orden, der der **Tempelherren,** entstand fast zur selben Zeit wie der Johanniterorden. Er trägt seinen Namen von der Wohnung der Stifter, die an der Stelle des

Tempels Salomos sich befand. Gegründet wurde er im Jahre 1118 und bestätigt 1127 vom Papste Honorius II. Die Ordenstracht war ein **weißer, leinener Mantel mit blutrotem achteckigem Kreuze,** ein Zeichen, daß sie dem Dienste der Kirche ihr Blut weihen wollten. Ihr schwarz-weißes Banner führte die Inschrift: „Nicht uns, o Herr, sondern deinem Namen gib die Ehre". Die Ordensritter erwarben sich bald den Ruf höchster Tapferkeit und wurden der Schrecken der Sarazenen. Große Schenkungen, namentlich in Frankreich, flossen dem Orden zu. Zur Zeit seiner größten Blüte, in der Mitte des 13. Jahrhunderts, besaßen die Templer an 9000 Ordenshäuser, und ihre Einkünfte beliefen sich auf 6000000 Mark. Dieser Reichtum sollte ihr Verderben werden. Philipp IV. von Frankreich zwang, um sich in den Besitz der in seinem Lande gelegenen Ordensgüter zu setzen, den in Avignon residierenden Papst Clemens V. zur Aufhebung des Ordens. Zur Rechtfertigung dieser Gewaltthat wurden den Brüdern die unerhörtesten Verbrechen angedichtet; viele Ritter wurden ergriffen, durch die schrecklichsten Folterqualen zu erzwungenen Geständnissen gebracht und dann lebendig verbrannt, unter ihnen der greise und ehrwürdige Großmeister des Ordens, Jakob von Molay. Sterbend noch lud derselbe den beutegierigen König und den schwachen Papst binnen Jahresfrist vor den Richterstuhl Gottes. Acht Monate nach dem Tode Molays starb Philipp an einer abzehrenden Krankheit; der Papst war ihm schon seit mehrern Monaten vorangegangen in die Ewigkeit.

Der dritte, nicht allein für den Orient, mehr noch für Deutschland und Preußen eine einfluß- und folgenreiche Thätigkeit entfaltende Ritterorden ist der **Marianer-** oder **Deutschritterorden.** Seine Entstehung verdankte er, wie die beiden erstgenannten, den Kreuzzügen. Schon im Jahre 1128 hatte ein Deutscher zu Jerusalem, wohin nach der Eroberung des hl. Landes viele deutsche Pilger strömten, ein Bethaus und

ein Hospital zur Aufnahme der hilfsbedürftigen und erkrankten Landsleute gegründet. Die liebevolle Pflege, die Töne der in der Fremde doppelt wertvollen Muttersprache zogen immer mehr Pilger in die gastlichen Räume. Aber nicht bloß Hilfesuchende, auch Hilfebringende stellten sich unter den Schutz des der Gottesmutter Maria anvertrauten Unternehmens; Hab und Gut opferte mancher, um mit den irdischen Schätzen himmlische Güter zu erwerben. So entstand die **Bruderschaft des St. Marien-Hospitales in Jerusalem.** Sie legte klösterliche Gelübde ab, wirkte still und im verborgenen, heilte Wunden, minderte die Trübsal und erhielt manchen, der sonst die Heimat nimmermehr erblickt hätte. Eine ausgedehnte Thätigkeit sollte den Brüdern erwachsen, als die Christen zum drittenmale in gewaltigen Heerhaufen gegen das Morgenland zogen. Das durch den ersten Kreuzzug erstandene Königreich Jerusalem erfreute sich nicht lange eines gesicherten Bestandes. Manches schleichende Übel untergrub die Grundlage des wunderbaren Baues, aber auch mancher offene Feind stürmte an gegen die Mauern und die Schutzwehr des Reiches. Den vordringenden Ungläubigen erlag endlich sogar Jerusalem, die hl. Stadt. Sultan Saladin hatte sie erobert, das hl. Land fast ganz in Besitz genommen. Die Schreckensnachricht hatte die abendländische Christenheit durchschauert, die Fürsten und Völker erhoben sich, Jerusalem wieder zu gewinnen. Unter allen Kreuzfahrern ragte hervor der alte Barbarossa. Aber der Tod raffte ihn dahin, ehe er das Ziel seiner Sehnsucht erreicht. Das große Unternehmen hatte nur einen unbedeutenden Erfolg. Vor der Stadt Akkon lagerten endlich die Pilger, um mit der Eroberung derselben den von der See kommenden Zuzügen einen Landungspunkt zu bieten. Harte Drangsale, Hungersnot und Seuchen waren das Los der Christen. Vor allen aber litten und schmachteten die Deutschen, die, geführt von des großen Kaisers Sohn, von Friedrich, Herzog von Schwaben, an dem Kampfe teilnahmen. Sie fanden nicht liebevolle

Unterstützung wie die Italiener durch die Johanniter, ihrer wartete nicht zarte Pflege wie der Franzosen bei den Templern. Da aber nahte die Hilfe von deutschen Landsleuten. Aus Mitleid und christlichem Erbarmen errichteten einige Bürger aus Lübeck und Bremen ein Zelt aus Schiffssegeln; in dieses der schlimmsten Not begegnende Hospital eilten die Marienbrüder aus Jerusalem, und heimatliche Zuneigung und christliche Liebe erleichterten nun die furchtbaren Leiden der deutschen Waller. Der edle Kaisersohn, Herzog Friedrich, sah mit Freuden diesen schönen Eifer, und da er erwog, daß die beiden Orden der Johanniter und Templer besonders für Pilger aus Frankreich und Italien bestimmt waren, die Deutschen aber einer ähnlichen Stiftung entbehrten, so beschloß er, jenen Werken der Liebe und des Mitleidens eine sichere Grundlage zu geben und aus den Brüdern des deutschen Hospitals einen neuen Ritterorden zu bilden. Regeln und Gesetze wurden nach dem Muster der beiden ältern Orden des hl. Landes gewählt. Der römische König Heinrich VI. und Papst Clemens III. gaben ihre Bestätigung (1191). Die Ankunft derselben im Morgenlande erlebte indes der edle Stifter nicht mehr. Er war schon vorher eine Beute der verheerenden Seuchen geworden. Vierzig deutsche Edelleute legten zuerst in die Hände des Königes und des Patriarchen von Jerusalem ihre Gelübde ab und wurden fortan **deutsche Brüder der Kirche der hl. Maria zu Jerusalem (Marianerritter)** genannt. Ihr Ordensgewand war ein **weißer Mantel** mit einem **schwarzen Kreuze.** Ihr Wappen und Banner ein schwarzes Kreuz im weißen Schilde; davon wurden sie nicht selten **Kreuzritter** genannt.

Die Grundlage des Ordens war die Regel der Templer und namentlich die drei Gelübde. „Drei Dinge", so heißt es in der Ordensregel, „die Grundfesten sind eines jeglichen geistlichen Lebens und sind geboten in dieser Regel. Das erste, das ist Keuschheit ewiglich. Das andere ist Verzichten

des eigenen Willens, d. i. Gehorsam bis in den Tod. Das dritte ist Angelobung der Armut, daß derjenige ohne Eigentum lebe, der da empfängt diesen Orden. Diese drei Dinge bilden und stellen dar den begebenen Menschen nach unserem Herrn Jesu Christo, der da keusch war und blieb am Gemüt und am Leibe; bei dem große Armut anhub von seiner Geburt, da man ihn bewand mit geringen Tüchlein, und Armut war sein Geleite all sein Leben durch, bis er auch nackt da hing um unseretwillen an dem Kreuze. Er hat uns auch ein Bild des Gehorsams gegeben, da er seinem Vater gehorsam war bis in den Tod. So hat er den heiligen Gehorsam in ihm selber geheiligt, da er sprach: Ich bin nicht gekommen, zu thun meinen Willen, sondern meines Vaters Willen, der mich gesandt hat." Da die Verbrüderung anfangs keinerlei Besitz hatte, so ward dem Ritter, der sich zur Aufnahme meldete, sogleich erklärt: sollte Hoffnung zu einem gemächlichen Leben ihn antreiben, so irre er sich; Brot und Wasser, ein geringes Kleid könne die Verbindung ihm bieten, weiter nichts. Er erhielt dann zwei Hemden, zwei Niederkleider, einen Rock und einen Mantel. Weiter sagte man dem eintretenden Bruder: „Es kann kommen, daß du essen willst, aber fasten mußt; fasten möchtest, aber essen sollst; daß du lieber schliefest, wo du zu wachen hast, und wachen, wo du zu schlafen hast. Es kann dir befohlen werden, dahin oder dorthin zu gehen, indes es dir nicht behagen mag; aber es liegt dir ob, alles eigenen Willens ganz dich zu entschlagen und Vater und Mutter, und Bruder und Schwester, alle Befreundete nachzusetzen." Im Namen des Ordens durften die Brüder, wegen der Kosten des Spitals und der Ritterschaft, sowohl fahrende Habe und Gut besitzen, als auch Land, Äcker und Weingärten, Mühlen, Festen, Pfarren, Kapellen, Zehnten, eigene Leute, Weib und Mann, Knechte und Diener. Bei Tag und Nacht mußten sie fleißig zum Gottesdienste kommen, aber ganz in Andacht, denn „das Gebet ist krank ohne das Herz". Sieben-

mal im Jahre sollten sie des Herrn Leichnam empfangen. Eines toten Bruders bestes Kleid und vierzig Tage Kost soll den Armen werden, damit die Seele, die in Gnaden von hinnen geschieden, nicht lange in Pein gehalten werde; das Übrige verbleibt im Hause; die Bücher sollen in „die Liberie" (Bibliothek) abgegeben werden, wenn das Haus ihrer bedarf, wo aber nicht, in die „Liberie des Haupthauses". — Als die Besitzungen des Ordens sich gemehrt hatten, teilten sie sich erstlich nach Ländern, dann auch nach Balleien (d. h. Amts- oder Landesbezirken), und in jeder Ballei war ein Haupthaus und mehrere Ordenshäuser. In jedem der letztern hatte ein Gebietiger oder Kommandeur (Komtur) das Regiment, wovon sie Kommanderien oder Komtureien genannt wurden; in einem Haupthause oder am Sitze einer Ballei war ein Landkomtur. An der Spitze des Ordens stand der Meister, später **Hochmeister** genannt, auf den die **Landmeister** folgten. Der erste Sitz des Ordens wurde Akkon. Zum ersten Ordensmeister wählten sich die Brüder einen Ritter aus dem Rheinlande: Heinrich Walpott von Bassenheim. Anfangs bestanden die Ordensmitglieder aus zwei Klassen, den Rittern und den barmherzigen Brüdern; erst etwa 30 Jahre später kamen zur Besorgung des Gottesdienstes auch Priester hinzu. Der unter dem Gezelte von Segeltuch seinen Anfang nehmende Orden erhält bald reiche Güter im Oriente, in Italien, Deutschland, Ungarn und Siebenbürgen. Große Vorrechte, verliehen vom Kaiser und von der Kirche, heben immer mehr sein Ansehen. In höchster Blüte steht er schon unter seinem vierten Hochmeister, Hermann von Salza (1210—1230). Derselbe war ein durch Weisheit und strenge Rechtschaffenheit so ausgezeichneter Mann, daß er bei dem Kaiser wie bei dem Papste die höchste Achtung genoß und von denselben oft als Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten anerkannt wurde. Die Zahl der Deutschritter war zu seiner Zeit bereits auf 2000 gestiegen, und der Kaiser erhob den Großmeister wie alle seine Nachfolger im Ordens-

meistertume zu deutschen Reichsfürsten. Dem schon so bedeutenden Orden war vom Geschicke noch eine großartigere, folgenreiche Wirksamkeit bestimmt. Noch unter Hermann von Salza ziehen Ordensritter in das heidnische Preußenland, und Christentum und Germanentum tragen sie in Gegenden, die bis dahin den heidnischen Slaven überantwortet geblieben. Sie gründen einen Staat, der mit die Grundlage geworden ist zum Königreiche Preußen. Die schwarz-weiße Fahne des Ordens, die so viele ruhmvolle Tage in den Jahrhunderten gesehen, sie hat Erben gefunden, die der Väter wert waren, und wie sie als Landesfahne des Königreiches Preußen ruhmgekrönt dasteht und treu der großen Vergangenheit, so prangt sie nun auch stolz in der Flagge des deutschen Reiches.

Aus der Zeit der Stauferkaiser.

Friedrich I. und Friedrich II. *)

Barbarossa! zaubervoller Name, welche Flut von Gedanken und Gefühlen stürmt ein auf jeden Deutschen bei deinem Klange! Vor den Augen steigt empor die gewaltige Kaisergestalt mit den blitzenden Augen, dem wallenden, leuchtenden Barte, an den Ohren erklingen flüsternde, kosende Minnelieder, erdröhnt der Hufschlag gewaltiger Ritterscharen, erschallt der Kreuzfahrer begeistertes „Gott will es“ und rauscht der krächzenden Raben schwarzes Gefieder!

Auf des Staufen ragendem Gipfel hauste das Geschlecht, das in des deutschen Volkes Geschichte hervorragen sollte, wie die Eiche unter des Waldes Bäumen. Voll ritterlicher Kraft und Schönheit, umkleidet mit dem lieblichen Glanze höfischer Poesie, treten seine Söhne in der deutschen Fürsten Kreis. Lebensfrisch, heißblütig, streitlustig ist ihr Sinn, und was in Leid und Freude, was in Liebe und Haß die Seele erfüllte, vertrauten sie selbst dem Liede oder lockten es hervor aus der Dichter Brust. Selbst Söhne der Poesie, begeistern sie der

*) Nach von Raumer, Geschichte der Hohenstaufer.

Dichtkunst Lieblinge noch nach Jahrhunderten und leben fort in den Klängen ewiger Lieder; vor allem aber der Mann, dessen Laufbahn im fernen Oriente, auf den wunderbaren Kreuzzügen beginnend und endend, einer großen Heldendichtung ähnlich uns entgegentritt.

Friedrich I., der von 1152—1190 auf Deutschlands Kaiserthron saß, überkam von seinen Vorfahren eine Krone, die nicht mehr von dem Glanze umstrahlt war, welche der große Franke und Sachse ihr einst verliehen. Die Zeiten Heinrichs IV. hatten ihr Licht erbleichen lassen. Zwar war der Sohn des unglücklichen Fürsten, Heinrich V., nach seiner Thronbesteigung bemüht, die Pfade des Vaters zu wandeln und mannhaft die Rechte des Kaisertums zu verteidigen; zwar scheute derselbe nicht zurück, den Papst gefangen zu nehmen und ihm die Kaiserkrönung abzutrotzen; zwar sicherte er in dem den Investiturstreit endenden Wormser Konkordate (1122) die Rechte des Reiches der Art, daß nur dem Kaiser genehme Kirchenfürsten die geistlichen Würden erhalten dürften: aber sein Nachfolger, der Sachsenherzog Lothar — es war mit Heinrich V. das Geschlecht der Salier erloschen — gab die von seinem Vorgänger gewahrten Rechte auf. In der Freude über diesen Triumph schuf man in Rom ein Bild, darstellend den vor dem Papste knieenden und um die Kaiserkrone bittenden Lothar. Es trug die Unterschrift:

„Der König harrte vor dem Thor,
Bis er das Recht der Stadt beschwor,
Des Papstes Lehensmann ward er drauf,
Wofür ihm der die Kron' setzt auf.“

Diesem Kaiser, der ohne männliche Nachkommen starb, folgte der erste der Stauferfürsten, Konrad III., unter dessen Regierung der Gegensatz zwischen Staufer und Welfen beginnt, der noch jahrhundertelang nachklingt in den Parteinamen

Ghibellinen und Welfen. In dem Kampfe der beiden Geschlechter, der sich bei der Stadt Weinsberg abspielt, war der Staufer Feldgeschrei: „Hie Waiblingen“ (hergenommen von einer Stammburg des Geschlechtes), das der Gegner: „Hie Welf“. Im Munde der Italiener haben die Namen die oben angegebene Form erhalten. Der sterbende Konrad empfahl, wie einstmals der erste seines Namens, **den** Mann zu seinem Nachfolger, von dem er eine Erneuerung des so vielfach verblichenen Glanzes der Krone erhoffte, das war sein Neffe, Friedrich von Schwaben.

Friedrichs Anschauung vom römischen Kaisertume deutscher Nation.

Friedrich, von seinem leuchtenden Barte „Rotbart“, in Italiens klangvoller Sprache „Barbarossa“ genannt, ist ein Herrscher, welcher die mittelalterliche Ansicht vom römischen Kaisertume deutscher Nation noch einmal ganz und voll in sich verkörpert und zum Ausdrucke bringt. In ihm lebt noch ungetrübt die Idee, daß diese Würde eine Fortsetzung der Herrschaft jener römischen Imperatoren bedeute, die von den Göttern selbst als des Erdballs Beherrscher verkündet worden. Er sah den deutschen Kaiser an als den Nachfolger **des** Fürsten, von dem Christus selbst gesagt: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“ Er sah ihn an als den Träger der von dem Propheten Daniel geweissagten vierten großen Weltmonarchie, die, mit Julius Cäsar beginnend, bis zum Ende der Zeiten dauern sollte. Ja, er hielt sich, wie alle seine christlichen Vorgänger, für das Haupt eines dem alttestamentlichen nachgebildeten Gottesreiches, für den geborenen Beherrscher der Welt. Wie es nur einen Gott, eine Taufe gibt, so erkannte er, wie das ganze Mittelalter mit ihm, auch nur einen wahren Kaiser, und alle

Könige und Fürsten erachtete er als dessen Vasallen. Daher machte er auch in Italien die aus dem Studium des römischen Rechtes sich ergebenden Ansprüche der alten Imperatoren geltend; daher schreibt er dem türkischen Sultan Saladin, er möchte ihm die von Rechtswegen ihm gebührenden Provinzen zurückerstatten, die Crassus und Antonius, die Feldherren seiner Vorgänger, Feldherren, die noch dem heidnischen Rom gedient, erobert hatten. Daher gestaltete er die Reichstage zu Huldigungstagen der geistlichen und weltlichen Großen, der Fürsten und Könige. Schon im Jahre 1159 erschienen zu Würzburg außer den deutschen Fürsten und Prälaten, Gesandte aus Italien, Frankreich, Burgund, Dänemark, Spanien, England und Griechenland. Alle brachten Geschenke und Huldigung. Ja, König Heinrich II. von England ließ dem Kaiser bei der Überreichung kostbarer Gaben zugleich einen Brief übermitteln folgenden Inhaltes: „Wir melden Euch mit aufrichtiger Zuneigung unseres Herzens, daß wir bereit sind, alles, was zu Eurer Ehre gereicht, nach Kräften in Ausübung zu bringen. England, und was sonst zu unserer Herrschaft gehört, bieten wir Euch dar und vertrauen es Eurer Gewalt an, damit alles nach Eurem Willen eingerichtet werde, und in jeglichem der Wille Eures Reiches geschehe. Es sei also zwischen unsern Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß Euch als dem Größten der Befehl verbleibe, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nicht fehlen wird.“

Wohl mit Recht konnte von einem Fürsten, der in solcher Weise seine Würde auffaßte und in solcher Weise derselben Anerkennung zu verschaffen wußte, der Engländer Johann von Salisbury sagen: „Der deutsche Herrscher hat mit dem Rufe seines Namens den Weltkreis erschüttert und nicht nur die meisten benachbarten Staaten sich unterworfen, sondern auch das griechische Reich mit Schrecken erfüllt, so daß er, wenn Gesandtschaften zu ihm kommen, vielmehr Unter-

werfung als Bundesgenossenschaft verlangt. Die benachbarten wie die entferntesten Nationen beben bei seinem Blick, und sein Wort genügt, um Krieg oder Frieden nach seinem Gefallen den Völkern zu geben.“ Nicht minder begründet erscheint der Ausspruch des deutschen Reichskanzlers Rainald von Dassel: „Deutschland hat einen Kaiser, das übrige Europa aber nur Landkönige.“

Streit zwischen Kaisertum und Papsttum.

Wie erhaben der gewaltige Staufer dem Weltkreis erscheinen mochte, auch an diese Größe wagte sich bald der nagende, verzehrende Wurm. Der Streit zwischen Kaisertum und Papsttum, eingeleitet unter der Regierung des vierten Heinrich und fortgesetzt durch viele Jahrhunderte, der Streit, welcher in des deutschen Volkes Geschichte so viele düstere Blätter füllt, der so manche schöne Blüte knickte, der die früher so mächtig und so fröhlich aufstrebende deutsche Kraft zertrümmerte: er blieb auch diesem Fürsten nicht erspart.

Schon im ersten Jahre seiner Regierung, als Friedrich bei der Wahl eines Erzbischofes von Magdeburg die aus dem Wormser Konkordate ihm erwachsenen Rechte geltend machte und einem ihm treu anhangenden Kirchenfürsten sowohl einen Teil der Stimmen des Domkapitels gewann, wie auch die Belehnung mit den weltlichen Gütern vor der Bestätigung des Papstes erteilte, wollte Eugen III. durch einen Brief an die vornehmsten Bischöfe und Erzbischöfe Deutschlands dieses Vorgehen Friedrichs tadeln und vernichten. Aber die Erkenntnis der beiden höchsten Fürsten der Christenheit, daß ungeachtet mancher Streitigkeiten einer des andern bedürfe, und aus nachgiebiger Einigkeit für beide mehr Vorteile entstehen würde, als aus hartnäckigem Widerspruche, ließ es im Jahre 1153 zu einem Vergleich kommen folgenden Inhaltes: „Friedrich wird die Ehre, die Rechte und Heiligtümer der

römischen Kirche gegen jedermann verteidigen und dahin wirken, daß sich die Römer nach der seit hundert Jahren hergebrachten Weise dem päpstlichen Stuhle unterwerfen, der Papst dagegen wird den König ohne Widerspruch und Aufenthalt zum Kaiser krönen, seine Gerechtsame auf alle Art fördern und jeden ermahnen, ja, bannen, der ihm nicht den schuldigen Gehorsam leistet.“

Aber nicht lange dauerte dieses gute Einvernehmen zwischen Kaiser und Papst. Als Friedrich im Jahre 1155 nach Rom zog, um die alte Imperatorenkrone auf sein Haupt zu setzen, da erfüllte **er** zwar das Versprechen, dahin zu wirken, daß die Römer nach hergebrachter Weise dem Papste sich unterwerfen sollten, indem er den Gegner des Papstes, der ihm die Römer widerspenstig gemacht hatte, Arnold von Brescia, gefangen nahm und dem päpstlichen Gerichte zur Bestrafung überlieferte, auch die anmaßenden Römer, die von der Wiederherstellung einer altrömischen Republik fabelten, mit bittern Worten und noch bitterern Thaten in ihre Schranken wies; aber als er die Erzbischöfe von Köln und Ravenna an den zweiten Nachfolger Eugens III., an Hadrian IV., schickte, da fanden diese in Rom nur Mißtrauen, obgleich Friedrich dem Papste die beruhigendsten Versicherungen und die sichersten Beweise seiner Freundschaft bringen ließ. Erst als Friedrich dem Herkommen gemäß in seiner Seele auf das hl. Kreuz und das Evangelienbuch schwören ließ — der Kaiser selbst schwur in keiner einzigen Sache einen Eid —: er wolle weder dem Papste noch den Kardinälen an Leib und Gütern schaden, noch Schaden zufügen lassen, sondern sie im Gegenteile sichern und schützen, da begab sich Hadrian in das königliche Lager. Friedrich ging ihm entgegen und führte ihn in feierlicher Weise in das Königszelt. Dann warf er sich dem Herkommen gemäß vor ihm nieder, küßte ihm die Füße und erwartete von ihm den Friedenskuß. Aber der Papst verweigerte ihm denselben, und als der

Bischof Eberhard von Bamberg im Namen des Königes und der Deutschen den Papst beglückwünschte, hinwies auf die Verehrung des apostolischen Stuhles und der Kirche, die schon der Empfang des Papstes bekunde, als er erklärte, man verweigere der Kirche nichts, was ihrer angestammten Würde gemäß oder nach alter Sitte ihr zuerkannt sei, und dann die Bitte aussprach, nun möge der Papst seinesteils durch Gottes Gnade dem Könige gewähren, was zum Gipfel der kaiserlichen Macht erhebe, da antwortete Hadrian: „Was du sprichst, sind nur leere Worte. Dein Fürst hat dem hl. Petrus nicht die schuldige Ehre erwiesen, sondern ihn vielmehr entehrt; denn er hätte den Steigbügel halten sollen, und er hielt ihn nicht.“ Dem Könige wurden diese Worte hinterbracht, und er antwortete: Er sei zu dem vom Papste beanspruchten Ehrendienste nicht verpflichtet, sei aber einer genauen Untersuchung der Sache nicht entgegen.

Lange und heftig ward nun hin- und hergestritten und eingehend über die streitigen Verpflichtungen des Kaisers gesprochen. Die Kardinäle traten dafür ein, daß es sich um ein altes Recht des Papstes handle, die Deutschen bestritten dies mit Entschiedenheit, und der Streit erhitzte sich so, daß mehrere Kardinäle das Lager verließen. Da aber einige ältere Fürsten und solche Männer, die sich der Zeiten der letzten Kaiserkrönung erinnerten, für die Ansprüche des Papstes sich erklärten und dafür historische Nachweise vorgebracht wurden, einigte man sich endlich zu dem Beschlusse, daß der König aus Ehrfurcht vor dem Apostel Petrus und der römischen Kirche gehalten sei, dem Papste die Dienste eines Marschalles zu leisten, also den Steigbügel zu halten, und der König fügte sich diesem Beschlusse. Am folgenden Tage brach man dann auf, um in der Nähe ein neues Lager zu beziehen. Friedrich zog dem Papste voran, und als dieser sich später dem Königszelte näherte, ritt er ihm entgegen, stieg vom Pferde, führte auf Wurfweite vor den Augen des ganzen

Heeres den päpstlichen Zelter am Zügel und hielt dann dem Papste den Steigbügel. Jetzt nahm derselbe keinen Anstand mehr, den König zu umarmen, ihm den Friedenskuß und den Segen zu erteilen. Als Freund zog er mit ihm in die Stadt Rom und krönte ihn in der Peterskirche feierlich zum römischen Kaiser.

Die Freundschaft zwischen Friedrich und Hadrian wurde gar bald wieder getrübt. Als ersterer im Jahre 1157 in Besançon einen Reichstag abhielt, erschien eine päpstliche Gesandtschaft mit einem Briefe, in dem der Papst sich beklagte, daß den von einer Wallfahrt nach Rom durch Deutschland pilgernden schwedischen Bischof von Lund deutsche Ritter geplündert und gefangen genommen hätten, und daß der Kaiser dies nicht bestraft und sich des Bischofs nicht angenommen habe. Hadrian gedachte in diesem Schreiben der Erteilung der Kaiserkrone als einer von ihm erwiesenen Wohlthat und gebrauchte dabei ein Wort, welches in der amtlichen Sprache des Mittelalters „Lehen“ bedeutete und deshalb so gedeutet werden konnte, als habe Friedrich von ihm die Krone nur als Lehen erhalten. Als der Brief verlesen wurde, brachte er unter den Versammelten die heftigste Aufregung hervor; auf Friedrich machte er aber einen um so üblern Eindruck, weil er sich des schon oben erwähnten Gemäldes von Kaiser Lothar erinnerte, das im päpstlichen Palaste hing, und das der Papst nicht hatte beseitigen lassen, obgleich er es dem Kaiser versprochen hatte. Die Aufregung wuchs aber zur Empörung, als einer der päpstlichen Legaten — es war Kardinal Roland von Siena — die anmaßenden Worte sprach: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste,“ Worte, die den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, der dem Kaiser das bloße Schwert vortrug, so aus der Fassung brachten, daß er dem Legaten den Kopf zerspaltet hätte, wenn nicht der Kaiser ihn zurückgehalten. Sofort aber erhielten die Kardinäle die Weisung, ihre Rückreise nach Rom

anzutreten, und zwar ohne links oder rechts vom Wege abzuweichen oder bei Bischöfen und Äbten zu verweilen.

Der Kaiser gab von dem Vorfalle allen deutschen Fürsten und Prälaten umständliche und belehrende Nachricht und fügte anklagend hinzu den Bruch des Versprechens seitens des Papstes in bezug auf das erwähnte Gemälde. Dann fuhr er fort: „Diese unerhörte und sinnlose Behauptung, daß der Kaiser Lehnsmann des Papstes geworden (homo fit papae), wäre in dem Schreiben Hadrians erneuert und dadurch Veranlassung gegeben zu Spaltung und Ärgernis; wehe aber denen, durch welche Ärgernis komme! Wer das kaiserliche Ansehen beeinträchtige, breche auch den Frieden der Kirche, weil diese vor allem durch die von Gott gegründete Macht des Kaisers beschützt werde. Rom, bestimmt, der Sitz der Tugend und der Frömmigkeit zu sein, habe sich, wie so viele Bischöfe selbst bezeugten, in eine Räuberhöhle verwandelt und sei zum Sitze der Gottlosigkeit und Habsucht geworden. Anstatt demütig Christi Kreuz zu tragen, wolle der Papst gar gern Kronen verteilen und den Kaiser spielen. Aber vor der Macht dessen, den in Italien, ja, in Rom jeder verlache und verachte, werde sich der Kaiser nie fürchten; vor dem päpstlichen Hofe, welcher nur von den dummen, zum Gehorsam bestimmten Deutschen rede, werde sich keiner aus diesem herrlichen, unwiderstehlichen Volke demütigen.“ Infolge dieser Mitteilung herrschte die größte Einmütigkeit in der Beurteilung des päpstlichen Schreibens, in Rom aber war man uneinig: ob Friedrich sich schwer verschuldet und mit der höchsten Strenge gegen ihn zu verfahren, oder ob jenen Abgesandten alles Übel beizumessen sei. Der Papst wählte einen Mittelweg; er wandte sich an die deutschen Bischöfe und schrieb ihnen: die vorliegende Sache betreffe nicht bloß ihn, sondern ebenso sie und die ganze Kirche. Deshalb möchten sie sich wie eine Mauer vor das Haus Gottes stellen und dafür sorgen, daß Kanzler Reinald und Pfalzgraf Otto, welche die

ärgsten Schmähungen gegen die päpstlichen Gesandten und die hl. römische Kirche auszusprechen wagten, die vollste Genugthuung geben müßten. Vor allem aber sollten sie den Kaiser auf den rechten Weg zurückführen, wodurch sie nicht allein dem Apostel Petrus den gebührenden Gehorsam erweisen, sondern auch ihre eigene und ihrer Kirche Freiheit erhalten würden. Jener möge aber aus ihren Warnungen und dem Evangelium erkennen, daß die hl. römische Kirche auf unwandelbarem Felsen begründet sei und unter dem Schutze Gottes durch alle Jahrhunderte unverletzt fortdauern werde.

Hierauf antworteten die deutschen Bischöfe, selbst die vom strengsten Lebenswandel: „Wir lieben auch die Kirche und sind überzeugt, daß weder Stürme noch Fluten sie von dem Felsen herabstürzen können; aber des Papstes Worte haben das ganze Reich in Bewegung gebracht. Weder das Ohr des Kaisers, noch das der Fürsten vermochte sie zu ertragen, und auch wir — nicht übel deute es Eure Heiligkeit — können oder dürfen dieselben auf keine Weise billigen, weil sie ungewöhnlich, ja, unerhört und von schädlicher Zweideutigkeit sind. Eurem Schreiben gemäß haben wir den Kaiser ermahnt, allein er hat uns — Gott sei Dank! — geantwortet, wie es einem katholischen Fürsten gebührt, nämlich: Das Reich müsse beherrscht werden nach den heiligen Gesetzen und dem löblichen Brauche der Vorfahren. Frei sei die deutsche Krone von Gottes Gnaden und werde übertragen durch freie Wahl. Das Kaisertum habe **mit** Gottes Gnaden die Kirche gehoben; jetzt wolle diese, wie es scheine, **ohne** Gott das Kaisertum zerstören. Mit Gemälden habe man angefangen, Schreiben seien gefolgt, und schon suche man diesen Gesetzeskraft beizulegen. Die Gemälde müßten vertilgt, die Schriften zurückgenommen werden, damit kein Grund und Denkmal ewigen Haders zwischen Reich und Kirche übrig bleibe. Denn wahrlich, er, der Kaiser, werde solche Eingriffe **nie** dulden, **nie** ertragen, sondern lieber die Krone niederlegen, als sie jemals

unter seiner Regierung erniedrigen lassen.“ In betreff des Kanzlers Reinald fügten sie dann noch hinzu, daß derselbe ihnen als ein rechtlicher und friedlicher Mann bekannt sei, dem die päpstlichen Gesandten die Rettung aus der Lebensgefahr zu verdanken hätten, in welche sie der Zorn des Volkes brachte. Schließlich beschwören sie den Papst, daß er als ein guter Hirte seinen großherzigen Sohn, den Kaiser, durch mildere Worte und genügende Maßregeln versöhnen möge, damit Gottes Kirche sich in ruhiger Andacht freue und das Reich in seiner herrlichen Größe prange durch Hilfe dessen, welcher der Mittler sei zwischen Gott und den Menschen, durch Jesum Christum.

Da dem Papste die Hoffnung, an den deutschen Prälaten Verbündete gegen Friedrich zu finden, nicht allein fehlschlug, sondern der Bischof von Bamberg im Namen jener sogar in Rom erschien und zur Nachgiebigkeit mahnte, so entschloß sich Hadrian, zwei Kardinäle an den Kaiser abzusenden, welche auf dem Reichstage zu Augsburg 1158 ein Schreiben billigern Inhaltes vorlegten: Der Papst habe das Wort „beneficium“ nur in dem, auch von der Schrift bestätigten Sprachgebrauche genommen, wonach es „Wohlthat“ und nicht „Lehn“ bedeute; er habe sich gegen Friedrich stets günstig bezeigt und seinetwegen manches Ungemach erduldet; mithin verfahre der Kaiser nicht billig, wenn er im Zorne sogleich das Böseste voraussetze. Hiergegen erhob Friedrich zwar noch mancherlei Bedenken; aber die Abgesandten antworteten so höflich und genügend, versprachen so bestimmt die Beachtung aller Rechte des Reiches, die Freundschaft des Papstes, daß der Friede endlich wiederhergestellt wurde.

Indessen auch dieser Friede sollte nicht lange währen. Noch mit Hadrian IV. wechselte Friedrich gar bitter klingende Briefe, worin merkwürdige Ansichten des Papstes von dem Verhältnisse der kaiserlichen und päpstlichen Macht erscheinen, wunderbare Anschauungen von der Bedeutung Deutschlands

und seiner Geschichte entwickelt werden, und außerdem Äußerungen sich finden, die bedenkliche Streiflichter auf das dem Reichstage zu Augsburg 1158 vorgelegte Schreiben werfen. In einem derselben heißt es: „Der Kaiser stellt seine Macht der unsern gleich, als wäre diese auf einen Winkel wie Deutschland beschränkt; auf Deutschland, welches, bis die Päpste es erhoben, für das geringste aller Reiche galt. Zogen die deutschen Könige, bevor Zacharias Karl weihte, nicht auf den Ochsenwagen sehr philosophisch einher.*) Besaßen die Elenden etwas anderes, als was ihnen ihr Hausmeier aus Gnade bewilligte; haben sie nicht noch ihre Sitze zu Aachen, in einem gallischen Walde, wir aber in Rom? Sowie Rom über Aachen erhaben ist, so sind wir über jenen König erhaben, welcher mit Weltherrschaft prahlt, während er kaum einen seiner ungehorsamen Fürsten in Ordnung halten kann! Das Kaisertum endlich besitzt er durch uns, und wir haben das Recht, zurückzunehmen, was wir nur unter Voraussetzung der Dankbarkeit verliehen.“ Als aber dieser Papst am 1. September 1159 gestorben war, und nun eine kaiserliche Partei unter den Kardinälen Oktavian als Viktor IV. erwählte, eine antikaiserliche aber den von dem Reichstage zu Besançon dem Kaiser nur zu gut bekannten Kardinal Roland erkor, da traten für Friedrich wieder streit- und kummervolle Tage ein.

Zunächst übergab er die Entscheidung der streitigen Papstwahl einer nach Pavia berufenen Kirchenversammlung. Viktor stellte sich vor derselben, während sein Gegner, der sich Alexander III. genannt, ausblieb, indem er sich für den allein rechtmäßigen Papst hielt und es für eine unerhörte Anmaßung erklärte, daß ein Laie sich in einer solchen Sache zum Richter

*) Anmerkung. Die Könige der Germanen erschienen bei der Musterung des Heerbannes der freien Deutschen geschmückt mit dem goldenen Stirnband, ausgezeichnet durch langes Haar, verehrt als die Söhne des obersten Gottes Wodan, auf einem von Ochsen gezogenen Wagen.

aufzuwerfen wage. Der Kaiser hielt zur Eröffnung der Kirchenversammlung eine kurze Anrede: Nicht bloß die alten römischen Imperatoren, sondern auch Karl der Große und Otto der Große hätten Kirchenversammlungen zur Entscheidung wichtiger Fragen berufen, doch maße er sich nicht an, über den päpstlichen Stuhl zu richten, sondern wolle vielmehr von so erfahrenen Männern erst vernehmen, welchem der Erwählten er gehorsamen müsse. Sie möchten daher ohne Rücksicht auf ihn alles prüfen, was zur Sache gehöre, und so entscheiden, wie sie es vor Gott verantworten könnten. Hierauf entfernte sich der Kaiser und mit ihm alle Laien. Das Konzil (50—60 Bischöfe und viele Äbte, meist Deutsche und Italiener) erkannte Viktor als rechtmäßigen Papst an, Friedrich trat mit seinen sämtlichen deutschen Bischöfen dem Beschlusse bei. Als der Kaiser sich nun bemühte, das Ansehen Viktors zu fördern und seiner Würde Anerkennung zu verschaffen, da entspann sich für ihn ein Streit, der viele, viele Jahre dauerte. Trotzige Rebellen treten auf die Seite Alexanders, ein stolzer Vasall versagt dem Oberlehensherrn im entscheidenden Augenblicke des Kampfes seine Hilfe, und so kam es, daß Friedrich, nach dem Ausdrucke eines gleichzeitigen Schriftstellers, den löwenartigen Stolz seines Gemütes ablegte und mild und sanft wie ein Lamm eine Aussöhnung suchte mit Alexander und seinen Bundesgenossen, den rebellischen, oberitalienischen Städten.

Friedrichs Kampf mit den Italienern und dem Papsttum.

Friedrichs Zusammentreffen mit den Römern.

Als Otto I. mit deutscher Macht nach Italien zog, da mochten ihn die meisten betrachten als einen Retter aus zügelloser Willkür; seitdem hatten aber die äußern Verhältnisse so gewechselt, es war so vieles zu grunde gegangen und so vieles neu erstanden, daß niemand ohne Widerspruch das Dasein unleugbarer Rechte und Pflichten erweisen konnte. Zwar leiteten die deutschen Könige eine Unbeschränktheit ihrer Herrscherrechte aus der ersten Eroberung her, aber daraus folgte auch, daß sie diese Ansprüche immer nur nach Maßgabe ihrer Kriegsmacht und ihrer persönlichen Größe geltend machten. Nun hatte seit Heinrich IV. kein deutscher Fürst es mehr vermocht, ununterbrochen und mit Überlegenheit auf Italien einzuwirken, und so war es gekommen, daß von den Hoheitsrechten des Kaisers nur wenig mehr übrig geblieben war In Oberitalien hatten sich die Städte zu kleinen Republiken entwickelt, unter denen Mailand eine hervorragende Stellung einnahm; das Patriziat und damit die Oberherrschaft über den Kirchenstaat war in Vergessenheit geraten, und in Unteritalien hatte eine Macht sich festgesetzt, die normannische, die, wie sie einst in den wilden Wikingerzügen die Welt erzittern gemacht, nun als christliche nicht mindern Kampfesmut und nicht minder kühnes Heldentum bewährte. Allen diesen Mächten gegenüber gedachte Friedrich die lang vergessenen und nicht geübten Kaiserrechte geltend zu machen. Dadurch entspann sich für ihn in Italien ein gigantisches Ringen, ein Kampf durch zwei Jahrzehnte hindurch, der mit Rücksicht auf die streitenden Parteien — Kaisertum, Papsttum, Bürgertum — mit Rücksicht auf die Machtmittel — Ritterheere, feste Plätze und Bürgerwehr, Bann und Interdikt — und endlich mit Rücksicht auf die so verschiedenen und wechselvollen Erfolge wohl dem Kampfe an die Seite gestellt zu werden verdient, den der römische Schriftsteller Livius den denkwürdigsten aller Kriege nennt, dem des Hannibal mit den Römern.

Friedrich zog schon im Jahre 1154 nach Italien. In der roncalischen Ebene bei Piacenza wurde dem Herkommen gemäß der königliche Schild, allen sichtbar, an einem hohen

Pfahle aufgehißt, und ein Herold forderte die obern, unmittelbaren Lehenträger auf, in der nächsten Nacht bei dem Könige Wacht zu halten, wie es Recht und Sitte gebiete. Dieselbe Aufforderung erging hiernach von seiten jener Fürsten an ihre niedern Lehensträger. Wer ungeachtet einer solchen zweimal wiederholten Vorladung ohne Erlaubnis des Lehensherrn ausblieb, verlor seine Lehen. Nachdem in dieser Weise Heeresschau vom Kaiser gehalten war, ließ er alle die vor sich erscheinen, welche vor ihm, als dem höchsten Richter, Beschwerden vorzubringen hatten. Da erschienen die Abgesandten vieler noch kaiserlich gesinnten Städte und erhoben Klage über Vergewaltigung durch die Gegner. Namentlich häuften sich die Beschuldigungen gegen Mailand. Da ward es so recht klar, wie viel Unheil der grimmige und zerstörende Haß der Parteien hier geschaffen, weil kein höherer Schiedsrichter, kein Kaiser, hier gewaltet. Friedrich nahm sich der Unterdrückten an, strafte die Widerstrebenden, nur einem Kampfe mit dem mächtigen und übermütigen Mailand ging er vorläufig aus dem Wege, weil ihm ein wichtigeres Ziel winkte, das war Rom.

In Rom hatte ein einfacher Priester, Arnold von Brescia, die Lehre verbreitet, das Übermaß irdischen Gutes führe für die Kirche nur unnützen Glanz, eitle Vergnügungen und alle Laster herbei; deshalb sollte kein Geistlicher oder Mönch Eigentum, kein Bischof Lehen besitzen; alles irdische Gut gehöre allein der weltlichen Obrigkeit und den Fürsten und dürfe von diesen nur an Weltliche überlassen werden. Aus diesen Aufstellungen zog er dann die Folgerung: des Papstes Einfluß auf die Beherrschung Roms sei durchaus ungerecht und ganz zu vertilgen; der des Kaisers aber bei nur geringem Anrechte sehr zu beschränken; denn die ewige Stadt habe nicht die Herrschaft der Welt durch die Unterwerfung unter den Willen eines einzelnen erworben, sondern durch die Weisheit des Senates und durch die Kühnheit und Festigkeit des Volkes.

Solche Lehren fanden bei den mit der Herrschaft der Päpste nur wenig zufriedenen Römern eine gar willige Aufnahme, und viele der Vorschläge Arnolds wurden recht bald ins Leben gerufen. Dadurch wurde die Herrschaft des Papstes fast völlig vernichtet. Sehr bezeichnend für diese Thatsache ist der Brief, den ein Schüler Arnolds, der Schwabe Wezel, aus Rom an Friedrich schrieb, und worin er ihm zum Vorwurf macht, daß er nicht für seine Wahl die Bestätigung der Stadt Rom, der Herrin der Welt, der Mutter aller Kaiser, eingeholt habe, sondern sich, wie seine Vorgänger, zum Kaisertume berufen lasse durch ketzerische Priester und falsche Mönche, welche im Widerspruche mit den Vorschriften des Evangeliums und den kanonischen Bestimmungen die Kirche Gottes und die weltlichen Dinge verwirrten. Diesen Widerspruch begründet dann Wezel, indem er sich auf Bibelstellen, Aussprüche der Kirchenväter und selbst Stellen der unechten Dekretalien beruft, während er von der sogenannten Schenkung des Kaisers Konstantin, mit welcher man die weltliche Macht des Papsttums zu begründen sucht, sagt: sie sei eine Fabel, welche in Rom selbst die Tagelöhner und alte Weiber verspotteten, so daß sich der Papst und die Kardinäle aus Scham gar nicht mehr in der Stadt zu zeigen wagten. Der Brief schließt: „Das Kaisertum und alle staatliche Gewalt gehört den Römern, und welches Gesetz und welcher Grund kann Senat und Volk hindern, sich frei einen Kaiser zu wählen!“ Dem durch solche Anschauungen fast völlig beseitigten päpstlichen Ansehen konnte nur in etwa wieder Geltung geschafft werden durch die ganze Fülle kirchlicher Strafen, durch Bann und Interdikt, welche über Rom verhängt wurden. Weil aber die Römer den Gottesdienst nicht entbehren mochten, so verstanden sie sich zur Verbannung Arnolds. Aber die von demselben gepredigten Lehren von der Größe Roms und von dem Rechte dieser ewigen Stadt konnten und wollten sie nicht vergessen. Daher schickten sie, als König Friedrich vor

ihren Thoren erschien, Gesandte an denselben, die in folgender Weise zu demselben sprachen: „Möchtest du, o trefflicher König, günstig und mit unbefangenem Sinne das anhören, was dir Rom, die hehre Gebieterin der Welt, durch diesen Mund verkündet: »Ich freue mich,« so redet sie dich an, »wenn du in Frieden kommst. Du trachtest nach der Herrschaft über den Erdkreis, und siehe, ich stehe gern auf, dir die Krone zu reichen, ja, ich trage sie dir selbst freudig entgegen.« Denn warum sollte der, welcher sein Volk besucht, nicht als Friedensbringer kommen? Warum sollte er nicht mit edler Dankbarkeit auf das Volk hinblicken, welches die thörichten Anmaßungen der Geistlichen (sie wollten irdische und überirdische Macht zugleich besitzen, zugleich Schwert und Kelch führen) zu seinem Besten gebrochen hat? Nun werden, das hoffe ich, die alten Zeiten wieder erscheinen und, das erbitte ich, die alten Rechte und Freiheiten der herrlichen Stadt zurückkehren. Unter diesem Fürsten wird Rom wiederum die Zügel der Welt ergreifen, unter diesem Kaiser des Erdkreises Zügellosigkeit gebändigt, und zu dem Namen des Augustus auch dessen Macht und Ruhm gesellt werden. Es ist dir bekannt, wie Rom durch die Weisheit der senatorischen Würden, durch die Tugend und Zucht des ritterlichen Standes seine Hände von Meer zu Meer ausstreckte und seine Herrschaft nicht bloß bis an die Grenzen des Erdkreises erweiterte, sondern auch Inseln, welche darüber hinaus lagen, mit diesem Erdkreise verband und die Zweige seiner Hoheit selbst bis dahin ausdehnte. Nicht die stürmischen Fluten der Meere, nicht die unersteiglichen Felsrücken der Alpen gewährten Schutz: alles bezwang die unbezwingliche Tapferkeit der Römer. Lange schlummerten durch die Abwesenheit unserer Fürsten und die Vernachlässigung des Senates diese unbesiegbaren Kräfte Roms, bis in unsern Tagen wieder hergestellt wurden der Senat und die Ritter, die Tribunen und das Kapitol. Du aber, scheinen dir nicht solche Gesinnungen und

Thaten alles Lobes und Dankes würdig? Erfreust du dich nicht des Glanzes, welcher hiedurch auf deine Person zurückstrahlt? Höre nun noch, o Fürst, milde und geduldig das wenige, was ich dir von deinen und meinen Rechten zu sagen habe; zuerst jedoch von den deinigen, denn es heißt ja: »mit Jupiter der Anfang!« Du warst ein Gast, ich machte dich zum Bürger; du warst ein Fremdling aus überalpischen Ländern, ich erhob dich zum Fürsten; und Rechte, die mein waren, habe ich dir gegeben. Dafür mußt du meine alten Gewohnheiten und neuen Einrichtungen anerkennen; du mußt eine Sicherheit stellen, daß Barbarenwut keines meiner Rechte verletze; du zahlst meinen Beamten, die dir auf dem Kapitole zujauchzen werden, 5000 Pfund Silber; du beschwörst alles zur Beseitigung von Zweifeln und Verdacht."

Als der König diese Reden hörte, die nach römischer Sitte noch weit ausgesponnen werden sollten, stand er zornig auf und rief, jene unterbrechend: „Ich kann mich nicht genug wundern, daß eure Reden so gar nichts von der gepriesenen altrömischen Weisheit enthalten, daß sie nur angefüllt sind mit dem abgeschmackten Schwulste thörichter Anmaßung. Vergeblich erhebt ihr die ehemalige Würde und Herrlichkeit Roms; denn nur zu wahr sagte schon jener alte Römer: »Auch aus diesem Staate ist die Tugend gewichen, auch er vermochte nicht dem Wechsel der Zeiten zu widerstehen.« Wollt ihr erkennen, wo Roms weiser Senat, seine tapfere Ritterschaft, sein tüchtiges Volk anzutreffen sei, so seht unsern Staat an. Nicht bloß die Herrschaft ist übergegangen auf die Deutschen, sondern auch die Tugenden. Bei uns ist Zucht und Gehorsam, ausharrender Mut, ruhige Überlegung, Treue und Redlichkeit; bei euch nur Ungehorsam und Willkür, Hochmut und Wankelmut, unbesonnene Tollkühnheit und leeres Spiel mit Worten und Eiden. Darum regieren euch deutsche Könige, darum ratschlagen für euch deutsche Fürsten; darum kämpfen für euch deutsche Ritter. — Ihr hättet mich

gerufen, um von eurer Gnade Bürgerrecht und Krone zu empfangen? Wer erstaunt nicht über so unerhörte, grundlose Rede? Doch ja, ich komme gerufen; aber nicht, um von euch zu empfangen, sondern, um euch zu retten von innerem und äußerem Zwiste; ich komme wie ein Glücklicher zu Elenden, ein Starker zu Schwachen, ein Mutiger zu Entnervten, ein Sicherer zu Geängsteten. Ihr fordert mich auf zur Gerechtigkeit und zum Schutze Roms. Sind eure Forderungen ungerecht, so werden keine Worte mich täuschen, sind sie gerecht, so bedarf es keiner belehrenden Weisungen: denn ich schütze den Geringsten, wie vielmehr die Hauptstadt meines Reiches. Ihr verlangt die Bestätigung eurer Gesetze und Freiheiten: wo beständen aber Gesetze, verbindlich für euch, die nicht von den Deutschen herrührten; und seit wann gäbe das Volk dem Fürsten und nicht der Fürst dem Volke die nötigen Gesetze? Ihr fordert weiter mit eigennütziger Begier, daß ich mein Eigentum erkaufe; bin ich denn etwa euer Gefangener, bin ich in euren Banden, daß ich mich mit Geld löse? Wollt ihr mich zwingen, zu zahlen, statt freiwillig zu spenden? Nur die pflege ich königlich zu belohnen, welche sich um mich verdient machen; wer aber Ungerechtes ertrotzen will, dem wird mit Recht selbst Billiges verweigert. Ihr verlangt endlich, mit unbegreiflicher Verwirrung aller Begriffe: der König, dem alle Eide geleistet werden, solle euch, den Unterthanen, unzählige Einrichtungen, Gesetze, Begünstigungen u. s. w. beschwören. Wahrlich, mein Wille ist unwandelbarer als eure Gesetze, und mein einfaches Wort gilt mehr als eure Eide!"

So sprach Friedrich, nicht ohne lebhafte Bewegung. Die Gesandten aber, erschrocken ob solcher Worte, verließen eiligst das Lager. Sofort schickte der König, der ihren bösen Sinn durchschaute, tausend seiner Tapfersten voraus nach Rom, ließ die Peterskirche und die Tiberbrücke besetzen und erschien dann selbst bald nachher in Begleitung des Papstes, der

Kardinäle und vieler Geistlichen in der ewigen Stadt. Hier wurde er, wie schon erwähnt, vom Papste mit der Imperatorenkrone geschmückt. Als die Römer erfuhren, daß ohne ihr Wissen und ihre Beistimmung die Krönung vollzogen worden, da versammelten sie sich mit ihren Senatoren auf dem Kapitol und beschlossen, die Deutschen von allen Seiten anzugreifen. Sie drangen über die Tiber und erschlugen mehrere in der Peterskirche säumende Soldaten, während der größte Teil des Heeres an wohlbesetzten Tafeln die Erhebung seines Königes feierte. Eiligst griffen diese nun zu den Waffen. Bis Sonnenuntergang dauerte der für die Deutschen gefährliche Kampf. Allen voran leuchtete durch Tapferkeit und Umsicht der Welfe, Heinrich der Löwe. Endlich mußten die Römer, die noch einmal der alten Römertugend würdig gekämpft hatten, weichen. Sie hatten ihren Meister gefunden und tausend der Ihrigen eingebüßt, zweihundert wurden gefangen, unzählige verwundet. „So hätten wir denn auf deutsche Weise", rief Friedrich aus, „das Kaisertum erkauft!" „Nicht arabisches Gold, sondern deutsches Eisen", sagt ein alter Schriftsteller, „ist das Geld, welches dir, o Rom, der Fürst für deine Krone beut."

Friedrich hatte einen Teil seiner Aufgabe gelöst. Die Kaiserkrone zierte sein Haupt, die kaiserliche Macht in Rom war mit dem Schwerte erkämpft. Den noch übrigen Teil seines Vorhabens, Unteritalien zu gewinnen und die lombardischen Städte, vor allem, Mailand zu unterwerfen, mußte er verschieben, weil das den Nordländern so mörderische Klima und die Unlust der Fürsten zu weitern Unternehmungen an die Heimkehr mahnten.

Auf dem Rückwege suchten die feindlichen Mailänder und Veroneser den Kaiser zu vernichten. In einer Gebirgsschlucht im Thale der Etsch umzingelten sie das heimwärtsziehende Heer. Friedrich schien verloren. Alle Zugänge des Thales waren von den Feinden versperrt, und oben auf einem Felsen,

der das Thal beherrschte, lag eine Burg, die von verwegenen, beutelustigen Rittern besetzt war. Diese empfingen die Deutschen mit vernichtenden Steinwürfen, ja, übermütig verlangten sie von jedem Reiter, wenn er entkommen wolle, Harnisch und Pferd und vom Kaiser große Summen Geldes. Friedrich aber erwiderte: „Gott verhüte, daß der Kaiser Räubern und Empörern zinsbar werde.“ Inzwischen war die Rettung genaht. Hoch über die Burg ragte ein Felsen hervor, überhangend, klüftig, unzugänglich; dennoch sollte er erstiegen werden. Durch Berg und Thal und dichte Waldung eilte des Kaisers Bannerträger, der kühne Otto von Wittelsbach, mit 200 leicht bewaffneten Jünglingen zur hintern Wand des Felsens; aber wie abgeschnitten streckte sich der Stein in die Lüfte. Nichts jedoch konnte jene Kühnen zurückschrecken. Einer stellte sich auf die Schultern des andern, aus Lanzen wurden Leitern gefertigt, Stufen eingehauen; endlich erreichte man den Gipfel; hoch flatterte alsbald die kaiserliche Fahne, und ein Freudengeschrei erhob sich wie in der Höhe so in der Tiefe. Da ergriff Schrecken und Entsetzen die in der Mitte Eingeschlossenen. Den Felsen hatten sie nicht geglaubt besetzen zu müssen, der nur Vögeln erreichbar schien.

In dem nun unausweichbaren Kampfe wurden viele getötet, mehrere gefangen, unter ihnen der Anführer mit elf Edeln. Alle zwölf wurden als Friedensbrecher und Empörer zum Tode verurteilt. Einer der Gefangenen trat jedoch hervor und sprach: „Edler Kaiser, höre meine Worte! Ich bin kein Lombarde, sondern ein Franzose, frei, aber arm. Von diesen ward ich aufgefordert, ein Vorhaben ausführen zu helfen, das meine zerrütteten Vermögensverhältnisse schnell herstellen werde. Wie konnte ich ahnen, daß die Nachstellung dem Kaiser galt, und soll ich Unwissender, Verführter, schuldlos leiden?“ Friedrich schenkte ihm das Leben, aber er wurde gezwungen, die Übrigen mit eigenen Händen aufzuknüpfen. Ohne weitere Gefahr kam jetzt der Kaiser nach Deutschland zurück; jeder eilte, seiner Thaten froh, in die Heimat. Friedrich aber waltete in Hoheit und Würde seines erhabenen Amtes.

Des Kaisers Kämpfe mit Mailand.

Mailand, die mächtige und übermütige Stadt, bedrückte immer mehr die Freunde des Kaisers. Weil sie bei Friedrichs erstem Erscheinen in Italien straflos geblieben war, kannte ihr Stolz keine Grenzen. Derselbe sollte bald in furchtbarer Weise gebrochen werden. Im Jahre 1158 erschien Friedrich zum zweitenmale in Italien. Er hatte seinen Kanzler Rainald und den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, beide Männer, die einander gleich waren an vornehmer Geburt, Jugend, Edelsinn, Ruhmbegierde und Thätigkeit, die beide den Vorteil ihres Herrn suchten, der eine durch Redlichkeit, Vorsicht, Beredsamkeit, Kenntnisse und Scharfsinn, der andere durch Heldenmut und Tapferkeit, diese Männer hatte Friedrich voraufgesandt, damit sie gemeinsam alle ihm ergebenen Städte und Heere auf seine Ankunft vorbereiten möchten. Als die Mailänder Friedrichs Macht erkannten, da schickten sie Gesandte zu ihm und suchten durch künstliche Auslegung der Gesetze, geschickte Umdeutung des Herkommens, Entwicklung der angeblich dringenden Verhältnisse u. s. w. ihr Verfahren zu rechtfertigen; sie hofften, die Fürsten durch Schmeichelreden, den Kaiser durch Versprechungen zu gewinnen. Aber alle ihre Entschuldigungen erschienen dem strengen Richter nicht genügend, ihre Versprechungen mehr ehrenrührig als annehmbar, ihre Reue ohne Aufrichtigkeit und Buße; deshalb wurde die Acht mit allgemeiner Beistimmung über Mailand ausgesprochen.

Schon bald rückte Friedrich mit seinem Heere vor die nicht mehr die alte Zuversicht zeigende Stadt. Das Heer

des Kaisers zählte 18 000 Reiter und 100 000 Fußgänger. Die Lagermeister eröffneten den Zug; ihnen zunächst folgten die Träger der kaiserlichen Adler, rings umgeben von kriegerischer Musik, welcher das Heer mit lautem Gesange beistimmte. Hierauf kam der schönste Teil der Mannschaft, dann das Gepäck und die Kriegswerkzeuge, endlich die übrigen Söldner. Angesichts der von den mannigfachsten und widersprechendsten Gefühlen ergriffenen Mailänder wurde das Lager aufgeschlagen, und bittere Hungersnot zwang bald die einst so übermütigen Bürger zu demütiger Unterwerfung. Diese hatte ihnen der Graf Guido von Blandrate, ein kluger und gemäßigter Mann, mit folgenden Worten empfohlen: „Euer Streben nach Herrschaft war groß und löblich, allein man kann sich auch nicht wundern, wenn das mächtige Volk der Deutschen seinen alten Einfluß ungeschwächt erhalten will. Euer Streben nach Freiheit galt einem unschätzbaren Gute; allein dies Streben widerspricht der Vernunft und echter Größe, sobald es unausbleiblich und notwendig den Untergang nach sich zieht. Der Macht zu weichen, ist ein Gesetz sogar für unvernünftige Tiere, wieviel mehr für den Menschen; denn die Macht kommt von Gott, und ihr widerstehen, heißt sich Gott widersetzen. Deshalb wichen unsere Väter, obgleich ausgezeichnet durch Kraft und Mut, Karl dem Großen, Otto I., und so müssen auch wir jetzt Rettung suchen, ehe des Kaisers Milde aus Zorn über unsere Hartnäckigkeit ganz verschwindet. Übrigens entsteht ja hierdurch kein neuer Zustand, sondern es befestigt sich nur der alte; den zu erdulden ist kein sonderlich Unglück. Wenn aber ein Kaiser wie Friedrich verzeiht, kann Mailand sich nur durch Nachgiebigkeit erhalten und heben, und einem großen Fürsten zu gehorsamen, erscheint für tüchtige Bürger keineswegs unwürdig."

Infolge dieser Rede sandten die Mailänder Gesandte an den Kaiser, die den Frieden unter folgenden Bedingungen vermittelten: Alle Mailänder vom 14. bis 70. Jahre schwören

dem Kaiser den Eid der Treue, bauen demselben in ihrer Stadt eine Pfalz, zahlen 9000 Mark Silber für das dem Kaiser zugefügte Unrecht, geben die vergewaltigten Nachbarstädte frei und halten sie schadlos und lassen ihre Konsuln in Zukunft vom Kaiser bestätigen. Als diese Bedingungen angenommen waren, erschienen die Mailänder vor Friedrich, voran der Erzbischof und die Geistlichkeit mit Kreuzen, Rauchfässern und Fahnen, hierauf 12 Bürgermeister, der Rat und die Edlen, barfuß und die bloßen Schwerter am Nacken hängend, endlich das Volk, mit Stricken um den Hals, bleich, abgezehrt und in Lumpen gehüllt. Alle fielen dem auf dem Throne prangenden Kaiser zu Füßen, und einer der Bürgermeister sprach: „Wir haben gesündigt, wir haben unrecht gehandelt, wir bitten um Verzeihung, wir legen unsere Schwerter vor Euch nieder und unser Leben in Eure Hand." Solche Demütigung nach solcher Größe erweckte allgemeines Mitleid. Friedrich aber gab zur Antwort: „Es freut mich, daß die Mailänder den Frieden dem Kriege vorziehen und mich der Notwendigkeit überheben, ihnen Böses zu erzeigen. Wie viel Unglück wäre verhütet worden, wie viel Gutes gestiftet worden, wenn die Bürger von Anfang an den bessern Teil erwählt hätten. Ich herrsche lieber über Willige als über Gezwungene, ich belohne lieber als ich strafe; aber vergessen soll niemand, daß ich eher durch Gehorsam als durch Krieg zu besiegen bin. Im Vertrauen jedoch, die Stadt werde künftig auf dem rechten Wege beharren, soll sie nicht mehr meine Macht und Strenge, sondern nur meine Geduld und Milde erfahren."

Die Acht ward jetzt aufgehoben, und freundlich ergriff der Kaiser die Vornehmsten bei der Hand, küßte und tröstete sie. Da kehrte Freude in die Herzen der Mailänder zurück: denn die meisten verglichen die Gegenwart nur mit dem letzten, schrecklichen Zustande. Einige aber überwältigte die Wehmut oder der Zorn, als sie die kaiserlichen Fahnen von der Haupt-

kirche wehen sahen, und sie fühlten, daß nur **eine** Tugend ihnen gelassen oder vorgeschrieben sei — der Gehorsam.

Der Reichstag auf den roncalischen Feldern.

Nachdem Friedrich den kriegerischen Hauptzweck des Zuges erreicht hatte, entließ er viele Mannschaften in ihre Heimat, ließ sich in Monza die lombardische Königskrone aufsetzen und berief einen Reichstag nach den roncalischen Feldern, damit die Rechte und Pflichten des Herrschers und der Untergebenen genau bestimmt würden. Sobald sich alle Fürsten, Prälaten, Grafen, Barone, Obrigkeiten und Abgeordnete der Städte versammelt hatten, betrat der Kaiser eine erhöhte Stelle und sprach zu den Versammelten: „Mit der Herrschaft, welche wir durch Gottes Gnade erhalten haben, ist uns die Pflicht aufgelegt, die Guten zu erheben, die Bösen aber im Zaume zu halten und zu strafen. Nachdem das letztere durch den glücklich beendigten Krieg geschehen ist, erfordern die Geschäfte des Friedens unsere ganze Aufmerksamkeit: denn nach Gesetzen zu regieren und das Vaterland mit den Waffen zu beschützen, erscheint gleich preiswürdig, und eins bedarf notwendig des andern. Nun ist zwar der Kaiser insofern über die Gesetze erhaben, als sie von ihm ihren Ursprung nehmen; ich ziehe jedoch eine Regierung, wo einem jeden sein Recht und seine Freiheit unangetastet verbleibt, bei weitem einer solchen vor, wo der König sich ungestraft alles erlauben darf und dadurch seinen erhabenen Beruf in eine willkürliche Tyrannei verwandelt. Das Glück hat meine Gesinnungen nicht verändert, und ich gedenke, das Reich in unverminderter Hoheit nach den Grundsätzen zu erhalten, nach welchen es gegründet ward; durch unsere Unterstützung, ihr wißt es, hat sich das bürgerliche Recht trefflich ausgebildet, es ist unbestritten und durch die tägliche Anwendung bestätigt, das öffentliche Recht zeigt sich dagegen verdunkelt und bedarf einer neuen Feststellung.

Ehe jedoch über meine oder eure Rechte etwas niedergeschrieben, etwas feierlich anerkannt wird, müssen wir alle vorsichtig und gemeinsam prüfen, was ehrbar, gerecht, nötig, nützlich, dem Orte und der Zeit angemessen ist. Denn sobald sie einmal gegeben sind, soll nicht mehr gesprochen werden **über** die Gesetze, sondern **nach** den Gesetzen."

Der Erzbischof von Mailand antwortete: Die Freude dieses Tages sei vollkommen, weil nach so vielen Herrschern, ja, Tyrannen endlich ein Fürst auftrete, der dem Rechte sein Recht einräume.

Nun wurden durch vier von der Universität Bologna berufene hochberühmte Rechtsgelehrte unter Mitwirkung von 28 Abgeordneten aus 14 Städten die Rechte des Kaisers, der Vasallen und der Städte untersucht und die von ihnen geprüften und entworfenen und dann bestätigten Gesetze von allen Fürsten, Prälaten, Grafen, Äbten und städtischen Abgeordneten feierlich beschworen. In denselben wurde bestimmt, daß alle Zölle und Einkünfte dem Kaiser gehörten, daß er mit Beistimmung des Volkes und aller Städte die Statthalter (Podesta) und Konsuln zu bestellen habe.

Mailands Widerspruch gegen die roncalischen Beschlüsse; Belagerung und Eroberung desselben.

Gegen die auf dem Reichstage gefaßten Beschlüsse erhob sich Mailand; seine Unterwerfung war nur eine scheinbare und ein Werk der Not gewesen. Man rottete sich zusammen, warf Steine in die Fenster der Häuser, wo die kaiserlichen Gesandten, Rainald von Dassel und Otto von Wittelsbach, wohnten, und wollte diese selbst ermorden. Da erzürnte der Kaiser; er lud die Mailänder vor sich zur Rechtfertigung. Diese aber fügten zur Gewaltthat noch Hohn hinzu. Auf die Frage, warum sie den geschworenen Frieden gebrochen

hätten, antworteten sie: „Wir haben den Eid zwar geschworen, doch leisteten wir keinen Schwur, ihn zu halten.“ Der Kaiser schwur nun, die Krone nicht eher aufs Haupt zu setzen, als bis er die meineidige Stadt der Erde gleich gemacht habe. Zuerst griff er Krema an, Mailands unerschütterliche Freundin. Dann legte er sich vor die Empörerin selbst. Aber erst nachdem er aus Deutschland neuen Zuzug erhalten hatte, konnte er die Hartnäckigkeit der stolzen Städter beugen. Als mit jedem Tage das Elend der Mailänder größer wurde, als nichts mehr übrig blieb als ein qualvoller Hungertod, da übergab man die Stadt auf Gnade und Ungnade. Der 1. März des Jahres 1159 war der denkwürdige Tag der Übergabe. Am Morgen desselben zogen die Konsuln und zwanzig der vornehmsten Edelleute, alle mit bloßen Schwertern auf dem Nacken, in das Lager des Kaisers, um dem Überwinder die Stadt mit allen Gütern und Personen zu übergeben. Am folgenden Tage zogen abermals die Konsuln ins feindliche Lager, und ihnen folgten in der Kleidung von Büßenden 300 der vornehmsten mailändischen Ritter, wobei die Stadtschlüssel und die Fahnen von 36 Thoren und Schlössern getragen wurden, um sie dem Kaiser zu überreichen. Am dritten Tage endlich kam das ganze Volk von Mailand, alle Kriegsleute mit der Fahne der Stadt. Als diese an Friedrichs Thronsitz gebracht und zum Zeichen der Unterwerfung niedergebeugt wurde, sprang der Kaiser zornig auf und riß den Saum der Fahne herunter — ein schlimmes Zeichen für das Volk, welches, angstvoll harrend, der Entscheidung des Siegers entgegen sah. Finster blickte Friedrich um sich, mit düsterer Miene hörte er die Rede an, welche einer der Konsuln hielt, um Friedrichs Zorn zu beschwichtigen. Das Volk, welches zur Erde gesunken war, streckte laut jammernd die Kreuze empor, die es mit seinen Händen umfaßt hielt. Aber die Erbitterung in Friedrichs Herzen war zu groß. Ein Wink von ihm beschied endlich die Unglücklichen,

aufzustehen, und sie wurden mit der Erklärung entlassen, daß sie am folgenden Tage ihr Schicksal erfahren sollten. Umsonst benutzten die Mailänder diese Frist, die Kaiserin Beatrix zur Fürsprache zu bewegen. Die Fürstin zog sich in das Innerste ihrer Gemächer zurück und überließ die Bittenden ihrem Schicksale. Beatrix hatte, als Friedrich im Jahre 1154 auf seinem Heerzuge gegen Rom begriffen war, den Wunsch geäußert, die berühmte Stadt Mailand zu besuchen. Gern hatte ihr der Kaiser diese Bitte gewährt. Kaum aber war sie durch das eine Thor eingezogen, als sie plötzlich von einem wütenden Volkshaufen überfallen wurde. Man setzte sie rückwärts auf einen Esel und gab ihr statt des Zügels den Schwanz in die Hand. In dieser schimpflichen Stellung schleppte man sie durch die ganze Stadt und zum andern Thore wieder hinaus. Die Mailänder hatten daher keineswegs Ursache, die Kaiserin um ihre Fürsprache zu ersuchen. Friedrich war unerbittlich. Er gebot allen Bürgern auszuziehen und überließ die menschenleere Stadt den Nachbarn zur Plünderung und Zerstörung. Die Mauern, Türme und die meisten öffentlichen Gebäude wurden niedergerissen. Die sonst so blühende Stadt bot innerhalb weniger Tage einen schauderhaften Anblick dar, und selbst viele ihrer Feinde wurden zum Mitleid gerührt.

Bei dem in Pavia veranstalteten Dankfeste erschienen der Kaiser und die Kaiserin mit Kronen auf dem Haupte. Friedrich hatte sein Wort gelöst, die Krone nicht aufzusetzen, bevor er Mailands Mauern gebrochen.

Friedrichs Kampf mit Alexander III. und seinen Bundesgenossen.

Mochte das stolze Mailand gedemütigt, ja, vernichtet erscheinen, mochte das Schicksal dieser Stadt Schrecken und unweigerlichen Gehorsam bei allen Gegnern Friedrichs hervor-

rufen, mochte die kaiserliche Machtfülle fast unumschränkt und teilweise mit tyrannischer Willkür über die Unterworfenen gebieten: ein Mann lebte, der sich nicht dem Machtgebote des Kaisers fügte, das war Papst Alexander III. Mit unermüdlicher Thätigkeit hatte er gegen die Beschlüsse der Kirchenversammlung zu Pavia gearbeitet; Frankreich und England hatten ihm endlich ihre Anerkennung zuteil werden lassen, in Italien waren ihm alle die verbündet, welche mit dem Regimente Friedrichs unzufrieden waren.

Friedrich, der nach Mailands Besiegung seinen Rückzug in die Heimat angetreten und den strengen Kölner Erzbischof Rainald zum Reichsverweser eingesetzt hatte, entschloß sich, durch sein persönliches Erscheinen in Italien — diesmal ohne Heer — den Beschwerden der über seine Statthalter klagenden Italiener abzuhelfen. Er konnte es jedoch keinem Teile recht machen und verdarb es mit Alexander III. für immer, als er nach dem Tode Viktors IV. dem von seiner Partei gewählten Paschalis III. die Bestätigung erteilte.

Unter des Kaisers Augen entstand in Oberitalien, von Verona geleitet, ein großer Städtebund. Die Seele dieses Unternehmens war Alexander III. Friedrich mußte nach Deutschland eilen, ein neues Heer zu sammeln zur Bekämpfung der Gegner. Im Jahre 1166 erschien er zum vierten Male jenseit der Alpen. Zuerst wandte er sich gen Rom, um den Papst zu züchtigen. Die Stadt wurde mit Sturm genommen, der Papst aber rettete sich, als Pilger verkleidet, durch die Flucht. Paschalis wurde in feierlichem Zuge nach Rom geholt, nahm von dem päpstlichen Stuhle Besitz und krönte nochmals am 1. August 1167 den Kaiser und seine Gemahlin.

Nach der Eroberung Roms schien auch die Unterwerfung Unteritaliens und der Lombardei nahe gerückt. Da plötzlich brach ein furchtbares Unglück über die Deutschen herein. Heftige Regengüsse und eine darauf folgende glühende Hitze

hatten zur Folge, daß die in der Gegend Roms im Sommer stets herrschenden Sumpffieber diesmal mit mörderischer Wut ausbrachen. Entsetzlich wütete die Seuche in den Reihen der Deutschen. Die Blüte der Ritterschaft, die sich um Friedrich gesammelt hatte, wurde ein Opfer derselben. Rainald von Köln, des Kaisers Neffe, ein Herzog Welf, drei Bischöfe, mehr als 2000 Ritter und im ganzen 25 000 Mann wurden dahingerafft. Alexanders Freunde erklärten die Krankheit für eine Strafe des erzürnten Himmels. Der Kaiser eilte, dem Unglücke weichend, der Heimat zu. Fast hätte der Mordstahl des Verräters auf diesem Rückzuge seinem Leben ein Ende gemacht. In Susa beschloß man, während der Nacht denselben zu überfallen und zu töten. Der Mordplan ward verraten, und Hermann von Siebeneichen, ein treuer Ritter, legte sich in des Kaisers Bett, während dieser, verkleidet und von der Dunkelheit begünstigt, mit wenigen Begleitern entfloh. Die Bürger von Susa entdeckten die Täuschung erst, als Friedrich in Sicherheit war; sie achteten jedoch die Treue des Ritters und thaten ihm nichts zu leide.

So war Italien verloren, Alexanders Sieg unabwendbar. Die lombardischen Städte, durch des Kaisers Anwesenheit nicht mehr erschreckt, erhoben jetzt immer kühner und trotziger ihr Haupt. Schnell erhoben sich nun wieder Mailands Mauern. Schmähsäulen gegen den Kaiser und seine Gemahlin wurden an den Thoren gesetzt. In der Ebene zwischen Asti und Pavia wurde in aller Eile eine starke Festung erbaut und dem Kaiser zum Hohn, dem Papste Alexander aber zu Ehren Alessandria genannt. So gerüstet, fürchteten die Italiener den Kaiser nicht.

Nicht ohne Mühe brachte dieser zu einem neuen Zuge über die Alpen ein Heer in Deutschland zusammen. Die Vasallen scheuten zurück vor den mörderischen und beschwerlichen Zügen, vor den falschen und boshaften Italienern. Heinrich der Löwe, der mächtige Welfe, pilgerte sogar nach

Palästina, nach Jerusalem, um der Lehenspflicht zu entgehen. Aber bei seiner Rückkehr fand er Friedrich noch in Deutschland.

Erst im Jahre 1174 zog der Kaiser über den Mont Cenis und belagerte Alessandria. Es war Winter. Häufiger Regen durchnäßte den ohnehin sumpfigen Boden. Krankheiten und Ungemach aller Art schwächte das deutsche Heer. Dennoch wollte Friedrich von einer Stadt nicht weichen, die ihm zum Trotze erbaut war. Sieben Monate lag er vor ihren Wällen; da kam die Nachricht, ein großes lombardisches Heer sei im Anzuge. Der Kaiser mußte mit seinen erschöpften Truppen so schnell die Belagerung aufheben, daß er sein Lager den Flammen preisgab.

Dieser mißlungene Versuch schlug jedoch den Mut und die Hoffnung Friedrichs nicht nieder; denn er erwartete noch Verstärkung durch mehrere deutsche Fürsten, vor allem aber den Zuzug Heinrichs des Löwen, seines tapfersten Waffengefährten in den früheren Kriegen mit den Lombarden. Der Löwe kam aber nicht. Heinrich hegte immer noch alten Groll und hatte die Klagen nicht vergessen, welche die Welfen gegen die Hohenstaufer führten. Friedrich, dem in dieser Not alles an dem Beistande des mächtigen Herzoges lag, lud ihn zu einer Unterredung ein, und Heinrich begab sich wirklich mit seinem Gefolge nach Chiavenna. Hier erinnerte ihn der Kaiser an die vielen Beweise von Freundschaft und Liebe, die er ihm gegeben, an die Länder, die er ihm zugewandt hatte, und bat und flehte, er möchte ihn doch in diesem Augenblicke, wo des deutschen Vaterlandes Ehre auf dem Spiele stehe, nicht verlassen. Umsonst! der stolze Löwe blieb ungerührt. Zuletzt warf sich, so erzählt man, der Kaiser ihm sogar zu Füßen und umfaßte flehend die Kniee des Unerbittlichen. Auch diese Demütigung beugte nicht den Sinn des Stolzen. Da nahte sich dem Kaiser würdevoll seine Gemahlin und sprach: „Lieber Herr, stehe auf! Gott wird dir Hilfe leisten, wenn du einst dieses Tages und dieses Hochmutes gedenkst!“

Und der Kaiser erhob sich. Heinrich aber ritt trotzig nach Deutschland zurück. Unterdessen kamen die Lombarden mit einem gewaltigen Heere von Mailand herangezogen. In ihrer Mitte führten sie das Heiligtum der Stadt, Karocium genannt. Dieses war ein roter Wagen, auf welchem sich ein eiserner Baum mit eisernen Blättern erhob. Auf der Spitze des Baumes stand ein großes Kreuz, auf dessen Vorderseite der heilige Ambrosius, Mailands Schutzheiliger, abgebildet war. Eine auserlesene Schar von Bürgern hatte es übernommen, diesen Heerwagen der Stadt zu verteidigen. So zogen sie, ihren Schutzheiligen in der Mitte, mutig zum Kampfe aus. Bei **Legnano** stießen sie auf das kaiserliche Heer. Da sanken die Schlachtreihen der Mailänder auf die Kniee und flehten im Angesichte der Feinde den Himmel um Beistand zu dem bevorstehenden Kampfe an. Dann begann die blutige Schlacht. Der Kaiser selbst focht heldenmütig an der Spitze; schon neigte sich der Sieg auf seine Seite. In diesem entscheidenden Augenblicke erneuerten 900 edle Bürger Mailands, die Schar des Todes genannt, weil sie geschworen hatten, zu siegen oder zu sterben, mitten in der Schlacht den heiligen Eid und stürzten sich mit Ungestüm auf den siegenden Feind. Das Hauptbanner des Kaisers wurde genommen, er selbst von seinem Streitrosse gestürzt. Die Seinigen hielten ihn für tot und wichen bestürzt zurück. Nur ein geringer Teil entkam mit dem fliehenden Kaiser unter dem Schutze der Nacht dem Racheschwerte der Lombarden. So vernichtete der blutige Tag bei Legnano im Jahre 1176 die Arbeit von zwanzig Jahren.

Unterhandlungen und Friedensschlüsse mit Alexander III. und den Lombarden.

Die Niederlage bei Legnano (29. Mai 1176) ist der große Wendepunkt in der Geschichte Friedrichs I. Er erkannte

nun deutlich, daß er den seit zwei Jahrzehnten mit unbeugsamer Standhaftigkeit verfolgten Kampf mit dem Papste und den lombardischen Städten nicht weiter fortsetzen könne, und er entschloß sich, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen; doch nicht mit den aufrührerischen Lombarden, sondern mit Alexander wollte er sich verständigen. Dieser ging bereitwillig darauf ein, und so kam ein Vertrag zustande, folgenden Inhaltes: Der Kaiser erkennt Alexander als den rechtmäßigen Papst, leistet ihm, was seine Vorgänger den Päpsten leisteten und hält getren Frieden mit der Kirche. Es tritt eine allgemeine Vergessenheit und Verzeihung für die wechselseitigen Anhänger ein. Der Papst bestätigt die Erzbischöfe Christian von Mainz und Philipp von Köln — sie hatten nicht bloß mit geistlichen Waffen, sondern auch mit Schwert und Streitkolben die Sache ihres Herrn verteidigt — und überhaupt alle nicht durch offenbare Gewalt in ihre Würden gelangten Bischöfe. Der Gegenpapst Kalixtus — er war nach dem Tode Paschalis III. auf Betreiben Rainalds gewählt worden — entsagt seiner Würde und erhält eine Abtei. Für die Lombarden tritt ein Waffenstillstand auf 6 Jahre, für die Normannen in Unteritalien auf 15 Jahre ein.

Es verzichtete mit dieser Friedensbestimmung der Kaiser auf seine Theorie vom theokratischen Weltkaisertum, in welchem dem Papste nur eine abhängige Stellung zugedacht war, und andererseits mußte Alexander die Ansprüche Gregors VII. auf sich beruhen lassen, welcher die kaiserliche Würde, wie jede weltliche Gewalt überhaupt, als erst der hierarchischen Weihe und Legitimierung bedürftig erklärt hatte. Es wurde dann auch nur die Gleichberechtigung der päpstlichen Gewalt neben der kaiserlichen ausgesprochen.

Die versöhnten Häupter der Christenheit begrüßten sich in Venedig. Am Eingange der Markuskirche empfing der Papst den Kaiser. Dieser warf sich demselben zu Füßen, weinend erhob und küßte ihn Alexander. Unglück hatte Friedrich, der in seiner Jugend ein eiserner, trotziger Rittersmann gewesen war, gesänftigt. Auch Alexander war persönlich milder geworden, ohne von dem Gedanken seiner Würde etwas aufzugeben. In alle Welt gingen nunmehr Eilboten, den Weltfrieden zu verkünden, und die gesamte Christenheit dankte Gott, daß man nach den Unruhen, den Fehden, den Verwüstungen so vieler Jahre sich endlich des Friedens erfreuen könne und die innerlichen Zweifel ein Ende nähmen, welche, schwerer als alles andere, die Gewissen gedrückt und die Gemüter geängstigt hatten.

Friedrichs Walten in den deutschen Ländern.

Als Friedrich nach Deutschland zurückgekehrt war, kam ihm überall die größte Sympathie, ja, die Bewunderung der Nation entgegen. Eine schwere Pflicht aber wartete hier seiner, die Bestrafung des ungetreuen Lehensmannes, Heinrichs des Löwen. Wie hätte er auch den schrecklichen Tag von Chiavenna vergessen, wie zugeben können, daß die böse That fortwährend neue im Gefolge haben würde. War es doch sein größter Stolz gewesen, Ordnung und Zucht im Reiche zu erhalten, und Recht und Pflicht überall zur Anerkennung zu bringen. Zeuge für dieses Streben war schon im Anfange seiner Regierung der Erzbischof Arnold von Mainz und Pfalzgraf Hermann von Stahleck, die, weil sie ohne Rücksicht auf Friedrichs Mahnung sich bekämpften und sich eigenmächtig Recht verschaffen wollten, mit ihren Anhängern zu der seit undenklichen Zeiten nicht mehr in Anwendung gekommenen Strafe, Hunde zu tragen, verurteilt worden waren. Zwar fand der Erzbischof wegen seines Alters und seines Standes Gnade, Pfalzgraf Hermann aber mußte den Hund eine Meile weit tragen, worüber er so beschämt wurde, daß er in das Kloster Eberbach ging und bald nachher starb.

Heinrich der Löwe hatte nicht allein die Lehenspflicht verletzt, er hatte sich nicht minder großer Undankbarkeit schuldig gemacht. Sein Vater hatte die Herzogtümer Sachsen und Baiern besessen. Beide waren ihm abgesprochen worden wegen seines Widerstandes gegen König Konrad III. Sachsen war allerdings dem Sohne wieder zugefallen, aber in Baiern herrschte das Geschlecht der Babenberger, nicht gewillt, dem Welfen zu weichen. Friedrich, der einen Ausgleich der mächtigen Fürsten wünschte, gab mit Zustimmung der Babenberger Baiern an Heinrich den Löwen, machte aber die davon abgetrennte Markgrafschaft Österreich zu einem unabhängigen, mit sehr großen Vorrechten ausgestatteten Herzogtume. So waren Welfen und Babenberger befriedigt, die Ruhe im Innern gesichert.

Anfangs war Heinrich der Löwe ein treuer Waffengenosse seines Kaisers, bald aber sah er mit Neid die wachsende Macht desselben. Er wünschte für sich selbst in Deutschland eine Stellung, ähnlich der der Herzöge der Vorzeit, und Eroberungen gegen die Slaven, nicht minder aber Gewaltthaten gegen die baierischen und sächsischen Großen hatten ihm eine fast königliche Macht verschafft. Viele Klagen über Rechtsbruch und Vergewaltigung durch den Löwen kamen an Friedrich. Dieser lud ihn zur Rechtfertigung vor seinen Richterstuhl. Da er trotz mehrmaliger Vorladung nicht erschien, so wurde er seiner Herzogtümer und anderer Lehen für verlustig erklärt. Sachsen erhielt Graf Bernhard von Anhalt, der Sohn jenes Albrecht des Bären, welcher den ersten Grund zu Brandenburgs Größe legte. Baiern aber bekam der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Stammvater des jetzt noch regierenden Hauses Wittelsbach.

Aber der alte Löwe sah nicht so ruhig der Teilung seiner Länder zu. Er griff zu den Waffen; doch er war der vereinigten Macht des Kaisers und der Fürsten nicht gewachsen. Geschlagen, eilte er nach Erfurt, warf sich dort seinem Kaiser zu Füßen und

flehte um Gnade. Da gedachte Friedrich des Tages von Chiavenna und des Wechsels der menschlichen Schicksale. Gerührt und mit Thränen in den Augen hob er seinen ehemaligen Freund und Waffengefährten auf und sprach: „Dennoch bist du selbst die Ursache deines Unglücks.“ Er begnadigte ihn, doch unter der Bedingung, daß er drei Jahre lang das beleidigte Vaterland meide; sein väterliches Erbe, Braunschweig und Lüneburg, ward ihm gelassen. Heinrich der Löwe ging im Frühlinge 1182 in die Verbannung nach England zu dem Könige Heinrich, dem Vater seiner Gemahlin Mathildis, nicht ahnend, daß sein Stern, nachdem er in Deutschland untergegangen war, glanzvoll dereinst in diesem Lande wieder aufgehen würde. Denn 500 Jahre nachher bestiegen seine Nachkommen, die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, den englischen Thron. Nach Ablauf des Waffenstillstandes mit den Lombarden wurde auch mit diesen der definitive Friede abgeschlossen. Mit dem Papste lebte der Kaiser in ungetrübtem Einvernehmen. Alexander III. war am 30. August 1181 gestorben, einer der größten Männer, die je den päpstlichen Stuhl innehatten. Wie ihn im Kampfe gegen den Kaiser nicht persönlicher Haß geleitet hatte, sondern wie er denselben nur als eine Pflicht betrachtete, die sein Amt ihm auferlegte, so ließ er sich auch vom Glücke nicht zum Übermute verleiten. Noch kurz vor seinem Tode hatte er auf einer glänzenden Kirchenversammlung zu Rom eine Veranstaltung getroffen, wodurch für die Zukunft zwistige Papstwahlen vermieden werden sollten. Es wurde nämlich festgesetzt, daß jeder von zwei Dritteln der Kardinäle zum Papste Gewählte als rechtmäßig Erkorener anerkannt sein solle, ohne daß die andern widersprechen dürften; weniger als zwei Drittel aber dürften keine Wahl vornehmen.

Der nun allgemein wieder herrschende Friede bot dem Kaiser vielfach Gelegenheit, seine Machtstellung zu erweitern und reiche Erb- und Lehngüter in seinen Besitz zu bringen.

Das stärkte seine Stellung gegenüber den weltlichen Fürsten, die geistlichen aber waren seit seiner Aussöhnung mit dem Papste ihm dienstwilliger und ergebener als jemals zuvor. Den Grundsatz jedoch, sich den Einfluß auf die Bischofswahlen unter keinen Umständen verkümmern zu lassen, hielt Friedrich nach wie vor unbeugsam fest. Daher ist auch der deutsche Klerus in dieser Zeit mit einem Kranze ausgezeichneter Männer geschmückt, die aufrichtig national und kaiserlich gesinnt sind.

Nach so vielen Reichsfeldzügen und Reichstagen beschloß der Kaiser nunmehr ein **Reichsfest,** oder vielmehr ein **Friedensfest,** zu geben, wie es Deutschland seit Menschengedenken nicht gesehen hatte. Seiner Aufforderung gemäß versammelten sich zu Pfingsten 1184 in Mainz Prälaten und Fürsten, Äbte und Priester, Grafen und Edle. Nicht minder erschienen, höflich eingeladen oder angelockt durch den Ruf, Fremde aus Frankreich, England, Italien, ja, selbst aus Spanien, um der Wehrhaftmachung (Schwertleite) der beiden ältesten Söhne Friedrichs beizuwohnen. Man zählte 70 000 Ritter, Edle und rittermäßige Knechte; unzählbar dagegen war das in Scharen herbeigeströmte Volk. Weil die Stadt eine solche Menge nicht fassen konnte, ward auf einer anmutigen großen Ebene am schönen Rheine für den Kaiser schnell ein Lustschloß und daneben eine zierliche Kapelle erbaut; rings umher standen zunächst die Wohnungen der Fürsten, an Größe und Zierde wetteifernd; dann folgten in verschiedenen Farben und Gestalten weit verbreitet die Zelte der Niederen; binnen wenigen Tagen schien eine Stadt hervorgezaubert, bunter, lebendiger, als man je eine gesehen. Alle Edlen, ja, alles Volk ward auf Kosten des freigebigen, fröhlichen Kaisers bewirtet, und Könige, Herzöge und Markgrafen leisteten ihm Dienste als Truchsesse, Kämmerer, Marschälle und Mundschenken. Die Hoheit des Kaisers, die Herablassung der Kaiserin, die Schönheit der Frauen, die Herrlichkeit der Ritter, die Pracht der

Kleidung, der Schmuck der Pferde, die Mannigfaltigkeit der Spiele und Gesänge, der Überfluß an Lebensmitteln und Wein, alles vereinte sich, von leiblichen Genüssen aufwärts bis zu den geistigsten Anregungen, um Lust, Freude und Bewunderung zu erzeugen. Am Pfingstmontage zeigten Friedrichs beide ältesten Söhne, König Heinrich und Herzog Friedrich, ihre Tüchtigkeit in allen ritterlichen Übungen und wurden dann unter Beobachtung jeder Feierlichkeit zum Ritter geschlagen. Zufriedener hatten Fürsten und Volk nie einen Reichstag verlassen; Kindern und Kindeskindern erzählte man von dem unvergleichlichen Feste in Mainz, und selbst bis auf unsere Zeiten sind Lieder gekommen, welche diese Zaubertage verherrlichen. Heinrich von Veldeke hat diese Tage selbst mitgefeiert und sie in seiner „Eneit" besungen. Die Blüte des Rittertumes, die Macht des Reiches, die Größe der Nation, die Glorie des Kaisertumes faßte sich in **einem** hehren Bilde zusammen. Herr Guiot de Provins wußte, nach Frankreich zurückgekehrt, das Gesehene nur mit dem Hoflager Alexanders und König Artus' zu vergleichen. Es war ein großes Nationalfest, wie Deutschland nie eins gefeiert hat. Der Ruf aber von diesen Mainzer Pfingsten ward in alle Lande getragen von der Menge der Gäste, die alle froh von dannen schieden „und Lob dem Kaiser sungen, ein jeder in seiner Zungen".

Friedrich stand auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Macht; wie hätte er nicht daran denken sollen, diese seine Erfolge zu sichern? Seit längerer Zeit war sein Erstgeborener zum römischen Könige gewählt, sein Wunsch jedoch war, ihn bei seinen Lebzeiten zum Kaiser gekrönt zu sehen. Die Verwirklichung dieses Wunsches hing aber von dem guten Willen des Papstes ab, und hier traf er auf Widerstand. Schon die Besetzung der Bischofsstühle hatte zu Reibungen Veranlassung gegeben. Als aber der Kaiser gar für seinen Nachfolger um die Hand der Erbin von Neapel und Sizilien warb, da glaubte der Papst den Einfluß des Staufers von

diesem ihm stets dienstwilligen Lande fern halten zu sollen. Des Papstes Streben war vergeblich. Konstantia, die einzige Tochter des Normannenkönigs Wilhelm, ward die Braut und bald die Gemahlin König Heinrichs. In Mailand, der so lange feindlichen, jetzt dem Kaiser befreundeten Stadt, wurde zur ehrenvollen Auszeichnung im Januar 1186 die Vermählung mit höchster Pracht vollzogen. Dreiundzwanzig Jahre waren verflossen, seitdem die stolze Lombardenstadt unter dem Zorne Friedrichs in den Staub gesunken war. Bei der Vermählung fehlte nichts, was die Majestät des kaiserlichen Namens, der Glanz des Rittertumes und der Reichtum und Bürgerstolz der lombardischen Städte zur Verherrlichung des Festes bieten konnte. Wie Heinrich und Konstantia, so sollten nach des Kaisers Sinn auch Deutschland und Italien unauflöslich miteinander verbunden sein. Alle Feindschaft, so verkündete er, soll vergessen, früheres Unrecht den Italienern verziehen sein, und unter dem Schirme der kaiserlichen Huld Friede und Eintracht walten durch das ganze Reich. Indem Friedrich seinen Sohn Heinrich durch den Patriarchen von Aquileja zum Könige von Italien krönen ließ, entzog er den Päpsten die früher benutzte Zuflucht in diesem Normannenreiche.

Der Kaiser hatte gehofft, der Papst werde, nachdem die Ehe einmal abgeschlossen wäre, die Hand zur Verständigung bieten; statt dessen entsetzte dieser alle Prälaten, welche an jenen Feierlichkeiten teilgenommen hatten, und weigerte sich nach wie vor, den König Heinrich zu krönen. Der Streit gestaltete sich schon immer bitterer; harte Worte wurden gewechselt; schon wollte der Papst die äußersten Maßregeln ergreifen: da durchdröhnte die Nachricht die ganze Christenheit, **Jerusalem ist in die Hände der Ungläubigen gefallen.** Nun verloren alle Beschwerden und Kriege ihre Bedeutung, nur ein Ziel erschien noch groß und würdig: das Grab des Erlösers den Ungläubigen wieder zu entreißen.

Friedrichs Kreuzzug und Tod.

Wie Friedrich sein thatenreiches Leben im fernen Oriente begonnen hatte, so sollte auch seine ruhmreiche Laufbahn schließen mit einem Zuge zur Befreiung der Stätten, auf denen der Menschensohn selbst gewandelt. Auf einem Hoftage Gottes, wie Friedrich die Fürstenversammlung in den Fasten des Jahres 1188 nannte, ward der Zug beschlossen. Da der Kaiser sich nicht verhehlte, daß ihn bei seinem hohen Alter leicht der Tod ereilen könnte, bevor er die Heimat wiedersähe, so ordnete er mit großer Umsicht alle Verhältnisse in Deutschland. Mit jugendlicher Begeisterung, aber auch mit großer Vorsicht und Klugheit führte er dann das im folgenden Jahre von Regensburg aufbrechende Heer. Trotz mancher Gefahren, trotz mancher Hinterlist und Tücken der Griechen brachte er dasselbe glücklich nach Asien. Der Sultan von Ikonium, an welchen Friedrich vor Beginn des Zuges Gesandte geschickt hatte, versorgte die Kreuzfahrer anfangs reichlich mit Nahrungsmitteln; aber bald zeigte er sich treulos. Man kam in öde, wasserlose Gegenden, beständig von beutelustigen Türkenschwärmen angegriffen. Die Lebensmittel gingen aus. Viele stillten ihren Hunger mit Pferdefleisch und löschten ihren Durst mit Pferdeblut; manche gingen sogar, an Rettung verzweifelnd, zu den Türken über. Friedrich aber verlor den Mut nicht. „Die Flucht jener Gottlosen", sagte er, „ist eine erwünschte Reinigung des Heeres. Wie hätte es uns in solcher Gesellschaft gut gehen können!" Bald darauf zeigte sich ein mindestens dreihunderttausend Mann starkes türkisches Heer, von Melech, dem Schwiegersohne des Sultans, selbst geführt. Gestärkt durch den Genuß des heiligen Abendmahles, griffen es die Christen an, und sie erfochten einen so glänzenden Sieg, daß zehntausend Türken in der Schlacht fielen, die übrigen mit dem Feldherrn nach Ikonium flohen. Aber die

Lage der Christen war dadurch um nichts gebessert; die Not um Lebensmittel war fürchterlich, so daß Melech es wagen konnte, von dem Kaiser für jeden Kreuzfahrer ein Goldstück zu fordern, dann sollten sie ungehindert weiterziehen und Lebensmittel bekommen. Friedrich bot stolz für alle zusammen einen Byzantiner und sprach den verzagten Kreuzfahrern die zuversichtliche Hoffnung aus, am nächsten Tage würden sie unter Gottes Beistand in den Gärten des Sultans ihr Lager aufschlagen und Lebensmittel in Überfluß finden. Sein gläubiges Gottesvertrauen hatte ihn nicht getäuscht. Sie erreichten Ikonium, und es kam zu einer entscheidenden Schlacht. Schon begannen die Kreuzfahrer zu weichen, da rief der greise Kaiser mit jugendlicher Begeisterung aus: „Was zaudert ihr, was jammert ihr? Um den Himmel zu gewinnen, habt ihr die Heimat verlassen. Jetzt ist die rechte Zeit. Folgt mir! Christus gebietet, Christus siegt!“ So sprechend, warf er sein Roß im Kreise herum, daß er Raum gewinne, und allen weit voran, sprengte er mitten unter die Feinde; von neuem Mute entflammt, folgten die Seinigen nach. Ikonium ward erstürmt; zehntausend Türken fielen, die andern suchten ihr Heil in wilder Flucht. Große Schätze und reiche Vorräte an Lebensmitteln fielen in die Hände der Sieger; auch der Sultan, der sich mit den Vornehmsten in die Burg geflüchtet hatte, ergab sich auf billige Bedingungen, und nachdem sich das Kreuzheer gestärkt und mit Vorräten reichlich versehen hatte, brach es auf, um weiter nach Süden zu ziehen. Glücklich kam man nun in das Land des christlichen armenischen Fürsten Leo, der die Kreuzfahrer mit Lebensmitteln versorgte und den Kaiser durch Cilicien bis nach Seleuzia am Kalykadnus begleitete. Friedrichs Ruhm war jetzt außerordentlich; selbst Saladin ließ durch Gesandte anbieten: der Kaiser und die Fürsten möchten entscheiden, was er rechtmäßig besäße. Aber dem greisen Helden war hier das Ziel seiner Laufbahn bestimmt. Das Heer brach von Seleuzia auf; doch der Marsch

ging sehr langsam, weil über den Kalykadnus nur eine schmale Brücke führte. Herzog Friedrich von Schwaben eröffnete den Zug; um ihn schneller zu erreichen, sprengte der Kaiser, der den Nachtrab führte, mit dem Pferde in den Fluß; er wurde aber von den Wogen fortgerissen, und als man ihm zu Hilfe kam, war er schon tot. Nach einer andern, wohl zuverlässigeren Nachricht soll Friedrich den Fluß zwar ungefährdet überschritten haben, aber später, als er sich durch ein Bad in demselben nach den unzähligen und fast unerträglichen Anstrengungen erquicken wollte, durch einen beklagenswerten und unerwarteten Zufall zu Boden gesunken sein. Die Bestürzung, der Jammer, die Verzweiflung überstieg jedes Maß. Nach Friedrich wandten sich alle Gemüter, wie die Pflanze nach der Sonne; der Kaiser, der Feldherr, der Vater sei verloren; nun könne, so klagten alle, kein Glück ihnen mehr blühen.

So endete Friedrich sein thatenreiches Leben im rühmlichen Kampfe für den Glauben, mitten in der Erfüllung seiner höchsten kaiserlichen Pflicht. Ihm hatte das Schicksal einen bittern Schmerz erspart; sein hoher Geist sollte den unglücklichen Ausgang des großartigen Unternehmens nicht sehen. Das deutsche Heer wurde durch Krankheit fast ganz aufgerieben, Jerusalem wurde nicht wieder erobert.

Friedrichs Geschick kann man nur preisen, aber das ganze Abendland versank bei der Nachricht von seinem Tode in tiefe Trauer. Ein französischer Schriftsteller der damaligen Zeit schilderte dieselbe mit folgenden Worten: „Ein so tödlicher, Mark und Bein durchdringender Ruf hat mich verwundet, daß mir zum Leben alle Lust, alle Hoffnung vergangen ist; denn ich habe vernommen, daß jene unbewegliche Säule des Reiches, Deutschlands Grundfeste, und jener Morgenstern, der alle übrigen Sterne an Glanz übertraf, Friedrich nämlich, im Oriente das Leben geendigt. Nun ist jener starke Löwe nicht mehr, dessen majestätisches Angesicht und mächtiger

Arm die wilden Tiere von Verwüstungen abgeschreckt, die Rebellen unterjocht und die Räuber zur Ruhe gebracht hat.“ Wohl hatte die Welt Veranlassung zur Trauer, denn nie seit den Tagen des großen Karl, den Friedrich durch Paschalis III. unter die Heiligen hatte versetzen lassen, war einem Fürsten der Deutschen bei der Nation solche Liebe, bei den Fremden solcher Ruhm zuteil geworden. Das Volk aber hat das Ende des unerschrockenen Vorkämpfers deutscher Macht, des Wahrers deutscher Ehre und Hoheit dem Natürlichen völlig entrückt und seinen geliebten Kaiser in den luftigen Bereich reiner Sage erhoben, die sich nur den liebsten Helden der Nation erschließt.

Anhang zur Geschichte Friedrichs I.

Inhalt, Bedeutung und Geschichte der Barbarossasage.

Tief im Schoße des Kiffhäusers,
Bei der Ampel rotem Schein,
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht.
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz,
Dem sich Ernst und Milde paart;
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

Rings wie eh'rne Bilder stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf, wie er.

Alles ſchweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Geſtein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersglut herein.

Bis der Adler, ſtolzen Fluges,
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor ſeines Fittichs Rauſchen
Dort der Rabenſchwarm entflieht.

Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiſer greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

Laut in ſeinen Angeln tönend,
Springet auf das eh'rne Thor,
Barbaroſſa mit den Seinen
Steigt im Waffenſchmuck empor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in ſeiner Hand,
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er ſchreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiſer beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und auf's neu zu Aachen gründet
Er das heil'ge, deutſche Reich.

So ſingt der Dichter Geibel von dem Lieblingskaiſer der deutſchen Nation. Viele Dichter haben von ihm geſungen. Unzählige haben von ihm geſagt. Eine der bekannteſten

Erzählungen iſt folgende: „Hoch über Waldesdickicht und zerfallenes Geſtein ragt der zerbrochene Turm des Kiffhäuſers. Von dieſer Burg herab hält Barbaroſſa bei feierlichen Gelegenheiten ſeinen Umgang und tafelt alsdann mit ſeinen Gefährten. In der unterirdiſchen Halle ſchläft der alte, milde Kaiſer mit den Genoſſen ſeiner Fahrten, mit Chriſtian von Mainz, Rainald von Köln, Otto von Wittelsbach und vielen andern den langen Schlaf. Sein Bart iſt um oder durch den ſteinernen Tiſch gewachſen, Fäſſer alten, edlen Weines, Schätze von Gold, Silber und Edelſteinen ſind umher aufgehäuft, ein magiſches Licht erhellt den hochgewölbten Saal, wie ſolches viele Glückskinder mit eigenen Augen ſahen, denen der Zutritt vergönnt war. Zu ihnen gehörte ein Hirte, der ſeine Herde zwiſchen den Trümmern weiden ließ und Blumen für ſeine Liebſte pflückte. Er fand eine blaue Wunderblume, und als er ſie in den Strauß geſteckt hatte, wurden ſeine Augen aufgethan, und er erblickte eine vorher nicht bemerkte eiſerne Thür. Sie ſprang bei der erſten Berührung vor ihm auf; er ſtieg eine Treppe hinunter und trat in die erleuchtete Ritterhalle. Hier ſah er die Helden mit ihrem kaiſerlichen Gebieter, um die ſteinerne Tafel gereiht, auf ihren Sitzen ſchlummern. Vom Geräuſche erwachte der Rotbart aus ſeinen Träumen. „Fliegen die Raben noch um die Zinnen?“ fragte er aufblickend. Als der Hirte es bejahte, fuhr er fort: „So muß ich noch hundert Jahre ſchlafen.“ Dann hieß er den Jüngling von den vorhandenen Schätzen ſoviel nehmen, als ihm beliebe, doch ſolle er das Beſte nicht vergeſſen! Der Hirte folgte der Weiſung, indem er ſeine Taſchen füllte. Als er wieder ins Freie trat, ſchlug die Thür krachend hinter ihm zu, und er fand ſie niemals wieder, denn er hatte das Beſte, die blaue Blume, vergeſſen. So ſchläft denn der Kaiſer mit ſeinen Helden noch immer in ſeiner Lieblingspfalz. Aber einſt wird die Zeit kommen, wann das Reich in höchſter Not iſt, da fliegen die Raben nicht mehr

um die Zinnen, da erhebt er sich, den Zauber brechend, in seiner Macht, und mit des Kaiserschwertes Flammen zerschmettert er in völkervertilgender Schlacht auf dem Walserfelde oder am Rheine die Feinde des Reiches. Dann hängt er seinen Schild an einen verdorrten Birnbaum auf, und der grünt von neuem und blüht und trägt Früchte, und die alte, ruhmvolle Zeit der deutschen Nation kehrt zurück, die Herrlichkeit des Reiches, Eintracht und Friede werden wieder hergestellt. — Verwirklichung hat die Sage gefunden in unsern Tagen. Wohl verdient sie es deshalb, daß man sich versenke in ihren geheimnisvollen Inhalt, daß man aufspüre die Nachrichten, die Kunde geben von ihrer Entstehung, ihrem Wachstum und ihrer Verbreitung.

Alle Zeiten und alle Nationen liefern der Barbarossasage ähnliche und verwandte Erzählungen, das deutsche Volk kann viele gleichartige Dichtungen ihr an die Seite setzen. Siegfried der Drachentöter, Hermann der Cherusker, sie schlafen in dem Berge, auf dem die Burg Geroldseck erbaut ist. Karl der Große sitzt im Untersberg bei Reichenhall oder in der Burg Desenberg bei Paderborn; auch bei Nürnberg liegt Kaiser Karls Berg, daneben wird erzählt von dem steinernen Tische, durch den des Kaisers Bart gewachsen, und von der Wiederkunft desselben nach Erfüllung der Zeit. Am ausgeführtesten sind die Sagen von der Verzauberung Ottos des Großen. Er schläft im Kiffhäuser in einem hochgewölbten Saale, an einem steinernen Tische; ihn umwallt der lange, rote Bart, ihn umgeben viele hundert Ritter und Schildknappen in voller Rüstung.

Neben diesen in tiefen Zauberschlaf versenkten Helden kennt die Sage auch solche, die zur Strafe für begangene Frevel in feurige Berge eingeschlossen sind. So sitzt der sagenumrankte große Gotenkönig Theoderich, wie Papst Gregor der Große berichtet, zur Strafe für einen begangenen Mord im feurigen Ätna. Dieselbe Strafe erleidet Hatto von Mainz

— nicht der durch die Sage vom Mäuseturm bekannte — wegen seines Verrates an Adalbert von Babenberg. Ja, sogar nicht historische Persönlichkeiten versetzt die sagenbildende Thätigkeit in der Erde Tiefe. So liest man in Bechsteins thüringischem Sagenschatze, daß mehrere Weinkärner, die auf der großen Heerstraße von Gotha nach Frankfurt zogen, plötzlich hineinblickten in den weitklaffenden Hörsel- oder Hörseelenberg und in demselben mitten in einem Flammenmeere erschauten ehemalige reiche Weinhändler. Sie wurden in dem Feuer gestraft, weil sie den Wein mit Wasser gemischt oder gar mit schädlichen Ingredienzen gefälscht hatten.

Diese doppelte Art von Sagen über in einen Zauberschlaf versunkene Helden, die aufbewahrt sind zu dereinstiger Wiederkunft, und über in Flammenbergen den Frevel ihres Lebens Büßenden, finden sich auch bei außerdeutschen Völkern.

Die Schweizer, deren Blut aus keltischen, germanischen, ja sogar skandinavischen Partikeln gemischt ist, erzählen von den verzauberten drei Befreiern ihres Landes, den drei Tellen. Sie schlafen in einer Felsenhöhle am Vierwaldstättersee und wurden gesehen von einem Hirten. Als sie auf ihre Frage, welche Zeit es auf Erden sei, die Antwort erhielten, es sei hoher Mittag, erwiderten sie: „Dann ist unsere Stunde noch nicht gekommen.“ Die spanische Sage läßt den letzten Maurenkönig, dessen Schicksal so manchen Dichter zu herrlichen Liedern begeisterte, in einem Berge nahe dem Wunderschlosse Alhambra der Zeit harren, in der er seinem Volke den Glanz und die Macht früherer Tage wiederbringen könne. Holger, der Däne, schläft in den Gewölben des Schlosses Kronenburg an einem steinernen Tische, durch den sein Bart gewachsen, und einem zu ihm hinuntergedrungenen Manne erklärt er, wenn die Not am größten wäre, würde er seinem Volke am nächsten sein. „Wenn nicht mehr Männer“, so sagt er, „in Dänemark sein werden, als ihrer Raum auf einer Tonne haben, dann werde ich aus des Gewölbes Tiefe in die Oberwelt kommen und Hilfe bringen dem verlassenen Vaterlande.“

Ja, sogar die neuere und neueste Zeit hat noch Ausläufer dieser sagenbildenden Thätigkeit. Die Bauern in Österreich erzählen von der Wiederkehr des guten Kaisers Josef, der die Leibeigenschaft aufgehoben, und die französische Sage verweist die Anhänger des Kaiserreiches auf die Rückkehr des nach St. Helena verbannten Kaisers. In Flammen aber wohnt der mythische Held der Kelten, der fabelhafte König Artus. Cäsarius von Heisterbach, der geistreiche Novellist des Mittelalters, versetzt ihn in den feurigen Berg Giber, d. h. in den Ätna. Neben dem Ätna werden als Aufenthaltsort der für ihre Frevel Büßenden noch genannt der Hekla auf Island, der Hörselenberg, aus dem die wilde Jagd hervorstürmt, und die Höhle im Zobtenberg.

Eine doppelte Quelle dieser stetig fortfließenden Sagen ist leicht erkennbar. Die eine hat ihren Ursprung in der dankbaren Erinnerung und in der Liebe des Volkes gegenüber manchen mythischen und geschichtlichen Gestalten, die andere in der Feindseligkeit der Geistlichkeit gegen eben dieselben.

Wenn auch die ersten christlichen Glaubensboten in Deutschland bei der Verkündigung des Christentumes eine große Unterstützung fanden in der Anlehnung an alt hergekommene Ideeen, wenn namentlich die Anschauung von der Heerfolgeschaft von ihnen verwendet wurde, — Christus stellten sie hin als den Sohn, den Eingeborenen Allvaters, als den jugendlichen, leuchtenden Helden, der gegen Sünde, böse Geister und die Hölle siegreich kämpfte, und der gleichen Kampf von seinen Getreuen fordert; er ist der Heerkönig, und die Apostel und Heiligen sind seine schnellen Degen, seine Engel fliegen im Federhemd daher, seine Heerschaft ist ein großes Königreich, und er der Schatzspender an seine Getreuen; in der Himmelsburg sitzt er und schaut auf seine Mannen herab, die ihm durch Treuschwur verpflichtet sind, — wenn auch in allen diesen Dingen die neue Lehre den Germanen möglichst zugänglich wurde, so traten doch die mit allen Sitten und Gewohn-

heiten, mit allen Verhältnissen des Lebens verwachsenen früheren Gottheiten, es traten die Sagen und Erzählungen von dem Leben und den Großthaten der heidnischen Altvordern und ihr zur Nachahmung anregendes Beispiel der Ausbreitung der neuen Lehre vielfach hemmend entgegen. Deshalb mußte die Erinnerung an die alten Götter beseitigt, die Verehrung der Vorfahren vernichtet werden. Letztere wurden als Heiden, d. h. als Feinde der wahren Religion, in die feurigen Berge verwiesen, die Götter aber wurden teils in böse Geister umgedeutet, teils versetzte man sie aus Schonung für das Gefühl ihrer früheren Verehrer in der Berge Tiefe ohne Flammen und Höllenqual. Noch häufiger aber wurden, geschickt oder ungeschickt genug, an ihre Stelle christliche Heilige gesetzt. Nur wenige Beispiele aus der übergroßen Summe derselben werden zur Erläuterung des Gesagten hinreichen. An die Stelle des die unholden, winterlichen Gewalten bekämpfenden Frühlingsgottes Wodan, der besonders zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche feierlich verehrt wurde, trat der hl. Georg. Wie Wodan den Lindwurm des Winters erlegt, so kennt auch die christliche Legende Heldenthaten dieses ritterlichen Heiligen gegenüber einem greulichen Drachen. Zur Zeit der Sommersonnenwende erinnert das Johannisfest mit seinem Johannisfeuer und dem während des ganzen Mittelalters und auch jetzt noch in nicht wenigen Gegenden für heilkräftig gehaltenen Johanniskraut, auch Johannisblut genannt, an die heidnischen Ceremonien des mystischen Tages. Bei der Herbstnachtgleiche nimmt der hl. Michael, der Bekämpfer des Luzifer, des alten Drachen, die Stelle des streitbaren Gottes ein, und St. Nikolaus hat den als Wintergott auftretenden Wodan verdrängt. So wurden bald die heidnischen Feste christliche; die Götter hatten ihren Platz geräumt, Heilige waren an ihre Stelle getreten. Aber nicht so ganz und voll war die Verdrängung vor sich gegangen. In den Überlieferungen des Volkes, — und hieraus fließt die zweite

Quelle für die Mythen und Sagen hervor, — in den Geschichten, die sich das Volk erzählte, lebte noch immer die Erinnerung an die glorreiche Vorzeit; in manchen dunkeln und geheimnisvollen Gebräuchen erhielt sich noch eine abgeblaßte Idee von dem früheren, dem heidnischen Glauben. Allerdings verschwinden auch in dieser von Mund zu Mund sich fortpflanzenden Sage bald die alten Gottheiten selbst, sagenhafte Helden und Herrscher nehmen meist ihre Stelle ein, um im Verlaufe der Zeit und der geschichtlichen Entwicklung ihren Platz einzuräumen den dem Volke jetzt näher stehenden geschichtlichen Gestalten. So werden nun auf Hermann den Cherusker, Karl, den ersten germanisch-römischen Kaiser, Otto, den Wiederhersteller der Kaiserwürde, und Friedrich Barbarossa, den glanzvollsten Repräsentanten der Universalmonarchie, Männer, die durch ihr Leben und ihre Thaten ein unauslöschliches Andenken in den Herzen ihres Volkes sich gesichert, Erzählungen übertragen, die aus den alten Göttermythen hergeflossen sind. Es vollzog sich diese Übertragung um so leichter, da die Namen Karl, Otto, Friedrich entweder den Namen der Götter identisch waren oder doch eine große Ähnlichkeit mit denselben besaßen. Karl wird ein Nachkomme des mit Wodan verwandten Heimdal oder Rieger genannt. Otto zeigt ja die nächste Verwandtschaft mit Odin, Odhr, Ottar, den nordischen Bezeichnungen Wodans, und lange mochte man von dem im Berge sitzenden Gotte erzählt haben, bis der geschichtliche Kaiser Otto den Odin, Ottar verdrängte. Noch mehr aber erzählte man wohl von dem Friedwalter, dem Fridurich, dem Friedensfürsten Wodan, dem Lichtgotte, der als Tageslicht der Nacht weichen muß, als Sommergott durch den Winter verdrängt wird, und dessen Sieg und Niederlage und Wiedererstehen auf das Weltenjahr übertragen wurde. Es hatte sich auch wohl keine von den Göttermythen tiefer der Erinnerung eingeprägt, keine war mehr mit dem ganzen Leben, mit den staatlichen

und sozialen Verhältnissen verflochten, als die wunderbare Sage von der Götterdämmerung. (Vergl. Seite 4 und ff.) Wunderschön und tief ergreifend ist ja der Glaube an den durch das Übermaß des Frevels erzeugten allgemeinen Weltbrand und an die endliche Erneuerung von Himmel und Erde. Es wissen die Götter, daß von dem stetig sich steigernden Bösen Verderben droht, sie wissen, daß eine Zeit kommen wird, in der nicht mehr gilt das Recht, nicht mehr geachtet wird das Heilige. Wortbruch, Meineid, Lieblosigkeit, Brudermord werden allgemein, und alles Ungeheuerliche kämpft an gegen die Herrschaft der Götter, die nicht mehr geachtet werden, die für die Welt verdämmern. Auf diesen Kampf bereiten die Bedrohten sich vor. Wodan sendet aus seine Schlachtjungfrauen, die Walkyren, und läßt erkiesen die Scharen der im rühmlichen Kampfe gefallenen Helden. In der Himmelsburg Walhalla wohnen sie mit ihm und harren des schicksalschweren Tages, des entscheidenden Kampfes. Und wenn derselbe gekommen, wenn er auf dem weiten Walfelde ausgefochten wird, und des Feuers Lohe in einem allgemeinen Weltbrande den Frevel vernichtet, dann entsteht eine neue, eine geläuterte, eine entsühnte, eine glückselige Welt. Die Götter herrschen nun über ein reines, unschuldiges, in seligem Frieden lebendes Geschlecht. Dieser tief in den Herzen der Deutschen eingegrabene Glaube von dem wachsenden Frevel, dem Rüsten zum Kampfe, dem Sammeln der Einherier, dem Leben derselben in Walhalla, dem Schreckens- und Rachetage und der Wiederkehr einer neuen goldenen Zeit, ist er nicht vollkommen in der Barbarossasage verkörpert? Der erhabene, hochverehrte und vielgeliebte Kaiser hat die Stelle des von seinen Gegnern in den Berg verwiesenen Gottes Wodan eingenommen, die Attribute des Gottes, die auf seinen Schultern sitzenden Raben und die ihm gehörenden Schätze, sie finden sich an und in dem Berge. Die Einherier, die wackern Kämpen und Genossen Wodans, sie sind zu Vasallen und Getreuen

des Kaisers geworden. Walhalla ist umgeändert in den glänzenden Saal des Kiffhäusers, und der große Kampf der Götter, er ist auch vorbehalten dem Kaiser und den Seinen. An einen dürren Ast wird derselbe seinen Schild aufhängen, und neues Leben wird hervorquellen aus dem Tode, wie der im Weltenbrande vernichtete Weltbaum wieder grünen und eine neue Erde und einen neuen Himmel überschatten wird.

Die Entstehung dieser so tiefsinnigen, für das deutsche Volk so schicksalschweren Barbarossasage ist in tiefes Dunkel gehüllt, nur spärliche Lichtblicke fallen hier und da hinein und gestatten Vermutungen und Kombinationen. Sicher ist, daß die Sage sich erst gebildet in einer Zeit, in welcher der ebenentwickelte volkstümliche und heidnische Kern dem Volksglauben schon ziemlich unverständlich geworden war. Auch muß die Entstehungszeit durch politische Mißverhältnisse, durch das Ungenügende im staatlichen und gesellschaftlichen Leben zur Ausbildung und Fixierung derselben hingedrängt haben. Als eine solche Zeit erkennen wir die in der Geschichte mit dem Namen „Interregnum", Zwischenreich, belegte. Es ist die Zeit von 1257—1273, es ist die Zeit, die Schiller charakterisiert mit den Worten, „daß kein Richter waltete des Rechtes, daß nur geherrschet der eiserne Speer, und der Schwache, der Friedliche bangte, des Mächtigen Beute zu werden". Wäre die Sage vor diesem Zeitpunkte vorhanden gewesen, so müßte sie der geistreiche Novellist und Sagensammler, der Zisterziensermönch Cäsarius von Heisterbach, kennen, dessen Buch „Dialogus miraculorum" nicht nur als das älteste rheinische Sagenbuch, sondern als Gesamtsagenbuch der damaligen Zeit aufzufassen ist. Dieser schrieb in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts, etwa 40 Jahre nachdem der Kaiser Rotbart in dem Kalykadnus seinen Tod gefunden; aber er thut der Verzauberung des Kaisers noch mit keiner Silbe Erwähnung. Die Interregnumszeit jedoch gibt uns für die Entstehung der Sage einige Anhaltspunkte.

In ihr war die Sehnsucht nach einem mächtigen Kaisertume, wie es vielleicht die ältesten Zeitgenossen unter dem Rotbart noch gekannt hatten, gar gewaltig wach geworden. An verschiedenen Orten tauchten Abenteurer auf, die sich für den in Italien gestorbenen Kaiser Friedrich II. ausgaben. Der Glaube an die Wiederkunft dieses Kaisers wurde immer allgemeiner, und großen und bedeutungsvollen Anhang fanden manche dieser Abenteurer. Tile Kolup, auch Dietrich Holzschuh genannt, vermochte sogar gegen den König Rudolf von Habsburg eine zeitlang die Rolle eines Gegenkaisers zu spielen. Eine aus Italien von einem Minoritenmönche ausgegangene, an den Bekämpfer der hierarchischen Bestrebungen, an Friedrich II., anknüpfende Prophezeiung, die schon zu Lebzeiten dieses Kaisers sich mit dessen Tode befaßte und in dunkeln, deutungsfähigen Worten davon redete, drang über die Alpen, wurde immer bekannter und wurde das Parteiprogramm für alle diejenigen, welche eine Zurückweisung der geistlichen Machtansprüche durch das Kaisertum erwarteten. So wird die Person Friedrichs II. nun bald vertreten von jedem Herrscher, durch den man eine Verwirklichung dieser Wünsche erwartete. Diese Wünsche aber und diese Hoffnungen wurden allmählich sozusagen zu messianisch-sozialen Erwägungen. Man hoffte aus den unbefriedigenden, teilweise entsetzlichen Zuständen durch eine wahre Kaisermacht gerettet zu werden, man hoffte dieses namentlich, als zur Zeit Ludwigs des Baiern durch die avignonschen Päpste Bann und Interdikt über Kaiser und Reich verhängt wurde, und als ein solcher Gegensatz zu der Hierarchie sich bildete, daß man mit Gewalt die Geistlichen nötigte, trotz päpstlichen Interdiktes „zu singen". Jetzt ließ die mythenbildende Richtung der Zeit aus den Keimen der schon von einem Fortleben Friedrichs II. redenden Sage bald eine ausgebildete Erzählung sich entwickeln. Wie sehr man damals geneigt war, auch das Wunderbarste für möglich, ja für wahr und wirklich zu halten,

dafür gibt Zeugnis die Mär, die den in Köln ruhenden Albertus Magnus den König Wilhelm von Holland mitten im Winter in einem lieblichen Blumengarten bewirten läßt, wo Vögel singen, Bäume und Blumen blühen, und wo es dann mit einem Schlage wieder Winter wird. Da nun einmal — wir zeigten es — die Entrückung hochverehrter Gestalten in der Berge Tiefe dem Volksglauben nicht fremd war, da neben Friedrich II. in der Erinnerung des Volkes Barbarossa, der während seines Lebens dem deutschen Volke den ersten Platz unter den Völkern gesichert hatte, wegen der Trübsale der Zeiten immer glanzvoller auflebte, da sein Tod in dem fernen Wunderlande, auf dem wunderbaren Kreuzzuge, zu manchen sonderbaren Erzählungen Veranlassung bot, so wurde an die Stelle des zweiten Friedrich bald der erste gesetzt, und er, der noch vor kurzem in geschichtlichem Lichte wandelte, wird nun zu einer durch die Dichtung, durch die Sage verherrlichten Erscheinung; er wurde der ersehnte Retter aus Unheil, Erniedrigung und Schmach. In des Kiffhäusers Tiefe versetzt ihn aber die Mythe, da in der Burg dieses Berges und in der nahen Pfalz zu Tilleda der Staufer gehaust, und mythisch und sagenreich die Burg wie ihre Umgebung war. Gen Norden liegt der Harz, das schwarzdunkle Waldgebirge, die Heimat des Blocksberges mit seinen Hexenfesten, gen Südwesten der mythische Hörselenberg oder Hörseelenberg, der Ätna der Niederdeutschen. Diese Nähe, die Tummelplätze altheidnischer Sagen, wurden die Veranlassung, den verzauberten Kaiser in dem Schoße dieses Berges den Zauberschlaf schlafen zu lassen. Da die alte Wodansage aber auf eine Wiederkunft, auf einen Auszug des Gottes erst dann hinwies, wenn infolge der höchsten Not der Entscheidungskampf erfolgen mußte, so konnte auch von dem Stellvertreter des Gottes, vom Rotbarte, erst dann die gehoffte, ja, verheißene Rettung erwartet werden, wenn die Not der Zeit dem Frevel- und Rachetage ähnlich geworden war. Daher tritt auch in den

Zeiten der Not die Sage am klarsten und ausgeprägtesten hervor. Den Beweis hierfür liefert der Schneider aus Langensalza, der am 14. Februar 1546 auf dem Kiffhäuser festgenommen wurde, weil er von sich behauptete, er sei der Kaiser Friedrich und erscheine, um den der Welt entschwundenen Frieden wiederzubringen, denn die Fürsten, die nun regierten, würden es nicht ausmachen. Das Auftreten dieses Meisters von der Nadel erregte so großes Aufsehen, daß sogar Herzog Albrecht von Preußen sich genau über die vorgekommenen Dinge Bericht erstatten ließ. Besonders lebendig und überallhin verbreitet erscheint die Sage nach dem dreißigjährigen Kriege und vor und nach den Freiheitskriegen. Wohl war auch Grund vorhanden in diesen Zeiten, aus der Tiefe des Elendes aufzuseufzen und auszuschauen nach dem endlich erscheinenden Befreier und Retter. War ja durch den dreißigjährigen Krieg ein solches Elend und eine solche Not über das einst so mächtige deutsche Reich hereingebrochen, daß die Sprache fast zu arm ist, um einer Schilderung derselben Worte zu leihen, und wem könnte es unbekannt sein, in welchen Abgrund der Schmach und Zerrüttung Napoleons Gewaltherrschaft unser Land hinabgestürzt hatte. Kein Wunder, daß nun das deutsche Volk aufseufzte und nach einem Retter sich umsah, kein Wunder, daß nun die alte Sage immer lebendiger wurde, von Mund zu Mund sich weiter pflanzte und die Hoffnung auf Hilfe erhielt. Es war ja die Not und der Frevel so groß geworden, daß man die Klage der alten Göttermythen erneuern durfte:

„Brüder befehden sich und fällen einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen,
Unerhörtes ereignet sich; großer Ehebruch;
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windszeit, Wolfszeit, eh die Welt zerstürzt!“

Als dann die Freiheitskriege zwar die Fremdherrschaft gebrochen, des Volkes Sehnsucht nach einem einheitlichen, großen, mächtigen Reiche aber nicht erfüllt worden, da verstummte die einmal überallhin verbreitete Sage nicht mehr; große Dichter umgaben sie mit einem herrlichen poetischen Gewande, so Geibel und Rückert, und nicht eher hörte nun das deutsche Volk auf, auszuschauen und zu rufen nach dem verheißenen Retter, als bis sein Harren und Sehnen Erfüllung fand. Erfüllt aber wurde die Verheißung im Jahre 1870 und 71. Als des Franzmannes höhnende Worte erklangen an des Berges Pforte, als hindurchdrang durch die ehernen Thore der Schall von Deutschlands Aufschrei bei diesem Schimpfe, da durchbrach der Ruf nach Deutschlands Retter und Rächer den ehernen Bann, und das solange zerklüftete und zersplitterte Volk, einig steht es da und wartet des hohen Gebieters. Jetzt ist erfüllt der Zeiten Verheißung. Der deutsche Adler erhebt sich stolzen Fluges, und vor seiner Fittiche Rauschen entflieht der Raben Schwarm. Es kehren zurück des großen Staufers Zeiten; Macht und Herrlichkeit umgibt des Reiches Krone, und sie senkt sich nieder auf den erhabenen Heldengreis, der seines Volkes Ehre wahrte und seines Landes Grenzen schützte. So steht wieder ein Kaiser an der Spitze des deutschen Volkes gleich den großen Gestalten der Vergangenheit. Soll aber die Sage vollständig ihre Erfüllung finden, soll der mythische Inhalt von dem Rachetage und der Welterneuerung wieder aufleben, so müssen die Deutschen die Worte eines der gründlichsten Kenner unserer herrlichen Volksmythen und des begeistertsten Anhängers der deutschen Einheit, des Dichters Simrock, beherzigen, der ihnen zuruft, sie möchten an der Seite des wiedererstandenen Kaisers ankämpfen gegen die Glaubenslosigkeit, Unsittlichkeit und Selbstsucht der Zeit. Thun sie dieses, dann wird auch unsere Zeit zu denen gerechnet werden, die, wie die des großen Karl, des ersten Otto und des mächtigen Staufers, Großes

und für die Nachwelt Segenbringendes geschaffen hat. Dann wird die mythenbildende Thätigkeit an die Stelle des Kaisers Rotbart vielleicht setzen den Kaiser Weißbart, den Zoller, und erzählen den späten und spätesten Geschlechtern, wie er ausgezogen mit seinen Getreuen, dem ganzen deutschen Volke, gen Welschland und die deutschen Westmarken wiedererobert hat, so die Welschen dem Reiche geraubt hatten. Und wenn sie auch den Kaiser nicht in den Berg zaubert, so wird die allmächtige Sage ihn und die Besten seiner Zeit doch fortleben lassen im Munde des Volkes und der Dichtung, die erzählen wird von der großen Heerfahrt dieser Zeit, solange deutsche Männer ihr Geschoß zu richten wissen, und deutsche Frauen ihren lauschenden Kindern plaudern werden von Kaiser und Reich.

Friedrich II.

Friedrichs Kampf um die Krone.

Des großen Barbarossa Enkel, der Erbe seines Namens, war auch vielfach der Erbe seines Geistes und seines Geschickes. Mit hohen körperlichen Vorzügen vereinigten sich herrliche Gaben der Seele. Kühnheit, Tapferkeit, Duldsamkeit, Freisinnigkeit verband er mit der Freude an heiterem Lebensgenusse, mit Tüchtigkeit und Ernst gegenüber den großen Aufgaben seines Lebens, mit Liebe zur Wissenschaft und Kunst. Er verstand sämtliche Sprachen seiner Unterthanen: Griechisch, Latein, Italienisch, Deutsch, Französisch und Arabisch. Er war ein glücklicher Dichter, ein gründlicher Kenner der Naturgeschichte und ausgerüstet mit großen Kenntnissen in der Baukunst. Die Früchte der mittelalterlichen Denk- und

Lebensweise vereinigen sich in ihm mit den Keimen der die Neuzeit charakterisierenden und sie beherrschenden Sitten und Gewohnheiten. Seine Regierung ist das getreue Abbild seines Wesens. Mit Begeisterung hängt er an der idealen Ansicht vom Kaisertume und kämpft für die Rechte desselben mit derselben Hartnäckigkeit wie einstens Heinrich IV. und Friedrich Barbarossa, daneben durchbricht er den mittelalterlichen Lehensstaat und bemüht sich um die Gründung eines modernen Rechtsstaates. Das Bürgertum fand in ihm, namentlich in Deutschland, eine bedeutende Förderung, und die Wissenschaften, bis dahin meist Eigentum des Klerus, werden durch die von ihm gegründeten Universitäten in Wien und Neapel in die Hände der Laien hinübergeleitet. Die Anschauung von der Alleinberechtigung der römischen Kirche fand in ihm keinen Vertreter mehr, vielmehr trat er mit den Moslemen in vielfachen Verkehr.

Nach dem Hinscheiden Friedrichs I. folgte ihm sein Sohn Heinrich VI. In ihm erscheint der Charakter der Staufer am schroffsten ausgeprägt, der stolze Herrschersinn, der keinen Widerspruch duldet, daneben der ganze Bildungstrieb dieses hochbegabten Geschlechtes. Es gipfelt in ihm die kaiserliche Macht, und die Idee der Weltherrschaft wird durch ihn verwirklicht. Von dem durch seine Gemahlin ihm zugefallenen Königreiche Sizilien aus trat er den Oströmern entgegen und machte sie tributpflichtig, den englischen König Richard Löwenherz, der, von einem Kreuzzuge zurückkehrend, seine Staaten durchzog, hielt er gefangen und entließ ihn erst nach Zahlung eines Lösegeldes und nach Ablegung des Lehnseides. Außer diesem Könige standen fast alle Fürsten des Abendlandes zu ihm in Lehnsverhältnissen. Eine moslemische Gesandtschaft aus Nordafrika legte die Ladung von 25 Saumtieren ihm zu Füßen. Es fehlten nur noch die orientalischen Fürsten, — und Heinrich war Herrscher der Welt. Die Kreuzzugsidee sollte ihm auch noch Asien erwerben. Schon nahmen die

Könige von Cypern, Jerusalem, Armenien ihre Reiche von dem deutschen Kaiser als Lehen, da ereilte ihn, erst 32 Jahre alt, der Tod. Sein Hinscheiden stürzte Deutschland in einen heftigen Bürgerkrieg. Da Heinrich nur einen dreijährigen Sohn, Friedrich (II.), hinterließ, so wählten die Anhänger der Staufer den Bruder des Kaisers, Philipp von Schwaben, während die den Staufern feindliche Partei dem Sohne Heinrichs des Löwen, Otto von Braunschweig, huldigte. Der Kampf um den Thron, der sich nun zwischen den Nebenbuhlern entspann, wurde verschärft durch das Eingreifen des Papsttumes. Damals saß Innocenz III. auf dem Stuhle Petri, ein Kirchenfürst, der nicht minder wie seine Vorbilder Gregor VII. und Alexander III. einen durchgreifenden, nach allen christlichen Ländern hineinreichenden Einfluß des Papsttumes erstrebte. Durch die Gunst der Verhältnisse und die Energie seines Handelns wußte er die Wünsche Gregors VII. für sich zur Wahrheit zu machen. Der Thronstreit in Deutschland schien ihm Gelegenheit zu bieten, auch hier den Einfluß der Kurie zu stärken. Was kümmerte es ihn, daß Philipp von den meisten und würdigsten Fürsten gewählt war, daß seiner Krönung der Besitz der Reichsinsignien eine besondere Weihe verlieh, daß die Häupter der deutschen Reichspartei von Speier (im Jahre 1200) aus eine in mannhafter und schneidiger Sprache abgefaßte Erklärung an den Papst erließen, in der sie gegen die Einmischung Roms in die deutschen Reichsangelegenheiten entschieden Verwahrung einlegten und den Papst ermahnten, die Hand nach den Rechten des Reiches nicht auszustrecken, da sie zum Schutze ihres Erwählten in jeder Weise einstehen, auch bald mit Macht nach Rom ziehen würden, um Philipp die Kaiserkrone zu verschaffen? Das Ebenbild Gregors VII. blieb unerbittlich in seinen Vorsätzen, seiner Politik. Den Abgeordneten der deutschen Reichspartei trat er keck mit dem Anspruche gegenüber: an die Kirche hätten die deutschen Fürsten bei einer Doppelwahl sich

zu wenden; ihr stehe principaliter et finaliter (grundsätzlich und endgiltig) die Entscheidung im Reiche zu, jenes, weil sie bei der Krönung Karls des Großen das Kaisertum von dem Osten nach dem Westen übertragen habe, dieses, weil sie die Kaiserkrone vergebe. Weil nun Innocenz von dem Staufer Philipp, dem Sohne und Bruder der letzten Kaiser, für die päpstliche Macht nichts erwartete, so sprach er sich für den Welfen Otto aus. Nie ist mit furchtbarerem Erfolge Anarchie für hierarchische Zwecke entflammt worden. Die Gedichte Walters von der Vogelweide, des edelsten deutschen Mannes aus jener Zeit, liefern dafür den sprechendsten Beweis. Zwar beachteten die weltlichen Fürsten nur wenig das Gebot des Kirchenoberhauptes, aber die geistlichen Stände und die Städte hielten es nun mit dem Welfen. Dennoch wäre dieser unterlegen, wenn nicht der Mordstahl Ottos von Wittelsbach, des Neffen des in der Geschichte Friedrichs I. so ruhmvoll erwähnten Pfalzgrafen und Herzoges, dem Leben Philipps ein frühes Ende bereitet hätte. Der nun auch von den Anhängern des Ermordeten, dessen Tod er ernstlich rächte, anerkannte und vom Papste gekrönte Otto trat bald in die Fußstapfen der Staufer. Er machte dieselben kaiserlichen Rechte geltend wie seine Vorfahren, und als der Papst ihn mit Vorwürfen überhäufte, als er ihn an einen vor der Krönung geleisteten Eid erinnerte, worin er Verzicht geleistet hatte auf manche Besitzungen und Rechte, da erwiderte Otto, er habe nicht minder geschworen, die Würde des Reiches zu erhalten und alle verlorenen Rechte desselben wiederzugewinnen. Da er also den einen Eid nicht erfüllen könne, ohne den andern zu brechen, so wolle er wenigstens den ältern halten, nach welchem er den zweiten nie hätte schwören sollen. Jetzt traf auch den Welfen das Geschick der Staufer. Innocenz sprach über Otto den Bann aus und entband alle Unterthanen vom Eide der Treue. Die Deutschen aber forderte der Papst auf, sich einen neuen Herrscher zu wählen, und nun empfahl er

ihnen den mittlerweile herangewachsenen, unter seiner Vormundschaft trefflich gebildeten Sohn Heinrichs VI. Gern folgte die hohenstaufische Partei der Einladung des Papstes. Sie sandte einen Boten an den in seinem Erblande Sizilien verweilenden Friedrich mit einem Schreiben folgenden Inhaltes: „Die versammelten Fürsten des deutschen Reiches entbieten dem erlauchten Herrn, dem Könige von Sizilien und Herzoge von Schwaben, Friedrich, ihren Gruß. Wir, die Fürsten des deutschen Reiches, denen von alten Zeiten her das Recht und die Macht gegeben ist, ihren König und Herrn zu erwählen und solchen auf den alten Thron der römischen Kaiser zu setzen, sind in Nürnberg zusammengekommen, um über das gemeine Beste zu ratschlagen und uns einen neuen König zu wählen. Wir richten nun unsere Augen auf dich, als den, der solcher Ehren am allerwürdigsten erscheint, der zwar ein Jüngling ist an Jahren, aber ein Greis an Einsicht und Erfahrung, den die Natur mit allen edlen Gaben mehr als irgend einen Menschen ausgestattet hat, den edelsten Sprossen jener erhabenen Kaiser, die weder ihre Schätze, noch ihr Leben gespart haben, das Reich zu mehren und all ihre Unterthanen zu beglücken. — In betreff alles dieses bitten wir dich nun, daß du dich aus deinem Erbreiche erheben und zu uns nach Deutschland kommen wollest, um die Krone dieses Reiches gegen die Feinde deines Hauses zu behaupten.“

Infolge dieser doppelten Aufforderung entschloß sich Friedrich, nach sorgfältiger Abwägung aller Gründe für und wider, in ein so gewagtes Unternehmen sich einzulassen und die erste Krone des Abendlandes, die seine Väter getragen, nicht von sich zu weisen. Mit Not entging er den von den oberitalienischen Städten, die noch immer an Otto festhielten, ihm bereiteten Hindernissen. Nur mit wenigen Genossen erschien er an der Grenze von Deutschland. Aber wie die Schneelawine kaum sichtbar in der Höhe beginnt, dann plötzlich wächst und, in die Thäler stürzend, alles vor sich niederwirft:

so erschien auch Friedrich ganz vereinzelt und schwach auf den Gipfeln der Alpen; dann aber schlossen sich dem in Deutschlands Ebene Hinabeilenden Ritter, Geistliche, Fürsten und Volk an. Baiern ward gewonnen, Schwaben wieder sein und der Elsaß erobert, — während Ottos Macht sich täglich verminderte. Vor dem apulischen Kinde (wie man Friedrich zum Spotte nannte) und seiner menschengewinnenden Zauberei glaubte sich bald der sonst so mannhafte Kaiser erst in seinem Erblande sicher.

Da Otto in einem Kriege Frankreichs mit England sich auf die Seite des letzteren stellte, weil der französische König dem jungen Friedrich hold war, und mit den Engländern bei Bouvines eine schimpfliche Niederlage erlitt, so verließen auch fast die letzten Anhänger denselben. Auf sein braunschweigisches Erbland beschränkt, starb er, kaum noch beachtet, im Jahre 1219. Philipp August hatte dem Könige Friedrich die Flügel des in der Schlacht erbeuteten kaiserlichen Adlers als ein weissagendes Angebinde geschenkt. Ohne Widerstand zog Friedrich nach Aachen, wo er am 25. Juli 1215 durch den Erzbischof Siegfried von Mainz in Gegenwart der meisten Fürsten und der hohen Geistlichkeit feierlich gekrönt wurde. Den Leichnam seines großen Vorgängers, Karls des Großen, ließ er nochmals feierlich in einem prachtvollen Sarge, in den er selbst die Nägel einschlug, beisetzen.

So hatte der junge König über jedes Hindernis fast wunderbar gesiegt, und in allen seinen Reichen war keine erhebliche Gefahr mehr zu besorgen. Deshalb gedachte er der bedrängten Christen im Morgenlande, und aus eigener Begeisterung wie auf drängende Vorstellungen anderer nahm er am Tage nach seiner Krönung mit vielen Fürsten und Prälaten das Kreuz. Wohl ahnte er nicht, welche Summe von Kummer und Leid aus dieser That ihm erwachsen sollte.

Friedrich II. und das Papsttum.

Nichts durfte das christliche Abendland für unmöglich halten, wenn Männer wie Innocenz III. und Friedrich II. an der Spitze aller geistlichen und weltlichen Angelegenheiten in Einigkeit und Freundschaft wirkten. Dieses Bündnis schien aber in jeder Hinsicht gesichert zu sein. Schon im Jahre 1215 hatte Friedrich geschrieben: durch die Sorgfalt des Papstes, seines größten Wohlthäters, sei er beschützt, erhalten und auf den Thron erhoben worden, wofür er ihm und seinen Nachfolgern mit demütigem Herzen und frommem Gemüte Ehrfurcht und Gehorsam nach Weise seiner Vorfahren verspreche. Er verlange nichts, als was des Kaisers sei, bestätige die Rechte der Kirche und gedenke, sie eher zu mehren als zu mindern. Demgemäß verstatte er den Geistlichen freie Wahlen und verspreche, auf die Ausrottung der Ketzer bedacht zu nehmen. Auch die einzige Sorge des Papstes, es möchten durch die Verbindung der deutschen Krone mit der sizilischen für den Kirchenstaat die Tage Heinrichs VI. wiederkehren, und derselbe, eingeklemmt zwischen den Besitzungen **eines** Regenten, seine Selbständigkeit nicht wahren können, beseitigte der junge König durch folgende, in Straßburg 1215 ausgestellte Urkunde: „Um sowohl für die römische Kirche als für das sizilische Reich gebührend zu sorgen, beschließen, bewilligen und versprechen wir, gleich nach Empfang der Kaiserkrone unsern Sohn Heinrich, den wir nach Eurem Auftrage in Palermo zum Könige krönen ließen, aus der väterlichen Gewalt zu entlassen und ihm das ganze sizilische Reich völlig und unter der Bedingung abzutreten, wie wir es von der römischen Kirche inne hatten. Wir werden uns von der Zeit an nicht mehr König von Sizilien nennen, noch als solchen benehmen, sondern das Reich nach Eurem Wohlbefinden bis zur Großjährigkeit unseres Sohnes in dessen Namen

durch eine tüchtige Person verwalten lassen, welche in Hinsicht aller Rechte und Leistungen der römischen Kirche verantwortlich ist. Dies geschieht, damit auf keine Weise die Meinung erzeugt werde, als wäre jenes Reich mit dem Kaisertume irgendwie verbunden, woraus sowohl für den apostolischen Stuhl, als für unsern Erben leicht ein Unglück entstehen könnte." Es hatte Innocenz demnach wohl Veranlassung, auf der großen Kirchenversammlung in Rom im Jahre 1215 die von den deutschen Fürsten zu Aachen getroffene Wahl zu genehmigen. Im folgenden Jahre starb Innocenz III., der unter den politischen Päpsten, wo nicht der größte war, so doch keinem nachsteht. Ihm folgte Honorius III. Es war eine sehr schwere Aufgabe, der Nachfolger eines solchen Vorgängers zu sein. Der alle Hindernisse kühn angreifende, siegreich bezwingende, über alles niedere Treiben sich erhebende oder hinausgerückte Herrschergeist Innocenz' III. war nicht in Honorius, ihn charakterisieren die Worte: „Ich will lieber in Milde verfahren als mit Strenge."

Der erste und wichtigste Gegenstand der Thätigkeit des neuen Papstes war die Anordnung und Beförderung eines neuen Kreuzzuges. Zu diesem Zwecke wandte er sich im allgemeinen an die abendländische Christenheit; ganz besonders aber ermahnte er Friedrich II., seinem gelegentlich der Krönung in Aachen übernommenen Gelübde nachzukommen. Friedrich erklärte sich bereit zum Zuge, sagte, er habe auf einer Fürstenversammlung zu Fulda darüber schon viel verhandelt und wolle auf dem zum 14. März 1219 bevorstehenden Reichstage zu Magdeburg noch ernstlicher desselben gedenken. Aber der Papst möge auch die Fürsten an ihr Versprechen erinnern. Er möge den bekreuzten Herren und Prälaten eröffnen, daß der Bann sie treffe, wenn sie bis Johannis den Zug nicht antreten würden; niemanden solle er vom Gelübde entbinden, der nicht zur Verwaltung des Reiches notwendig zurückbleiben müsse. Geschehe dieses, dann werde

Christi Angelegenheit ohne Schwierigkeit zum Ziele geführt werden. Leicht könne der Papst sich davon überzeugen, daß bis dahin in Deutschland nur **die** den Zug verzögert hätten, welche zwar guten Willen zur Schau trügen, aber der Wahrheit nach bösen Willen hegten. Der Papst genehmigte unverzüglich die Wünsche des Königes und verlängerte, wie dieser es erbeten hatte, die Frist des Aufbruches von Johannis bis Michaelis. Neben diesen König und Papst noch in Einklang bekundenden Verhandlungen entspannen sich aber bald solche, die schon schwere Streitpunkte andeuten. In einem Briefe an den Papst verteidigt Friedrich sich gegen die Anschuldigung, als wolle er das deutsche Reich mit dem sizilischen vereinigen, und die Freiheit der geistlichen Wahlen vernichten. Honorius erklärt sich mit den Worten des Königes zufrieden, fügt aber hinzu, er möge seine günstige Gesinnung gegen die Kirche nicht bloß aussprechen, sondern öffentlich und gegen alle zeigen, namentlich aber mit Rücksicht auf den gelobten Kreuzzug. Denn wenn auch der wirkliche Aufbruch Schwierigkeiten finde, so könne man doch durch den Ernst und den Umfang der Vorbereitungen deutlich den guten Willen beweisen. Die Frist des Aufbruches verlängerte er dann nochmals bis zum 21. März 1220.

Diese Nachgiebigkeit des Papstes war dem Könige sehr willkommen, aber weit mehr lag ihm daran, mit demselben sich zu verständigen über den Besitz Siziliens und Deutschlands. Honorius hatte bisher nur zugestanden, daß Friedrich, wenn sein Sohn, der Inhaber Siziliens, ohne Erben und Brüder sterbe, dann beide Reiche auf Lebenszeit verwalten dürfe. Der Antrag, ihm Deutschland und Neapel ohne jede Bedingung lebenslänglich zu überlassen, fand in Rom keinen Anklang. Zur Beschwichtigung des Papstes schrieb Friedrich: „Wer wird der Kirche gehorsamer sein, als wer an ihren Brüsten sog und in ihrem Schoße ruhte? Wer getreuer? Wer der empfangenen Wohlthaten mehr eingedenk, als der-

jenige, welcher sich bestrebt, seine Schuld nach dem Belieben und den Befehlen seines Wohlthäters abzutragen?“ In betreff des Kreuzzuges meldet er dann: Derselbe könne noch nicht angetreten werden, wegen der Abneigung der Fürsten, daher möge der Papst dieselben noch einmal mahnen, ja, die Säumigen mit dem Banne bedrohen. Seinerseits werde er sorgen, daß die Gerüsteten abgesandt würden, er selbst werde den Vorausgeschickten folgen. Wenn er aber einige Tage über die gesetzte Frist verweilen müsse, so möge ihn der Papst nicht unter die Säumigen zählen, da er Gott zum Zeugen anrufe, daß er nicht betrüglich oder hinterlistig rede.

Von diesem Schreiben war der Papst gar sehr erfreut und ermahnte den König noch einmal, er möge, was sein erlauchter Großvater Friedrich I. mit allen Kräften ernstlich unternommen, seinem rühmlichen Beispiele folgend, glorreich zu Ende führen. Jugend, Macht, Beruf, Gelübde, Beispiel ständen fördernd und verpflichtend ihm vor Augen. Dann verlängert er die Frist bis zum 1. Mai.

In der Zwischenzeit schickte Friedrich den Abt von Fulda nach Rom, um wegen der Kaiserkrönung das Nähere mit dem Papste zu verabreden; auch war er bemüht, die Nachfolge im Reiche seinem Sohne zu sichern. Da der Papst schon früher diesem Vorhaben entgegengetreten war, derselbe auch durch den schleunigen Antritt des Kreuzzuges nicht gewonnen werden konnte, — alle geistlichen und weltlichen Mittel konnten die Abneigung gegen die Pilgerfahrt ins Morgenland nicht überwinden, — so beschloß Friedrich, ohne den Papst, mit Hilfe der deutschen Fürsten die Wahl seines Sohnes durchzusetzen. Durch die Bewilligung mancher Rechte an die Großen machte er diese seinen Plänen geneigt, und die Erhebung Heinrichs zum deutschen Könige wurde im April 1220 vollzogen. Damit der unangenehme Eindruck, welchen die Wahl Heinrichs in Rom machen mußte, gemildert werde, übersandte Friedrich eine Erklärung an Honorius,

des Inhaltes, daß die Wahl von den deutschen Fürsten aus eigenem Antriebe in seiner Abwesenheit vollzogen worden sei, um das Reich für die Zeit des Kreuzzuges nicht ohne Oberhaupt zu lassen. Es werde diese Erhebung an der Stellung des Kaisertumes zum Reiche Sizilien nichts ändern und die Rechte der Kirche nicht im mindesten beeinträchtigen. Der Papst fügte sich in die vollendete Thatsache und verständigte sich bald mit Friedrich über die von diesem erwünschte Kaiserkrönung. Am 22. November 1220 wurde dieselbe in der Peterskirche, nach des Papstes eigenem Ausdrucke, unter unbeschreiblichem Jubel vollzogen. Der Kaiser nahm noch einmal das Kreuz, versprach, im März des folgenden Jahres einen Teil seines Heeres nach Asien zu schicken und selbst im Monat August demselben zu folgen.

So erschienen Papst und Kaiser zufriedengestellt. Friedrich eilte von Rom in sein mütterliches Reich Sizilien, welches er nach des Papstes Worten in Frieden und Freude betrat.

Hier waren während seiner Jugend und seiner Abwesenheit in Deutschland viele Rechte des Königes unbeachtet geblieben, zahllose Unordnungen eingerissen. Mit starker Hand griff er in die Angelegenheiten seines Erblandes und brachte bald das königliche Ansehen zur Geltung. Aber auch des Kreuzzuges gedachte er, und im Februar 1221 schrieb er an die Getreuen in Deutschland und der Lombardei: „Nach so vielen, durch Gottes Hilfe über so mannigfache Feinde erhaltenen Siegen, nach so zahlreichen mühevollen Kämpfen, in welchen die Kraft des Kaisertumes und der Ruhm kaiserlicher Majestät hervorleuchtet, gebührt es uns, den Schöpfer aller Dinge, durch den wir alles sind, leben und mit erwünschtem Glücke regieren, von ganzem Gemüte und aus allen Kräften zu lieben, und ihm aufrichtig und demütigst anzuhangen: denn wenn uns gleich der Erfolg irdischen Glückes anlächelt, so sind wir doch weit entfernt, uns durch so vergänglichen Glanz von der Liebe und der Furcht unseres Schöpfers

abhalten zu lassen. Deshalb haben wir das Kreuz genommen, und wenn ihr anders kaiserliche Gunst und Ehren schätzt, so folgt unserem Beispiele. Wohlauf, ihr getreuen Ritter des Reiches, ergreifet schnell die Waffen christlicher Ritterschaft; schon sind die Adler des römischen Kaisertumes vorangezogen. Zweifacher Lohn erwartet euch, die kaiserliche Gnade und die ewige Glückseligkeit. Laßt euch ermahnen, erbitten, erflehen, befeuern um der Liebe Christi willen. Erinnert euch, wie die römischen Kaiser vor alter Zeit mit Hilfe ihrer bis zum Tode getreuen Ritter den ganzen Erdkreis ihrer Herrschaft unterwarfen. Ebenso werdet ihr eure Mutter, die Kirche, ihr werdet euren Kaiser nicht verlassen; auch dürfen wir nie dulden, daß unser frommer Vorsatz dadurch vereitelt und zu schanden werde." Aber des Kaisers Worte verhallten bei vielen Fürsten und Rittern wie ein leerer Schall. Es machte und trieb sich dieser Kreuzzug nicht mehr, wie die ersten, von selbst, und Kaiser und Papst suchten deshalb den verschwundenen Eifer durch Zwang, die fehlende Begeisterung durch kirchliche Mittel zu ersetzen. Weder wollte man für das ungewisse Unternehmen steuern, namentlich die Geistlichen verweigerten das Zwanzigstel ihrer Einnahme und konnten selbst durch des Papstes Ermahnungen und Kirchenstrafen nicht zur Bezahlung veranlaßt werden, noch wollte man mit Leib und Leben einstehen für die der Zeit schon fremd gewordenen Zwecke. Alle diese Hindernisse waren aber nicht im stande, den Eifer des Papstes zu lähmen. Er brachte allmählich Pilger aus den verschiedensten Ländern zusammen, die aus Genua, Marseille und andern Seehäfen nach Syrien oder Ägypten sich einschifften. Doch immer fehlte dem Unternehmen ein Haupt und damit Plan und Zusammenhang. Vergebens schaute Honorius aus auf die Könige der Christenheit; niemand war bereit, seinem Rufe zu folgen, er mußte immer wieder auf den Kaiser zurückkommen. Allein wie dieser früher in Deutschland meinte, erst nach der Wahl seines

Sohnes und nach Empfang der Kaiserkrone könne der Kreuzzug mit Erfolg angetreten werden, so wollte er nun die völlige Herstellung der Ordnung im apulischen Reiche vorangehen lassen. Mittlerweile erlitten die Christen im Oriente bedeutende Verluste. Mehrere Schiffe, die Friedrich denselben schon zu Hilfe gesandt, hatten das Unglück nicht verhüten können. Der Papst erschrak gewaltig über diese Nachrichten, Friedrich schrieb, ein Schwert habe sein Herz durchstoßen. Auf einer persönlichen Zusammenkunft im April 1222 verständigten sich die beiden höchsten Fürsten der Christenheit über die nun zu ergreifenden Maßregeln. Es wurden in allen christlichen Reichen neue Rüstungen angeordnet und der Aufbruch auf zwei volle Jahre verschoben. Der Papst machte alles Nötige bekannt und suchte namentlich den König von Frankreich zu veranlassen, mit Heeresmacht sich an den Kaiser anzuschließen. Um diesem noch einen ganz bestimmten Antrieb zur Eroberung des Königreiches Jerusalem zu verschaffen, machte Honorius den Vorschlag, Friedrich, der Witwer war, möchte die Erbin jenes Reiches, Jolanta, die Tochter des Königes von Jerusalem, heiraten. Der Kaiser ging um so lieber auf diesen Vorschlag ein, als man ihm die Schönheit Jolantens rühmte, und er nun hoffen konnte, daß die Anstrengung der Christen dazu dienen würde, ihm an der syrischen Küste neue Reiche zu erobern.

Der Vater Jolantas begab sich selbst nach Frankreich, England, Spanien und Deutschland, um die Angelegenheiten des Orientes Fürsten und Völkern ans Herz zu legen. Aber die Nachrichten, die er über den Erfolg seiner Reise an den Kaiser gelangen ließ, waren äußerst hoffnungslos: „Wenige oder gar keine", so schrieb der König, „sind in all diesen Ländern bereit, das Kreuz zu nehmen, und die Predigermönche, welche dazu auffordern, werden überall verachtet, teils, weil sie gewöhnlich von der niedrigsten Herkunft, teils, weil sie ohne kirchliche Würde und nicht mit der Gewalt

versehen sind, Erlaß von Sünden zu bewilligen.“ Auch als der Papst auf Bitte des Kaisers tüchtige, mit großen Vollmachten versehene Männer in alle christlichen Länder sandte, konnten diese weder Frankreich noch England zur Mitwirkung bewegen. Selbst in Deutschland fand der kaiserliche Bevollmächtigte, der Meister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza, mehr Schwierigkeiten, als er geglaubt hatte.

Aus diesen und ähnlichen Gründen hielt es nicht allein der Kaiser, obschon er 100 Galeeren ausgerüstet und 50 Lastschiffe in Bereitschaft gesetzt, welche an 2000 Reiter und 10 000 Fußgänger tragen konnten, sondern auch der nach Apulien zurückgekehrte König Johann von Jerusalem für unmöglich, den Kreuzzug in der bestimmten Frist mit Erfolg anzutreten.

Daher suchte Friedrich von dem Papste einen neuen Vertrag zu erwirken. Dieser wurde im Juli 1225 zu St. Germain abgeschlossen und setzte fest: „Der Kaiser tritt im August 1227 den Kreuzzug an und hält in Palästina zwei Jahre lang 1000 Ritter. Außerdem hält er 150 Schiffe bereit, um 2000 Ritter nebst ihren Leuten und 3 Pferden für jeden Ritter unentgeltlich nach Syrien übersetzen zu lassen.... **Tritt er den Kreuzzug zur rechten Zeit nicht an, so ist er dadurch ohne weiteres in den Bann verfallen, fehlt er in andern Punkten, so hat die Kirche, nach seiner eigenen Einwilligung, das Recht, den Bann auszusprechen. Hingegen soll der Bann auch sogleich aufgehoben werden, sobald der einzelne Grund desselben beseitigt ist.**“

Der Verwirklichung des Kreuzzuges stand bald nicht nur die Teilnahmlosigkeit der abendländischen Christenheit im Wege, mehr noch hinderten Friedrich die Verhältnisse Italiens. In der Lombardei hatten die Städte, die, im Vertrage mit Friedrich Barbarossa, dem Kaiser zugesprochenen Rechte vernichtet. Den Bemühungen Friedrichs II., dieselben, gestützt auf seine Macht und die ihm von seinem Sohne Heinrich aus Deutschland zugeführte Hilfe, zur Geltung zu bringen, vereitelten die Italiener. Über diese führte er Klage beim Papste und erklärte, nur des Kreuzzuges halber trete er den lombardischen Städten nicht so entgegen, wie seine und des Reiches Würde es verlange. Aber trotz seines milden Auftretens habe er von seinen Gegnern statt des Friedens Aufruhr, statt der Liebe Bosheit geerntet. Im Vertrauen auf seine gerechte Sache ruft er den Papst als Schiedsrichter an. Dieser, um keine der streitenden Parteien zu verletzen, erklärte, beide Teile möchten ihrem Zorne entsagen. Der Kaiser müsse die Acht und alle Strafurteile aufheben, die Lombarden hingegen hätten demselben 400 Reiter auf zwei Jahre zum Kreuzzuge zu stellen. Dieser Spruch, welcher den beleidigten Kaiser und die beleidigenden Unterthanen auf gleichem Fuße behandelte, konnte einen Herrscher wie Friedrich unmöglich befriedigen. Doch schwieg dieser und gab seine Einwilligung.

In diesem Augenblicke so unsicherer und schwankender Verhältnisse starb Honorius III. Wer sollte des milden und ausgleichenden Papstes Nachfolger werden?

Kaiser Friedrich II. und Papst Gregor IX.

Am 20. März 1227 wurde der Kardinal Hugolinus aus dem Geschlechte der Grafen von Signia, ein Neffe Innocenz' III., einstimmig zum Papste erwählt. Er war bereits 77 Jahre alt, aber voll geistiger Kraft und fest entschlossen, die päpstliche Macht unter allen Umständen zur Geltung zu bringen. Diese seine Festigkeit artete oft sogar in Starrsinn und Härte aus, und er hielt es stets für seine Pflicht, das, was er als gut erkannt hatte, ohne alle Rücksicht auf Hindernisse, auf gute oder böse Folgen durchzusetzen. Daher glaubte er auch, daß die Nachgiebigkeit des milden Honorius dem klugen, weitsehenden und gewandten Kaiser gegenüber unangemessen gewesen, und daß nun ein ganz anderer Weg eingeschlagen

werden müsse. Den Brief, in welchem Gregor dem Kaiser seine Erhebung mitteilt, schließt er: „Wir wollen dir gern insoweit nachgeben, als es irgend mit unsern Pflichten verträglich ist, erwarten aber auch, daß du dich und uns nicht in jene Verlegenheit setzest, aus welcher wir dich schwerlich würden befreien können, wenn wir auch wollten.“ Aus einem nicht viel später an den Kaiser überschickten Briefe erkennt man, daß der Papst nicht bloß alle öffentlichen und Reichsverhältnisse scharf im Auge behielt, sondern auch Friedrichs persönlichen Wandel. In demselben heißt es: „Du mußt dich auch äußerst hüten, daß du den Geist und die Liebe, welche dir mit den Engeln gemein sind, nicht zu dem wendest, was die Menschen mit den Tieren und Pflanzen gemein haben, zu den Sinnen und der Nahrung. Denn die Anhänglichkeit an die sinnlichen Dinge schwächt den Geist, und ein durch Nahrung verzärtelter Leib mißkennt und verdirbt die wahre Liebe. Wenn nun die Erkenntnis und die Liebe, diese beiden Leuchten, verlöschten, wenn diese siegreich voranschwebenden Adler niederstürzten und sich in irdische Wollüste verwickelten: wie könntest du dann allen Nachfolgenden noch den Weg des Heiles zeigen? Fern bleibe von dir solch' Unglück! Wir aber, die wir dich von Kindheit an liebten, möchten mit ehernem Griffel Grundsätze in dein Herz graben, welche der Gefahr ewigen Todes vorbeugen und die Gnade Gottes und Jesu Christi erwerben können.“

Eine solche Sprache konnte dem Kaiser schwerlich angenehm sein, dennoch aber wollte dieser jetzt mit dem Papste keinen Streit beginnen, sondern betrieb ernstlich die Vorrichtungen zum Kreuzzuge. Ein bedeutendes Heer sammelte sich im Sommer 1227 in Italien; der Kaiser selbst sorgte nach Kräften für Pferde, Lebensmittel und Obdach, und die Einschiffung begann. Selbst als verheerende Krankheiten ausbrachen und den Landgrafen Ludwig von Thüringen, mehrere Bischöfe und viele von den Pilgern dahinrafften, ließ er sich

nicht abhalten, sich selbst einzuschiffen, und erst, als er auf dem Schiffe erkrankte, kehrte er notgedrungen an das Land zurück. Die durch die Krankheit bereits geschwächten und mißmutigen Pilger verloren nun völlig die Lust am Unternehmen und zerstreuten sich nach allen Seiten. „Sie vertrauten“, sagt ein Geschichtsschreiber tadelnd, „mehr der Führung des Kaisers als der Hilfe Gottes.“ Als der Papst von diesen Ereignissen Nachricht erhielt, wußte er sich vor Zorn und Schmerz kaum zu fassen. Er sprach, dem Vertrage von St. Germain gemäß, den Bann über den Kaiser aus. In einem umständlichen Schreiben rechtfertigte er vor der Welt diese seine That. In demselben spricht er von dem Schifflein Petri, das namentlich von vier Stürmen bedroht werde. Die treulose Rotte der Heiden wolle das durch Christi Blut geweihte Land Gottes behalten; die Wut der Tyrannen die Freiheit der Kirche vertilgen; der Wahnsinn der Ketzer suche Christi unteilbaren Mantel zu zerreißen; die arglistige Verderbtheit falscher Brüder treffe und verwunde das Herz der Gläubigen, und während die Kirche meine, an ihrem Busen Söhne zu pflegen, nähre sie oft nur Feuer, Schlangen oder Königlein, welche durch giftigen Hauch, Biß und Brand alles zu verwüsten suchten. Zur Vernichtung dieser Art Ungeheuer habe die Kirche den Kaiser Friedrich auserkoren. Aber dieser habe mehr Undank gegen die Kirche bewiesen, als ein Kind gegen seine Mutter bezeigen könne. Obschon er aus freien Stücken das Kreuz genommen, habe er immer Hindernisse aufzufinden gewußt zur Verzögerung seines Vorhabens. Dreimal habe Honorius ihm die Frist verlängert, und als endlich die Pilger, im Vertrauen auf seine Versprechungen, sich eingefunden, da hätte alles Nötige gemangelt. Durch die widerrechtliche Verschiebung der Abfahrt bis in den hohen Sommer seien die entsetzlichen Krankheiten entstanden, welche die eifrigsten Kämpfer dahingerafft. Friedrich sei, nachdem er sich zu ungünstiger Jahres-

zeit eingeschifft, dann, uneingedenk des Versprechens, der Eide, der Strafen um der Sache Christi, zu den gewohnten Ergötzungen in sein Reich zurückgekehrt. Vereitelt sei das große Unternehmen, getäuscht die Blüte der Gläubigen in ihren Hoffnungen, aber nicht getäuscht sei die Welt durch des Kaisers nichtige und leere Vorwände. Um nicht stummen Hunden zu gleichen und den Schein zu erwecken, als ehre der Papst Menschen mehr denn Gott, sei der Bann über den Kaiser ausgesprochen.

Schon vor Empfang dieses Schreibens hatte Friedrich Gesandte an den Papst geschickt, welche die Umstände erzählen und ihn rechtfertigen sollten. Ihre Bemühungen waren ohne Erfolg. Daher erließ der Kaiser ein Schreiben an die Christenheit, um sich gegen die Anschuldigungen des Papstes zu verteidigen. „Keineswegs", sagt er, „unter leerem Vorwande, keineswegs aus bösem Willen habe ich den Kreuzzug nicht angetreten; sondern weil mich eine schwere Krankheit daniederwarf. Hierdurch ist mein letztes Zögern gerechtfertigt, die frühern Festsetzungen bedürfen keiner neuen Rechtfertigung, da sie ja der Papst genehmigt. Die stetige Wiederholung des Versprechens bekundet die Einheit und Festigkeit meiner Gesinnung; bald wird auch die That hinzutreten, jeden Zweifel widerlegen und offenbar machen, ob den Päpsten das Wohl des hl. Landes so allein und über alles am Herzen liegt, oder ob sie nicht vielmehr mein Verderben bezwecken?"

„Das ist aber die römische Weise: Hinter widerlichen Redensarten, wo Honig über Honig, Öl über Öl zur Mehrung der Süßigkeit und Milde aufgetragen ist, verbirgt sich die unersättliche Blutsaugerin, und während sich der römische Hof (als sei er die wahre Kirche) meine Mutter und Ernährerin nennt, übt er stiefmütterliche Thaten, und ist der Ursprung und die Wurzel aller Übel. Gesandte gehen unaufhörlich durch alle Lande, nach Willkür bindend, lösend, strafend; nicht damit der echte Samen und das Wort Gottes ausgestreut

werde und emporwachse, sondern damit diese in Schafskleider gehüllten Wölfe alle Freien unterjochen, alle Friedlichen beunruhigen und überall Geld erpressen. Weder die heiligen Kirchen, noch die Zufluchtsörter der Armen, noch die Wohnungen der Geweihten, welche unsere Väter mit frommem und einfachem Sinne gründeten, werden jetzt verschont. — Jene erste Kirche, welche Heilige in so großer Zahl erzeugte, war auf Armut und Unschuld gegründet; und einen andern Grund, als den unser Herr Jesus Christus gelegt hat, kann niemand auffinden und legen. Jetzt aber, da die angebliche Kirche sich in Reichtümern wälzt, auf Reichtümern einherschifft, nur durch Reichtümer erbaut ist, steht zu befürchten, daß das ganze Gebäude zusammenstürzt! Wenn das römische, zur Erhaltung der Christenheit bestimmte Reich von Feinden und Ungläubigen angefallen wird, so greift der Kaiser zum Schwerte und weiß, was sein Amt und seine Ehre erheischt; wenn aber der Vater aller Christen, der Nachfolger des Apostels Petrus, der Vertreter Christi (uneingedenk, daß wir einst seinen Vorgänger aus den übermütigen Händen Ottos erretteten,) uns überall Feinde erweckt, was sollen wir da hoffen, was beginnen? Strecken nicht die Ausgearteten, die Unedlen in ihrem Wahnsinne verwegene Hände nach Königreichen und Kaisertümern aus? Möchten sie nicht, damit die ganze Welt sich verwirre, Kaiser, Könige und Fürsten zu ihren Füßen sehen? Diese wissen also, was der Papst von ihnen verlangt, und auch den Unterthanen ist nicht verborgen geblieben, was sie von kirchlichem Beistande zu erwarten haben, wenn sie sich von ihrer rechtmäßigen Obrigkeit abtrünnig machen lassen. Deshalb vereinige sich die Welt zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannen, dieser allgemeinen Gefahr: denn niemand wird dem Untergange entrinnen, welcher einem widerrechtlich Bedrängten beizustehen unterläßt und vergißt, daß da, wo das Feuer schon des Nachbars Wand ergriffen hat, stets von der eigenen Rettung die Rede ist!"

So sprach der Kaiser im Gefühle seines Zornes und seiner Kraft Überzeugungen aus, welche sich allmählich in ihm gebildet und befestigt hatten; sie standen im geraden Widerspruche mit den Grundsätzen der herrschenden Kirche, und es ist nun nicht mehr die Rede von einzelnen Veranlassungen zu Zwistigkeiten, sondern nur von einzelnen Veranlassungen vorübergehenden Friedens. Im Innern dauerte die Spaltung unaufhörlich fort, und durch alle Begebenheiten zieht sich der Kampf für die Unabhängigkeit der Staaten von geistlicher Gewalt.

Der einmal zwischen Papst und Kaiser ausgebrochene Streit nahm täglich an Schärfe und Bitterkeit zu. Mit Ernst und Eifer betrieb Friedrich die Angelegenheiten des Kreuzzuges. Er schickte den Erzbischof von Palermo als Gesandten an den Sultan von Ägypten, sandte schon einen Teil der Kreuzfahrer voraus ins Morgenland und erließ an alle Lehensträger und Grundbesitzer des Reiches die Aufforderung, sie möchten zum Frühjahre Mannen stellen oder angemessene Summen zahlen. Der Papst aber verbot bei Strafe des Bannes allen Prälaten und Geistlichen des sizilischen Reiches, dem Kaiser das Geringste zu zahlen oder zu liefern. Dadurch erregte er vielfachen Anstoß sowohl bei den Laien wie bei den Geistlichen. Viele hielten es für unrecht, dem Papste zu gehorchen, andere fürchteten den Kaiser. Als der Papst am zweiten Ostertage auch in Rom den Kaiser nochmals bannte und die Unterthanen vom Eide der Treue entband und das apulische Reich ihm absprach, da erhob sich erst ein tadelndes Gemurmel, dann folgten Geschrei, Schimpfreden und Schmähungen, so daß der Papst kaum thätlichen Mißhandlungen entging und aus Rom nach Perugia entfliehen mußte.

Der Kaiser feierte dasselbe Osterfest unter großen Freuden. Aus dem Oriente war eine Siegesnachricht von den vorausgesandten Kreuzfahrern eingetroffen. Sofort sorgte er für

die Einschiffung von 500 andern Rittern und bereitete alles für seinen eigenen Aufbruch vor. In einer unter freiem Himmel abgehaltenen Versammlung — denn kein Gebäude konnte die Menge der Zuströmenden fassen — wurden folgende Punkte als letztwillige Verordnung des Kaisers bekannt gemacht und beschworen: Alle Stände und Unterthanen verpflichten sich, ruhig nach den Gesetzen zu leben. Herzog Rainald ist Reichsverweser. Stirbt der Kaiser auf dem Kreuzzuge, so folgt ihm sein ältester Sohn Heinrich, dann Konrad, und wenn diese oder andere männliche Nachkommen nicht mehr vorhanden sind, geht die Herrschaft auf die ehelichen Töchter über.

Alles im Innern war geordnet, Flotte und Heer für den Kreuzzug bereitet, da starb die Kaiserin Jolanta; aber Friedrich ließ sich hierdurch nicht von der endlichen Ausführung seines ersten Vorhabens abhalten, er schiffte sich ein am 11. August 1228 und landete nach günstiger Fahrt erst in Cypern, dann am 8. September in Akkon.

Kreuzzug Friedrichs.

Als Friedrich in Akkon ans Land gestiegen war, wurde er von den Geistlichen und dem Volke mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, ja, die Tempelherren und Johanniter sollen sogar, alter Sitte gemäß, die Kniee vor ihm gebeugt haben. Diese günstigen Verhältnisse dauerten jedoch nicht lange; zuvörderst weil man nicht sehr erbaut war, daß Friedrich sein Anrecht auf den Thron Jerusalems nicht einer Wahl oder Bestätigung unterziehen wollte, dann, weil der Papst die größten Schwierigkeiten schuf. Mit Staunen hatte Gregor vernommen, daß der Kaiser den Kreuzzug angetreten und mit verdoppeltem Rechte die Aufhebung des über ihn ausgesprochenen Bannes verlange. Dazu mochte der hartnäckige Gregor sich nicht verstehen, vielmehr erklärte er,

Friedrich habe den Zug mit unvollkommenen Mitteln nur unternommen, um die Welt zu täuschen und des Papstes zu spotten. Deshalb erneuerte er nicht nur den Bann, sondern schickte auch zwei Minoriten oder Franziskaner nach Syrien und ließ dem Patriarchen, den Rittern, den Deutschen, ja, allen Christen verbieten, dem Kaiser irgendwie zu gehorchen. Friedrich suchte sich nun auch im Oriente zu rechtfertigen, aber nur die Deutschen, die Pisaner und die Genueser kehrten sich nicht an den Befehl des Papstes, die andern wollten meistenteils mit dem Kaiser nichts zu thun haben, und die Templer traten sogar in offener Feindschaft gegen ihn auf. Friedrich fand jedoch einen Ausweg, indem er, auf den Rat des Hochmeisters Hermann von Salza, alle Befehle nicht in seinem eigenen Namen, sondern im Namen Gottes erließ, und so brachte er es dahin, daß ihm alle nach Joppe folgten, welches er befestigte. An einen Erfolg des Zuges war jedoch unter solchen Umständen kaum zu denken. Demungeachtet erlangte Friedrich mehr, als man hätte erwarten sollen; ja, er erreichte ohne Schwertstreich, was andere vor ihm mit vielem Blutvergießen nicht hatten erringen können. Der Sultan El Kamel, mit dem Friedrich in Unterhandlung getreten war, und der sich auszeichnete durch Geistesbildung, Ritterlichkeit und Edelmut, lernte bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser denselben achten und ehren und schloß mit ihm einen Waffenstillstand auf 10 Jahre. Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Rama und das Land zwischen Akkon, Tyrus, Sidon und Jerusalem wurde den Christen überlassen. Die Moscheeen aber sollten unverletzt bleiben und die Mohamedaner den Zutritt behalten zu dem Tempel Salomons, den sie ebenso verehrten als die Christen, nur müßten sie ohne Waffen erscheinen und außerhalb Jerusalems wohnen.

Sonnabends den 17. März 1229 hielt Kaiser Friedrich an der Spitze seiner Getreuen einen feierlichen Einzug in Jerusalem. Viele rieten ihm, er solle nach so ruhmvoller

Lösung seines Gelübdes, welches ihm den Bann zugezogen habe, Gottesdienst vor sich halten lassen. Andere hingegen, denen das Wohl und die Erhebung des Kaisers und der Kirche gleichmäßig am Herzen lag, widerrieten jenen Vorschlag, weil er keinem von beiden Vorteil zu bringen schien. Friedrich gab nach und wohnte am folgenden Tage dem Gottesdienste nicht bei, später ging er doch, seines Rechtes gewiß, feierlich in die Kirche, nahm die Krone vom Altare und setzte sie selbst auf sein Haupt. Hierauf ließ er durch den Hochmeister Hermann von Salza eine deutsche Schrift verlesen folgenden Inhaltes: „Es ist bekannt, daß ich in Aachen freiwillig das Kreuz nahm, durch unzählige Hindernisse aber von der früheren Erfüllung meines Gelübdes abgehalten ward. Ich entschuldige den Papst, daß er mich so hart daran erinnerte und endlich den Bann über mich aussprach: denn er konnte auf keine andere Weise den Schmähreden der Menschen und der Schande entgehen. Ich entschuldige ihn ferner, daß er feindselig über mich nach Palästina schrieb: denn man hatte ausgesprengt, ich sammle das Heer nicht zur Errettung jenes Landes, sondern zur Unterjochung des Kirchenstaates. Hätte der Papst meine wahre Absicht gekannt, er würde nicht gegen, sondern für mich geschrieben haben; wüßte er, wie viele hier zum Nachteile der Christenheit wirken, so würde er auf deren Klagen und Beschwerden nicht achten. Gewiß werde ich alles thun, was zur Ehre Gottes, der Kirche und des Kaisertumes gereicht, damit sich meine aufrichtige Friedensliebe offenbare; gewiß werde ich alle eigenen Versehen und alles, was die Meinen etwa gegen die Kirche gethan haben, wieder gut machen, damit die offenbaren Feinde Christi und die falschen Freunde Christi, welche sich über die Zwietracht freuen, durch den hergestellten Frieden und die Einigkeit zu schanden werden. Ich will nicht der Hoheit gedenken, die mir auf Erden zuteil geworden ist, sondern mich vor Gott, dem ich meine Erhebung allein verdanke, demütigen und um Gottes willen auch vor

dem, den er als seinen Statthalter auf Erden bestellt hat.“ Diese Rede wurde sogleich auch in lateinischer, französischer und italienischer Sprache verlesen und erregte eine kaum in Worten auszudrückende Freude.

So des Sonntags. Aber am folgenden Tage erschien unerwartet der Erzbischof von Cäsarea und belegte im Namen des Patriarchen Gerold die Kirche des heiligen Grabes und alle heiligen Örter mit dem strengsten Banne. Der Kaiser ließ sogleich den Erzbischof über den Grund dieses unerhörten Benehmens befragen und erbot sich, sofern er den Patriarchen unwissend beleidigt habe, zu angemessener Genugthuung; man würdigte ihn aber keiner Antwort, weshalb er nun laut vor allen Geistlichen und Weltlichen klagte: „Die heiligen Örter, welche so lange unter sarazenischer Herrschaft seufzten und endlich durch Gottes wunderbare Hilfe befreit wurden, sind durch dies verwerfliche Untersagen alles Gottesdienstes der alten Gefangenschaft und dem alten Elende wieder preisgegeben!“ Das Heer teilte des Kaisers Ansichten, pries seine Weisheit und sein Glück, aber der Patriarch nahm hierauf keine Rücksicht, und die Tempelherren zeigten ihre Feindschaft noch heftiger als vorher. Sie drohten, den Kaiser gefangen zu nehmen, als dieser eines ihrer Schlösser besetzen wollte; sie benachrichtigten den Sultan, daß Friedrich mit geringer Begleitung zur Taufstätte Christi an den Jordan wallfahrten werde, wo man ihn leicht greifen oder töten könne. Kamel, weit entfernt, auf so schändliche Vorschläge einzugehen, übersandte das Schreiben der Templer dem Kaiser, damit er sich vor falschen Freunden hüten möge. Der Kaiser ergriff jetzt, der langen Nachsicht müde, strenge Maßregeln gegen die Strafwürdigen und Widerspenstigen. Alle Kirchen und festen Plätze wurden besetzt, die schmähenden Priester aus jenen vertrieben und einige Bettelmönche, welche des Verbotes ungeachtet fortfuhren, auf ihre Weise zu schimpfen, litten körperliche Strafen.

Die Handlungsweise der Gegner des Kaisers erklärt sich teils aus dem Stolze derselben, dem Kaiser trotzen zu können, teils aus der thörichten Meinung, ein bis zur gänzlichen Unterdrückung des Gefühles für Recht und Unrecht gesteigerter knechtischer Gehorsam gegen die Befehle der Kirche sei die höchste Pflicht; ja, nach des Papstes Bannspruch sei selbst Verrat gegen den Kaiser nicht allein entschuldigt, sondern sogar gerechtfertigt und preiswürdig. Der bitterste Gegner des Kaisers war der Patriarch von Jerusalem. Über seine Ansichten und über die Triebfeder, die ihn sowie seine Gesinnungsgenossen leiteten, gibt wohl die beste Auskunft sein an den Papst gerichtetes Schreiben. In demselben heißt es: „Der angeblich höchst vorteilhafte Friede ist durchaus zu verwerfen: denn erstens hat der Kaiser mich, den Patriarchen, keineswegs, wie es sich gebührt, um Rat gefragt, sondern gesagt: »er bedürfe über solche Angelegenheiten keines geistlichen Rates«, zweitens erhalte ich, der Patriarch, durch diesen Frieden so wenig, daß die Christenheit sich dessen schämen sollte; drittens hat der Friede keine Haltung, denn der Sultan begnügt sich mit des Kaisers Eide und der Kaiser mit des Sultans Eide, während die Zustimmung der übrigen türkischen Herrscher und vor allem meine Zustimmung fehlt, ohne welche die Christenheit nicht verpflichtet werden konnte; viertens widerspricht der Friede dem Gelübde des Kaisers, denn er versprach ja keineswegs Friede zu schließen, sondern zwei Jahre lang zu kriegen; fünftens verrät der Friede Christus unsern Herrn an den Sultan, weil den Mohamedanern freier Gottesdienst im Tempel Salomons verstattet ist, anstatt dessen Übergabe an mich, den Patriarchen, auszubedingen.“

„Da also der Sultan den Frieden nicht auch mit mir geschlossen hat und nach des Kaisers Abzuge nicht halten wird, da ich in der Friedensurkunde nicht einmal erwähnt bin und deren Inhalt nichts taugt, da der Kaiser überall trügerisch verfährt, und mir und der Kirche die Schuld aller

künftigen Unfälle zuschreiben wird: so habe ich, der Patriarch, den Gottesdienst verboten und allen Pilgern den Eintritt in Jerusalem untersagt, welcher ihnen hätte Gefahr bringen können und ohnedies nach ältern päpstlichen Befehlen, die ich nicht aufheben konnte, unerlaubt erschien. — Zwar hat mich der Kaiser nach Abschluß des Friedens einladen lassen, mit nach Jerusalem zu ziehen, und geäußert, wie lieb ihm meine Ankunft sein würde, wie er alles Nötige mit meinem Rate ordnen wolle: allein ich habe mich weder dadurch noch durch Aufforderungen anderer guten Freunde bereden lassen, sondern klüglich überlegt und erkannt, daß Friedrich nur das Netz seiner Falschheiten ausdehnen und mich und alle Übrigen mit Lug und Trug umstricken wollte. Meines Sinnes waren auch die meisten, und bloß die Deutschen haben dem Kaiser überall beigestanden, ihn geehrt, bewundert und am Krönungstage den Gesang angestimmt, dadurch aber jedem andern — ihre Narrheit klärlichst bewiesen u. s. w.!"

Der Kampf zwischen dem Kaisertume und dem Papsttume hatte bis dahin ungeachtet einzelner Flecken und Auswüchse im ganzen seinen großartigen Charakter noch nicht verloren. Von nun ab macht die Führung desselben einen trostlosen Eindruck. Es ist nicht mehr ein ehrliches Ringen zweier großen Mächte um die Weltherrschaft, es ist ein Kampf geworden, in dem Neid, Eigensinn, Stolz, Hinterlist und schlechte Gemütsart eine Rolle spielen. Alle diese Eigenschaften bekundet schon das Schreiben des Patriarchen.

Friedrich verließ, aufgebracht über das Benehmen des Kirchenfürsten, Jerusalem und beeilte sich, nach Apulien zurückzukehren. Während der Kaiser Jerusalem eroberte, hatte der Papst Kriegsvolk besoldet, welches feindlich in Unteritalien eindrang. An der Spitze desselben stand Friedrichs eigener Schwiegervater Johann, der, erbittert, weil Friedrich für sich das Königreich Jerusalem in Anspruch nahm, sich auf die Seite des Papstes gestellt und, zurechtgewiesen wegen dieses

seines Verrates, die Antwort gab: „Dem Papste zu gehorchen ist die erste Pflicht." Außer dieser Kriegsschar hatte Gregor Bettelmönche mit päpstlichen Schreiben und Ablaßbriefen in die Städte geschickt, welche den Abfall vom Kaiser predigen sollten. Alle diese päpstlichen Hilfstruppen erschraken aber nicht wenig, als die Nachricht erscholl, der Kaiser ist aus dem Morgenlande zurückgekehrt, er ist unfern Brundisium gelandet. Die Schlüsselträger, so hießen die Söldner Gregors von ihrem Abzeichen, liefen, so eilig sie konnten, davon. Ungeachtet dieser bestimmten Aussicht auf glücklichen Erfolg schickte Friedrich sogleich nach seiner Ankunft die Erzbischöfe von Bari und Reggio und den Deutschmeister Hermann von Salza an den Papst. Ihr Bemühen, eine Versöhnung zustande zu bringen, scheiterte an der Hartnäckigkeit Gregors. Dieser erklärte den Bericht des Deutschmeisters über die Eroberung Jerusalems als unwahr, verbreitete das Schreiben des Patriarchen als das wahrhafte und forderte die deutschen Fürsten auf, sie möchten vom Könige abfallen; er suchte Hilfe gegen denselben in Frankreich, Spanien und England und nahm keine Rücksicht auf die löblichen Ermahnungen des englischen Königes, er möge für die Wiederherstellung des Friedens in der Christenheit Sorge tragen.

Indes traten keineswegs alle Christen auf Gregors Seite. Sehr viele billigten Friedrichs Handlungsweise und schmähten den Papst, der den Kreuzzug gehemmt, das freche und gottlose Benehmen des Patriarchen gebilligt und der Templer und Bettelmönche Verrat veranlaßt. Bald überzeugte sich Gregor, daß er den Kampf nicht siegreich werde zu Ende führen, und dachte an eine Verständigung mit dem Kaiser. Dieser erleichterte ihm dieselbe schon dadurch, daß er nach Rückeroberung seines Reiches nicht in das Gebiet des Papstes einfiel. Er teilte seinen Freunden in Oberitalien bloß mit, welche Siege er erfochten, und forderte sie auf, ihm Mannschaften zuzuführen, damit er für alle seine Reiche den Frieden

gewinne und dann nach Deutschland eilen könne, von welchem Lande ihn so viele Ursachen nur zu lange abgehalten hätten.

Der Friede kam endlich am 21. August 1230 in St. Germain zustande. Friedrich versprach jedem Verzeihung, der sich feindlich gegen ihn benommen, er genehmigte, daß Vorschläge, Wahlen und Bestätigungen bei Kirchen, Stiften und Klöstern erfolgen sollten, und erklärte, die Geistlichen weder vor weltliche Gerichte zu ziehen noch mit Steuern belegen zu wollen. Der nun vom Banne losgesprochene Kaiser hatte zu Anagni eine persönliche Zusammenkunft mit dem Papste, die zu einer derartigen Verständigung beider führte, daß Gregor alle frühere Schuld auf böse Ratgeber schob, und Friedrich den christlichen Königen den Abschluß des Friedens mitteilte und hinzufügte: „Der Papst hat uns seine Ansichten und Absichten so milde und wohlwollend dargelegt, keinen streitigen oder zweifelhaften Punkt übergangen, sondern jedes Einzelne auf so verständige Weise erörtert, daß wir, obgleich uns das Vorgefallene heftig bewegt und erzürnt hatte, durch jenes Wohlwollen ganz besänftigt sind. Des Vergangenen soll also gar nicht mehr gedacht werden, damit das Gute, welches aus dem Übel hervorging, desto glänzender und ungeteilter wirken könne."

Friedrichs Wirksamkeit in Sizilien und Deutschland.

1.

Die Ruhe, welche der Friede dem Kaiser verschaffte, benutzte er zur Vollendung der schon früher in Angriff genommenen Gesetzgebung für seine sizilischen Erbländer. Die Arbeit hatte Peter von Vineis, der bedeutendste unter allen Beamten des Kaisers, unternommen. Der Geist dieser Gesetzgebung ist schon aus ihrer Einleitung erkennbar. In derselben heißt es: „Es ist Sorge zu tragen, daß der hl. christ-

liche Glaube nicht durch geheime Nichtswürdigkeit befleckt, vielmehr die Kirche gegen jeden öffentlichen Feind durch das weltliche Schwert geschützt werde; daß die Völker Friede und Gerechtigkeit bewahren und üben, welche beide sich wie zwei Schwestern wechselseitig umfangen und unterstützen." Die Beseitigung aller Willkür, die Regelung der einzelnen Verhältnisse durch rechtliche Bestimmungen ist nun auch die Haupttendenz der 1231 publizierten Konstitution. Merkwürdig in derselben ist das Zurücktreten des Lehnsystems und das Überwiegen des modernen Staates mit seinem Beamtentum. Die Ausbildung der ständischen Verfassung tritt uns hier zuerst entgegen. Neben den Prälaten und Baronen werden jetzt auch Abgeordnete der Städte zu den Reichstagen hinzugezogen. Für Handel, Polizei und Medizinalwesen wurden zweckmäßige Anordnungen getroffen, die Willkür und Unabhängigkeit der Barone und der Geistlichkeit wurde eingeschränkt, auch den Untervasallen das Recht erteilt, sich auf die Reichsgerichte zu berufen, allen Behörden ihr strengbestimmter Wirkungskreis angewiesen. Es ist unstreitig, daß Neapel und Sizilien nie so glücklich regiert worden sind, als zur Zeit Friedrichs II.

Wenn eine solche Gesetzgebung schon als etwas Seltenes in dieser Zeit erscheint, so war noch seltener als dies Seltene die gleichzeitige Beförderung von Kunst und Wissenschaft. In vielen Städten entstanden prächtige Gebäude, deren Plan Friedrich selbst gar häufig entwarf. Baumeister und Bildhauer fanden reichliche Beschäftigung, Kunstsammlungen wurden angelegt in Capua und Neapel, Bildsäulen, Reliefs, kostbare Gefäße gesammelt. Der Kaiser mit seiner ganzen Familie zeichnete sich aus durch dichterisches Talent. Herrliche Lieder ertönen, künstliche Weisen und Versmaße werden erfunden, und Petrus de Vineis dichtete das älteste Sonett, welches wir in italienischer Sprache kennen. Die Naturwissenschaft erfreute sich einer besondern Pflege. Friedrich selbst war ein

gründlicher Kenner derselben. Fremde Tiere, Kamele, Leoparden, Tiger, Löwen, Giraffen und dergleichen wurden gesammelt, wissenschaftliche Versuche angestellt, ja, der Meeresgrund in der sizilischen Enge untersucht. Einen kühnen Taucher Nikola, der Fisch zubenannt, veranlaßte Friedrich, sich in das Wasser zu stürzen, dadurch daß er vom Leuchtturme zu Messina einen silbernen Becher in den Strudel warf. Glücklich holte der Taucher ihn aus der Tiefe. Aber die schroffen Felsspitzen, Korallenriffe, Strudel und Meerungeheuer hatten ihn so geschreckt, daß er keinen zweiten Versuch wagen wollte. Doch die Verheißung einer noch größern Belohnung überwog endlich seine Furcht, er stürzte sich in die Flut, kam aber nicht wieder zum Vorschein. (Vergl. Schillers Taucher.) Am Hofe des Königes entfaltete sich ein buntes, mannigfaltiges, den heitersten Scherz mit dem vollsten Ernste verbindendes Leben. Taschenspieler, Springer, Spaßmacher, Tänzerinnen, Sänger und lustige Leute ähnlichen Schlages erscheinen neben Gelehrten, Künstlern und Dichtern, deren Werke dargestellt, vorgelesen und geprüft wurden. Es versammelten sich die herrlichsten Frauen seines weiten Reiches, und seine Residenz war der höchste Gerichtshof über alles Schöne und der Mittelpunkt alles Geistreichen. So erschien in dem Reiche Friedrichs jeder löbliche Zweck erreicht, jeder, selbst der kühnste Wunsch befriedigt.

2.

„Das Papsttum und das Kaisertum sind gleichen, göttlichen Ursprungs. Beide sind desselben Wesens, und fern von uns sei jene nicht bloß leichtsinnige und thörichte, sondern tierisch-dumme Meinung, daß diese beiden Schwerter sich feindselig entgegenständen; vielmehr glauben wir fest und bekennen es öffentlich, daß Papst und Kaiser gleich dem Vater und Sohne Eins sind.“ So schrieb Friedrich am 3. Februar 1233 an den Papst Gregor IX. Dieser hohen Ansicht von der Kaiserwürde entsprechend, suchte Friedrich nach der Ordnung seines Erbreiches die Zwietracht und den Hader auch in seinen übrigen Ländern zu beseitigen. Mit besonderem Schmerze erfüllten ihn die traurigen Verhältnisse in der Lombardei, wo eine Stadt die andere befehdete und selbst im Innern der einzelnen Städte blutige Kämpfe unter den Parteien wüteten. Mit Hilfe des Papstes, den er gegen die aufrührerischen Römer unterstützte, suchte er Ruhe und Ordnung in Oberitalien herzustellen. Aber während die Lombarden scheinbar eine Vermittelung Gregors annahmen, traten sie treulos in Verbindung mit dem Empörung gegen den Vater sinnenden König Heinrich, dem Statthalter in Deutschland.

In Deutschland führte für den minderjährigen Heinrich der kraftvolle und verständige Erzbischof Engelbert von Köln das Reichsregiment. Aber wie umsichtig er auch die schwierigen Verhältnisse zu beherrschen suchte, er konnte nicht verhindern, daß die Reichshoheit des Kaisers mehr und mehr sank und die Territorialhoheit der Landesherren sich ausbildete, daß Gesetzlosigkeit und Unbotmäßigkeit unter den Großen immer freier hervortrat, daß der junge König mißleitet und seinem Vater entfremdet ward. Als nun der Reichsverweser Engelbert von seinem eigenen Neffen Friedrich von Ysenburg und einigen ruchlosen Gesellen, die ihm die strenge Handhabung der Gesetze übel nahmen, ermordet wurde, und Heinrich selbst das Regiment in seine schwachen Hände nahm, da trat in Deutschland ein Zustand ein, wie einst in Israel, als es keinen König gab, sondern jeglicher that, was ihm gefiel. Im Umgange mit lustigen Jagdgenossen, mit Gauklern, Possenmachern und Spielleuten ergab sich der junge König einem leichtsinnigen Leben voll sinnlicher Lust. Vergebens suchte der Kaiser den Sohn bei einer persönlichen Zusammenkunft in Oberitalien durch scharfe Zurechtweisung auf andere Wege zu leiten. Heinrich hörte lieber auf die

Worte der Schmeichler, die ihm also zusprachen: „Herr, was gehorcht ihr doch immerdar eurem Vater, welcher fern ist und sich um Deutschland nicht bekümmert? Wißt ihr denn nicht mehr, daß er selber hoch und teuer geschworen hat, Deutschland und Italien nie zu vereinigen?“ Da schwoll des Jünglings Herz von unbändigem Ehrgeiz; er nahm sich vor, von seinem Vater abzufallen und die Fürsten für sich zu gewinnen. Er nannte sie nun Landesherren und suchte auch die rheinischen Städte auf seine Seite zu ziehen. Mit dem Könige von Frankreich knüpfte er Verbindungen an und ebenso mit den Lombarden, die schon lange auf die hochfliegenden Herrscherpläne des Kaisers mit Mißtrauen blickten. Da beschloß Friedrich, über die Alpen zu ziehen und persönlich die deutschen Angelegenheiten zu ordnen. Begleitet von Hermann von Salza und mit großen Geldsummen versehen, erschien er in Deutschland ohne Heer, aber im Vertrauen auf die deutsche Treue, und darin täuschte er sich nicht. Siebzig geistliche und weltliche Fürsten erklärten auf dem Reichstage zu Regensburg Heinrich für schuldig. Dieser mußte sich der Gnade des Vaters ergeben und erhielt durch Vermittelung des trefflichen Deutschmeisters Verzeihung. Als er aber im thörichten Stolze bald wieder auf Verrat sann, ließ ihn der Vater greifen und gefangen nach Apulien führen. Dort starb er nach 6 Jahren, ungebeugt und ohne Reue, zu großem Schmerze des Kaisers.

Gleich nach der Unterwerfung Heinrichs schritt Friedrich zu einem fröhlichern Geschäfte. Bereits vor dem Beginne des Kreuzzuges war seine Gemahlin Jolanta gestorben, nachdem sie einem Sohne das Leben gegeben. Durch deutsche Gesandte warb er nun um eine dritte Gemahlin, um die schöne Isabella, die Schwester des englischen Königes, Heinrichs III. Ohne Zögern kam der Heiratsvertrag zustande. Als die Kaiserin nach Deutschland eilte, glich ihr Zug durch die reichen niederländischen Städte einem ununterbrochenen Feste. In Köln

holten sie 10 000 Bürger auf schönen Rossen und in prächtiger Kleidung ein. Auch fuhren ihr Schiffe auf trockenem Lande entgegen. Es waren Wagen wie Schiffe gebaut, mit Flaggen und Wimpeln. Die Pferde waren unter Purpurdecken verborgen. In den Schiffen saßen Geistliche und ließen zur Orgel und Flötentönen heilige Lieder erklingen. Als die Braut durch die festlich geschmückten Straßen fuhr und an allen Fenstern, auf allen Balkonen die fröhliche Menge sah, nahm sie Hut und Schleier ab und grüßte freundlich. Da priesen alle unter lautem Jubel ihre ausnehmende Schönheit und Herablassung. Noch heute erinnert ein Gemälde in Kölns größtem Gebäude, dem Gürzenich, an diese glanzvollen Tage. Die Vermählung wurde zu Worms vollzogen. Verherrlicht wurde dieselbe durch die Gegenwart von vier Königen, 11 Herzögen, 30 Markgrafen und Grafen und ebensovielen Erzbischöfen und Bischöfen. Vier Tage lang dauerten die Schmausereien und Lustbarkeiten, die einen entsprechenden Beweis liefern von der Prachtliebe, dem Wohlstande und dem Kunstfleiße jener Zeiten und Gegenden. Von Worms ging der Kaiser nach Mainz zu einem der größten und feierlichsten Reichstage, die Deutschland je gesehen. Siebzig bis achtzig Fürsten und Prälaten und gegen 12 000 Ritter waren hier zugegen. Friedrich traf Rechtsbestimmungen zur Erhaltung des Landfriedens, zur Unterdrückung des Raub- und Fehdewesens, zur Sicherstellung alter Ordnungen nnd Einrichtungen. Alle diese Bestimmungen wurden in einem Reichsabschiede zusammengefaßt und dem Volke zum erstenmale in deutscher Sprache vorgelesen, bis dahin war die lateinische Sprache auf den Reichstagen stets in Anwendung gekommen. Die auf ebendiesem Reichstage bewirkte Aussöhnung des welfischen und hohenstaufischen Hauses, — Friedrich erhob das Erbeigentum Ottos von Braunschweig, des Enkels Heinrichs des Löwen, zu einem erblichen Herzogtum, — kam den kaiserlichen Friedensbestrebungen zu statten. Ein glänzendes Reichs-

fest, womit der Mainzer Fürstentag geschlossen wurde, brachte die Tage des ersten Friedrich in Erinnerung. Bald darauf verließ der Kaiser Deutschland, nachdem er noch die Fürsten und Bischöfe bewogen hatte, seinen Sohn Konrad, den „König von Jerusalem", zum deutschen König und künftigen Kaiser zu wählen.

Die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen.

Während dieser Vorgänge in Deutschland blieb das gute Verhältnis zwischen Kaiser und Papst ungestört. So unlieb dem römischen Stuhle auch die Konstitutionen des sizilischen Königreiches waren, die statt allgemein verbindlicher Bestimmungen, nur für ein abgeschlossenes Gebiet geltende Gesetze enthielten, und so wenig die Verbindung Deutschlands und Italiens der päpstlichen Politik entsprach, so legte doch Gregor IX. dem Kaiser keine Schwierigkeit in den Weg. Als aber Friedrich Anstalten traf, die kaiserlichen Hoheitsrechte über die lombardischen Städte, wie sie einst im Konstanzer Frieden festgesetzt worden, die aber längst außer Übung gekommen waren, wieder zur Geltung zu bringen und den durch die Selbständigkeit der städtischen Gemeinwesen des Po-Landes unterbrochenen Reichsverband herzustellen; als er die über die Herrscherpläne des Hohenstaufers besorgten Guelfenstädte nötigen wollte, den Lombardenbund, den sie nach der Weise der Väter mit Landesherren, Bundeskassen und Bundesbeamten geschlossen, aufzulösen: da zerriß das künstliche Band, und das Papsttum machte gemeinschaftliche Sache mit dem Bürgertum der Städte und segnete die Waffen, welche den hohenstaufischen Herrscher abhalten sollten, Italien als „sein Erbe zu betrachten und eine kaiserliche Weltherrschaft von der Ostsee bis über den Faro hinaus aufzurichten". Bald entbrannte ein heftiger Partei- und Prinzipienkrieg zwischen den Anhängern der kaiserlichen Reichshoheit, Ghibellinen, und den Verfechtern republikanischer Selbstherrschaft und nationaler Unabhängigkeit der Einzelstaaten unter dem Ehrenvorsitze des Papstes, Guelfen. Aber der Bund der Kirche mit der republikanischen Städtefreiheit siegte über die monarchisch-feudale Herrschergewalt des Kaisertums. Unterstützt von dem furchtbaren Tyrannen Ezzelino di Romano, der allmählich den ganzen Nordosten von Italien unter seine Botmäßigkeit zwang und mit unmenschlicher Grausamkeit und Heimtücke in seinen Krallen hielt, gelang es zwar dem Kaiser, dem vereinigten Heere der Lombarden bei Cortenuovo am Oglio eine solche Niederlage beizubringen, daß sich alle Städte bis auf Mailand, Bologna und wenige andere unterwarfen; der erste Beamte (Podesta) der lombardischen Hauptstadt wurde, an das erbeutete Carrocio gebunden, zum schmachvollen Tode geführt. Als jedoch der Kaiser seinen Sieg mit allzugroßer Strenge verfolgte, von den Mailändern Ergebung auf Gnade und Ungnade verlangte, das angebotene Schiedsgericht und Mittleramt des Papstes verwarf, seinem natürlichen Sohne, dem tapfern, schönen Enzio (Heinz) die von dem apostolischen Stuhle beanspruchte Insel Sardinien als Königreich verlieh, Neapel und Sizilien mit schweren Abgaben und Kriegssteuern drückte: da erneuerte der greise Gregor, ermutigt durch Unfälle des kaiserlichen Heeres vor Brescia, am Palmsonntag*) über den Kaiser den Bannfluch, übergab seinen Leib dem Teufel, damit seine Seele errettet werde, sprach alle Unterthanen des Kaisers von ihrem Eide los, drohte allen Geistlichen, die in seiner Gegenwart Gottesdienst hielten oder in Verbindung mit ihm blieben, mit Absetzung und sprach über jeden Ort, wo er sich aufhalten würde, den Bann aus. Der Papst schloß sich nun offen den Lombarden an

*) An demselben Tage starb Hermann von Salza, welcher stets alles aufgeboten hatte, um den Ausbruch des Streites zwischen den beiden Häuptern der Christenheit zu verhüten.

und suchte dem hohenstaufischen Herrscher, den er des Unglaubens und der Religionsverachtung beschuldigte, allenthalben Haß und Feindschaft zu bereiten.

Als der Kaiser erfuhr, was geschehen war, wies er die Beschuldigungen kräftig zurück und richtete ein Sendschreiben an die christlichen Fürsten: „Ihr Könige und Fürsten des Erdkreises, bedauert nicht bloß uns, sondern auch die Kirche, denn ihr Haupt ist schwach und ihr Fürst gleichsam ein brüllender Löwe, in ihrer Mitte sitzt ein ungetreuer Mann, ein besudelter Priester, ein wahnwitziger Prophet. Uns geht freilich solch Unheil am nächsten an, und wir fühlen am härtesten die Folgen päpstlicher Unthaten: aber unsere Schmach ist zuletzt auch die eurige, und eure Unterjochung erscheint leicht, sobald der römische Kaiser bezwungen ist.“ Von dem Urteile Gregors appellierte Friedrich an ein allgemeines Konzil. Nun trat der Papst mit den früher nur angedeuteten Beschuldigungen offen heraus. In einem Schreiben verglich er den Kaiser mit dem Tiere in der Offenbarung Johannis, das aus dem Meere aufsteige, voll Namen der Lästerung, gleich einem Pardel, mit den Füßen eines Bären und dem Rachen eines Löwen; es öffne seinen Mund zur Schmähung des göttlichen Namens und richte giftige Pfeile wider das Zelt des Himmels und die dort wohnenden Heiligen. (Offb., Cap. 13.) In den schwärzesten Farben schildert er den Unglauben des Kaisers und sagte, dieser König der Pestilenz habe behauptet, die ganze Welt sei durch drei Betrüger, Moses, Mohamed, Christus, getäuscht worden, von denen zwei in Ehren gestorben wären, der dritte aber am Holze hangend (daraus hat man späterhin die Behauptung gemacht, Friedrich habe ein Buch de tribus impostoribus geschrieben; auch ist eine solche Schrift wirklich geschmiedet worden); man dürfe nichts glauben, was nicht aus Gründen der Vernunft erkannt und aus Kräften der Natur erklärt werden könne. Diesen Anklagen des Papstes gegenüber antwortete Friedrich in ebenso heftigem Tone. Er nannte

den Papst einen auf dem Stuhle der verkehrten Lehre sitzenden, mit dem Öle der Schelmerei gesalbten Pharisäer, der bloß dem Namen nach Papst sei, er verglich ihn mit dem Tiere, das Offb. Joh. 6, 4 genannt wird, bezeichnete ihn als den großen Drachen, der die Welt verführt habe, den Antichrist, den zweiten Bileam. Ausführlich entwickelte er seine Rechtgläubigkeit, indem er das apostolische Glaubensbekenntnis als den Inhalt seines Glaubens angibt, und gab dem Papste den Vorwurf der Ketzerei zurück.

So hatte dieser dritte Kampf zwischen Kaiser und Papst eine Form angenommen, die gegenüber den Kämpfen Heinrichs IV. und Gregors VII., Friedrichs I. und Alexanders III. einen trostlosen Eindruck macht. Es war ein Kampf geworden auf Leben und Tod. Der Papst machte nicht bloß von seinen geistlichen Waffen Gebrauch, er bot auch weltliche Mittel auf gegen seine Gegner. Überall forderte er Geld für den Krieg mit dem Kaiser. Er forderte die deutschen Fürsten auf, sich einen neuen Kaiser zu wählen; aber diese antworteten ihm, es stehe ihm gar nicht zu, eine Kaiserwahl anzuordnen. Er schrieb Ludwig IX., dem Heiligen, von Frankreich, er habe den Kaiser wegen seiner allbekannten Verbrechen abgesetzt und Ludwigs Bruder, den Grafen von Artois, zu seinem Nachfolger bestimmt; er bekam aber zur Antwort: nicht dem Papste, sondern nur einer allgemeinen Kirchenversammlung könne es zustehen, einen so mächtigen Fürsten, dem keiner in der Christenheit auch nur gleichstehe, abzusetzen. Friedrich habe sich dem Könige immer als einen guten Nachbar gezeigt und durch seine Kämpfe gegen die Ungläubigen mehr Christentum bewiesen als der Papst. Der Kaiser hinderte die Bekanntmachung der päpstlichen Bullen in seinem Staate, er setzte es durch, daß der päpstliche Bann nicht beachtet und zu Pisa in seiner Gegenwart Messe gelesen wurde. Die Geistlichen und Mönche, welche keinen Gottesdienst halten wollten, wurden aus seinen Staaten entfernt. Auch seine Waffen waren

glücklich. Enzio eroberte die Mark Ancona, Friedrich selbst drang in den Kirchenstaat vor.

Jetzt griff Gregor wieder zu geistlichen Waffen. Da Friedrich selbst wiederholt auf eine allgemeine Kirchenversammlung sich berufen, so entbot der Papst zu Ostern 1241 eine solche nach Rom. Weil aber Friedrich erkannte, daß der Papst sich der Kirchenfürsten nur als Werkzeuge gegen ihn bedienen wolle, so erklärte er diese ohne seine Zustimmung berufene Versammlung als eine unberechtigte und bemühte sich, die Prälaten an der Reise nach Rom zu verhindern. Durch seinen Sohn Enzio besiegte er die genuesische Flotte, welche eine große Anzahl Geistliche nach Rom geleiten wollte, bei Meloria nahm er mehr als 100 Prälaten gefangen und brachte sie auf feste Burgen in Unteritalien. Er selbst fiel in den Kirchenstaat ein, eroberte den größten Teil desselben, nahm selbst die Verwandten des Papstes gefangen und hielt diesen in Rom eingeschlossen. Trotzdem blieb Gregor ungebeugt und verlangte vom Kaiser unbedingte Unterwerfung. Doch die Körperkraft des eisernen Kirchenfürsten war nicht gleich der geistigen. Da er gegen seine Gewohnheit gezwungen war, während der glühenden Sommerhitze in Rom zu bleiben, so erlag er bald den Einflüssen des Klimas. Die aufgeregte Seelenstimmung mochte denselben nicht wenig zu Hilfe gekommen sein. Er starb am 21. August 1241 fast 100 Jahre alt. Wenn die Zwecke des unerbittlichen Mannes auch fast alle mißlungen schienen, so war er doch in der Überzeugung gestorben, daß sein Kampf, so mutig und auf so felsenfestem Boden geführt, zuletzt zum Vorteile der Kirche enden werde. Mit solcher Leidenschaftlichkeit war der Streit zwischen Kaiser und Papst geführt worden, daß beide darüber die ungeheure Gefahr gar nicht beachteten, von welcher gerade damals Deutschland, ja ganz Europa durch die Mongolen bedroht wurde. Dieser Volksstamm, dessen Heimat die fast 300 Meilen lange und 150 Meilen breite Hochebene im

Süden von Sibirien ist, ein Reitervolk, an Häßlichkeit und Wildheit den Hunnen gleich, war von einem gewaltigen Herrschertalente mit Namen Dschingis-Khan gegen die benachbarten Völker Asiens geführt worden. Wie ein aus seinen Ufern getretener Strom überschwemmten und verheerten die furchtbaren Feinde Asien, drangen durch Rußland gegen Deutschland vor und erschienen im Jahre 1241 in Schlesien. Weder Kaiser noch Papst boten Hilfe gegen die unmenschlichen Heiden. Nur Herzog Heinrich von Schlesien stellte sich mit vielen deutschen Rittern unweit Walstatt denselben entgegen. Blutig war die Schlacht; die Deutschen, an Zahl zu gering, wurden besiegt, Herzog Heinrich fiel. Doch zogen die Mongolen nicht weiter; sie hatten die Tapferkeit der Gegner kennen gelernt, auch schreckte sie die Menge der festen Burgen. Nachdem sie mit den abgeschnittenen Ohren der Erschlagenen mehrere Säcke zum Zeichen ihres Sieges angefüllt hatten, kehrten sie über Ungarn nach Asien zurück.

Nach dem Tode Gregors IX. blieb der apostolische Stuhl gegen zwei Jahre durch die Schuld der Kardinäle unbesetzt. Friedrich forderte von denselben mit der größten Entschiedenheit die Beschleunigung der Wahl; er erließ ein drohendes Schreiben an die Papstwähler. Er nannte sie in demselben Kinder Belials, Schafe der Zerstreuung, Tiere ohne Haupt. „Jeder glaubt," schrieb er, „daß nicht Jesus Christus, der Erlöser, der Friedensbringer, zu euch aus dem Himmel herniedersteigt, sondern daß der Satan in eurer Mitte sitzt, dieser Vater der Lüge und Zwietracht, welcher euch dahin bringt, daß ihr weder an euer Heil, noch an das Heil der Welt denkt, und nicht nach dem Himmlischen hinauf seht, sondern wie die Schlange mit gebücktem Haupte nur nach dem Irdischen trachtet." Auch Ludwig IX. von Frankreich machte ihnen die heftigsten Vorwürfe über ihren Eigennutz und ihre Uneinigkeit. Da wählten sie endlich zu Anagni am 24. Juni 1243 den Kardinal Sinibald Fiesco, Grafen von

Lavagna aus Genua zum Papste, einen der ausgezeichnetsten Kenner des Rechtes und einen Freund und Gönner der Gelehrten. Er hatte bis dahin zu dem Kaiser in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden; was er aber als Papst für eine Richtung einzuschlagen gedenke, bezeichnete er gleich dadurch, daß er sich Innocenz IV. nannte, worin deutlich genug lag, daß er Innocenz dem Dritten ähnlich zu werden trachte. Der Kaiser durchschaute dies von Anfang an. „Ich fürchte," sagte er, „daß ich einen Freund unter den Kardinälen verloren habe und einen feindlichen Papst wieder finde. Kein Papst kann ein Ghibelline sein!" Doch that er alles, um mit dem neuen Papste Frieden zu halten. Er leitete einen Vergleich mit demselben ein, worin er versprach, der Kirche und ihren Anhängern alles zurückzugeben, was sie zur Zeit des über ihn ausgesprochenen Bannes besessen hätten, und allen Schaden zu ersetzen, sich wegen der Verachtung des Bannes Kirchenstrafen zu unterziehen und den Papst als Oberhaupt aller christlichen Könige und Fürsten in geistlichen Dingen anzuerkennen. Dafür sollte er vom Banne losgesprochen werden und im Besitze aller seiner Ehren, Rechte und Länder bleiben. Als aber zur Vollziehung des Vergleiches geschritten werden sollte, traute keiner dem andern. Friedrich verlangte vor allem Aufhebung des Bannes; Innocenz aber fürchtete, dann werde der Kaiser die Friedensbedingungen nicht erfüllen, und er beschloß deshalb, sich ganz aus der Sache zu ziehen. Während die Verhandlungen noch fortdauerten, floh er verkleidet bei Nacht nach Civita Vecchia. Dort erwartete ihn eine genuesische Flotte, die ihn nach Genua brachte und ihn von da nach der fast unabhängigen Stadt Lyon führte. Als Friedrich zu Pisa die Nachricht von der Flucht des Papstes erhielt, rief er erschreckt aus: „Der Gottlose ist entronnen, und niemand verfolgt ihn!" „Wenn ich sonst mit dem Papste Schach spielte," sagte er, „machte ich ihn gewöhnlich matt oder gewann ihm doch einen

Turm ab; jetzt aber haben die Genueser ihre Hände aufs Schachbrett gelegt und machen, daß ich das Spiel verliere." Am 2. Dezember 1244 kam Innocenz in Lyon an, und schon am 30. Januar 1245 erließ er Einladungen an alle Könige, Fürsten und Prälaten auf das nächste Johannisfest zu einer Versammlung, wo über die Lage des heiligen Landes, die Mongolen und den Streit mit dem Kaiser entschieden werden sollte; auch Friedrich wurde aufgefordert, sich persönlich oder durch Abgeordnete daselbst zu verteidigen. Schon jetzt aber erneuerte Innocenz gegen den Kaiser den Bann. Wie dieser Schritt aufgenommen wurde, davon wird ein merkwürdiges Beispiel erzählt. An alle Priester war der Befehl ergangen, den Bann öffentlich bekannt zu machen. Ein Priester in Paris erklärte, indem er dem erhaltenen Befehle Folge leistete, er habe den Auftrag empfangen, mit brennenden Kerzen und Glockengeläute den Bann über den Kaiser Friedrich anzukündigen. Er kenne den heftigen Streit und den unauslöschlichen Haß zwischen jenem und dem Papste; was aber die Ursache sei, wisse er nicht. Er wisse auch, daß einer von beiden dem andern Unrecht thue, aber wer, das sei ihm nicht bekannt. Über den also, wer es auch sei, welcher dem andern Unrecht thue, spreche er den Bann aus, und denjenigen, der das Unrecht erleide, das für die ganze Christenheit so verderblich sei, spreche er frei. Solche Stimmen waren keineswegs vereinzelt; aber Innocenz ließ sich dadurch nicht irre machen.

Zu der Kirchenversammlung in Lyon fanden sich die Patriarchen von Konstantinopel, Antiochia und Aquileja ein, die Gesandten der meisten weltlichen Mächte und einhundert und vierzig Erzbischöfe und Bischöfe; auch eine kaiserliche Gesandtschaft war erschienen, an ihrer Spitze Thaddäus von Suessa, der Großrichter von Sizilien, ein Mann von großer Beredsamkeit, scharfem Verstande und festem Willen, und wegen seiner Gerechtigkeit so hoch geschätzt, daß selbst seine Feinde

ihm freiwillig die Untersuchung und Schlichtung ihrer Streitigkeiten übertrugen. Am Tage nach Johannis wurde die Versammlung in der Kirche des heiligen Johannes feierlich eröffnet. Thaddäus von Suessa bot im Namen des Kaisers, dessen Vollmacht er vorzeigte, Frieden und Freundschaft, Befreiung des heiligen Landes, Hilfe gegen die Mongolen, Zurückgabe der kirchlichen Besitzungen und Genugthuung für etwanige Beleidigungen. Als Bürgen für die Erfüllung dieser Versprechungen schlug er die Könige von Frankreich und England vor. Diese Bürgen wollte jedoch der Papst nicht annehmen, und in der vier Tage darauf gehaltenen Sitzung des Konziles trat er nach beendigtem Gottesdienste auf, begann bitterlich zu weinen und sprach: „O ihr, die ihr vorübergehet, gebet acht und sehet, ob ein Schmerz gleich sei dem meinigen! Wie Christus mit fünf Wunden durchbohrt wurde, so bin ich von fünffachem Schmerze ergriffen: erstens, daß die Mongolen mit unmenschlicher Grausamkeit christliche Länder verwüsten, zweitens, daß die Griechen den Schoß der Mutterkirche verschmähen, drittens, daß die Ketzer, besonders in den lombardischen Städten überhand nehmen, viertens, daß die gottlosen Herden der Chowaresmier die heiligen Stätten besitzen, und fünftens endlich, daß der Kaiser, das Haupt aller weltlichen Macht und der angebliche Beschützer der Kirche, ihr heftigster Widersacher und ein offenbarer Feind aller Diener Christi geworden ist.“ Er nannte Friedrich einen Meineidigen, einen Friedensbrecher, einen Kirchenräuber, einen Heiligtumsschänder, einen Ketzer, einen heimlichen Mohamedaner, der mit dem Sultan von Ägypten ein Bündnis geschlossen, mohamedanische Städte gegründet, Sarazenen in sein Heer aufgenommen habe, mohamedanische Sitten und Gebräuche liebe und mit Mohamedanern in vertrautem Umgange stehe. Würdevoll und mit entschlossener Festigkeit trat Thaddäus von Suessa nach beendigter Rede des Papstes auf. Mit Entschiedenheit wies er die seinem Herrn gemachten schweren Beschuldigungen zurück,

ja, er ließ es nicht fehlen an satyrischen Anspielungen auf den römischen Hof, wie er unter anderm äußerte, wenigstens das spreche zum Vorteile des Kaisers, daß er in seinem Reiche keinen Wucherer dulde, während der römische Hof an diesem Übel sehr arg leide, und daß er die ketzerischen Lombarden nicht beschütze, wie es zum allgemeinen Anstoße der Papst thue. Er forderte endlich eine genügende Frist, damit der Kaiser ihn über alle diese Vorwürfe mit Vollmacht und Anweisung versehen oder selbst zu seiner Rechtfertigung auf dem Konzile erscheinen könne. Wirklich bewilligte Innocenz zum Scheine eine Frist, aber nur von zwölf Tagen, die kaum hinreichten, um dem Kaiser Bericht zu erstatten und seine Antwort einzuholen. Friedrich hielt es unter seiner Würde, vor einem Konzile zu erscheinen, das der Papst aus offenbarer Feindschaft gegen ihn zusammenberufen habe, er schickte aber den Bischof von Freisingen, den Großmeister des Deutschen Ordens und seinen Kanzler Petrus de Vineis mit Vollmacht als Gesandte ab. Ehe diese jedoch eintrafen, hielt Innocenz, der indessen fast alle Prälaten auf seine Seite gebracht hatte, nach Ablauf der bewilligten Frist am 17. Juli 1245 die dritte Sitzung, ohne auf die Bitte des Thaddäus von Suessa um Verlängerung des Termines wenigstens auf drei Tage Rücksicht zu nehmen. Da rief Thaddäus laut: „Ich appelliere von dieser Kirchenversammlung, auf der so viele Prälaten und weltliche Abgeordnete fehlen, an eine allgemeinere, unparteiische Versammlung, von diesem, meinem Herrn feindlich gesinnten Papste an den künftigen, milder und christlicher gesinnten Papst.“ Innocenz aber zählte alle die bekannten Klagepunkte gegen den Kaiser auf und fuhr dann fort: „Um dieser und vieler anderen verabscheuungs- und fluchwürdigen Frevel und Missethaten willen haben wir nach sorgfältiger Beratung mit den Kardinälen und der heiligen Kirchenversammlung und vermöge der uns von Christo unserm Herrn erteilten Macht jenen Fürsten, der sich des Kaisertumes und

der Königreiche, der sich aller Würden und Ehren unwert gezeigt hat, der seiner Gottlosigkeit und seiner Verbrechen wegen von Gott verworfen ist, aller seiner Ehre beraubt und entsetzt, entbinden alle des ihm geleisteten Eides der Treue und gebieten, daß künftig niemand mehr ihm als König oder Kaiser gehorche. Wer ihm noch irgendwie gehorcht oder mit Rat und That beisteht, ist dadurch in den Kirchenbann verfallen. In Deutschland mögen die dazu berechtigten Fürsten einen neuen König wählen; über das sizilische Reich werden wir mit dem Rate unserer Brüder, der Kardinäle, das Nötige bestimmen." Die meisten der Anwesenden wurden bei diesen Worten von Schrecken ergriffen; die kaiserlichen Gesandten schlugen sich voll Schmerz vor Haupt und Brust, und Thaddäus rief laut: „Dies ist der Tag des Zornes, des Unheiles und des Verderbens! Nun werden die Ketzer sich freuen, die Chowaresmier herrschen und die Mongolen hereinbrechen." Der Papst aber fuhr fort: „Ich habe das Meinige gethan; das Weitere möge Gott nach seinem Willen lenken!" Darauf stimmte er das Tedeum („Herr Gott, dich loben wir") an; die ihm Gleichgesinnten stimmten ein, und nach Beendigung des Gesanges senkten er und die Prälaten ihre brennenden Fackeln zur Erde, bis sie erloschen; wie diese, sollte auch des Kaisers Glanz und Glück auf Erden erlöschen.

Der Kaiser wurde von Zorn ergriffen, als man ihm die Nachricht von seiner Absetzung überbrachte. „Mich hat der Papst und seine Versammlung abgesetzt?" rief er aus. „Bringt mir meine Kronen her, damit ich sehe, ob ich sie wirklich verloren habe." Und als man sie ihm brachte, setzte er sich eine derselben aufs Haupt und rief laut: „Noch halte ich sie, und kein Papst, kein Konzil soll sie ohne blutigen Kampf mir rauben." Er erließ ein Schreiben an alle Fürsten, worin er sich in der stärksten Weise gegen das Verfahren des Papstes aussprach und sie aufforderte, sich mit ihm zu vereinigen, um den Geistlichen die Fülle der irdischen Güter,

welche ihnen selbst und der Kirche zum Verderben gereiche, zu entreißen. Der Papst blieb die Antwort nicht schuldig und bot alles auf, um seine Aussprüche in Vollziehung zu setzen. Eine von ihm angestiftete Verschwörung apulischer Barone zur Ermordung des Kaisers wurde noch glücklich zur rechten Zeit entdeckt und überwältigt, und die Schuldigen traf die verdiente Strafe. In Deutschland fanden die Aufreizungen des Papstes bei den weltlichen Fürsten keinen Eingang; dagegen wählte endlich eine Anzahl geistlicher Fürsten den Landgrafen Heinrich von Thüringen mit dem Beinamen Raspe (d. h. der Rauhe) zum Kaiser. Dieser ließ sich auch bewegen, „zur Ehre Gottes und der Kirche, wie auch der christlichen Religion zum Besten", die zweifelhafte Würde anzunehmen und wurde im Jahre 1246 zu Aachen gekrönt. Aber die weltlichen Fürsten erkannten ihn nicht an; sie nannten ihn zum Spott den „Pfaffenkönig". Desto eifriger unterstützte ihn Innocenz. Er sandte ihm zur Bestechung der weltlichen Fürsten und zur Ausrüstung eines Heeres große Geldsummen, die er durch seine Legaten in Spanien, Frankreich und England hatte erpressen lassen, ließ das Kreuz gegen Friedrich predigen und versprach allen, die gegen denselben kämpfen würden, vollkommenen Ablaß für ihre Sünden. So brachte Heinrich ein bedeutendes Heer zusammen, und durch den Verrat zweier schwäbischen Grafen gelang es ihm, den König Konrad, der ihm am 24. Juli bei Frankfurt am Main entgegentrat, völlig in die Flucht zu schlagen. Bald sammelte jedoch Konrad neue Streitkräfte, und besonders fand er treue Verbündete an den Städten. Vergebens belagerte Heinrich längere Zeit Reutlingen und Ulm. Bei der letzteren Stadt wurde er von Konrad gänzlich geschlagen, und verwundet, zog er sich auf die Wartburg zurück, wo er bereits am 17. Februar 1247 machtlos und ohne Nachkommen starb.

Inzwischen hatten die Dinge in Italien eine für Fried-

rich durchaus unglückliche Wendung genommen. Vor den Mauern des von ihm erbauten Vittoria wurde sein Heer vollständig besiegt. Die kaiserliche Stirnbinde, das Reichssiegel, das Szepter und die goldene, mit Edelsteinen besetzte und mit herrlichen getriebenen, halberhabenen Kunstarbeiten geschmückte Krone fiel in die Hände der Sieger. Auch der edle Thaddäus von Suessa geriet, schwer verwundet, in die Gewalt der Feinde und wurde von ihnen in Stücke gehauen.

Friedrichs Schmerz war unermeßlich; eben so groß aber war die Freude des Papstes, der die Lombarden zu erneuter Thätigkeit trieb und durch die Bettelmönche Apulien und Sizilien aufwiegelte. Noch tieferer Schmerz war dem Kaiser vorbehalten. Die Bologneser bedrängten das ihm verbündete Modena. Enzio eilte den Modenesern zu Hilfe, und in der Nähe der Stadt kam es im Mai 1249 zu einer Schlacht bei Fossalta. Enzios Pferd wurde getötet; er stürzte zu Boden; die Modeneser ergriffen die Flucht, und Enzio selbst wurde von den Bolognesern gefangen genommen. Der Rat von Bologna faßte den Beschluß, daß der herrliche, erst vierundzwanzigjährige Jüngling bis an seinen Tod im Gefängnisse bleiben sollte, und wirklich behielten ihn die Bologneser, alle Anerbietungen des tief bekümmerten Vaters verschmähend, bis an sein Ende zweiundzwanzig Jahre lang in Gewahrsam.

Eben so schmerzlich mußte den Kaiser ein anderes Ereignis treffen. Er hatte seinem Kanzler Peter de Vineis, den er vom niedrigsten Stande zu den höchsten Ehren erhoben, das unbegrenzteste Vertrauen geschenkt. Schon seit längerer Zeit aber war die Treue desselben verdächtig geworden. Der Kaiser erkrankte, und Peters geschickter Arzt bereitete ihm eine Arznei. Der Kaiser, argwöhnisch geworden, forderte den Arzt auf, zuerst die eine Hälfte zu trinken; der aber that, als stolpere er, fiel nieder und verschüttete den Trank. Der übrig gebliebene geringe Rest war noch hinreichend, Verbrecher zu töten, denen man ihn zu trinken gab. So war der Verrat klar geworden, und der Kaiser, der bisher im herbsten Mißgeschicke unerschüttert geblieben war, brach in Thränen aus und rief, die Hände ringend: „Wehe mir! Wenn die Nächsten gegen mich wüten, wem darf ich dann noch trauen? Wie kann ich irgendwo sicher, wie jemals wieder froh sein?“ Ob und wie viel Peter an jenem Vergiftungsversuche schuld hatte, wird schwerlich je auszumitteln sein; jedesfalls hatte er sich sonst manches zu schulden kommen lassen. Er wurde verhaftet und tötete sich wahrscheinlich selbst im Gefängnisse.

Solche Leiden erschütterten die ohnehin durch Alter, Anstrengung und Unglück angegriffene Gesundheit des Kaisers völlig; er verfiel in eine Krankheit, die ihn längere Zeit zur Unthätigkeit nötigte. Kaum aber war er wieder hergestellt, so ermannte er sich noch einmal zur Fortsetzung des Kampfes. Noch hatte er im Kirchenstaate und in Toscana die Oberhand; noch war er im Besitze seiner blühenden sizilischen Erbstaaten; noch war ihm in der Lombardei Cremona treu, und statt des abgefallenen Parma trat Piacenza auf seine Seite. Auch fing man in Lyon an, des Papstes überdrüssig zu werden; die Könige von Frankreich und England, bei denen er deshalb seinen Aufenthalt zu nehmen wünschte, verbaten sich seinen Besuch, und vielleicht würde der Kaiser jetzt doch noch im Kampfe mit Innocenz obgesiegt haben, wenn nicht ihn selbst ein Unbesiegbarer überwältigt hätte, der Tod.

Am 29. November 1250 erkrankte er in Firenzuola. Als sein Zustand sich verschlimmerte, machte er am 7. Dezember sein Testament, beichtete seine Sünden, wurde von dem Erzbischofe von Palermo wieder in die christliche Gemeinschaft aufgenommen und nach Empfang des Abendmahles vom Banne losgesprochen. Wenige Tage darauf, am 13. Dezember, verschied er in den Armen seines jüngsten und geliebtesten Sohnes, Manfred, noch nicht sechsundfünfzig Jahre alt. Der Leichnam wurde nach Montreal in Sizilien gebracht

und in Palermo bestattet. Sechs Scharen Reiter, die sarazenische Leibwache, die Edlen und Beamten aller Gegenden und eine große Volksmenge folgten dem Zuge. Man setzte ihm eine doppelte Grabschrift. Die eine lautete:

Wenn ein erhab'nes Gemüt, der Güter und Tugend Fülle,
Ruhm und Glanz des Geschlechtes die Macht des Todes bezwängen,
Friedrich schlummerte nicht in dem Grab hier, das ihn umschließet.

Die andere ist:

Stolze Paläste, was sind sie? was irdische Hoheit und Würde?
Hat vor dem Tode mich doch keines zu schützen vermocht.

Selbst im Grabe gönnte man dem Kaiser keine Ruhe; denn als man 1783 die königlichen Gräber in Palermo öffnete, fand man in Friedrichs Sarge seinen Leichnam noch wohl erhalten und im kaiserlichen Gewande, aber außer demselben in dem nämlichen Sarge noch zwei andere Leichname, von denen man den einen für Peter III. von Aragonien hielt, während der andere ganz unbekannt blieb. So endete ein Mann, der unstreitig den größten Helden der Weltgeschichte beizuzählen ist. Keinen Fürsten hat das Mittelalter aufzuweisen, dessen Leben reicher gewesen wäre an Wechsel aller Schicksale, reicher an großartigen Bestrebungen, als das seinige. Zu keiner Zeit wurde die Idee des Kaisertumes, zu keiner Zeit die Idee von der durch das Papsttum vermittelten Macht des Christentumes großartiger aufgefaßt, als von Friedrich und seinen Gegnern. Auf beiden Seiten nahm man die Aufgabe der kämpfenden Parteien gleich klar und scharf ins Auge; auf beiden Seiten wurde der Kampf mit Aufbietung aller Kraft geführt, und war es auch Friedrich nicht beschieden, das Ende desselben zu schauen und das Ziel desselben zu erreichen, stand seine mächtige, eine immer

erneute Teilnahme und einen fesselnden Reiz ausübende Gestalt nur einsam unter den Zeitgenossen, fast wie ein Anachronismus da, und gelangte auch durch den Kampf der höchsten weltlichen Gewalt mit der Spitze der geistlichen die päpstliche Macht auf ihren Gipfelpunkt, so wurde doch gleichzeitig durch denselben das Eintreten einer neuen Zeit vorbereitet.

Betrachtungen über die Kreuzzüge.*)

Wenn auch die Kreuzzüge nicht als Unternehmungen erscheinen können, die allein oder auch nur wesentlich von der deutschen Nation ausgegangen wären, so haben dieselben doch, wie namentlich aus der Geschichte Friedrichs II. ersichtlich ist, so tief in das Leben unseres Volkes eingegriffen, haben für die staatliche und kirchliche Entwickelung eine so große Bedeutung gehabt, daß es sich wohl der Mühe lohnt, nicht bloß gelegentlich derselben Erwähnung zu thun, sondern sie einer genauern Betrachtung zu unterziehen.

Bedeutsam schon sind diese Züge deshalb, weil in ihnen der Geist des Mittelalters gleichsam seinen Höhepunkt erreicht. Was diese Zeit überhaupt im guten wie im schlimmen Sinne auszeichnet, erscheint im Zeitalter der Kreuzzüge am vollkommensten ausgeprägt. Die Macht der Phantasie — der vorzugsweise charakteristische Zug des Mittelalters —, der allwaltende Einfluß der Kirche, die Glaubensinnigkeit und Opferwilligkeit auf der einen, die Zügellosigkeit und Ungebundenheit auf der andern Seite, das Streben nach dem Idealen und daneben der grelle Kontrast der Wirklichkeit — mit Einem Worte: Licht- und Schattenseiten des Mittelalters traten niemals greller hervor, als in dem Jahrhunderte der Kreuzfahrten.

*) Nach Kampschulte.

Aber nicht bloß der Charakter, auch der Entwickelungsgang des Mittelalters oder vielmehr sein allmählicher Verfall spiegelt sich in diesen Unternehmungen ab. Mehr als irgend ein anderes Ereignis veranschaulichen uns die Kreuzzüge in ihrem Verlaufe das allmähliche Hinsterben der mittelalterlichen Form, die allmähliche Abnahme des Einflusses der Kirche und das Aufkommen einer neuen, weltlichen Denkweise, die, von Generation zu Generation zunehmend, schon früh sich der Kreuzzüge bemächtigt, nach und nach ihren kirchlichen Charakter verwischt und sie zuletzt gradezu in weltliche Unternehmungen umgewandelt hat. Diese Verweltlichung äußert sich nach zwei Seiten: als eine Verweltlichung der Form, sodann der Idee der Kreuzzüge. Sie beginnt mit dem Äußern, bei der Form, d. i. bei der äußern Leitung und Organisierung. Nachdem hier der weltliche Geist gesiegt und die Begeisterung der Kreuzfahrer in den Rahmen einer weltlichen Gesetzgebung eingezwängt ist, ergreift die Verweltlichung auch die Idee der Kreuzzüge selbst, indem sie dieselben unvermerkt von ihrem ursprünglichen Ziele ableitet und die dem heiligen Kampfe gewidmeten Waffen weltlichen Zwecken dienstbar macht.

Der **erste** Kreuzzug erscheint nach allen Seiten hin als eine rein kirchliche oder geistliche Unternehmung; auf dem Boden der Kirche erwachsen, von dem Geiste der Kirche getragen, wird er von ihr geleitet. Der Staat hat keinen Anteil daran. Wie von einer göttlichen Inspiration ergriffen, erhebt sich die Masse der Gläubigen, nicht bloß ohne Zuthun der weltlichen Gewalt, sondern an manchen Orten sogar in Widerspruch mit derselben. Die gleichzeitigen Berichterstatter selbst erzählen staunend von der gewaltigen Bewegung, die plötzlich, ohne menschliche Einwirkung, das ganze Abendland ergriffen. Sie betrachten dieselbe als ein Wunder, als eine unmittelbare That Gottes selbst, als eine Erfüllung biblischer Verheißungen. „Als die Zeit erfüllet war," beginnt der

Verfasser der „Gestà Francorum" seinen Bericht, „welche Christus seinen Jüngern zeigte alle Tage und besonders im Evangelium, sprechend: »wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich«, da geschah eine gewaltige Bewegung durch ganz Gallien: wer dem Herrn mit reinem Herzen folgen und sein Kreuz in Treue tragen wolle, der solle nicht zögern, schleunigst den Weg des Herrn zu wandeln. Und es zog alsbald der apostolische Vater über die Alpen mit seinen Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten und Priestern und begann weise zu lehren und zu predigen." „Seit der Erschaffung der Welt," sagte der Mönch Robert, „seit dem Mysterium des Kreuzes geschah nichts, diesem Zuge zu vergleichen, der ein Werk Gottes, nicht der Menschen war." Es zeigt sich bei der ganzen Bewegung nichts von dem Charakter einer weltlichen Kriegführung. Der Kreuzfahrer betrachtet sich als unmittelbar im Dienste Gottes stehend, als „miles Christi". Allgemeine, auf alle sich erstreckende Verordnungen und Verhaltungsregeln gehen allein von der Kirche aus und lassen der Freiheit und dem Enthusiasmus des einzelnen einen weiten Spielraum. Es ist eine freie Erhebung der von einer religiösen Idee hingerissenen Masse, eine freie Volksbewegung, wenn jemals eine stattgefunden hat. Eine feste, durchgreifende Organisation fehlt. Der einzelne sorgt für sich selbst, verkauft Haus und Hof, um die Kosten der Bewaffnung und Heerfahrt aufzubringen, oder er vertraut auf die Hilfe und Gnade Gottes, der seinen Krieger nicht umkommen lassen werde. Sind auch die Worte, die ein Bericht dem Papste Urban in den Mund legt: „Wer des Geldes ermangelt, wird der göttlichen Gnade die Fülle haben", nicht wirklich gesprochen worden, so sind sie doch für die unter dem Volke vielfach herrschende Stimmung charakteristisch. Zeichen und Wunder erhitzten die Phantasie und erhöhten, gern geglaubt, die stürmische Begeisterung der Masse. Viele zogen aus ohne eine Ahnung von der Schwierigkeit und Tragweite

des Unternehmens und glaubten schon in der nächsten Stadt, so wird erzählt, die Stadt des Heilandes zu erblicken. Irdische Überlegung, politische Berechnung waren dieser Stimmung fremd.

Dieser eigentümliche Charakter des ersten Kreuzzuges spricht sich namentlich aus in der völligen Abwesenheit eines militärischen Oberhauptes. Von den gekrönten Fürsten des Abendlandes nahm keiner an dem Zuge teil; von den übrigen weltlichen Großen hatte keiner im Heere eine durchgreifende Autorität, weder Gottfried, noch Raimund, noch Boemund. Es ist die Einstimmigkeit der Begeisterung, der in allen lebende Gedanke des Unternehmens selbst, das kirchliche Band, was dem Heere den Zusammenhang gibt. Wie eine geistliche Brnderschaft, unter Psalmengesang und Gebet, zieht das Heer Gottfrieds durch das südliche Deutschland. Es war kein König dabei, heißt es wohl in den Quellen, Christus selbst war Feldherr. Der Papst aber, und für ihn sein Stellvertreter, nimmt die erste Stelle ein. Der päpstliche Legat genießt die höchste Autorität im Heere, päpstliche Fahnen gehen demselben voraus. Das Heer betrachtet sich selbst gleichsam als eine römisch-päpstliche Miliz. Nach der entscheidenden Niederlage der seldschukkischen Macht vor Antiochien wird vor allem der Papst von dem Geschehenen in Kenntnis gesetzt und eingeladen, selbst die siegreichen Scharen nach Jerusalem zu führen.

Den kirchlich-geistlichen Charakter hat das Heer während des ganzen Zuges bewahrt. Aus der stets wiederholten Losung: Deus lo volt, aus dem in neuen Visionen und Wundern sich äußernden festen Glauben an die unmittelbare göttliche Leitung schöpft es in der bedrängtesten Lage Mut und Zuversicht. Drohen zuweilen bei Fürsten und Rittern weltliche Rücksichten die Oberhand zu gewinnen, so stellt alsbald die Erhebung der religiös erregten Masse den ursprünglichen Charakter der Unternehmung wieder her. Und als endlich

die heilige Stadt selbst gefallen war, da berief die öffentliche Wahl nicht den tüchtigsten und streitbarsten unter den Großen, sondern den frömmsten und edelsten, den geistlich gesinnten Gottfried von Bouillon auf den Thron. Man erblickte in der Wiedergewinnung der heiligen Stadt eben nicht den Preis der eigenen Tapferkeit und Anstrengung, sondern die That Gottes, auf den man jeden gewonnenen Sieg zurückführte, während man die erlittenen Unfälle und Mißgeschicke der eigenen Unwürdigkeit zuschrieb, weil Gott selbst einer so heiligen, lobwürdigen Unternehmung nicht abhold sein, zu ihrem Mißlingen nicht beitragen könne. Es ist ein Umstand, der für die spätere Beurteilung der Kreuzzüge von der größten Wichtigkeit geworden ist, daß auch die gleichzeitigen Berichterstatter auf diesem Standpunkte stehen. Indem dieselben überall das Walten der Vorsehung in Schutz nehmen und die zahlreichen Mißgeschicke und Unglücksfälle, welche die Kreuzfahrer trafen, lediglich ihrer persönlichen Unwürdigkeit zuschreiben, wird diese von ihnen oft übertrieben und mit den dunkelsten Farben ausgemalt.

Einen wesentlich veränderten Charakter zeigt bereits der zweite Kreuzzug, den der französische König Ludwig und der erste Stauferkaiser Konrad unternahmen, an dem auch der junge Friedrich, der nachmalige Barbarossa, sich beteiligte. Zwar ist die durch ihn hervorgerufene Bewegung immer noch eine wahrhaft großartige, der Enthusiasmus ein allgemeiner. Die Fehden und innern Zwistigkeiten, die namentlich Deutschland damals zerrütteten, hören mit einem Male auf, sobald der Abt von Clairvaux, den man den Peter von Amiens dieses Zuges nennen könnte, seine Stimme zu gunsten der hl. Orte erhebt. „Eine plötzliche Ruhe", sagt der deutsche Geschichtsschreiber Otto von Freisingen, der so eben, angesichts der endlosen innern Kriege, das Ende der Welt nahe geglaubt hatte, „trat im ganzen Abendlande ein, so daß niemand mehr einen Krieg zu beginnen wagte, ja, daß sogar

das bloße Tragen von Waffen verbrecherisch schien." — Auch geht der bewegende Impuls noch durchaus von der Kirche aus, und der Papst steht noch formell als Führer an der Spitze des Zuges; der bestellt den Abt Bernard als Kreuzprediger, aber diese Predigt ist schon wesentlich verschieden von der des Jahres 1095. Es fehlt vollständig jene flammende, weltliche Rücksichten hintenansetzende Begeisterung. Der Enthusiasmus Bernards schließt weltliche Umsicht und Überlegung keineswegs aus. Daher hält er auch die Annahme des Kreuzes nicht für jedermanns Sache. Er rät manchem geradezu, daheim zu bleiben, und ermahnt die Mitziehenden vor allem zu kriegerischer Zucht und soldatischem Gehorsam. Auch die Anführung des Zuges ist eine andere wie die des ersten. Von der Mitsendung eines päpstlichen Legaten ist nicht mehr die Rede. An der Spitze desselben stehen weltliche Fürsten, und diese geben dem Zuge ein wesentlich weltliches Gepräge. Die gottbegeisterte, aszetische Stimmung der ersten Kreuzfahrer, der stürmende Drang, der, unbekümmert um die Regeln menschlicher Klugheit, nur das Grab Christi vor Augen hat, wird den Gesetzen einer weltlichen Klugheit unterworfen, die Willkür des einzelnen mehr beschränkt, alles mehr geregelt, sorgfältiger vorbereitet, streng beaufsichtigt, den Absichten der weltlichen Machthaber gemäß geleitet. Der auf kirchlichem Boden entsprungene, kirchlichen Zwecken dienende Zug macht bereits durch Form und Ausführung den Eindruck einer weltlichen Unternehmung.

Einen noch bedeutendern Fortschritt in dieser Richtung zeigt der dritte **große** Kreuzzug, zu dem sich im Jahre 1189 mit Friedrich Barbarossa noch Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England vereinten. Das religiöse Element tritt hier noch mehr zurück, der Einfluß der Kirche erscheint noch mehr geschwächt, die Leitung ist vollständig auf den Staat übergegangen. Alle Anordnungen gehen von der Staatsgewalt aus. Diese besorgt die Aufforderung zum Zuge, — nicht mehr die Kreuzprediger —, sie schreibt, um die nötigen Mittel zu erhalten, eine Kreuzzugsteuer — den sogenannten Saladinszehnten — aus, sie beschränkt die Teilnahme ganz im Gegensatze zum ersten Zuge, bei dem die Kirche Arme wie Reiche aufgerufen hatte. Nachdem die Deutschen ausgezogen sind, läßt der Kaiser für die Dauer des Zuges eine strenge Kriegsordnung verkünden, zu deren Handhabung eine Reihe von Heerbeamten ernannt wird. So teilt die weltliche Gewalt dem Kreuzheere nach allen Seiten hin den Geist einer strengen militärischen Ordnung, eine Zucht und Subordination mit, die der formlosen Begeisterung der ersten Kreuzfahrer keinen Raum mehr läßt.

Freilich wird dieser Vorteil nicht ohne Opfer erreicht. Indem die weltliche Gewalt die Kreuzzugsbewegung ganz unter ihre Leitung nimmt, sie leitet und lenkt, zügelt und beschränkt, verliert diese in demselben Grade an innerlicher Kraft. Der Versuch, die Begeisterung in feste Formen zu bannen, ihr bestimmte Normen vorzuschreiben, ist stets auf Schwierigkeiten gestoßen. Eingezwängt in den Rahmen einer streng militärischen Ordnung, verliert der Enthusiasmus sein ursprüngliches Feuer, der Strom der Begeisterung seine ursprüngliche Breite. Der dritte Kreuzzug ist bereits nicht mehr im eigentlichen Sinne eine Volksbewegung. Aus der freien, geistlichen Volksbewaffnung ist ein weltlicher Herrendienst geworden, in dem militärische Disziplin und Zucht vielfach die alte Begeisterung ersetzen müssen.

Der eingetretenen Veränderung entsprechend, nehmen wir endlich noch eine andere Erscheinung wahr: das Eintreten diplomatischer Unterhandlungen. Diese konnten erst dann aufkommen, als der Enthusiasmus der ersten Zeit verraucht war und politische Einsicht und irdische Berechnung wieder in höherem Grade sich geltend gemacht hatten. Der wogenden Begeisterung und dem ungestümen Verlangen der ersten Kreuzfahrer gegenüber war der Versuch einer diplomatischen Trans-

aktion hoffnungslos. Der dritte Kreuzzug zeigt uns bereits einen förmlich ausgebildeten diplomatischen Verkehr. Er beginnt sogar damit: dem Waffenkampfe geht gleichsam ein Notenwechsel voraus. Ein Botschafter des abendländischen Kaisers geht an Saladin ab, um diesem die Forderungen seines Gebieters zu überbringen. Der Kaiser reklamiert Jerusalem als einen Bestandteil des hl. römischen Reiches; durch Hinweisung auf die zahlreichen streitbaren Völkerschaften, die ihm dienen, sucht er den Gegner zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Erst als die diplomatische Unterhandlung sich als fruchtlos erwies, erfolgt der Aufbruch des Heeres. Von da an gewinnt die Diplomatie immer größern Einfluß.

Die Entwickelung, deren allmählicher und stufenweiser Fortgang sich uns in den ersten Kreuzzügen darstellt, tritt uns in ihrer Vollendung entgegen in dem vierten, dem sogenannten **deutschen** Zuge von 1197. Der deutsche Kreuzzug ist recht eigentlich ein Werk der Staatsgewalt. Heinrich VI. läßt sich förmlich als obersten Chef des Heeres anerkennen. Durch ein kaiserliches Handgeld nimmt er den einzelnen in Dienst, sorgt auf ein Jahr für seinen Unterhalt. Er ist das Haupt, der Urheber, die Seele der Unternehmung. Auf kaiserlichen Schiffen setzt das Heer nach Syrien über, — es war der einzige Zeitpunkt, wo die deutschen Kaiser auch zur See eine Macht besaßen —, nicht ein päpstlicher Legat, sondern ein kaiserlicher Kanzler, der Bischof Konrad von Würzburg, steht demselben vor. Es ist nicht mehr eine römisch-päpstliche, sondern eine römisch-kaiserliche Bewaffnung.

Aber schon beschränkt sich der weltliche Geist nicht mehr auf die bloße äußere Leitung der Kreuzzugsbewegung. Auf die Verweltlichung der Form folgt die Verweltlichung des Inhaltes, der Idee. Nachdem die weltliche Gewalt die geistlichen Heerfahrten unter ihre Leitung gebracht, lag die Versuchung, sie auch für ihre Zwecke auszubeuten und die Waffen der Kreuzfahrer weltlichen Interessen dienstbar zu machen, zu

nahe, als daß man ihr lange hätte widerstehen können. Eben der deutsche Kreuzzug von 1197 liefert das erste Beispiel dieser Art. Wer von dem Charakter und den Bestrebungen Heinrichs VI. auch nur einige Kenntnis hat, weiß, daß es nicht sein religiöser Sinn, nicht Eifer für das heilige Grab, noch weniger Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl war, was ihn zum eifrigsten Beförderer der Kreuzzugsbewegung machte. Unter dem Scheine der Kreuzfahrt verfolgte der Sohn Barbarossas in der That ganz andere Zwecke. Heinrichs VI. Ideal, das ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigt hat, war das „Imperium mundi“, die Weltherrschaft, nach der Vorstellung des Mittelalters; für diese wurden von ihm auch die Waffen der Kreuzfahrer in Dienst genommen. Es galt, nachdem sich das Abendland bereits dem gewaltigen Staufer gebeugt hatte, die Herrschaft des deutschen Kaisers auch über das Morgenland auszudehnen: kein geeigneteres Mittel bot sich dazu dar, als die Kreuzfahrt. Wirklich ist des Kaisers Absicht vorübergehend erreicht worden, indem während und infolge dieses Kreuzzuges die Reiche Cypern, Armenien und Jerusalem, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu Lehnsreichen des deutschen Kaiserreiches wurden. Es war der Höhepunkt deutscher Macht und Herrlichkeit, von dem aber der Sturz durch den plötzlichen Tod des Kaisers um so jäher und unheilvoller erfolgte. Auch der Ausgang des Kreuzzuges war durch den Tod seines Chefs entschieden: die Pilger beeilten sich, auf die Nachricht von des Kaisers Tode, in das Abendland zurückzukehren.

Der Vorgang des Jahres 1197 stand nicht lange vereinzelt da. Rasch ging es auf den abschüssigen Bahnen weiter, auf denen die höchste weltliche Autorität vorangegangen war. Noch war der Eindruck des deutschen Kreuzzuges frisch, als ein neuer Mißbrauch des Kreuzes der Christenheit ein weit größeres Ärgernis gab. Wie im Jahre 1197 die Waffen der Kreuzfahrer dem Imperialismus des Staufers dienen

mußten, so wurden sie wenige Jahre später durch eine noch größere Entweihung den merkantilen Interessen einer italienischen Handelsrepublik dienstbar. Venedig wußte die zur Eroberung des hl. Grabes versammelten Ritter zur Bekämpfung der ihm feindlich gesinnten Stadt Zara zu benutzen. Dann mischten sich die Kreuzfahrer in den Thronstreit in Konstantinopel, stürzten die alte Kaiserdynastie und gründeten ein neues lateinisches Kaiserreich. Vergebens hatte der Papst von diesen Unternehmungen abgemahnt. Zum ersten Male sah nun die Welt das Schauspiel, daß der Papst gegen Krieger, die sich nach dem Kreuze benannten, mit dem Banne einschritt.

Diesen höchst bedenklichen Fortschritten des weltlichen Geistes gegenüber erhob sich endlich das kirchliche Bewußtsein zu einer Reaktion. War auch die Begeisterung der ersten Kreuzfahrer längst verraucht, hatte auch die Entartung der orientalischen Christen die Teilnahme für das hl. Land bedeutend vermindert, der diplomatische Verkehr wie die persönliche Berührung dem Verhältnisse zu den Sarazenen viel von seiner anfänglichen Schroffheit genommen: Vorgänge wie die berührten schienen doch eine Entweihung des Heiligen und mußten namentlich im Mittelpunkte der Kirche selbst den tiefsten Eindruck machen.

Es war der Papst Innocenz III., welcher, nachdem der lateinische Kreuzzug fast unter seinen Augen jene ärgerliche Wendung genommen hatte, mit der ganzen Energie seines gewaltigen Charakters der begonnenen Entwickelung entgegentrat und den Plan faßte, durch Zurückführung der Kreuzzugsbewegung auf ihre ursprüngliche Grundlage die fast schon versiegende Quelle der Begeisterung wieder zu öffnen und das große Schauspiel vergangener Zeiten zu erneuern. Allerdings wollte Innocenz mit der vorausgegangenen Entwickelung nicht ganz und gar brechen. Ein durch und durch organisatorischer Geist, billigt er die formlose Begeisterung der ersten

Kreuzfahrer nicht. Die von der weltlichen Gewalt geschaffene Ordnung, die weltliche Organisation der Kreuzfahrten nimmt auch er an, er führt sie sogar noch weiter. Er behält das System der Kreuzzugssteuer bei und geht noch darüber hinaus: wie die Kosten der Unterhaltung des Heeres, so will er auch das Heer selbst auf die verschiedenen Stände der Christenheit verteilen: jeder Stand soll ein Kontingent nach Maßgabe seiner Kräfte stellen. Es ist eine Art allgemeiner Konskription, was ihm vorschwebt. Aber mit Entschiedenheit suchte er der Kirche wieder die Führerschaft zuzuwenden, die ganze Bewegung auf ihr ursprüngliches Ziel zurückzulenken.

Es ist bekannt, auf wie große Hindernisse der Plan des Papstes im Anfange stieß. Zwar stand eben damals nach dem Tode Heinrichs VI., dessen Ideeen von Weltherrschaft Rom übernahm, der päpstliche Stuhl auf dem Höhepunkte seiner Macht. Allein Innocenz erfuhr, daß nicht im gleichen Verhältnisse mit der äußern Macht auch der moralische Einfluß der Kirche steigt. Vom Volke wurde die neue Kreuzpredigt nicht mehr mit der alten Begeisterung aufgenommen. Fürsten, wie der König von Frankreich, protestierten gegen die im Namen der Kirche erlassenen Anordnungen der päpstlichen Legaten, in welchen sie einen Eingriff in die Rechte des Staates erblickten. Die Kreuzzugssteuer wurde als eine drückende Last empfunden und erregte Murren, und selbst die Redlichkeit des Papstes wurde bezweifelt:

„Ich wähn', des Silbers wenig kommt
Zu Hilf' in Gottes Land,
Großen Hort zerteilet
Selten Pfaffenhand"

sagt Walter von der Vogelweide und bezeichnet damit wenigstens die in Deutschland vorherrschende Stimmung. Doch alles überwindet Innocenz durch Ausdauer, Umsicht und seine

unermüdliche Thätigkeit. Es ist dies vielleicht der großartigste Triumph, den der große Papst während seines glanzvollen Pontifikates gefeiert hat. Noch einmal sehen wir die Völker des Abendlandes in alter Weise sich erheben und für die Sache des Kreuzes zu den Waffen greifen. Die Zeiten Urbans II., die Tage von Clermont schienen wiedergekehrt. An Ausdehnung übertrifft die von Innocenz hervorgerufene Bewegung sogar alle früheren, indem sie auch die bis dahin fast ganz teilnahmlosen slavisch-ungarischen Völker ergreift. Die angesehensten Fürsten des Abendlandes, der jugendliche Kaiser an der Spitze, die Könige von Ungarn, Norwegen und England nehmen das Kreuz. In Deutschland folgen zahlreiche geistliche und weltliche Große ihrem Beispiele. Nirgends war hier vielleicht die Begeisterung größer und allgemeiner, als in den niederrheinischen Landen, wo mit dem kirchlichen zugleich auch der volksthümliche Charakter wieder hervortritt und Köln, die Stadt der Heiligen, mit ihrem Beispiele allen voranleuchtet. Eine glänzende Synode, gleichsam ein Reichstag der gesamten Christenheit, trat im Herbste 1215 unter dem Vorsitze des Papstes in Rom zusammen, um die letzten Anordnungen für den Zug zu treffen. So schien eine neue Heerfahrt des ganzen christlichen Abendlandes bevorzustehen, großartiger wie jemals eine stattgefunden. Da starb der Papst, und im raschen Sturze fiel das stolze Gebäude seiner Hoffnungen und Entwürfe hinter ihm zusammen. Die ganze Bewegung war sein persönliches Werk gewesen: mit ihm war ihre Seele gewichen. Der Eifer der Völker erkaltet, Fürsten und Große ziehen sich größtenteils zurück. Es fehlte Einheit, Mittelpunkt, Zusammenhang. Und statt der beabsichtigten großen Heerfahrt sehen wir aus der gewaltigen Bewegung des gesamten Abendlandes nur einzelne kleinere Unternehmungen hervorgehen, deren Verlauf und Ausgang zu den großartigen Rüstungen einen schneidenden Kontrast bilden.

Sie verliefen ohne bemerkenswerten Erfolge oder hatten sogar ein trostloses Ende. Nur der Kreuzzug Friedrichs II., der aus jener Bewegung nach langer Verzögerung hervorging, hat bedeutsame Erfolge aufzuweisen, dennoch machte gerade er den Sarazenen vollständig offenkundig, daß das Zeitalter der Kreuzzüge seinem Ende nahte. An der Spitze ein mit dem Banne der Kirche beladener Fürst, der, bevor er die Kreuzfahrt antritt, in einem beredten Manifeste voll bittern Hohnes seinem Unmute gegen die römische Kurie Luft macht, ein Kreuzheer, das kaum den Namen eines Heeres verdient, eine Kriegführung, die sich auf diplomatische Unterhandlungen beschränkt, ein Friede, der nur der Persönlichkeit des Kaisers zu verdanken und darum auf lange Dauer keine Hoffnung erwecken konnte, dessen Abschluß aber den Sarazenen einen bedenklichen Einblick in die Zerklüftung der christlichen Welt eröffnet — das ist das Bild des Kreuzzuges Friedrichs II. Konnte der Gegensatz zu dem, was Innocenz sich als Aufgabe gesetzt, schneidender sein? In dem Kreuzzuge des zweiten Friedrich gipfelt gleichsam jene weltliche Entwicklung, die sich seit den Zeiten des heiligen Bernard der Kreuzzugsbewegung bemächtigt hatte: eine weitere Steigerung war in dieser Richtung nicht mehr möglich.

So endete also der Versuch Innocenz' III. nach glänzenden Anfängen mit dem geraden Gegenteile von dem, was sein Urheber beabsichtigt. Es war offenbar geworden, daß der Geist von 1095 nicht mehr das Abendland beherrschte, daß die Begeisterung der alten Zeit durch künstliche Mittel wohl noch für den Augenblick, aber nicht auf die Dauer zurückzurufen war.

Die Verwicklung der nächsten Zeit, der von neuem ausbrechende Streit zwischen Papst und Kaiser nahmen der Kreuzpredigt vollends ihren letzten Zauber. Hatte früher die weltliche Gewalt gesündigt, so geschah jetzt ein gleiches von der geistlichen. Es war ein Mißbrauch der Kreuzpredigt,

der sich rächen mußte, eine Entweihung derselben, kaum geringer, als die früher von der weltlichen Gewalt ausgegangene, wenn Päpste das Kreuz auch gegen ihre Feinde im Innern der Christenheit, gegen Ketzer, Bauern, ja, gegen den Kaiser selbst predigen ließen. Kein Wunder, wenn die Völker seitdem die von allen Seiten mißbrauchte Predigt mit wachsendem Mißtrauen aufnahmen und bald auch die wohlgemeinten Absichten Roms verdächtigten. Die Stimmung, gegen die schon Innocenz III. zu kämpfen gehabt, und der schon Walter von der Vogelweide einen so scharfen Ausdruck geliehen, wurde immer mehr herrschend. Man wußte oder wollte wissen, daß Rom unter dem Vorwande der Kreuzpredigt die Gläubigen nur auszusaugen trachte, daß die eingesammelten Gelder nicht für die hl. Lande, sondern im Privatinteresse der Kurie verwendet würden. Das Vertrauen der Völker auf den römischen Stuhl war unter dem Eindrucke der letzten Kämpfe zwischen Staat und Kirche völlig erschüttert. Vergebens erlassen die Päpste, angesichts der steigenden Gefahren im Oriente, neue Kreuzbullen, vergeblich werden die alten Privilegien und Indulgenzen erneuert, und verkünden päpstliche Botschafter den Völkern in alter Weise das Kreuz. Die Beweggründe, die einst Wunder von Begeisterung hervorgerufen hatten, machten keinen Eindruck mehr.

Das Zeitalter der Kreuzzüge war vorüber. Die Ideeen, welche fast zwei Jahrhunderte lang die Gemüter beherrscht, hatten ihre Kraft verloren. Das Bewußtsein der Einheit und Zusammengehörigkeit der abendländischen Christenheit und der Gemeinsamkeit ihrer Interessen dem Islam gegenüber war unter den innern Kämpfen verloren gegangen. Für die großen Aufgaben der Christenheit im Oriente war kein Sinn mehr vorhanden. Gegen die gläubige und schwungvolle Begeisterung der frühern Zeit macht sich seit der Mitte des dreizehnten Jahrhundertes eine nüchtern-verständige, dem Naheliegenden und Materiellen zugewendete Denkweise geltend, die

das begeisterte Streben der Vorfahren nicht mehr begreift, es gar bespöttelt und um den Preis einiger Handelsvorteile auf die Verfolgung hoher Ziele im Oriente gern Verzicht leistet. Fast ohne Teilnahme vernahm man, wie eine christliche Besitzung nach der andern im Osten verloren ging, bis der Fall von Akkon (19. Mai 1291) der christlichen Herrschaft an der syrischen Küste völlig ein Ende machte. Des Papstes Mahnen war vergeblich. Die Stimme, die zwei Jahrhunderte früher das ganze Abendland zu heiliger Begeisterung entflammt hatte, verhallte wirkungslos. Andere Angelegenheiten beschäftigten die Gemüter, als die Wahrung christlicher Interessen im fernen Morgenlande.

Untergang der Hohenstaufer.

Grenzenlos war die Freude des Papstes, als er die Nachricht vom Tode Friedrichs II. erhielt: „Freuen sollen sich die Himmel," so schrieb er nach Sizilien, „und die Erde soll hüpfen, daß der Sturm des schrecklichen Ungewitters, womit der wunderbare und furchtbare Gott während ausgedehnter Zeiträume euch gar heftig betrüben ließ, jetzt durch seine unaussprechliche Barmherzigkeit in einen sanften Tauwind verwandelt scheint, nachdem derjenige hinweggenommen ist, welcher aus der Zahl der Gläubigen vorzüglich euch mit dem Hammer der Verfolgung zermalmt hat." Es wollte aber Innocenz nicht bloß jubeln über das Hinscheiden **des einen** Staufers, es sollte nun weiter **das ganze** verhaßte Geschlecht vernichtet werden. Unter Androhung der härtesten Kirchenstrafen forderte er alle zum Abfallen von Friedrichs Sohn, König Konrad, auf, und Bettelmönche wurden ausgesandt, um überall das Kreuz gegen denselben zu predigen. Verschwörungen, Mordversuche, Verrat verdrängten den jungen König aus Deutschland; in Italien, wohin er sich begeben, um seine väterlichen Rechte zu wahren, fand er ein frühes Ende.

Manfred, der jüngste und geliebteste Sohn Kaiser Friedrichs, verteidigte mannhaft der Staufer Rechte gegen den Papst und seine Nachfolger Alexander IV. und Urban IV. Dieser übertrug dem finstern, strengen, wilden, ja, furchtbaren Karl von Anjou der Staufer Erbe; aber ehe derselbe in Italien erschien, starb schon der Papst. Sein Nachfolger, Klemens IV., bestätigte die Anordnungen seines Vorgängers; hatte ja doch Karl das Versprechen eines jährlichen Tributes geleistet. Dieser kam mit einem Heere zur Eroberung des Reiches. Bei Benevent stellte sich ihm Manfred entgegen. Der Verrat lichtete seine Reihen, da stürzte er in das dichteste Schlachtgewühl und fand den Tod, den er gesucht. Noch gegen den Gefallenen frevelte der Sieger. Ein ehrenvolles Begräbnis, um das die französischen Großen selbst baten, versagte er dem Gestorbenen. Das Volk aber, und nicht minder die Franzosen, ehrten den Geächteten, indem sie auf sein ärmliches Grab ein jeder einen Stein trugen und ihm so ein Denkmal aufhäuften. Die Stätte nannte man in schöner Deutung: „Fels der Rosen". Aber auch hier war dem im Leben Ruhelosen noch keine Ruhe beschieden. Der Erzbischof von Cosenza ließ ihn ausgraben und in das entlegene düstere Felsthal bringen, wo sich das Flüßchen Verde mit dem Trento mischt.

Schrecklich hauste der siegreiche Karl in dem erbeuteten Reiche, schreckliche Schicksale bereitete er der Familie Manfreds. Die edle Gattin erlag in wenigen Jahren der harten Behandlung. Ihre Tochter Beatrix schmachtete 15 Jahre lang in der Gefangenschaft. Manfreds drei Söhne, die bei dem Tode des Vaters noch kleine Kinder waren, lagen 31 Jahre in Fesseln. Keinem Menschen war der Zutritt zu ihnen gestattet. Dann wurden die Ketten ihnen abgenommen. Wann der Tod sie von ihren Leiden erlöst, erzählt keine Geschichte. Solche Grausamkeit mochte selbst den Papst erschrecken. Er machte dem Könige verschiedenemale die bittersten

Vorwürfe. Er schreibt ihm: „Mit Unrecht verachtest du deine neuen Unterthanen, verzögerst die Rechtspflege, hörst niemandes Beschwerden. Du legst Steuern aller Art auf ohne Rat und Beistimmung der Prälaten, Barone und Gemeinen. Mache dem Greuel dieser furchtbaren Erpressungen ein Ende! Wir wundern uns, daß nicht zu deinen Ohren dringt, wie groß das Geschrei und Wehklagen der Betrübten ist, wie bitter die Beschwerden der Kirche und Geistlichen, wieviel Gewalt geschehen selbst den Weibern und Jungfrauen, wieviel Raub an Armen, Willkür an Reichen, Unrecht jedem! Daher bist du allen verhaßt, alle verfluchen dich, und Schande bricht über dich herein!"

Karls hartes Gemüt war unempfindlich gegen solche ernste Ermahnungen wie gegen den Jammer seiner Unterthanen. Bald wurde sein Joch allen unerträglich, und viele wandten ihre Blicke hoffend auf den einzigen, noch übrig gebliebenen echten Sprößling des hohenstaufischen Hauses. Konrad der jüngere, von den Italienern Konradino genannt, war beim Tode seines Vaters erst 2 Jahre und 2 Monate alt. Er lebte mit seiner Mutter bei dem harten Herzoge Ludwig von Baiern. Seine Erziehung war jedoch eine sorgfältige, und bald zeigten sich auch in dem zum schönen Jünglinge heranwachsenden Staufer die herrlichen Anlagen seines Geschlechtes. An den reizenden Ufern des Bodensees wohnend, achtete er mit freiem Blicke auf die Pracht der Natur und sprach seine Empfindungen aus in tief empfundenen Liedern. Innig rührte ihn das tragische Geschick seines Hauses, und in gleichgestimmter Freundesbrust, bei Friedrich von Österreich, legte er nieder, was ihn bewegte an Leiden und Hoffen. Da kam an den hochherzigen Jüngling von den Ghibellinen in Italien die Aufforderung, sein Recht geltend zu machen und das Unrecht fremder Tyrannei zu vertilgen. Rasch ergriff Konradino diese höhern Ziele; noch einmal glänzte leuchtend empor des alten Stammes Glücksflamme, und gern vergabte

und veräußerte er seine Besitzungen diesseit der Alpen, um jenseit derselben ruhmgekrönt mehr zu gewinnen. Zwar nicht viel blieb dem Staufer zu verschenken, waren doch selbst die ältesten Erbgüter, ja, das Stammschloß des Geschlechtes nicht mehr in seinen Händen. Aber mochte er da stehen durch des Geschickes Ungunst ein entblätterter Stamm, ihm blieb wie einst dem großen Alexander — die Hoffnung.

Wenn auch die Mutter vor dem trügerischen Zauberboden Italiens warnte, wenn sie der Geschicke gedachte, die der Welschen Tücke den Ahnen bereitet: nichts galten die Gründe, der Mutter so bedeutend, dem Jünglinge, der sich des Großvaters Friedrich erinnerte und sich freute, gleich ihm in früher Jugend den großen Beruf eines Mannes gefunden zu haben. Im Herbste des Jahres 1267 zog Konradin mit einem aus dem Reste seiner Habe geworbenen Heere über die Alpen. Der Anfang des Unternehmens versprach Glück. Gesandte erschienen von vielen Städten, sie berichteten, wie groß die Freude sei und die Hoffnung aller Ghibellinen. Erbittert aber über diese Erfolge war Klemens IV. Mochte er an Karl von Anjou unangenehme, wenn auch wohlverdiente Erfahrungen gemacht, mochte er heftig tadelnde Briefe ihm gesandt haben: er vermochte es nicht, nun rücksichtslos für Wahrheit, Billigkeit und Recht sich zu erklären. Vielmehr schrieb er den Florentinern: „Ein Königlein, entsprossen aus dem Stamme der giftigen Schlangen, erfüllt mit seinem Gezische die Landschaften Tusciens und sendet Gleichgesinnte, Otterngezücht, Männer der Pestilenz, welche Verrat an euch, dem Reiche und an Karl von Anjou, unserm geliebtesten Sohne in Christo, verübten, zu allen Edeln, Städten und Orten umher, läßt durch auserlesene Lügen seine nichtige Pracht aufstutzen und sucht unermüdlich einige durch Bitten, andere durch Lohn vom Wege der Wahrheit abzubringen. Der, welchen wir bezeichnen, ist der unvorsichtige Jüngling Konradin, der Enkel Friedrichs, des durch Gott und seinen Statthalter

in gerechtem Gerichte verurteilten Römerfürsten.“ Indes Vorhaltungen solcher Art überzeugten nur diejenigen, welche ohnehin des Papstes Ansicht teilten; mehr Gemüter gewann verhältnismäßig Konradin durch seine Jugend, Schönheit, Gewandtheit, Beredsamkeit und seine auf gutes Recht gegründete Hoffnung.

Der Papst griff nun zu seinen geistlichen Waffen, und Konradin traf der Bann, der einst über seine Vorfahren so häufig verhängt worden war. Ja, der Papst steigerte seine Strenge weit über das Gewöhnliche hinaus. Alle Stände und Landschaften, die den verhaßten Fürsten duldeten oder beherbergten, verfielen dem Banne. Den Fürsten, die sich für ihn erklärten, wurden alle Besitzungen abgesprochen, ihre Mannen vom Eide der Treue entbunden. Geistliche, höhere wie niedere, galten nach jeder Begünstigung Konradinos als entsetzt. Waren, Besitztümer und Forderungen ghibellinischer Kaufleute durfte jeder in allen Ländern sich aneignen, und diese Vertilgung aller Rechte, alles Eigentumes, dieser mannigfachste innere Krieg, diese grenzenlose Plünderung hielt man für ein würdiges Mittel zu würdigen Zwecken. Solche Mittel konnte selbst ein König, wie Karl war, nicht mehr überbieten. Dieser geriet bald in schwere Verlegenheiten. Allüberall im Neapolitanischen griff der Aufstand um sich. In Sizilien verbreitete man einen Aufruf, worin es lautet: „Seht, euer König wird schnell erscheinen, mit starker Hand und preiswürdiger Majestät. Er, der wahre Herr, der wahre König, der wahre Erbe kommt zu seinem von Fremden und Unwürdigen grausam unterdrückten Volke, um allen das Glück und die Freiheit wiederzubringen, welche sie unter seinen Vorfahren ungestört genossen.“ Aber mit Sorgsamkeit und Klugheit suchte Karl allen Gefahren zu begegnen. Während er selbst im Neapolitanischen alle Bewegungen niederzuhalten suchte, schrieb er seinem Statthalter in Sizilien: „Suche vor allem, Messina zu erhalten, denn solange wir das

Haupt haben, kümmern wir uns wenig um das Übrige. Zeige keine Furcht, übe die Söldner, halte stets Geld zu ihrer Bezahlung in Bereitschaft, habe ein wachsames Auge auf Reisende, falsche Arme, kleine Schiffe und Versammlungen aller Art; mißtraue jedem.“ Inzwischen zog Konradin immer mehr nach Süden. Er kam in die Nähe von Viterbo, wo Papst Klemens verweilte. Die Umgebung des Kirchenfürsten fürchtete einen Angriff des Staufers. Aber während die andern verzagten, verlor Klemens die Fassung nicht. „Des Knaben Größe,“ sagte er, „wird verschwinden, wie ein Rauch, er ziehet hin gen Apulien, wie zur Schlachtbank.“ Nur zu bald sollte sich der Unglücksruf erfüllen.

Konradin wollte aber nicht durch persönliche Verfolgung des Papstes ängstliche Gemüter in Verlegenheit bringen. Er zog an Viterbo vorbei nach Rom. Hier hatte man Anstalten getroffen, ihn aufs feierlichste, ja, wie einen Kaiser zu empfangen. Wohl geordnet und bewaffnet, mit Kränzen und Blumen geschmückt, zogen die Männer den Ankommenden entgegen und führten sie in die Stadt, wo die schönsten Frauen und Jungfrauen Roms, in gleich gekleidete Scharen abgeteilt, den schönen Jüngling mit Gesang, Tanz und Musik der mannigfachsten Art empfingen. Hierauf wandte sich der Sieges- und Prachtzug die Straßen hinauf zum Kapitole. Und diese Straßen boten einen Anblick dar, wie man ihn noch nie gesehen; sie erschienen zauberischen Bogengängen ähnlich. Denn wetteifernd hatte man in buntester Abwechselung alle Häuser und Fenster ausgeschmückt und über die Straßen gezogen: Lorberzweige und Blumengewinde, kostbare Tapeten, seidene, purpur- und golddurchwirkte, künstlich ineinander geschlungene Zeuge, zwischen welchen Edelsteine und Kostbarkeiten aller Art noch heller hervorglänzten.

Als Konradin endlich das Kapitol erreicht hatte und dastand in jugendlicher Heiterkeit und Schönheit, umgeben von so vielen Fürsten und Edlen, da stieg der Jubel des Volkes

aufs höchste, und es war kein Wunder, wenn sich jene Führer in solchem Augenblicke des Sieges und Glückes für so gewiß hielten, daß sie Belohnungen, Besitzungen und Lehen schon in Gedanken verteilten. Doch sprachen einige ernster Gesinnte: „Welch eine Stadt ist dies, die schon so unzählige Male ihrer alten Freiheit keusches Wesen verletzt hat und wie eine Dirne sich jedem Kommenden als ihrem Herrn hingibt.“

Während Konradin in Rom verweilte, hatte seine Flotte, die ihm das getreue Pisa gestellt, zuerst an den Küsten Apuliens Furcht und Schrecken verbreitet, dann nach Sizilien sich gewandt, um hier noch größere Erfolge zu erzielen. Bald trat ihr die aus zahlreichen französischen und sizilischen Schiffen zusammengesetzte Seemacht Karls entgegen. Mochte auch die eine Hälfte der Pisaner der Provenzalen sich kaum erwehren, mochten die Sizilier die andere Hälfte nach kurzem Kampfe besiegt zu haben scheinen, bald wendeten die seekundigen Pisaner, die, wie einst der Römer Horatius, die Gegner zu trennen gewußt, sich gegen die vereinzelten Schiffe, und — ein glänzender Sieg der staufischen Flotte war das Ende des Kampfes.

Sieben Tage nach der Niederlage der französischen Flotte brach Konradin von Rom auf, wandte sich aber nicht, wie Karl erwartet hatte, auf der gewöhnlichen Straße nach Unteritalien, sondern er hoffte auf einem kürzern und kühlern Wege — es war im August — über unbesetzte Berge nach Apulien zu gelangen. Deshalb zog er anfangs gen Tivoli, dann das reizende Thal des Teverone aufwärts. Nun aber mußten wüste Berge, hohe Bergrücken, schmale, ängstliche Berglehnen, steile Abhänge, tiefe Schluchten überwunden werden. Dann schwindet plötzlich der Anblick der mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfel, die Welt des Nordens ist versunken, die des Südens erstanden. Hügel und Thäler, Felder, Wiesen und Wälder, an Bächen liegende freundliche Häuser, an den Felswänden kühn hinaufgebaute Orte zeigen

sich in unglaublicher Mannigfaltigkeit, und am Ende des Horizontes scheinen die ruhigen Fluten des Sees von Celano mit dem Dunkelblau des Himmels zu verschmilzen.

Heiterer, heimatlicher, in besserem Frieden mit sich und der Welt mag man leben in dem schönen Schwaben und an den lieblichen Ufern des Bodensees: aber mannigfaltiger, bewundernswürdiger, unwiderstehlicher ist dieses neapolitanische Zauberland, welches sich des Gemütes ganz bemächtigt, sich dasselbe völlig zu eigen macht. So wie jedoch an einem sommerhellen Tage bisweilen unerwartet der dunkle Schatten einer Wolke über die glanzvolle Gegend hinwegfliegt, so wird auch jener überschwengliche Genuß unwillkürlich durch den Gedanken umschattet, daß der unwiderstehliche Eindruck einer solchen Natur nicht bloß begeistere, sondern auch wohl verführe und vom Höhern abziehe.

Wie fröhlich und jubelnd und aller finstern Ahnungen ledig mag Konradins Heer in dieses neu eröffnete Paradies hinabgeblickt haben; was mußte der Jüngling fühlen, der dieses herrliche Reich, sein Erbreich, jetzt zu seinen Füßen sah, dem seit Übersteigung aller natürlichen Hindernisse der Weg nach allen Richtungen offen zu stehen schien! Unterdes war Konradins Heer bei Tagliacozzo vorbei bis Scurcola vorgedrungen. Hier sollte sich das Geschick des staufischen Hauses entscheiden. Das Heer wurde in zwei Hauptteile geteilt. Der erste bestand aus Spaniern, Lombarden und Tusciern, den zweiten Hauptteil bildeten die Deutschen, an deren Spitze sich Konradin mit seinem Freunde Friedrich von Österreich stellte. Karl erschrak über die unleugbare Mehrzahl seiner Feinde und wandte sich, Rat suchend, an Erard von Valery, einen so klugen als tapfern Ritter. „Wenn du siegen willst," sprach dieser, „so mußt du mehr Kunst und List anwenden als Gewalt." Ihm überließ hierauf der König die Anordnung des Heeres, und dieser teilte es in drei Scharen. Zwei derselben sollten den Kampf ausfechten, die dritte, vom Könige

geführte, sich in einen Hinterhalt legen. Damit aber der König in der Schlacht nicht vermißt werde, vielleicht auch um seine Person zu sichern, erlaubte oder befahl Karl dem Marschalle Heinrich von Cousance, welcher ihm an Gestalt und Haltung ähnlich war, die königlichen Waffen und Abzeichen anzulegen.

Nun begann die Schlacht. Die erste und die zweite Abteilung der Franzosen wurden vernichtet, Heinrich von Cousance getötet. König Karl weinte vor Schmerz und vor Zorn über die Niederlage seines Heeres. Er nannte es thöricht und schändlich, der Vernichtung der Seinigen unthätig zuzusehen, er wollte hervorbrechen, er wollte mit in den Kampf eingreifen; da hielt ihn Erard von Valery fast mit Gewalt zurück. „Was willst du", sprach er, „mit deiner geringen Schar ausrichten gegen die Überzahl tapferer und durch ihren Sieg doppelt ermutigter Deutschen? Bleib, bis sie sich, keinen Feind mehr erwartend, der Ruhe und der Plünderung ergeben; dann wollen wir sie überfallen und vernichten." — Ungern ließ sich der König beruhigen: denn in der That, wenn die Deutschen nur eine Ahnung oder Nachricht von jenem Hinterhalte hatten oder erhielten, dann war vollständiger Untergang des Königes Los. — Leider gewann der Franzose sein kühnes Spiel.

Konradin und die Seinigen lebten der festen Überzeugung, nicht allein alle Feinde seien besiegt, sondern auch der König sei getötet. Sie überließen sich rücksichtslos ihrer Freude, sammelten und verteilten die Beute, entwaffneten sich zur Erholung von den schweren Anstrengungen dieses langen und heißen Sommertages oder badeten auch wohl zur Erquickung in den kühlen Fluten eines nahen Flusses.

„Jetzt ist es Zeit," sprach Erard von Valery; und mit solcher Schnelligkeit und Kühnheit brachen hierauf die französischen Reiter aus ihrem Hinterhalte hervor, daß die Deutschen (welche obendrein die Nahenden anfangs für Freunde hielten,

die vom Verfolgen zurückkehrten) keine Zeit hatten, sich zu waffnen und zu ordnen. Die Franzosen drangen bis in das Lager ihrer Feinde und sprengten alle nach allen Seiten so auseinander, daß jede Bemühung Konradins oder anderer Häupter, sich irgendwo zu sammeln und zu setzen, vergeblich blieb.

So war nach manchem täuschenden Wechsel die Schlacht für die Franzosen gewonnen. Sie fällt auf den in der Geschichte durch so viele furchtbare Ereignisse bezeichneten Tag des hl. Bartholomäus.

Noch an demselben Abende erstattete König Karl dem Papste einen Siegesbericht und äußerte am Schlusse: „Die Schlacht, die ihm das Reich gerettet, sei weit härter und blutiger gewesen als die bei Benevent, die ihm das Reich erworben. Ob und wohin Konradin und Friedrich von Österreich sich gerettet, wisse man nicht."

Konradin war mit den Seinen nach Rom geflüchtet. Er hoffte, im Angedenken der noch vor kurzer Zeit dort gefundenen Aufnahme, neue thätige Hilfe zu erhalten. Aber die immerdar wankelmütige Bevölkerung zeigte hier soviel Gleichgiltigkeit, dort soviel Furcht, daß die Flüchtigen schnell in der Stille die Stadt verließen und zum Meere eilten, um von da aus vielleicht nach Sizilien zu entkommen. Schon waren alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen, da erfuhr Johann Frangipani, der Herr von Astura, von dem Geschehenen. Durch die Sprache und die Kleidung, durch die Kostbarkeiten der Flüchtigen, namentlich durch einen Ring, den Konradin als Bezahlung gegeben hatte, kam er auf die Vermutung, die Eingeschifften seien angesehene deutsche Flüchtlinge. Da schien Beute, da schien eine herrliche Belohnung von König Karl zu winken. Schnell bemannt er ein Schiff, eilt den Fliehenden nach, überfällt und überwältigt sie, und — die Rettung ist mißlungen. Konradin mußte ans Land zurückkehren. Einen Augenblick mochte noch ein Hoffnungsstrahl im Mißgeschicke ihm leuchten. Die Frangipani waren von Friedrich II. mit Wohlthaten überhäuft worden. Große Besitzungen im Neapolitanischen waren ihnen verliehen, ihre Güter ihnen abgekauft und dann unentgeltlich als Lehen zurückgegeben worden, große Summen hatten sie erhalten als Ersatz für den bei einem Aufstande in Rom erlittenen Schaden, ihre Häuser, ihre Türme hatte Kaiser Friedrich ihnen wieder aufgebaut, ja, Johann Frangipani war vom Kaiser selbst zum Ritter geschlagen worden, wodurch unter ritterlich Gesinnten ein heiliges Verhältnis begründet wurde. Aber was galt dem Welschen die Pflicht der Dankbarkeit, was kannte er von Ritterlichkeit! Johannes Frangipani folgte dem Beispiele der schlechteren unter seinen Vorfahren, welche, ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend, nur um äußerer Vorteile willen sich bald auf die Seite der Kaiser, bald auf die Seite der Päpste gestellt hatten. Für das Versprechen der größten Belohnung lieferte er einer Reiterschar Karls die Gefangenen aus. Was für ein Schicksal ihrer wartete, konnte nicht zweifelhaft sein.

Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Enkel Kaiser Friedrichs durch Campanien hindurch in die Hauptstadt seines Reiches geführt. Ihm solle kein Leid geschehen, verkündeten Täuschende oder Getäuschte in König Karls Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sei, zeigte sein Benehmen in allen Teilen des Reiches. Mit teuflischer Grausamkeit wütete er gegen alle Anhänger Konradins; wer nur einen Wunsch für ihn ausgesprochen, einen Zweifel über den Ausgang gehegt oder mit einem von Konradins Freunden gesprochen hatte, wurde verfolgt, mit Einziehung der Güter und sogar am Leben bestraft.

Der Papst, welcher über die Niederlage Konradins gejubelt und frohlockt, erkannte gar bald mit Schrecken, daß das neue Glück die alte böse Natur seines Schützlinges nicht verändert hatte. Er machte ihm heftige Vorwürfe, mahnte

ihn wiederholt auf eine so würdige als dringende Weise zur Milderung und Besserung. Vergeblich! Anstatt bessernd auf ihn einzuwirken, bestärkten die Vorhaltungen den König nur in seinem Frevelmute und führten höchstens zu dem boshaften Versuche, andern den Schein der Schuld aufzuwälzen.

Auf unparteiischem, leidenschaftlosem, rechtlichem Wege, so erklärte er nun, müsse über Konradin und seine Gefährten entschieden werden. Deshalb wurden Richter und Rechtsgelehrte aus verschiedenen Teilen des Reiches nach Neapel berufen, welche untersuchen und das Urteil sprechen sollten.

Wider Karls Erwarten sprachen alle, bis auf den elenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, die Angeklagten frei; aber Karl war nicht der Mann, sich dadurch irre machen zu lassen. Unbekümmert um den Spruch der Richter, folgte er jener einen Stimme und sprach aus eigener Machtvollkommenheit das Todesurteil über alle Gefangenen.

Konradin saß gerade beim Schachspiele, als ihm das unerwartete Urteil verkündigt wurde. Mit Fassung hörte er es an, nur um seinen Freund klagend, und benutzte die wenige Zeit, die ihm noch blieb, sein Testament zu machen und sich durch Beichte und Gebet auf sein Ende vorzubereiten. Der Papst befreite ihn vom Banne, aber nachdem er die Seele gerettet, bekümmerte er sich nicht um das weitere Schicksal des Unglücklichen. Am 29. Oktober wurden die Verurteilten zu dem Richtplatze dicht vor der Stadt geführt, wo der Henker bereits auf dem Blutgerüste wartete. Man schien boshaft gerade diesen Ort ausgewählt zu haben, von wo aus man das weite Meer und die ganze paradiesische Küste des Golfes von Neapel überschauen konnte, um dem Unglücklichen in dem Augenblicke, wo sein junges Leben verbluten sollte, sein schönes Reich noch einmal in seiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen. Karl nahm an dem Fenster einer benachbarten Burg einen sogenannten Ehrenplatz ein, von wo er mit teuflischer Freude der Hinrichtung zuschaute. Der elende Robert

von Bari verkündete das Todesurteil über Konradin und seine Freunde als „Räuber, Empörer, Aufwiegler und Verräter". Überrascht vernahmen die, welche zugegen waren, seine Worte und es enstand ein dumpfes Gemurmel. Graf Robert von Flandern aber, des Königes eigener Schwiegersohn, sprang zornig hervor, schrie Robert von Bari zu: „Du frecher, ungerechter Schurke! Wie darfst du einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurteilen?" und schlug dabei so gewaltig mit dem Schwerte nach ihm, daß der Elende für tot hinweggetragen wurde. Karl mußte seinen Zorn über diese Handlung unterdrücken, da er sah, daß die französischen Grafen dem edlen Robert von Flandern beistimmten; aber das Urteil änderte er nicht.

„Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient," sprach hierauf Konradin, zum Volke gewandt, „hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte verteidigt. Und wenn ich auch schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam bestrafen, die, keinem andern verpflichtet, mir in rühmlicher Treue anhingen!" Alle waren tief ergriffen von der Rede, der Jugend und der Schönheit des unglücklichen Fürsten, aber wie betäubt standen sie da, und keine Hand regte sich zu seiner Rettung. Spätere Schriftsteller berichten, Konradin habe noch seinen Handschuh unter das Volk geworfen als ein Rache forderndes Pfand, und Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg habe ihn aufgehoben und ihn, den letzten Willen seines Herrn erfüllend, an Peter von Aragonien überbracht, als ein Zeichen, daß ihm alle Rechte auf Apulien und Sizilien übertragen seien. Konradin umarmte noch seinen treuen Genossen Friedrich, legte dann selbst sein Oberkleid ab und rief, Augen und Hände zum Himmel erhebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreatur, König der Ehren! Soll dieser Kelch nicht

an mir vorübergehen, so befehle ich meinen Geist in deine Hände.“ Dann kniete er nieder; noch einmal aber ergriff ihn schmerzlich der Gedanke an seine Mutter. „O Mutter,“ rief er, sich emporrichtend, „welches Leiden bereite ich dir!“ Gleich darauf empfing er den Todesstreich. Friedrich schrie laut auf in namenlosem Jammer, als er das Haupt des teuren Freundes fallen sah. Alle zerflossen in Thränen; aber auch sein Haupt fiel, ebenso das seiner Gefährten, und auch dann noch nahm das Morden kein Ende; über tausend wurden nach und nach getötet. Den Leichen der Hingerichteten gönnte man nicht einmal eine Stätte in geweihter Erde; sie wurden am Strande des Meeres oder, wie andere erzählen, auf dem Judenkirchhofe verscharrt. Eine Säule von rotem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle bezeichneten jahrhundertelang den Schreckensort, bis in unsern Tagen die Säule weggeschafft, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle eine Weinschenke errichtet wurde.

Noch lebten zwei Nebensprossen des hohenstaufischen Hauses, Friedrichs Tochter Margarethe und der von den Bolognesern gefangen gehaltene König Enzio (Heinz). Grausame Behandlung, ein Mordversuch von seiten des Gatten, Albrecht des Entarteten von Thüringen, nötigte Margarethe, von der Wartburg zu fliehen. Im Schmerz über die Trennung von ihren Kindern biß sie den ältesten Sohn so heftig in die Wange, daß er davon zeitlebens den Namen „Friedrich mit der gebissenen Wange“ führte. Hilflos irrte die arme Flüchtige durch das Land, bis der Abt von Fulda in Frankfurt eine Freistätte ihr gewährte; aber schon in demselben Jahre 1270 erlag sie ihrem Grame. Noch nicht zwei Jahre später starb Enzio. Unedel hatten die Bologneser gegen den Sproß des Kaisers gehandelt. Vierzehn Jahre lang war er mit einem albernen, unerträglichen Menschen in ein Zimmer zusammengesperrt. Dennoch zeigte sich auch in Enzio der große Geist des staufischen Geschlechtes. Fern von erkünstelter Ruhe und verzweifelnder Ergebung fand er in sich selbst alles das, was ihm die Ruhe und die Heiterkeit des Gemütes sicherte. Er sammelte, was er nur irgend an Sagen, Dichtungen, Romanzen und Liedern bekommen konnte, und erweiterte als Dichter, Sänger und Tonkünstler sein Gefängnis zu einer Welt, die reicher war, als seine Zwingherren begreifen konnten.

Zwanzig Jahre lang war er bereits seiner Freiheit beraubt, da hörte er von dem traurigen Ende Konradins. Nun erwachte noch einmal in ihm der Gedanke, als Kaiser Friedrichs letzter Sohn den alten Glanz des hohenstaufischen Hauses wieder herzustellen, aus Bologna zu fliehen und alle Ghibellinen um sich zu sammeln. Ein Küfer, der ihm von Zeit zu Zeit ein großes Faß voll Wein brachte und dann das leere auf den Schultern wegtrug, sollte ihm zur Ausführung seines Planes behilflich sein. Bald war der Küfer gewonnen. In dem leeren Fasse verbarg sich Enzio, und der starke Mann trug ihn so leicht auf seinen Schultern, daß er durch alle Wachen und Thore hindurch kam, ohne Verdacht zu erregen. Da bemerkte zufällig ein Soldat, daß eine blonde Locke aus dem Spundloche hervorhing. Man hatte dasselbe offen gelassen, damit Enzio Atem schöpfen könnte. So schöne Locken, meinte er, habe nur König Enzio, und der müsse im Fasse sein. Mehrere eilten hinzu, und die Flucht war vereitelt. Enzio wurde von nun an in strenger, einsamer Haft gehalten. Da brach seine Kraft. Als er sein Ende nahe fühlte, machte er sein Testament. Seinen Kerkermeistern, den Bolognesern, verzieh er in echt christlicher Weise, ja, dankte ihnen, daß sie ihm Ärzte zugesendet. Seinen Leichnam bat er, nicht in ungeweihter Erde zu bestatten. Am 15. März 1272 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. Er war noch nicht 46 Jahre alt, und mehr als die Hälfte seines Lebens hatte er im Kerker zugebracht.

So war das Geschlecht erloschen, welches noch wenige Menschenalter zuvor in herrlichster Weise geblüht hatte, seine

Besitzungen wurden unter Baiern, Baden und Würtemberg geteilt. Auch die alte Stammburg des untergegangenen Geschlechtes ist fast spurlos verschwunden.

Noch steht der Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufer alte Stammburg trug.
Und weit umher in milder Sonne Glanz
Ein grünend fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, herdenreiche Triften,
Waldgebirg . . . . . .

Die Burg jedoch, welche seinen Gipfel krönte, ist nicht mehr. Aber schon war auf einem Nachbarberge eine andere Burg entstanden, aus der ein Geschlecht hervorging, das bestimmt war, wenn auch erst nach Jahrhunderten, das Erbe der Staufer zu übernehmen. Das war die Zollernburg. Der im Jahre 1273 auf den deutschen Kaiserthron gesetzte Rudolf von Habsburg verdankte seine Wahl dem Burggrafen Friedrich III. aus dem Hause **Hohenzollern.**

Denkwürdige Frauen aus der deutschen Geschichte.

Was der große Römer Tacitus berichtet von der Verehrung, welche die alten Deutschen den Frauen gezollt, seine Mitteilung, daß sie etwas Heiliges, die Zukunft Durchschauendes in dem Weibe erkannt hätten, finden wir bestätigt sowohl durch die schönen Götter- und Heldensagen unserer Vorfahren wie auch durch die geschichtlichen Nachrichten. Die Erzählungen, daß Freya und Frigg, die obersten Göttinnen, früh verstorbene Liebende in ihrem Palaste zu ewigem, glücklichem Dasein vereinten, daß Sigyn, die Gemahlin des bösen Loke, dem Gatten unter allen Verhältnissen die Treue und die Anhänglichkeit gewahrt und dem zu furchtbarer Strafe Verurteilten die Leiden zu lindern sich gemüht, daß Frigg, als ihrem Sohne Baldur Unheil drohte, in unendlicher Mutterliebe alle Welten durchwandelte und alle Geschöpfe beschwor, des Geliebten zu schonen, ja, daß sie die finstere Göttin der Unterwelt anging, den ihr anheimgefallenen Baldur zurückzugeben, die wunderbaren Helgilieder, die von dem unzerreißbaren Bande erzählen, das Gattin und Gatte verknüpft und selbst durch den Tod nicht gelöst werden kann: sie reden ebenso laut von der Jugendliebe, der Gattenliebe, der Mutterliebe unserer deutschen Frauen und von der erhabenen Stellung

derselben im Hause, wie dies die zahlreichen geschichtlichen Nachrichten thun, die wir von deutschen Frauen besitzen. Schon bei der ersten Erwähnung germanischer Stämme, der Cimbern und Teutonen, erzählt man uns von hochgeehrten Priesterinnen derselben; man berichtet uns, daß nach Besiegung der Männer die Frauen an die Sieger die Bitte richteten, zu Priesterinnen der Vesta erkoren zu werden, der Göttin, deren Dienerinnen zur Jungfräulichkeit verpflichtet waren. In der Umgebung des germanischen Heerkönigs Ariovistus befinden sich weise Frauen, die ihm die Geschicke der Zukunft offenbaren, und dem Stiefsohne des Weltbesiegers Augustus, dem schon bis an die Weser vorgedrungenen Drusus, verkündet ein Weib von fast übermenschlicher Gestalt das Ende seiner Tage und die Erfolglosigkeit seines Strebens. Auch in den spätern Kämpfen der Römer mit den Germanen spielen die Frauen noch eine große Rolle. Veleda, die Brukterin, wird die Seele eines Aufstandes gegen die Weltherrscher, und in den großen Zügen der Völkerwanderung werfen die Frauen das Los und bestimmen die Geschicke, sie wissen durch ihre Runenkenntnis, gleich dem allwaltenden Wodan, die Waffen der Gegner stumpf zu machen, die Wunden der Männer zu heilen und den Sieg den Ihrigen zuzuwenden. Neben den allgemeinen Nachrichten über die Frauen der Germanen besitzen wir manche besondere, die von einzelnen hervorragenden Frauengestalten uns reden. Die bedeutendsten derselben sollen im Nachstehenden geschildert werden.

Thusnelda, die Gemahlin Hermanns des Cheruskers.

Als die nach Eroberung des ganzen bekannten Erdballes strebenden Römer ihre Legionen auch in die deutschen Wälder hineinführten, da fanden sie an der den Germanen seit der Urzeit eigentümlichen Uneinigkeit eine große Stütze. Selbst zu der Zeit, als viele Stämme den Übermut der Sieger nicht

länger ertragen zu können glaubten und auf eine Vernichtung des Gegners sannen, entzogen sich einzelne der gemeinsamen Sache. Zu diesen gehörte auch Segestes. Er war von dem Glitzerbleche des Auslandes, das die schlauen Römer ihm listig boten, so entzückt, daß er dafür das Gold der Heimat verachtete. Aber auch alle die schätzte er nun gering, die nicht eines Sinnes mit ihm waren. Er besaß eine Tochter mit Namen Thusnelda. Diese war mit **dem** Fürsten bekannt geworden und hatte die Liebe desselben erworben, der bestimmt war, die Heimat von dem Joche der Römer zu befreien, mit Hermann dem Cherusker. Ein solcher Mann aber, der immer als Feind der Unterdrücker sich geberdete, konnte dem Verräter der heimischen Gottheiten und der alten Freiheit als Schwiegersohn nicht willkommen erscheinen. Daher widersetzte er sich dem Wunsche seines Kindes, als Gattin in das Haus des edlen Cheruskers zu ziehen, und bemühte sich, die Tochter einem seiner Genossen zu verbinden. Doch die widerstand seinem Begehren und ertrug lieber Mißhandlungen und Gefangenschaft, als daß sie dem ungeliebten, unedlen Manne gefolgt wäre. Aus dieser Not befreite sie bald der kühne Hermann. In dunkler Nacht entführt er die Geliebte. Auf flinkem Rosse bringt er sie aus dem Bereiche der väterlichen Macht in ihr neues Heim.

Bald wird Hermann der Retter seines Volkes, der Befreier Germaniens. Die Teutoburger Schlacht erhob den Namen des Gemahles der Thusnelda zu den Gestirnen. Die edle Fürstin mochte glauben, die allgemeine Freude über die Besiegung der Römer werde auch mildernd und versöhnend eingewirkt haben auf das verhärtete und verbitterte Gemüt ihres Vaters. Von Kindesliebe getrieben, begab sie sich in das Haus des doch immer schmerzlich Vermißten. Aber ihre vertrauensvolle Seele fand sich bald bitter getäuscht. Segest sah in Thusnelda nicht mehr das treuliebende Kind, sie war ihm nur die Gemahlin seines größten Feindes. Er hielt sie

gefangen, um so den verhaßten Cheruskerfürsten an der empfindlichsten Seite zu treffen. Dieser rief seine Kriegsgenossen, mit denen er die Freiheit des Vaterlandes verfochten, nun auf, um einem Verräter gegenüber die Freiheit der Familie zu schützen. Gern folgten die wackern Krieger. Segest, aus Furcht vor diesen Helden, rief den inzwischen mit neuen Legionen nach Deutschland gekommenen kaiserlichen Prinzen Germanikus zu Hilfe. Den eigenen Sohn Sigimund, der, gleich seiner Schwester, die Römerliebe des Vaters nicht teilte und bei Teutoburg an der Seite seiner Landsleute gestritten, zwang er, in das feindliche Lager zu gehen und die Unterstützung des Römers zu erbetteln. Der kam auch herbei, und da er es für gefährlich erachtete, mit dem erbitterten Hermann in offenem Kampfe zu streiten, so nahm er den Segest samt den Seinen mit hinüber in sein Lager. So wurde die edelste deutsche Frau, gezwungen durch den eigenen Vater, eine Gefangene des Todfeindes ihres Gatten und ihres Landes. Bald wurde Germanikus, der manche blutige aber keine entscheidende Kämpfe mit den Germanen bestand, von dem Kaiser nach Rom zurückberufen. Als kostbarste Beute führt er mit sich die Gemahlin des Siegers von Teutoburg. Sie hatte in der Gefangenschaft einen Sohn, Thumelikus, geboren und mußte bei der Rückkehr des kühnen Feldherrn dem prachtvollen Triumphzuge desselben als Zierde und kostbares Schaustück dienen. Der entartete Vater Segestes soll mit eiserner Stirn aus einem Fenster mit angesehen haben, wie Tochter und Enkel, nach Ansicht der Römer, für die Verwegenheit büßen mußten, das göttliche Rom bekämpft und besiegt zu haben. Die Siegesfeier des Germanikus ist in alter und neuer Zeit Gegenstand künstlerischer Darstellung geworden. An einem Triumphbogen glaubt man in der Figur einer gefangenen Germanin die edle Thusnelda erkennen zu sollen. In unserer Zeit hat der berühmte Piloty den Einzug des Germanikus gemalt. Wenn auch jede einzelne Figur des personenreichen

Gemäldes unser künstlerisches Interesse zu fesseln vermag, so ist doch der Mittelpunkt des Ganzen, wohin sich immer und immer unsere Augen und auch unsere Herzen wenden, die erhabene Cheruskerin, der selbst unter dem Jubelgeschrei der Römer eine Stimme aus den heimischen Wäldern vernehmlich zu sein scheint, die ihr zuruft, sie werde bald wieder vereint werden mit dem ruhmgekrönten Helden, dem teuren Gatten, bei Freya in Volkwang.

Chrodechilde, die Gemahlin des Frankenköniges Chlodewig.

Hermann der Cherusker war der erste Schöpfer einer deutschen Einheit. Jahrhunderte nach ihm schuf der Frankenfürst Chlodewig aus einer Summe vereinzelter Reiche eine einheitliche Macht, welche der Ausgangspunkt werden sollte für die ganze weitere Entwickelung des deutschen Volkes. Er gab dieser Fortbildung aber dadurch vor allem Richtung und Ziel, daß er sein Volk dem römischen Christentume zuführte. Chlodewig selbst wurde zu dieser That veranlaßt durch seine Gemahlin Chrodechilde.

An der Ostgrenze des Frankenreiches lag das Land Burgund. Dort herrschten drei Brüder in Gemeinschaft. Einer derselben aber, Chilperich mit Namen, wurde von den beiden andern erschlagen. Er hinterließ eine Tochter Chrodechildis. Diese ersah sich Chlodewig als künftige Gemahlin. Politische Erwägungen wiesen ihn auf diese Verbindung hin. Wurde ihm die Hand der begehrten Prinzessin gutwillig gegeben, dann konnte er als Gatte derselben ihr Erbe verlangen, wurde sie ihm aber verweigert, dann galt es, eine Beleidigung zu rächen. Die Oheime wagten nicht, dem Begehren des kühnen Frankenkönieges entgegenzutreten, die Nichte aber jubelte laut, als sie hörte, welches Ehebündnis ihr winkte.

Sie hoffte, mit Hilfe des schlachtenkühnen Franken die Mörder ihres Vaters zu treffen. Schon als sie die Brautfahrt antrat zu dem ihr bestimmten Gatten, ließ sie alle Dörfer und Gehöfte an der Grenze ihres Landes in Brand stecken, und unter dem Leuchten unzähliger Flammen hielt sie ihren Einzug in das Frankenland. Diese Handlungsweise der Fürstin entsprach zwar wenig der Religion, zu der sie sich bekannte, dem Christentume, dennoch wurde sie bald die eifrigste Werberin für dieses Bekenntnis. Namentlich den noch heidnischen Chlodewig suchte sie zur Verehrung des einen Gottes und zur Annahme der Lehre Christi zu bewegen. Aber lange Zeit war ihre Mühe fruchtlos. Dem wilden Kriegshelden mochte die Religion des Friedens, der Liebe, der Duldung, der Vergebung nur wenig behagen, und es bedurfte eines ganz besonderen Ereignisses, um die von Chrodechilde ausgestreuten Samenkörner aufgehen und Frucht tragen zu sehen. Dieses Ereignis war die große Alemannenschlacht bei Tolbiakum. Der Frankenkönig rang mit den stammverwandten Alemannen um den Vorrang. Trotz seiner Tapferkeit, trotz seines Flehens zu den siegverleihenden Göttern konnte Chlodewig die wacker widerstehenden Gegner nicht werfen. Da gedachte er des Christengottes, den seine Gemahlin ihm als allmächtig geschildert, als Sieger sogar über Tod und Hölle. Ihm gelobt er zu dienen, wenn er den Sieg über seine Feinde gewinne. Sprachs, und mit neuem Mute stürmt er in die Reihen der Feinde. Die halten vor seinen Thaten nicht stand, und entschieden ist die Schlacht, die Alemannen sind überwunden. Überwunden ist nun auch das Widerstreben Chlodewigs gegen das Bekenntnis seiner Gemahlin. Die veranlaßt ihren Gatten, bei dem Bischofe Remigius von Rheims eine genauere Kenntnis der Lehre vom Kreuze zu suchen, und mit Genugthuung sah sie bald Chlodewig samt seinen Franken als Anhänger Christi.

Die Frauen am Hofe Karls des Großen.

Wenn Karl der Große, des germanischen Volkes erster Kaiser, vor allem als Staatengründer und Staatenlenker unsere Aufmerksamkeit verdient, so sind doch auch die milden, häuslichen Eigenschaften, die er namentlich in seiner Familie zur Geltung bringt, wert, daß wir bei denselben verweilen, und neben den Herzögen, Grafen und Bischöfen lohnt es sich, auch die edlen Frauen zu beachten.

Wie zur Zeichnung der Persönlichkeit Karls und seiner politischen Thätigkeit Geschichte und Sage in enger Verbindung erscheinen, so finden wir auch in den Erzählungen von den edlen Frauen am Hofe des ersten christlich-germanischen Kaisers diese gegenseitige Unterstützung. Schon die Nachrichten über Karls Mutter sind ein Gemisch von Dichtung und Wahrheit. Da wir die mythische Seite dieser Erzählungen in einem spätern Abschnitte noch besonders behandeln werden, so sei hier derselben nur andeutungsweise gedacht. Pipins Gemahlin war der Sage zufolge eine ungarische Prinzessin mit Namen **Bertha.** Als diese durch eine Hofmeisterin ihm zugeführt werden sollte, verdrängte das böse Weib das Königskind und überbrachte an Stelle desselben dem Frankenkönige ihre eigene Tochter. Der merkte anfangs den Betrug nicht, fand aber später in einer Waldmühle am Maine die ihm bestimmte Braut. Hier verband er sich sogleich mit der Wiedergefundenen, und die Frucht dieser Ehe war Karl der Große. Die anfängliche Geheimhaltung des Ehebündnisses soll der Grund sein, weshalb man über den Geburtsort des Trägers aller mittelalterlichen Verhältnisse nichts Bestimmtes weiß, so daß eine ganze Reihe von Städten sich rühmen durfte, dem großen Herrscher das Dasein gegeben zu haben. Karl bewies seiner Mutter unter allen Verhältnissen eine herzliche Kindesliebe und willfahrte derselben auch, als sie

wünschte, er möchte die Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, **Desiderata** geheißen, zur Gemahlin nehmen. Bertha hoffte durch diese Vermählung ein Bündnis zwischen Franken und Langobarden zu begründen. Indes die Erwartung der edlen Frau verwirklichte sich nicht. Der Papst, dem die Langobarden verhaßt waren, weil sie seinen von Pipin ihm geschenkten Kirchenstaat gefährdeten, erklärte die Verbindung Karls mit Desiderata für ungiltig, da letztere von einem verworfenen Geschlechte stamme, von dem ohne Zweifel die Aussätzigen herkämen. Nur zu gern hörte Karl diese Worte. Denn, da die Langobardenfürstin beständig kränkelte, zudem auch kinderlos blieb, so wünschte Karl die Trennung seiner Ehe. Auf Veranlassung des Papstes schickte er dem Desiderius die Tochter zurück, zu großem Schmerze seiner Mutter Bertha, welche die stille, von Leid und Kummer bedrückte Fürstin lieb gewonnen hatte. Die Geschichtschreiber lassen nicht unerwähnt, daß allein bei dieser Gelegenheit eine Meinungsverschiedenheit zwischen Mutter und Sohn bestanden habe.

An die Stelle der verschmähten Gemahlin wählte Karl nun eine junge, dem alten schwäbischen Herzoghause verwandte Fürstin, die 13jährige **Hildegarde**. Die gewann das Herz ihres Eheherrn in hohem Grade, und im Frieden wie im Kriege war sie seine treue Begleiterin. Als Karl gegen den einstigen Schwiegervater Desiderius die Waffen ergriff, da zog Hildegarde mit über die schneebedeckten Alpen und vermehrte in Italien das durch die Besiegung seines Gegners schon vielbewunderte Glück ihres Gatten durch die Geburt eines Töchterleins, dem man den Namen Adelheid beilegte. Auch nach Rom begleitete Hildegarde ihren Gatten und opferte reiche Geschenke dem hl. Petrus. In der Heimat bewährte die Fürstin dieselbe Frömmigkeit und verkehrte gern mit der Äbtissin des Nonnenklosters Bischofsheim. Ihre Ehe mit Karl war eine reich gesegnete. Herrliche Söhne und Töchter schenkte sie dem Gatten. Vier Söhne und fünf Töchter

waren das Glück der hohen Eltern. Aber kein langes Erdendasein war der holdseligen Fürstin beschieden. Schon am 30. April des Jahres 793 verließ sie das Zeitliche, um das Ewige zu besitzen. In Metz wurde der edlen Toten die Ruhestätte bereitet. Der berühmte Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus Diakonus, der am Hofe Karls lebte, hat ihr eine zierliche Grabschrift gesetzt und nicht minderes Lob ihrer Schönheit gespendet wie der Lauterkeit ihrer Seele.

Auch die Kinder Hildegardens erfreuten sich meist nur eines kurzen Lebens. Von den Söhnen überlebte einzig der jüngste und unbedeutendste, Ludwig der Fromme, den Vater.

Wenn Karl auch durch das Hinscheiden der innigstgeliebten Gattin eine zeitlang in die tiefste Trauer versetzt war, so glaubte er doch bald, daß sein Haus der Hausfrau und das Land der Landesmutter nicht entbehren könne. Seine Wahl fiel auf die Tochter des ostfränkischen Grafen Rudolf, mit Namen **Fastrada**. Es mochte der jugendlichen Fürstin eine schwere Aufgabe zugefallen sein als Nachfolgerin der allbeliebten Hildegarde. Nicht immer scheint sie dieselbe Liebe und Achtung sich zu erwerben gewußt zu haben, die ihre Vorgängerin genoß. Am Hofe herrschten nicht mehr die schönen, friedlichen Zeiten wie vordem, und die Kinder der ersten Gemahlin Karls klagten über Zurücksetzung durch die Stiefmutter. Fastrada schenkte ihrem Gatten zwei Töchter, Theoderada und Hildtrud. Mag aber die Geschichte der dritten Gattin Karls nicht mit besonderem Ruhme gedenken, die Sage hat an ihre Person sich liebevoll angeschmiegt und sie mit ihren schönsten Blüten geziert. Am allgemeinsten bekannt ist die Erzählung, wie sie durch einen Ring, den Karl ihr geschenkt und in den ein Stein eingefügt war, welchen eine Schlange dem Kaiser gebracht hatte, die Liebe des Gatten derartig an sich kettete, daß derselbe niemals ihre Begleitung entbehren mochte. Und da sie bei ihrem Tode diesen Ring unter ihre Zunge verborgen hatte, so mochte Karl von einer Bestattung der Hingeschie-

denen nichts wissen, bis Erzbischof Turpin das Kleinod entdeckt und in die Fluten eines Teiches versenkt hatte.

Der zwei Jahre nach ihrer Vermählung gestorbenen Fränkin Fastrada gab Karl als Nachfolgerin die Schwäbin **Luitgarde**. Nicht lange genoß sie das Glück, die Gemahlin des mächtigsten Fürsten der Christenheit zu sein. Schon am 25. Juni 800 machte der unerbittliche Tod ihrem kurzen Dasein ein Ende. Sie muß eine wunderschöne Fürstin gewesen sein, wenn wir der wohl dem Leben nach gezeichneten Schilderung des am kaiserlichen Hofe lebenden Präzeptors Angilbert glauben dürfen. Derselbe erzählt einen Jagdausflug der kaiserlichen Familie in folgender Weise: „Inmitten ihres zahlreichen Gefolges schreitet des erhabenen Karls reizvolle Gemahlin Luitgard aus dem hohen Gemach in den Hofraum. Ihr Nacken streitet in Farbe und Glanz mit den Rosen und ihr aufgebunden Haar mit dem Schimmer des Purpurs. Goldborten halten ihren Mantel fest, Purpurbinden umwinden die schneeweißen Schläfen, doppelt in Purpur gefärbt glänzt das leinene Unterkleid, der Hals funkelt von Steinschmuck, und vom Haupte strahlt die Goldkrone. Wie sie so einhertritt im Kreise der Damen, weicht das Hofgesinde rechts und links von ihrem Wege. Sie besteigt das vorgeführte Roß und leuchtet in königlicher Hoheit vor der Schar der Edelinge, welche im Prangen der Jugendschöne und im Stolze männlicher Stattlichkeit die beiden Königssöhne Karl und Pipin umgeben. Jener, der des Vaters Namen erhalten hat, gleicht ihm auch an Gestalt, Antlitz und Geist, dieser erscheint in vollem Waffenschmuck als der gewaltige Krieger, als den er sich in manchen Kämpfen schon bewährt hat. Im Anschlusse an die Königin und die Prinzen strömt das Jagdgesinde in wirrem Getöse zu den Thoren hinaus. Dann kommen die Prinzessinnen mit ihrem zahlreichen Herren- und Damengeleite. An der Spitze reitet **Hrnottrud** ruhig und stolz. Ihr Blondhaar wird durch ein Purpurband zusammengehalten und auf ihrem Scheitel

schimmert ein Goldkrönlein. Nun glänzt **Bertha** aus der Damenreihe hervor, wie an Geist, so an Antlitz, Stimme, Aug- und Sinnesart ein Abbild des Vaters. Ihr blondes Haar ist mit Goldschnüren durchflochten und von einem Diadem umwunden. Ein Marderpelz umschlingt den Schnee des Halses, und die Nähte ihres Leibrockes sind mit blitzenden Edelsteinen besetzt. Hierauf kommt **Gisela** geritten, die blendend weiße Schöne. Purpurfäden durchziehen das zarte Gewebe ihres Schleiers, der auf den rosig angehauchten Hals und Nacken herniederfällt. Silbern schimmert ihre Hand, goldig ihre Stirn ihre Augen sprühen Sonnenfeuer, und mit anmutiger Sicherheit zügelt sie das rasche Roß. Hinter dem rennenden Schwarme, der die Schwestern umgibt, lenkt **Hrnotheid** in flüchtigem Ritte den Zelter. Haar, Nacken und Fuß erstrahlen ihr von farbigem Steinschmucke, und der Seidenmantel, vor der Brust durch eine Goldspange zusammengehalten, umfliegt ihre Schultern. Dann folgt **Theodora** mit blühendem Antlitz und goldrotem Haare. Sie trägt ein Halsband von Smaragden und einen mit dunkelm Rauchwerke besetzten Mantel. Auf feurigem Schimmel sprengt die fromme und prangende Jungfrau dahin. Endlich schließt **Hildtrud** die Reihe der Schwestern, und herrlich glänzt sie aus dem sie umgebenden Getümmel der reisigen Recken hervor, ihr Roß in der Richtung lenkend, wo der Forst den prächtigen Jagdzug in seinen Schattenhallen aufnimmt.“ Doch nicht allein in solch strahlendem Glanze werden uns die kaiserlichen Frauen vorgeführt, man erzählt uns auch von dem einfachen Alltagsleben und von dem wissenschaftlichen Streben derselben. Frauen und Töchter Karls mußten selbst für ihre eigene Bekleidung und die der männlichen Mitglieder des Hauses besorgt sein. Das Alltagskleid des ruhmgekrönten Herrschers war aus dem Gespinste der königlichen Frauen gefertigt. Auch in der Küche und im Keller, im Garten und im Hofe wußten die edlen Damen genauen Bescheid.

Vor allem aber legte Karl Gewicht darauf, daß seine ganze Familie an den geistigen Bestrebungen sich beteiligte, denen er selbst so sehr zugethan war. Er hatte eine Akademie gestiftet, die von dem berühmten Alkuin geleitet wurde. Die Königin Luitgarde, die Königstöchter Hruottrud, Bertha, Gisela werden als eifrige Mitglieder derselben genannt.

Der von dem kaiserlichen Poeten so glanzvoll geschilderten Gesellschaft wollte Karl nach dem Ableben der schönen Luitgarde ein erhabenes, kaiserliches Haupt geben. Er gedachte sich nämlich, mit der Kaiserin **Irene** von Konstantinopel zu vermählen. Da er schon lange mit der Idee sich trug, die Kaiserwürde und mit derselben die Herrschaft der Welt zu erwerben, so glaubte er diesen Gedanken am leichtesten verwirklichen zu können, wenn er durch eine Vermählung mit der Beherrscherin des Orientes den Osten und Westen zu einem großen Reiche verbinde. Irene wäre gern bereit gewesen, dem ruhmreichen Karl ihre Hand zu geben. Hatte sie doch aus Herrschbegierde den eigenen Sohn, für den sie die vormundschaftliche Regierung führte, verstümmeln lassen, um in dem Besitze der Herrschaft zu verbleiben. Aber dieser Frevel empörte ihre Unterthanen. Sie nahmen die Kaiserin gefangen, und Irene, die eine zeitlang hoffen mochte, als Gebieterin des Erdballes zu glänzen, vertrauerte den Rest ihres Lebens hinter düstern Mauern.

Mochte Karl die Kaiserin nicht als Gemahlin gewinnen, die Kaiserkrone setzte er im Jahre 800 auf sein Haupt.

Die Frauen am Hofe der Sachsenfürsten.

Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I.

Wie Heinrich der Sachse als der erste höchst bedeutende Fürst nach dem Ableben des großen Karl in der Geschichte des deutschen Volkes uns begegnet, so ist auch seine Gemahlin

Mathilde nach den im Obigen geschilderten Frauen die erste hervorragende Erscheinung.

Mathilde war die Tochter eines Urenkels des großen Sachsenherzoges Wittekind, der dem Frankenkönige Karl die Unterwerfung seines Nachbarvolkes so sehr erschwerte. Sie wurde bei ihrer Großmutter, welche nach dem Tode ihres Gemahles die stille Klosterzelle aufgesucht und hier bald mit Rücksicht auf ihre Frömmigkeit und ihre Herkunft die Würde der Äbtissin erworben hatte, im Kloster zu Herfodern erzogen. Hier sah sie eines Tages der Sohn des Sachsenherzoges Otto des Erlauchten, und sofort war derselbe entschlossen, um ihre Hand zu werben. Dem edlen Fürsten, Heinrich war sein Name, gab man gerne das Jawort, und im Jahre 909 wurde die schöne Mathilde des wackern Heinrichs Gemahlin. Die wilden, gewaltthätigen Zeiten ließen es nicht zu, daß die Männer der stillen, friedlichen Beschäftigung mit den Wissenschaften sich widmeten, sie mußten gewärtig sein, in jedem Augenblicke in innern und äußern Kämpfen das wuchtige Schwert zu schwingen. Daher bekunden ihre Sitten manches Schroffe und manche Rauheit. Auch Herzog Heinrich war von den Eigentümlichkeiten der Zeit nicht unbeeinflußt geblieben. Es hatte nun die hinter den Klostermauern sorgfältig erzogene Mathilde häufig Gelegenheit, mildernd, sänftigend und ausgleichend ihrem Gatten zur Seite zu stehen. Oft trat sie dem harten Urteile desselben mit ihrer Fürbitte entgegen, und bald galt sie allgemein als die Beschützerin der Bedrängten und Bedrückten. Auf Heinrich wirkte diese Art des Thuns sehr vorteilhaft ein. Als er einstmals durch die Untreue und Falschheit eines Dieners sich zur ungezügeltsten Leidenschaftlichkeit hatte hinreißen lassen, und Mathilde sich nun schluchzend an seine Brust warf und ihn bat, doch keine Handlung zu begehen, die ihn zu erniedrigen vermöchte, da gelobte dieser ihr und sich selbst, niemals in ähnlicher Weise von seiner Leidenschaft sich überwältigen zu lassen.

Herzog Heinrich war durch die Wahl der Franken und Sachsen zum Könige der deutschen Stämme erkoren. Nun wuchs auch der Wirkungskreis Mathildens, und ihrer angeborenen Güte, ihrem Mitleiden, ihrem Streben nach Hilfeleistung eröffnete sich ein weites Feld der Thätigkeit. Nun konnte sie mit ihren vermehrten Mitteln den durch die wilden inneren Kriege und die entsetzlichen Raubzüge der Ungarn um Hab und Gut Gebrachten Unterstützung, Förderung, Rettung bringen.

Die Ehe Mathildens war eine reich gesegnete. Sie schenkte ihrem Gemahle fünf treffliche und meist hochbegabte Kinder. Noch als Herzogin hatte sie einen Sohn, Otto, und zwei Töchter, Gerberga und Hedwig, geboren. Bald nach der Thronbesteigung ihres Eheherrn genas sie eines Sohnes, Heinrich nach dem Vater genannt, und noch im sechzehnten Jahre ihrer Ehe gab sie einem Sprößling das Dasein, der den Namen Brun erhielt. Wenig später verließ die ältere Tochter Gerberga das Vaterhaus; sie wurde dem Herzoge Giselbert von Lothringen vermählt. Ihre Stelle in der königlichen Familie wurde bald wieder ausgefüllt: der Erstgeborene vermählte sich mit dem lieblichen Königskinde aus England, mit Prinzessin Editha.

Das Verhältnis der königlichen Familie konnte dem ganzen Lande zum Muster dienen. Innige Liebe und Freundschaft verknüpfte alle Glieder mit einander. Mathilde besonders war bemüht, auf jegliche Weise das Glück der Ihrigen zu fördern. Aber wie sehr auch alle Kinder der Mutter Herz besaßen, eines bevorzugte sie doch in auffallender Weise vor den andern, das war der nach dem Vater benannte zweite Sohn Heinrich. Diese übergroße und schwächliche Vorliebe für den jüngern Sohn erscheint als dunkler Punkt in dem sonst so fleckenlosen Bilde der edlen Frau. Sie hat der Mutter, der Familie, dem Lande manch bitteres Leid und manch herben Kummer bereitet.

Der Gemahl Mathildens war durch sein königliches Walten, durch seine Kämpfe wider die Slaven und Ungarn zu hohem Ruhme gelangt, aber die Mühen des Lebens hatten auch früh seine Gesundheit geschwächt und den einstmals eisenfesten Körper gebrechlich gemacht. Daher gedachte er zeitig des Todes und schenkte seiner treuen Lebensgefährtin als Wittum seine schönen Güter zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Grona und Duderstadt. Auf weitaus schauender Höhe am Harze baute er für sich und seine Gattin die Ruhestätte, das Kloster Quedlinburg. Bald senkte Mathilde die irdischen Reste ihres Eheherrn in die von ihm selbst bestimmte Gruft.

Editha, die Gattin Ottos I.

Mit dem ältesten Sohne Heinrichs, mit Otto I., bestieg die gute Editha den Thron. Sie war eine Fürstin aus dem stammverwandten Königsgeschlechte der Angelsachsen, König Edwards Tochter und eine Schwester König Athelstans. Dieser hatte sich hoch geehrt gefühlt, als der die Welt mit seinem Ruhme erfüllende deutsche König Heinrich für seinen ältesten Sohn um die Hand seiner Schwester warb. Er sandte bereitwilligst Editha an den sächsischen Königshof, schickte sogar seine Schwester Elgiva noch mit, auf daß der deutsche Fürstensohn nach seinem Geschmacke die Gattin sich küre. Editha wurde von Otto gewählt und unter großen Feierlichkeiten ihm verbunden. Als Morgengabe schenkte der glückliche Gatte der lieblichen Genossin Magdeburg und viele Güter in Sachsen. Groß war die Freude des hohen Paares, als nach einem Jahre ein Sohn ihnen geboren wurde. Der künftige Erbe und Stammhalter erhielt den Namen Ludolf. Wohl selten ist ein Kind mit solchen Hoffnungen begrüßt worden, wohl selten schien einem Sterblichen in dem Maße das Glück zu lächeln, und doch, wie eitel waren die Hoffnungen, wie unvollkommen erwies sich das Glück!

Auch den erlauchten Eltern brachte die Zukunft manches Leid. Editha sah ihren Gatten, der dem Vater in der Herrschaft gefolgt war, in greuelvolle Thronstreitigkeiten verwickelt. Herrschsucht waffnete Bruder gegen Bruder, und die Bevorzugung des zweiten Sohnes vor dem ersten durch die Mutter Mathilde hatte nicht wenig dazu gedient, die Waffen zu schärfen. Indes Otto blieb Sieger. Als am hochheiligen Weihnachtsfeste (941) der Gesang der Himmlischen: „Friede auf Erden den Menschen“ an Ottos Ohr und zu seinem Herzen drang, da verzieh er auf Fürbitten der Mutter dem reuigen Bruder, und so war der Friede zurückgekehrt, der die beste Familie so lange geflohen.

Der Mittelpunkt, um den alles Gute und Schöne in der königlichen Familie sich sammelte, war die Königin Editha. Gleich ihrer Schwiegermutter sänftigte und beschwichtigte sie den manchmal stürmischen Eheherrn; sie war zur Fürbitte stets bereit, und fast nie vermochte Otto der schönen und guten Fürsprecherin eine Bitte zu versagen. Große Verdienste erwarb sie sich eines Tages um den Frieden in der königlichen Familie. Nach dem Tode König Heinrichs hatte Mathilde aus den ihr zugefallenen Gütern reiche Gaben an Arme und Verlassene gespendet. Sie hatte im Winter im Freien Feuer anzünden lassen, um Fremden und Wanderern eine Erleichterung zu verschaffen, sie errichtete Futterstellen, um die Tiere des Feldes und des Waldes vor Hunger zu schützen. Boshafte Schwätzer erzählten nun den Söhnen der Königin, die Mutter vergeude an Unwürdige die Schätze des Vaters. Otto und Heinrich geboten infolge dieser Anschwärzung der Mutter, ihren Witwensitz zu verlassen und im Kloster den Rest ihres Lebens zu verbringen. Mit Geduld und Ergebung ertrug die alte Königin das unkindliche Thun ihrer Söhne. Ja, sie entschuldigte Otto, weil sie diesen gegen Heinrich so oft zurückgesetzt, nur über ihren Liebling Heinrich erging sie sich in Klagen. Doch auch ihn betrachtete sie nur als Verführten, Verirrten.

Als Mathilde ihr Wittum verlassen und in die Heimat ihrer Väter zurückgekehrt war, da traf manches Ungemach die Söhne. Nun wurde Editha der rettende Engel. Sie überredete den Gatten und den Schwager, das an der Mutter verübte Unrecht zu sühnen, und nichts vermochte von da an, das herzliche und innige Verhältnis zwischen Mathilde und ihren Kindern zu stören.

Doch die liebliche Editha, die 19 Jahre lang das Glück und die Wonne ihres Gatten gewesen, dem sie zwei herrliche Kinder, Ludolf und Liutgarde, geschenkt, die der Schutz aller Bedrängten, der Schirm aller Verfolgten genannt wurde, fand schon bald das Ende ihrer Tage. Unerwartet riß der unerbittliche Tod sie aus der Mitte ihrer Lieben. In Magdeburg, in dem Kloster des heiligen Moritz, welches Otto ihrem Wunsche gemäß auf ihrem Wittume hatte errichten lassen, fand sie die letzte Ruhestätte. In der spätern Zeit hat die dankbare Nachwelt der edlen Fürstin ein prachtvolles Denkmal errichtet, einen Sarkophag, eines der erhabensten Werke deutscher Kunst.

Mehr noch als die Nachwelt verehrten die Zeitgenossen die erhabene Fürstin. Sie galt ihnen wegen ihrer Frömmigkeit und ihrer Güte gleich einer Heiligen. Zahlreiche Erzählungen, die im Munde des Volkes lebten, liefern dafür den Beweis. Einstmals, so heißt es, verbot König Otto der Gemahlin, noch ferner ihre Hand den Armen zu öffnen, da sie allzu freigebig seine Schätze gespendet. Um sie zu prüfen, ob sie seinem Befehle gehorche, verkleidete er sich als Bettler und mischte sich unter die Schar der Almosensammler. Als Editha im Festschmucke aus der Kirche kam, drängte er sich an dieselbe und bat flehentlichst um eine Gabe. Sanft verweigerte die Königin die Bitte und sagte entschuldigend, sie habe nichts als ihre Kleider. „Wie glücklich würde mich schon ein Ärmel deines Gewandes machen,“ erwiderte der Bettler. Gerührt überließ Editha das Gewünschte dem Bitten-

den, eilte nach Hause und erschien an der Tafel in einem andern Mantel. Scheinbar erstaunt fragte Otto nach dem Grunde des Kleiderwechsels. Verlegen stotterte Editha eine Ausflucht. Die ließ der Gatte nicht gelten und befahl, das abgelegte Kleid zu holen, die Gattin zu beschämen. Doch, o Wunder! an dem herbeigeholten Gewande befanden sich beide Ärmel, und der König bekannte nun, der Himmel habe die erprobt gefunden, die er habe auf die Probe stellen wollen.

Adelheid, die zweite Gemahlin Ottos des Großen.

Adelheid war eine burgundische Prinzessin. Sie war zuerst vermählt mit dem italienischen Könige Lothar. Nach dessen wohl durch Berengar von Ivrea herbeigeführtem Tode wurde sie von diesem gedrängt, die Gattin seines Sohnes zu werden. Sie weigerte sich, wurde deshalb in einem Turme am Gardasee gefangen gehalten, durch einen treuen Diener befreit und zu dem Bischofe Adelhard von Reggio gebracht. Nun trat sie mit dem deutschen Könige Otto in Verbindung, machte ihn zum Vertreter ihrer Rechte und wurde bald die zweite Gemahlin dieses ritterlichen Fürsten (vergl. Seite 254 u. 55). Eine schöne und kluge Lebensgefährtin hatte Otto gewonnen, wohl geeignet, den herben Verlust, den er durch den Tod Edithas erlitten, in etwa zu ersetzen.

Allgemein rühmte man von Adelheid, daß auf sie des Dichters Worte Anwendung fänden, die sie priesen als:

Schön, anmutig, gescheit, bescheiden, holdselig und gütig,
Adlig durch Schönheit und Geist wie durch erlauchtes Geblüt.

Doch nicht alle in Ottos Reich waren entzückt von der neuen Königin. Ludolf, der Sohn Edithas, fürchtete sie. Er glaubte, durch sie des Vaters Liebe und Gunst zu verlieren, und sann deshalb darauf, mit den Waffen in der Hand,

seine Stellung und sein Recht zu wahren. Adelheid war mit ihrem Gatten aus Italien nach Deutschland gekommen. Sie schenkte demselben schon bald einen Sohn, der den Namen des Großvaters erhielt, Heinrich. Auch dieses Ereignis beachtete Ludolf mit Unruhe. Er ergriff die Waffen, kämpfte mit dem Vater und wurde besiegt. Der Adelheid Sohn, Heinrich, starb schon bald, auch ein zweiter, Brun, sank früh ins Grab. Erst der dritte, nach dem Vater Otto genannt, war lebenskräftig. Der wurde, als Otto sich anschickte, die Kaiserkrone sich und seiner Gattin aufs Haupt zu setzen, zum Nachfolger gewählt, dann begab sich die königliche Familie nach Rom, und hier wurde Adelheid an der Seite ihres königlichen Eheherrn mit der höchsten Krone der Christenheit geziert. Der Rückzug des kaiserlichen Paares war ein ununterbrochener Triumphzug. Durch Schwaben und Franken führte der Weg, über Heinsheim, wo der junge Otto weilte, und Ingelheim nach Köln. Hier begrüßte die alternde Mutter Mathilde die Kinder. Auch die mit dem Könige von Frankreich vermählt gewesene Schwester des Kaisers, Gerberga, und Hedwig, eines Herzoges Witwe, fanden sich ein in dem Palaste ihres Bruders Brun. Es war ein einzig schönes Fest des Wiedersehens nach langer Trennung, und die alte Königin war der Mittelpunkt desselben; alle ihre Kinder und Enkel umgaben sie hier noch einmal. Aber nicht allein das königliche Haus erfreute sich des Glückes und der Ehre des kaiserlichen Paares, das ganze Volk nahm nicht mindern Anteil: „Kein Ort“, so sagt ein Geschichtsschreiber, „ist jemals durch solchen Glanz verherrlicht worden.“ Von der kaiserlichen Mutter aber sagte der Bischof Balderich von Utrecht mit den Worten der Schrift: „Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du seheſt das Glück Jerusalems dein Leben lang und seheſt deiner Kinder Kinder.“

Es war das letzte Mal, daß die erhabene Familie in solcher Weise vereint war. Bald riß der Tod empfindliche

Lücken in den schönen Kreis. Hedwig, die jüngste Tochter Mathildens, starb zuerst, dann folgte ihr jüngster Sohn, Brun. Starken Herzens ertrug die Mutter diese Schicksalsschläge: „Lasset uns nicht trauern, wie diejenigen, die keine Hoffnung haben," so sagte sie, „meine Lieben sind mir ja nur vorangegangen, und ich folge ihnen bald nach." Ihre Ahnung ging in Erfüllung. In Quedlinburg, wo einstmals König Heinrich das Leben geendet, war auch ihr das Ende der Tage bestimmt. An der Seite ihres Gemahles fand sie, wie sie es im Leben bestimmt, im Tode die Heimstätte. Mit ehrfurchtsvoller Bewunderung sah die Mitwelt auf die Gemahlin des Gründers des deutschen Reiches, die Mutter des Erneuerers der Kaiserwürde, des tapfern Baiernherzoges und des weisen, heiligen Kölner Erzbischofes; mit Stolz soll die Nachwelt ihren Namen nennen, denn mit demselben sind die rühmlichsten Erinnerungen der deutschen Geschichte verknüpft.

Theophano, die Schwiegertochter Adelheids und die Gemahlin Ottos II.

Die mit so großem Ruhme erworbene Kaiserkrone gedachte Otto I. nicht nur seinem Hause zu erhalten, sondern noch in erhöhtem Glanze leuchten zu lassen. Deshalb warb er für seinen Sohn um die Hand der griechischen Kaisertochter Theophano. Was Karl der Große schon geplant, es sollte nun Wirklichkeit werden. Rom und Konstantinopel waren ausersehen, das Diadem der deutschen Fürsten mit ungeahnter Glorie zu zieren. Indes der griechische Kaiser Nikephoros wollte von einem römischen Kaiser deutscher Nation nichts wissen. Er betrachtete sich selbst als des Erdballes Beherrscher und nannte Otto einen Räuber seiner Rechte. Seine Gesandtschaft wurde mit Grobheit und Geringschätzung behandelt und unverrichteter Dinge in die Heimat entlassen. Doch bald wurde Nikephoros ermordet, und nun schickte sein Nachfolger dem deutschen Fürstensohne die griechische Prinzessin.

In Rom wurden Otto und Theophano feierlichst verbunden. Den Heiratsvertrag, niedergeschrieben auf einer sehr langen Rolle von violettem Pergamente mit eingemalten Tierfiguren, deren Rand ringsum reich verziert war, legte man nieder im Kloster Gandersheim. Als köstlichstes Geschenk aber der griechischen Fürstin pries man den Leichnam des hl. Pantaleon, der in Köln in der nach ihm benannten Kirche zur Verehrung der Gläubigen ausgesetzt wurde.

Nicht lange nach der Vermählung des Sohnes segnete Otto I. das Zeitliche. Den noch jugendlichen Nachfolger Otto II. leitete anfangs die Mutter Adelheid. In den Urkunden jener Zeit wird sie als Mitregentin des Reiches bezeichnet. Doch allmählich wurde sie verdrängt durch das griechische Kaiserkind. Theophano war lange Zeit den Deutschen eine wunderbare Erscheinung. Andere Sprache, andere Kleidung, andere Bildung und Sitte, andere Gewohnheiten brachte sie aus dem fernen, einer mehr als tausendjährigen höchst bedeutsamen Kultur sich erfreuenden Oriente. Lange Zeit thaten Otto I. und ihr Gemahl Otto II. nichts, die fremde Fürstin dem deutschen Volke zu nähern. Sie schmückten sie mit ungewöhnlicher Pracht, schufen ihr einen glanzvollen Hofstaat und gaben ihr herrliche Feste. Doch Theophano wollte keine neugierig angestaunte Wundererscheinung in der neuen Heimat sein. Sie lernte die Sprache, eignete sich die Sitten und Gebräuche ihrer Unterthanen an und wurde bald durch Gesinnung und Handlungsweise ein wahres Mitglied der großen deutschen Völkerfamilie. Dadurch wurde sie auch befähigt, den Einfluß, den anfangs Adelheid bei ihrem Gemahle besessen, auf sich hinüberzuleiten. Die feine Bildung, der kräftige, zielbewußte Wille der schönen Griechin bezauberte Otto mehr und mehr. Diese schenkte ihrem Gatten zwei Töchter; die eine wurde nach der Großmutter Adelheid genannt, die andere erhielt den griechischen Namen Sophia. Beide wurden schon

früh dem Klosterleben bestimmt. Die älteste kam nach Quedlinburg, die jüngere nach Gandersheim. In beiden Klöstern geboten kaiserliche Prinzessinnen als Äbtissinnen. Endlich genas Theophano eines Söhnleins. Es ist in der Geschichte als Otto III. bekannt.

Als die Mutter des Kaisers ihren Einfluß immer mehr abnehmen sah, verließ sie freiwillig ihre hohe Stellung. Sie begab sich in ihre Heimat Burgund und widmete sich hier, beeinflußt durch das Kloster Cluny, den Werken der Frömmigkeit und Gottseligkeit.

Otto II. hatte zwar eine griechische Kaisertochter zur Gemahlin erhalten, aber die Mitgift, die er erhofft, nämlich das griechische Italien, war ihm nicht zu teil geworden. Ein Versuch, dieselbe mit den Waffen zu erstreiten, mißlang. Bald war ihm auch das Ende seiner Tage beschieden. Nun mußte Theophano für ihren unmündigen Sohn Otto die Regierung übernehmen. Mit männlicher Kraft und mit fast über den gewöhnlichen Grad weiblicher Begabung hinausgehender Klugheit lenkte sie die Geschicke der ihr anvertrauten Völker. Friede, Wohlstand, Glück herrschten an allen Orten, und die Zeiten dieser vormundschaftlichen Regierung werden zu den glücklichsten Perioden der deutschen Geschichte gerechnet. Nun genießt die, wenn auch noch so junge, doch schon so viel geprüfte Fürstin das allgemeinste Ansehen, und selbst solche, die früher in ihr mehr die Ausländerin und die Verbreiterin fremder Sitten und fremder Trachten sehen wollten, als die angestammte, dem Volke gleichgeartete Fürstin, verstummen mit ihren Anschuldigungen und werden zu aufrichtigen Bewunderern. Nachdem Theophano eine zeitlang des Reiches Ehre gewahrt, des Sohnes Rechte geschützt, der Völker Wohlstand gefördert, ereilte sie unerwartet, mitten im Drange der Geschäfte, der Tod. Ihre unermüdliche, sich selbst nie genügende Thätigkeit scheint allzufrüh ihre Kräfte erschöpft zu haben. In Köln, in der Kirche des hl. Pantaleon, wo ihr Oheim Brun, der

heilige und weise Erzbischof, sein Grab gefunden, ruhen ihre Gebeine. Das deutsche Volk wird immer mit Bewunderung und mit Liebe aufblicken zu dieser „Blume aus dem Oriente, die, mit all ihren Wurzeln ausgegraben, in der neuen Heimat in wunderbarer Weise wuchs und blühte.

Nicht so hat die Geistlichkeit über die erhabene Fürstin geurteilt. Denn obgleich sie, was den Ernst ihrer religiösen Richtung anbelangt, in nichts sich unterscheidet von den anderen königlichen Frauen, von Mathilde, Editha, Adelheid, obschon sie ihre Töchter veranlaßte, den Schleier zu nehmen, — sie wurden Äbtissinnen zu Quedlinburg und Gandersheim —, so hat sie dennoch wenig Gnade gefunden vor dem geistlichen Chronisten jener Zeit. Er berichtet, es sei die edle Fürstin in jämmerlicher Gestalt nach ihrem Tode einer Nonne erschienen und habe um deren Fürbitte gefleht. Als die Klosterfrau nach dem Grunde ihres Elendes gefragt, da sei ihr von der Erscheinung die Antwort zuteil geworden, sie müsse büßen, weil sie manchen unnützen Weiberschmuck, der den Frauen in Deutschland bis dahin fremd geblieben, dort bekannt gemacht und durch ihren eigenen Schmuck auch andere veranlaßt habe, darnach zu trachten. Für diese Sünde habe sie jetzt zu büßen, aber sie hoffe, daß sie bald durch die Fürbitte frommer Seelen Erlösung finde.

Es spricht sich in dieser Erzählung der Glaube aus, daß Theophano den Putz und die Prachtliebe des Morgenlandes in das Abendland übertragen habe. Und doch hat mehr wie die Mutter der Sohn diesem Streben gedient. Der wollte, wie wir Seite 282 erzählt, die Völker des Abendlandes in eine ideale römische Republik vereinigen.

Mag nun auch Theophano nicht wie die königlichen Frauen Mathilde und Adelheid unter die Heiligen versetzt sein, immerhin ist sie eine Fürstin, die unserm Vaterlande Heil gebracht.

Nach dem Tode der Mutter wurde die Großmutter Adelheid die Stütze des jungen Otto, für dessen sorgsame Erziehung

sie eifrigst bedacht war. Der wurde unter der Leitung des gelehrtesten Mannes seiner Zeit, des französischen Geistlichen Gerbert, ein Wunder von Gelehrsamkeit. „Gebildeter als alle Gelehrten“ („litteratis litteratior“) nannte ihn die Welt. Als er selbständig die Herrschaft übernahm, zog sich Adelheid wieder in die Heimat zurück, um sich frommen Übungen zu widmen. Mit dem Abte von Cluny stand sie in enger Verbindung, und der hat der Nachwelt ihr Andenken bewahrt. Sie starb im Jahre 999 im Elsaß zu Selz und wurde daselbst in dem von ihr begründeten Kloster begraben.

Merkwürdig und folgenreich ist das Leben dieser Fürstin. Eine burgundische Königstochter wird die Gemahlin eines italienischen Fürsten, stürzt von der Höhe des Thrones in die Tiefe der Gefangenschaft, steigt aus dem Abgrunde des Elendes zu dem Gipfel menschlicher Macht, vereinigt mit der italienischen Königskrone die Kaiserkrone und endet ihr Leben als Büßerin in einem deutschen Kloster. Kein Wunder, daß diese merkwürdigen Schicksale schon früh ihre Darsteller gefunden; aber auch heute noch verweilt das Auge jedes Freundes unserer großen Vergangenheit gern bei diesem anziehenden Bilde.

Die Frauen am Hofe der salischen Kaiser.

Agnes, die Gemahlin Heinrichs III.

Zwischen den Flüssen Loire und Garonne im Herzogtume Aquitanien herrschte zur Zeit Heinrichs III. Wilhelm V., der Große. Er stammte von den letzten selbständigen Herrschern Italiens und verband mit diesem Ruhme der Herkunft eigene große Macht. Sein Hof war der Sammelpunkt für alle nach heiterem Lebensgenuß Trachtenden und für alle Liebhaber von Glanz und Pracht. In dieser glanzvollen und freudenreichen Umgebung wuchs die Tochter des Herzoges, Agnes, heran.

Aber nicht allein die Vergnügungen des Hofes beeinflußten das jugendliche Gemüt dieser Fürstin, auch der Geist der Klosterzelle blieb ihr nicht fremd. Das Kloster Cluny, mit seinem Streben nach Entsagung, nach Abtötung und Kasteiung einen so schroffen Gegensatz bietend zu der Genußsucht und dem leichtfertigen Leben der Bewohner von Aquitanien, stand in naher Beziehung zum Herzogshofe, und Agnes sah neben der Pracht des Ritters die dürftige Tracht des Klosterbruders. Diese Fürstin hatte Heinrich III. zu seiner Gemahlin bestimmt. Anfangs wollten die Mönche von Cluny die Verbindung verhindern. Sie glaubten in der wenn auch nicht allzu nahen Verwandtschaft von Heinrich und Agnes ein Hemmnis für die beabsichtigte Ehe finden zu müssen. Ihre Mahnung war vergeblich. Nachdem Heinrich den Vater, der manche Bedenken in betreff der Macht seines Schwiegersohnes vorbrachte, zufriedengestellt, konnte die Vermählung mit königlicher Pracht gefeiert werden.

Nicht in Aquitanien allein war die Verlobung Heinrichs mit bedenklichen Augen betrachtet worden, auch in Deutschland sahen manche mit Sorge dem Einzuge der fremden Fürstin entgegen. Hier hatten sich die alten, einfachen Sitten und Moden, die zur Zeit der Sachsenkaiser geherrscht, bedeutend geändert. Die ungewöhnliche Art, sich den Bart zu scheren, die Röcke zu kürzen, statt der einfachen und dauerhaften Zieraten Flitter und Tand zu wählen, konnte namentlich als eine Eigentümlichkeit der Hofschranzen erkannt werden. Auch König Heinrich war, wie manche mit Befremden bemerkten, diesem Wesen nicht abhold und verkehrte gern mit solch geputzten Höflingen und mit schön gezierten Frauen. Wie sollte es aber erst werden, wenn an diesem schon jetzt so leichtlebigen Hofe noch die aquitanische Fürstin ihren Einzug halte, wenn mit ihr noch die leichtfertigen und leichtwiegenden Begleiter aus der Fremde kämen. Würde ihr Einfluß nicht noch ein viel schlimmerer werden, als den einstmals die Kaisertochter

aus dem Oriente geübt haben sollte. Nun glaubten die Gaukler, Possenreißer, Spielleute, Bänkelsänger ihre Zeit gekommen. In hellen Haufen strömten sie nach Ingelheim, um bei der Vermählungsfeier sich Dank und Schätze zu verdienen. Mit frohen Hoffnungen waren sie gekommen, mit getäuschten Erwartungen zogen sie von dannen. Heinrich machte allen Befürchtungen ein Ende, indem er sich mit Entschiedenheit von dieser leichten Gesellschaft wegwandte. Der Gattin vermachte er als Morgengabe bedeutende Güter in Franken, Hessen und Sachsen.

Hochgeehrt lebte Agnes in der neuen Heimat. Die Verbindung mit dem Vaterhause und dem Kloster Cluny hielt sie bei. In Deutschland war sie schon vor ihrer Vermählung zu Mainz mit der Königskrone geziert worden, in Rom erhielt sie an der Stelle, wo vor 246 Jahren der große Franke die Kaiserkrone sich erworben, das höchste Diadem der Christenheit. Doch alle diese Ehren waren nicht imstande, den Kummer zu beschwichtigen, den ihr der Mangel eines Thronerben verursachte. Schon lange hatte die Geistlichkeit Gebete angeordnet, es möchte Gott dem Herrscherpaare den Stamm erhalten, dem Lande den Thronfolger bescheren. Erst nach Jahren ging der allgemeine Wunsch in Erfüllung. Agnes gebar im siebenten Jahre ihrer Ehe einen Sohn. Wohl selten ist ein Kind mit solcher Sehnsucht erwartet, mit solcher Freude begrüßt, mit solch frohen Hoffnungen begleitet und mit solch herzlich gemeinten Segenswünschen empfangen worden. Wie wenig entsprach die Zukunft dieses Kindes den gehegten Erwartungen! Der Thronerbe war der nachmalige Heinrich IV.

Der Vater ließ dem Sohne sogleich von den zahlreich herbeigeeilten Fürsten ohne Wahl Gehorsam und Treue als künftigem Thronfolger schwören. Der berühmte Abt Hugo von Cluny wurde sein Pate. Anfangs erhielt er den Namen Konrad, den er später mit Heinrich vertauschte. Bald wurde ihm auch in Aachen, in Kaiser Karls Stadt, die Königskrone

aufs Haupt gesetzt. Schon nach wenigen Jahren war das Kind eine vaterlose Waise. An seiner Stelle führte seine Mutter Agnes die Regierung. Aber die herrschsüchtigen deutschen Fürsten beraubten sie des Sohnes und der Macht. Nun vertauscht sie den Thron mit der klösterlichen Stille. Auf ihren Gütern widmete sie sich den Werken der Frömmigkeit und Abtötung. Bald trägt sie an Stelle der weltlichen Kleider das demütige Gewand der Klosterfrauen; sie verläßt ihre Heimat und zieht hinüber nach Italien, nach Rom, um hier den Ideeen zu leben, die sie von Cluny empfangen. Mochte das Geschick des Sohnes sich noch so wechselvoll gestalten, mochte sie mit eigenen Ohren hören müssen, wie das Oberhaupt der Christenheit den ersten Fürsten der Christenheit, den Träger der Krone, an die man die Weltherrschaft geknüpft dachte, aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausschloß, ihr Herz fand Trost im Beten und Fasten, in Abtötung und Kasteiung. Nicht lange ertrug ihr schwacher Leib die übermäßigen Übungen. Sie starb in Rom 1077 und wurde im hohen Dome in der Kapelle der hl. Petronella begraben. Die glanzvolle Fürstin, die übereifrige Büßerin ist das Produkt der am Hofe in Aquitanien und hinter den Klostermauern von Cluny herrschenden Bestrebungen.

Bertha, die Gemahlin Heinrichs IV.

Die Markgrafschaft Susa, nach Osten reichend bis zur Dora Baltea und dem Po in Italien, nach Westen die burgundischen Gebiete umfassend, wurde beherrscht von der Markgräfin Adelheid. Diese hatte eine Tochter, Bertha, welche von Heinrich III. seinem erst 5 Jahre zählenden Sohne als künftige Gemahlin bestimmt wurde. Die Mutter sandte die jugendliche Braut an den Kaiserhof, damit sie dort zur vollendeten Jungfrau heranwachse. Der allzu frühzeitige Tod Heinrichs III. verdüsterte auch die Geschicke Berthas. Wie die Fürsten in

die Erziehung und in die Regierung Heinrichs IV. vielfach eingriffen, so beeinflußten sie auch die Regelung seines Hausstandes. Sie zwangen ihn gewissermaßen, um ihn dem Umgange mit lockern Genossen zu entziehen, die ihm schon lange verlobte Braut als Gattin heimzuführen.

Erst nach langem Widerstreben hatte Heinrich zu der am 13. Juli 1066 gefeierten Vermählung sich verstanden. Aber mochte Bertha die Königin des deutschen Reiches, die Gemahlin Heinrichs IV. genannt werden, sie lebte einsam und freudlos, denn ihr Gatte betrachtete sie nur als Werkzeug übermütiger Fürsten, als eine Last, die abzuschütteln er augenblicklich nicht vermöchte. Aber nur solange gedachte er dieselbe zu tragen, bis es seiner Umsicht und Klugheit gelungen wäre, durch Versprechungen, Bestechungen, Belohnungen eine Anzahl Fürsten zu gewinnen, die seinem Streben nach Trennung dieser Zwangsehe entgegenkommen würden. Seine Bemühungen waren bald mit Erfolg gekrönt. Manche Fürsten waren durch seine lockenden Versprechungen berückt worden. Deshalb hoffte Heinrich, auf einem Fürstentage zu Mainz der lästigen Fessel ledig zu werden, da erschien ein päpstlicher Legat und bedrohte jeden mit dem Banne, der dem Begehren des Königes Unterstützung leihen würde. Nun bestürmte man allerseits den von der Höhe seiner Hoffnungen niedergestürzten König; man erinnerte ihn an die Jugend, die Güte, die Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin, man drohte mit der Rache der mächtigen Verwandten, man versprach ihm Freundschaft und Treue, — man erreichte das gewünschte Ziel. Heinrich versprach, er wolle sich mühen, die schwere Last nach Kräften zu tragen.

Wie leicht, wie angenehm sollte sie ihm werden! Von dem Reichstage begab sich der König nach Goslar, es begleitete ihn Bertha. Die anmutige Erscheinung, die unendliche Liebe, die engelgleiche Güte, die wunderbare Geduld der edlen Fürstin siegten über die vorgefaßten Meinungen Heinrichs, sie zwangen ihn zur Anerkennung, Bewunderung, — Liebe. Von nun an

gehörten Gatte und Gattin unverbrüchlich zu einander; was das Leben auch bringen mochte, dieses Fürstenpaar war gewillt, alle Freuden, alle Leiden gemeinsam zu ertragen. Im August des Jahres 1071 beglückte Bertha den König durch die Geburt eines Stammhalters und Thronfolgers.

Den Frieden im Hause hatte Heinrich durch den Sieg über sich selbst erworben, der Friede mit seinen Unterthanen wurde ihm nicht zu teil. In wildem Aufruhre erhoben sich gegen ihn die Sachsen. Die königlichen Burgen, die er in ihrem Lande errichtet, wurden von den Empörern bestürmt. In einer derselben, dem Spatenberge, weilte die Königin. Sie sah der Zeit ihrer Entbindung entgegen. Heinrich, der sich nur durch heimliche Flucht von seiner stolzen Harzburg hatte retten können und nun, Hilfe suchend, im Reiche umherzog, hatte den Abt von Hersfeld gebeten, sich seiner Gattin anzunehmen. Der wackere Kirchenfürst willfahrte seinem Herrn. Mit seinen Mannen durchbrach er die Reihen der Belagerer und führte die befreite Fürstin in die gastlichen Räume seines stillen Klosters. Hier genas sie eines Knäbleins, das man, weil ihm nur eine kurze Lebensfrist beschieden zu sein schien, sofort ohne weitere Feierlichkeiten taufte. Konrad nannte man es nach Heinrichs Großvater.

Bald erstürmten die Sachsen die stolzen Königsburgen. Auch die Harzburg fiel in die Hände der Sieger. Mit unerhörter Barbarei wurde die schöne Feste vernichtet. Selbst die Kirche wurde nicht verschont; die Gräber des Herrscherhauses — es ruhten auf der Burg der früh verstorbene Erstgeborene des Königes und sein Bruder — wurden durchwühlt und verunehrt. Mit welchen Empfindungen die schwache Königin die Botschaft von den Greuelthaten der wütenden Bauernhorden vernahm, ist leicht verständlich, aber noch schlimmere Botschaft harrte der Unglücklichen. Zu den alten Feinden ihres Gatten gesellte sich nun ein neuer, das war der Papst.

Gregor VII. sprach über Heinrich IV. den Bann aus; die deutschen Fürsten drohten dem Könige mit Entsetzung; da beschließt dieser nach Italien zu ziehen, um eine Aussöhnung mit dem Kirchenoberhaupte zu erwirken. Verrat, Feindschaft, Feigheit hatte Heinrich bei den Männern gefunden, Treue, Liebe, Mannesmut bewährte ihm die Gattin. Von der Wiege eines nur wenige Monden zählenden Töchterleins riß Bertha sich los, um in der rauhesten Jahreszeit, durch Wind und Wetter, über Berg und Thal, über Schlünde und Abgründe, durch ewige Schnee- und Eisfelder die stete Begleiterin, die liebevolle Trösterin ihres Gatten zu werden.

Der Übergang Heinrichs über die Alpen ist eines der merkwürdigsten Ereignisse in der Weltgeschichte. Mag die hohe Geschichtschreibung sich mühen, die Züge eines Hannibal, Karl des Großen, Napoleon in wunderbarem Lichte erstrahlen zu lassen, die Thaten und Leistungen dieser Männer erbleichen vor dem Glanze, der ausstrahlt von der Geduld, der Liebe und Treue einer flüchtigen deutschen Königin. In einer Zeit, wo der Winter wütete, daß monatelang die größten Flüsse Roß und Reiter tragen, eilt sie hinaus in alle Schrecknisse der Natur, um dem geliebten, fast von allen verlassenen Gatten als starke Stütze zu dienen.

Die Schrecknisse der Natur wurden überwunden, die Gesinnungen des Papstes schienen unveränderlich. **Vor** Canossas Mauern sah Bertha den Sohn des gewaltigen Heinrich III. im Büßergewande, in Schnee und Eis, **in** Canossas Mauern weilte der unerbitterliche Gregor VII. Da eilt sie in die Burg, umklammert die Kniee der Burgherrin, beschwört sie, die Fürsprecherin ihres Gatten zu werden, und — Heinrich wurde vor den Papst geführt und vom Banne gelöst.

Nicht lange nach diesen schrecklichen Zeiten ist Bertha wieder in der Nähe Gregors. Heinrich hat durch den Tag von Canossa den Frieden mit dem Papste nicht gefunden. Seine weiteren Kämpfe mit Gregor führen ihn nach Rom. Sieg-

reich zieht er mit der Gattin in die Weltstadt ein. Ein neuer Papst wird an die Stelle des abgesetzten Gegners von Heinrichs Anhängern erhoben. In der hohen Peterskirche schmückte derselbe die Stirn des königlichen Paares mit dem Diademe der Weltherrschaft; Gregor saß, eingeschlossen von den Truppen des Kaisers, in der Engelsburg. Heinrich schien den großen Kampf seines Lebens siegreich zu Ende geführt zu haben. Es schien so, aber es war eine Täuschung. Neue Kämpfe harrten seiner. Der auf der Flucht seiner Mutter in Hersfeld geborene Konrad gesellte sich den Feinden des Vaters, ein anderer Sohn, Heinrich, folgte seinem Beispiele. Auch in diesem unnatürlichen Kampfe der Kinder gegen den Vater ist Bertha die treueste Stütze ihres vielgeprüften und mit Leiden überhäuften Gemahles. Sie wußte ihm die Wankenden zu halten, die Zürnenden zu versöhnen, die Treuen zu belohnen. Aber endlich versagte ihre Kraft. Der zarte Körper erlag den unerhörten Mühen, Anstrengungen und Sorgen. Schon im Jahre 1087 sank sie ins Grab. Die Zeitgenossen — Freunde und Feinde — haben der edlen Frau ihre Bewunderung gezollt, in der Geschichte aber lebt sie ewig als Muster von Liebe und Treue.

Frauen der Staufer.

Agnes, die Stammmutter der Staufer.

Als Bertha von Susa mit ihrem Gemahle Heinrich den Gang nach Canossa antrat, da mußte sie scheiden von einem erst wenige Monden zählenden Töchterlein, das die Eltern nach der Großmutter Agnes genannt hatten. Dieses königliche Kind war bestimmt, die Stammmutter glänzender Fürstengeschlechter zu werden, der Staufer und der Babenberger.

Agnes wurde schon im Kindesalter von dem Vater mit dem wackern Friedrich von Büren verlobt. In den vielen

Kämpfen, die der König zu bestehen hatte, war dieser Fürst sein treuester Gefährte. Zum Lohne dafür erhob Heinrich ihn zum Schwiegersohne und gab ihm das Herzogtum Schwaben als Lehen. Mit feierlichem Manneworte und mit frommem Schwure verband sich der edle Fürst der kindlichen Braut. Diese wuchs bald zum Ebenbilde ihrer guten Mutter heran. Milde, Sanftmut, ein Herz voll Liebe und Treue war das köstliche Erbe, welches Agnes aus dem Vaterhause mit hinaus ins Leben nahm. Aber auch des Vaters hoher Sinn wohnte in dieser edlen Frau. Unter großen Feierlichkeiten übergab man die Kaisertochter dem Schwabenherzoge. Beim Schalle der Flöte, beim Klange der Harfe und unter dem freudigen Kampfesrufe der Turniere wurde sie die Gemahlin Friedrichs. Agnes zog mit ihrem Gemahle in das schöne Schwabenland, wo derselbe auf der sonnenumglänzten Höhe des Staufen die Heimat sich schuf. Bald beglückte sie ihren Gatten mit hoffnungsvollen Kindern. Im Jahre 1090 schenkte sie ihm den Erstgeborenen, Friedrich, 1093 einen zweiten Sohn, Konrad.

Kraft und Milde, Schönheit und Geist hatten die Eltern auf beide Kinder vererbt. Doch schon früh sollte Agnes den trauten Gefährten verlieren. Er hatte im dichten Waldesdunkel, an einer Stelle, die von der ragenden Zinne des Herzogschlosses aus sichtbar war, das Kloster Lorch und die Totengruft des Geschlechtes gegründet. Hierhin bettete man im Jahre 1105 den thatenmüden Leib des erlauchten Fürsten.

Die Sonne aus dem Leben Kaiser Heinrichs Tochter schien untergegangen zu sein, und doch zählte sie erst 32 Jahre. 16 Jahre hatte sie in Glück und Zufriedenheit an der Seite ihres Eheherrn geweilt. Der ließ sie nun allein als Stütze ihrer Söhne, als Herrscherin des Landes. Außer dem Tode ihres Gatten bedrückten die edle Fürstin die Streitigkeiten ihres Vaters mit den Söhnen. Da endlich findet Heinrich IV. das Ende seiner Tage. Sein Erbe und Nachfolger übernahm ein zerklüftetes, durch Parteien zerrissenes Reich. Er hoffte,

durch die Schwester neue Stützen zu gewinnen, und darum zog er sie an seinen Hof, beredete sie, den Witwenschleier zu beseitigen und der neuen Vermählung sich zu fügen. Agnes gedachte der unmündigen Söhne, gedachte der unsicheren Verhältnisse ihres Landes, gedachte der Lage des Bruders, und als wahre Tochter der opferfreudigen Bertha von Susa reichte sie ihre Hand dem Markgrafen Leopold von Österreich, dem die noch in hinreißender Schöne strahlende jugendliche Witwe begehrenswerter erschien als alle übrigen Fürstentöchter. Es war ein glücklicher Stern, der über dem Schicksale der Neuvermählten waltete. In der neuen Heimat an der Ostgrenze des Reiches schaltete Agnes bald als Glück und Wohlergehen verbreitende Landesmutter. Reich segnete der Himmel die neue Ehe. Zehn blühende Kinder gebar sie dem Gatten. Sie wurde dadurch die Stammmutter eines zweiten Heldengeschlechtes, des der **Babenberger**. Bald herrscht dasselbe an den Grenzmarken des Reiches als erstes herzogliches Geschlecht in Österreich, und seine Burgen werden, wie die der Stauferfürsten, der Sammelpunkt für Dichter und Sänger. Agnes sah noch ihre Söhne erster Ehe zu hoher Macht und Würde gelangen. Sie sah ihren zweiten Sohn Konrad mit der Königskrone geziert, die einst ihr Vater getragen, sie sah den Sohn ihres Erstgeborenen, der den Namen des Vaters und Großvaters, Friedrich, trug, den großen Barbarossa, den Ruhm seines Namens an die Sterne heften, und sah Kinder und Kindeskinder in Glück und Glanz die Wege des Lebens wandeln. Hochbetagt, nachdem sie auch den zweiten Gatten schon in die kühle Gruft gebettet, folgte sie den vorangegangenen Lieben.

Wie aus blitzzerspellter Eiche manchmal ein neuer Sproß hervorschießt und in kräftigem Wachstume zu einem mächtigen Stamme sich gestaltet, so hat die edle Fürstin, nachdem das salische Kaiserhaus dem Untergange verfallen war, einem neuen Geschlechte das Dasein gegeben, das gleich der Königin

des Waldes über alle andern Fürstenhäuser emporstrebte und zu schwindelnder Sonnennähe sich aufschwang.

Beatrix, die Gemahlin Friedrichs I.

In dem einstmals als selbständige Herrschaft neben Deutschland und Frankreich bestehenden, im Jahre 1032 aber zum Lehen des deutschen Reiches gewordenen Burgund wohnte der Graf Rainold III. Das Geschick hatte ihm den männlichen Erben versagt, aber eine liebliche Tochter beschieden. Da seine Gemahlin früh verstorben war, so ließ er sich die Erziehung der holden Beatrix sehr angelegen sein. Sie wurde in allen echt weiblichen Arbeiten und Künsten sorgsamst unterrichtet; aber auch die ernsten Wissenschaften, die Schriften des Altertumes blieben ihr nicht fremd. Ein früher Tod des Grafen Rainold machte die Mutterlose nun auch zur vaterlosen Waise. Diese Schutzlosigkeit der Fürstin benutzte ihr Oheim, um sie des väterlichen Erbes zu berauben; er sperrte die Nichte in einen Turm und herrschte an ihrer Stelle über Land und Leute. Die Kunde von dem Geschehenen drang nach Deutschland zu den Ohren des Königes. Dort saß Friedrich I. auf dem Throne, der Schutz der Schwachen, der Schirm der Waisen, der Rächer aller unschuldig Verfolgten. Er schickte eine Gesandtschaft nach Burgund, gebot dem gewaltthätigen Ritter die Freigebung seiner Nichte, und wie einst der große Sachsenkönig Otto die in ähnlicher Weise vergewaltigte Adelheid zu seiner Gattin erhoben, so bot auch er der edlen Beatrix seine Hand an. Gern willigte die aus finsterm Turme so eben zur sonnigen Freiheit Geführte ein, die Ehegenossin des edelsten Fürsten der Christenheit zu werden. In festlichem Zuge begab sie sich nach Deutschland. Zu Würzburg traf sie mit dem in herrlicher Jugendschönheit strahlenden Könige zusammen. Vereint mit dem hohen Bräutigame, zog sie, von der ein alter Chronist sagt, daß sie ein Bild von

fast überirdischer Schönheit gewesen, durch die festlich geschmückte Stadt, durch die Reihen der mit frohem Jubel sie begrüßenden Bürger. Am hl. Pfingstfeste wurde die Jungfrau aus Burgundenland dem edlen Fürsten aus Schwabenland verbunden. Es war ein glücklicher Bund, der hier zu guter Stunde geschlossen wurde, und reicher Segen entsprosste demselben sowohl für die edlen Gatten selbst wie für die deutschen Lande. Die sorgfältige Erziehung, die Beatrix genossen, ihre Bekanntschaft mit allem Guten und Schönen, was die Vorzeit geboren, befähigte sie nicht allein, dem Gatten das Leben zu verschönern, sie war auch in der Lage, als glückliche Mitarbeiterin an den hohen und wichtigen Aufgaben seines königlichen Amtes sich zu beteiligen. Nicht selten zog Friedrich zu den ernstesten Beratungen sie hinzu, und manchmal wußte sie, mit weiblichem Scharfblicke verwirrte Fragen mit Geschick zu lösen. Im Kriege und im Frieden war sie die stete Begleiterin ihres Herrn, und selbst unter dem tosenden Lärme der Waffen mochte Friedrich nicht verzichten auf die wundervollen Klänge, die sie der Laute zu entlocken vermochte, oder auf die Lehren der Weisheit, die sie aus den Schriften des Altertumes ihm vortrug. Aber auch mit schönen Werken der weiblichen Kunstfertigkeit erfreute sie das kunstsinnige Gemüt ihres Gemahles. Noch heute erhaltene Meßgewänder und Altartücher, die Beatrix mit eigener Hand gefertigt, bezeugen, bis zu welchem Grade der Vollendung sie die Kunst des Stickens sich angeeignet.

Das Leben Friedrichs war wesentlich beeinflußt durch sein Verhältnis zu Italien und dem Papsttume. Wie tief diese Dinge auch in den Lebensgang seiner Gemahlin eingreifen mußten, welche Schicksale sie erlebte, ergibt sich schon teilweise aus der Geschichte des großen Staufers. Sie freute sich über den Erfolg, sie trauerte über das Mißgeschick. Tief schmerzte sie der Tag von Chiavenna, aber sie richtete doch den niedergeschlagenen Gatten auf und belebte die fast ent-

schwundene Hoffnung. Doch der Sieg war Friedrich nicht beschieden. Fast hätte er in der Schlacht von Legnano das Ende seines Lebens gefunden. Der Kaiserin hatte man schon verkündet, das Heer sei geschlagen, der Kaiser gefallen. In Trauergewänder gehüllt, beriet sie in Pisa, wo sie weilte, mit den Räten der Stadt und ihrer deutschen Begleitung die Maßregeln ihrer Rettung. Da trat ein Mann herein, in staubiger Rüstung, in einen Waffenrock gehüllt, der von den Hieben und Stichen der Schwerter zerfetzt war. Erst als er den Helm vom Haupte nahm, erkannte man den Unbekannten, es war — der Kaiser. Im wilden Getümmel der Schlacht war er zu Boden gesunken; Roß und Reiter waren über ihn weggesprengt, und erst in der Stille der Nacht vermochte er, unter der Last der Rüstung und seines Rosses sich empor zu richten und die Unglücksstätte zu fliehen. Bald verließ man das Unglücksland Italien und kehrte über Burgund, über die Lande, wo die Kaiserin als Kind geweilt, nach Deutschland zurück. Auf dem herrlichen Friedens- und Reichsfeste zu Mainz bildete Beatrix mit ihrem Gatten und ihren Kindern das leuchtende Gestirn, welches dem ganzen Feste den hehren Glanz verlieh. Es war für die edle Fürstin das liebliche Abendrot, welches ihr wenn auch von Leiden nicht freies, so doch im allgemeinen glückliches und Glück verbreitendes Leben zum schönen Abschlusse brachte. Sie wurde, während sie noch in der Sommerfrische des Daseins sich befand, durch den unerbittlichen Tod von der Seite eines Gatten gerissen, dem sie in guten und bösen Tagen die treueste Gefährtin gewesen, und dem sie eine Nachkommenschaft geschenkt, die der Stolz und die Hoffnung des Landes war. In Speier, in der Gruft der kaiserlichen Ahnen, der Salier, bettete Friedrich die Blume seines Lebens. Das deutsche Volk aber denkt dankbar zurück, wenn es von seinem großen Staufer singt und sagt, an diese edle Frau aus Burgundenland.

Irene, die Gemahlin Philipps von Schwaben.

In Magdeburg am Tage, da Christus ward geboren,
Von einer Magd, die er zur Mutter sich erkoren,
Ging König Philipp, männlich, schön und mächtig,
Und trug das Szepter und die Krone prächtig.
Gemessenen Schritt's ging er dahin,
Langsam ging nach die hochgeborne Königin,
Ros' ohne Dorn und Taube sonder Galle.

„Rose ohne Dorn und Taube sonder Galle", so nennt Walter von der Vogelweide seine hochverehrte Königin Irene, die Gemahlin Philipps von Schwaben. Sie war die Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelos und schon als Kind dem Sohne des normannischen Königes Tankred verlobt. Deshalb wurde sie auch am Hofe ihres künftigen Schwiegervaters erzogen. Doch ihr Bräutigam und der Vater desselben wurden durch einen plötzlichen Tod dahingerafft, und nun ging die Herrschaft des Landes über an den deutschen Kaiser Heinrich VI. Der schickte die in Leid und Kümmernis versunkene Prinzessin nach Deutschland als Braut seines Bruders Philipp. Kein schöneres Fürstenpaar kennt die Geschichte als Philipp von Schwaben und Irene. Er ein Jüngling, ausgestattet mit allen Vorzügen des hochbegabten Staufergeschlechtes, herrlich von Gestalt, ein Freund der Poesie und der Wissenschaft, sie eine fromme, reine Seele, voll Güte und Nachsicht, voll Schönheit und Hoheit. Gern hatte Philipp dem Wunsche des Bruders entsprochen, aber kaum war die Verbindung mit dem edlen Fürstenkinde geschlossen, da kam der Befehl des Kaisers, er möge zu ihm eilen nach Italien, um seinen Sohn Friedrich nach Aachen zu geleiten zur Krönung. Philipp gehorchte. Doch schon auf dem Wege nach der Krönungsstadt ereilte ihn die Trauerbotschaft, Heinrich VI.

habe unerwartet das Leben geendet. Die staufische Partei erwählte nun den letzten Sohn des großen Rotbart zum deutschen Kaiser, aber eine Gegenpartei stellte den Sohn Heinrichs des Löwen als Herrscher auf. In dem wilden Thronstreite, der sich jetzt erhob, suchte Irene das Unglück nach Kräften zu lindern und die Thränen zu trocknen. Doch ihr selbst ging bald eine reichliche Thränensaat auf. Aus ihrer Heimat erhielt sie die Nachricht, daß ihr Vater vom eigenen Bruder des Thrones beraubt worden, daß ihr Bruder Alexios als Flüchtling umherirre. Zwar gelang es diesem, ein großes Kreuzheer in seine Dienste zu ziehen, Konstantinopel wieder zu gewinnen, den Vater auf den Thron zurückzuführen, aber dieser guten Nachricht, der letzten, die Irene aus der Heimat vernahm, folgte bald eine neue Hiobspost: Isaak Angelos wurde in einem Volksaufstande von neuem gestürzt, Alexios von einem Thronräuber im Kerker erdrosselt. So war die still im Norden blühende Rose der einzige Sproß eines Jahrhunderte alten Kaisergeschlechtes.

Zu den Schaudernachrichten aus dem Oriente gesellte sich für Irene bald eine Schreckensbotschaft aus der neuen Heimat. Ein verruchter Mörder hatte dem Leben ihres innigstgeliebten Gatten ein jähes Ende bereitet, grade als er im Begriffe stand, die Früchte seines mannhaften Ringens zu ernten und die unbestrittene Herrschaft zu erlangen. „Unbegreiflich sind die Gerichte Gottes, unerforschlich seine Wege“, so schrieb Irene in einer Schenkungsurkunde, die sie kurz nach dem Tode ihres Gemahles verfaßte. Wenige Tage nachher wurde sie von einem toten Kinde entbunden. Sie folgte demselben im Tode. Im Kloster Lorch fand sie ihre Ruhestätte:

„Die Rose ohne Dorn, die Taube sonder Galle“.

Die Frauen Friedrichs II.

Konstanze, Jolanta und Isabella.

Während Philipp von Schwaben und Otto IV. um die Krone stritten, herrschte über Neapel und Sizilien Friedrich, der Sohn Heinrichs VI., anfangs unter der Leitung seiner Mutter, dann unter Vormundschaft des großen Papstes Innocenz III. Dieser glaubte, seinem Mündel einen politischen und sittlichen Halt zu geben, wenn er ihn mit einer angesehenen Fürstin vermähle. Zu dem Zwecke trat er mit Peter II., dem Könige von Aragonien, in Verbindung, und nachdem einige Schwierigkeiten beseitigt, Heiratsgut und Morgengabe bestimmt waren, fand sich die Schwester desselben, die Witwe König Emmerichs von Ungarn, Konstanze war ihr Name, bereit, die Gemahlin des jungen Staufer zu werden. In Begleitung ihres Bruders Alfons und vieler Ritter und Edlen begab sich die an Jahren dem Bräutigam überlegene Braut nach Palermo. Hier wurde im Jahre 1209 die Vermählung mit vieler Pracht gefeiert. Aber bald erlitt die allgemeine Freude eine schreckliche Unterbrechung. Eine bösartige Krankheit brach plötzlich aus; mit rasender Schnelligkeit verbreitet sie sich; sie schont nicht jung, sie schont nicht alt; Hohe und Niedrige werden ihre Beute; der Bruder der Königin fällt ihr als Opfer; viele Ritter und Edle erliegen der Seuche. Von Trauer niedergedrückt, von Furcht gequält, flüchten die Neuvermählten in gesundere Gegenden. Es war, als ob des Königes bedeutungsvollste Tage Tage des Unheiles sein sollten. Sein Geburtstag war das schreckliche Weihnachtsfest, an dem sein Vater, nachdem er die ihm durch die Italiener eine zeitlang versagte Herrschaft erlangt hatte, seine Gegner durch Feuer und Schwert, durch Galgen und Rad vernichtete; nun war sein Hochzeitsfest zu einer Totenfeier geworden. Was

so schlimm begonnen, das sollte einen gleichen Fortgang haben. Das königliche Paar sah der Geburt eines Erben entgegen; da machte Kaiser Otto von Deutschland, der nach dem Tode des Staufers Philipp die Politik der Staufer verfolgte, Anspruch auf Unteritalien. Bald erscheint er mit einem Heere, und das Geburtsjahr des erhofften Thronerben wird ein Unglücksjahr für die Reiche seiner Eltern. Mord und Brand, Verheerung und Verwüstung trafen die blühenden Lande, und erst ein Aufstand in Deutschland rief den Welfen in die Heimat zurück. So waren die ersten Zeiten der zweiten Ehe Konstanzens wenig glückverheißend. Bald aber sollte an den Gatten der schon so vielgeprüften Fürstin eine Botschaft kommen, die diesem glanzvollere Geschicke, ihr selbst aber nur wenig Verlockendes zeigten. Deutsche Fürsten erschienen in Italien, um den Sohn Kaiser Heinrichs, den Enkel des Rotbart, aufzufordern, den Thron seiner Väter in Besitz zu nehmen. Mit Begeisterung ging Friedrich auf das Anerbieten ein; aber Konstanze bat ihn, der drohenden Kriegsgefahren zu gedenken, der meuchlerischen Ermordung seines Oheims Philipp, sie beschwor ihn, sie und ihr Kind nicht zu verlassen. Vergeblich! Vor dem Glanze der winkenden Kaiserkrone verschwanden alle Mühen und Gefahren dem Auge des hochgemuten Staufers wie Nebel vor der Sonne. Bald schmückte die erste Krone der Christenheit das Haupt des zweiten Friedrich. Konstanze, die Friedrich als Regentin in Italien gelassen, schied schon früh von der Seite ihres Gatten. Dem wurde, wie einstmals vom Papste Innocenz die erste Gemahlin, so nun von Honorius III. die zweite Lebensgefährtin geworben. Es hoffte das Kirchenoberhaupt, durch eine Verbindung Friedrichs mit **Jolanta**, der Tochter des Königes von Jerusalem, jenen bereitwilliger zu machen, den bei seiner Krönung in Aachen versprochenen Kreuzzug anzutreten. Da man dem Kaiser die ihm erkorene Braut wegen ihrer Schönheit und Güte vielfach pries, da er durch eine Verbindung mit derselben eine Vermehrung seiner Würden und seiner Länder erhoffte, so war er dem vorgeschlagenen Ehebunde nicht abgeneigt. Im Jahre 1225 wurde die Hochzeit feierlichst begangen. Nur zwei Jahre hatte die edle Fürstin das Glück, die Gemahlin des ersten Herrschers der Christenheit zu heißen. Nachdem sie einem Sohne (Konrad) das Dasein gegeben, starb sie, noch vor dem Aufbruche ihres Gatten zur Eroberung ihres Erbreiches Jerusalem.

Auch die dritte Gemahlin wählte Friedrich nach dem Wunsche des Papstes. Als der merkte, daß der Kaiser der Wiedervermählung gedachte, empfahl er ihm **Isabella**, die Schwester des Königes von England, als Lebensgefährtin. Wenn Friedrich auch mit Rücksicht auf die von dem mächtigen Königshause zu erwartende Bundesgenossenschaft dem Vorschlage nicht abhold war, so wollte er doch, bevor er zu einem bestimmten Versprechen sich entschließen mochte, durch zuverlässige Boten Erkundigungen anstellen lassen über die ihm bestimmte Braut. Zu dem Zwecke entsandte er seinen vertrauten Kanzler nach England. Der besuchte die in jungfräulicher Eingezogenheit im Tower lebende Fürstin und war so entzückt von der glänzenden Schönheit und dem königlichen Anstande der 21jährigen Jungfrau, daß er ihr alsbald den Verlobungsring überreichte und sie als seine Königin begrüßte. Nachdem der Heiratsvertrag vereinbart war, entsandte Friedrich eine glänzende Gesandtschaft, das englische Königskind ihm zuzuführen. Reich beschenkt von ihren Verwandten und mit einer Ausstattung versehen, wie sie damals ganz ungewöhnlich war, — ihre Krone war vom feinsten Golde und mit kostbaren Steinen besetzt, Armbänder, Halsketten, Schmuckkästchen, weibliche Zieraten jeglicher Art erregten Bewunderung sowohl durch ihre Schönheit wie durch ihre Zahl. Alle Gefäße, Becher, Schüsseln und Teller bestanden aus Gold und Silber, und der Wert der Arbeit überwog noch den Preis des Metalles. Sogar der größte Teil des Küchengeschirres war von Silber, —

außerdem von einer großen Anzahl der edelsten Herren und Frauen aus der Heimat begleitet, trat Isabella die Reise nach Deutschland an. Nach einer glücklichen Überfahrt landete sie an der Mündung des Rheines, begab sich von da nach Antwerpen, wo eine große Ehrenwache die künftige Kaiserin erwartete. Die weitere Reise war ein ununterbrochener Triumphzug. Wahrhaft großartig gestaltete sich der Einzug der Fürstin in Köln, in die Metropole der Rheinlande. An 10 000 Bürger zogen ihr aus der festlich geschmückten Stadt entgegen. Viele ritten auf stattlichen Rossen, schwenkten die Lanzen und führten, geschickt sich wendend, wiederkehrend, treffend, gleichsam ein ununterbrochenes Ritterspiel auf. Noch wunderbarer erschien es, als man prächtige Schiffe auf trockenem Boden daherfegeln sah. Die Tiere, welche sie zogen, waren unter den ringsum angebrachten seidenen Decken verborgen, und in den Schiffen saßen Geistliche, die unter der Begleitung von Orgeln anmutige Gesänge ertönen ließen. Je mehr man sich der berühmten Rheinstadt näherte, desto größer wurde die Menschenmenge, desto lauter erschollen die Freudenbezeugungen. Durch alle bedeutenden Straßen der Stadt bewegte sich der Zug, und als nun Isabella, um besser gesehen werden zu können, ihren Schleier abnahm, als sie, nachdem sie in den Palast des Erzbischofes geführt worden, auf dem Balkone erschien, als sie der laut jubelnden Menge freundlichst dankte: da pries man allgemein ihre Schönheit, ihre Herablassung und weissagte ihr Glück in der Ehe und eine herrliche Nachkommenschaft. In dem Hause, in dem sie eingekehrt war, begrüßten sie noch ganz besonders die schönsten und vornehmsten Damen der Stadt. Fröhlich mischte sich die glückliche Fürstin in die Reihen der schönen Kölnerinnen und freute sich der heiteren Stunden. In der Stadt aber feierte die muntere Bürgerschaft bis tief in die Nacht hinein und bis zum folgenden Morgen den Einzug der künftigen Kaiserin. Kinder und Kindeskinder erzählten noch Jahrzehnte lang von

dem wunderbaren Feste, und die Nachwelt erinnerte sich gerne der holdseligen Fürstin, welche die Herzen der künftigen Unterthanen im Sturme gewann. In dem altehrwürdigen Kaufhause der berühmten Hansastadt hat die Kölner Bürgerschaft den wunderbaren Einzug der englischen Fürstin durch ein Gemälde verewigt, und Isabellensaal heißt von dem Bilde der schöne Saal.

Während die Braut Friedrichs im Triumphe die Grenzmarken Deutschlands durchzog, mußte er selbst die Empörung des eigenen Kindes bekämpfen. Aus diesem Grunde vermochte er auch nicht der Hochzeit zu gedenken. Sechs Wochen lang ließ er die sehnlichst erwartete Fürstin in der Obhut der treuen Kölner, dann beschied er sie nach Worms, wo die Vermählung gefeiert werden sollte. Mit Entzücken erkannte Friedrich, daß die Berichte seines Kanzlers in betreff der Schönheit, der Anmut, der Klugheit seiner Braut noch weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben waren. Mit fast beispielloser Pracht wurde am 20. Juli 1235 die Hochzeit begangen. Vier Könige, elf Herzöge, dreißig Markgrafen und ebensoviele Erzbischöfe, zudem noch zahlreiche Grafen und Bischöfe waren zugegen. Die deutschen Edelleute und Ritter verehrten dem kaiserlichen Paare eine Wiege, die nicht minder durch ihre kunstvolle Arbeit wie durch die Kostbarkeit des Materiales die allgemeinste Bewunderung erregte. Elfenbein, Gold, Muscheln und Perlen waren in der geschicktesten Weise als Schmuck verwendet. Die allgemeine Fröhlichkeit wurde durch Gaukler, Possenreißer, Kunstreiter noch immer erhöht, und zuletzt erregten die Scherze, Spiele und Schaustellungen eine so übermütige Lust, daß der solchen Dingen im allgemeinen nicht abgeneigte Kaiser derselben Einhalt gebieten mußte. Wenn bei dieser Vermählung Fürst und Volk im schönsten Einklange erscheinen, so nicht minder auf dem Reichstage, den Friedrich bald nach seinem Hochzeitsfeste nach Mainz berief. Wie einstmals der große Rotbart und die schöne

Beatrix als leuchtende Sonnen der nach Mainz entbotenen Versammlung einen wunderbaren Glanz verliehen, so überstrahlten jetzt Isabella und Friedrich die an demselben Orte weilenden Völker.

Glanzvoll war der Anfang des Lebens Isabellas als Kaiserin; wie wenig entsprach der weitere Verlauf diesem glückverheißenden Beginnen! Zwar gebar sie bald dem Gatten einen Sohn, aber was man in Köln ihr geweissagt von dem ruhmvollen Geschicke ihrer Nachkommenschaft, das wurde nicht Wahrheit. Spurlos ist dieses Heinrich genannte Kind in der Geschichte verschwunden. Auch kein friedliches, häusliches Dasein konnte Friedrich der Gattin bereiten. Sein sturmbewegtes Leben bot dazu keinen Raum. Gleich den ersten Gattinnen Friedrichs war auch der dritten nur eine kurze Laufbahn beschieden. Schon am 1. Dezember 1241 wurde sie ein Opfer des unerbittlichen Todes.

Das Geschick, welches das zu schwindelnder Sonnenhöhe emporgestiegene schönste Kaiserhaus des deutschen Volkes so jäh dem Abgrunde zuführte, ist gleichsam vorgebildet in dem kurzen Erdendasein seiner edlen Frauen. Aber wie schon zur Zeit des Niederganges des einstmals so leuchtenden Gestirnes die Fürstenhäuser anfingen emporzuglänzen, die bestimmt waren, das Erbe des edlen Stammes zu übernehmen, die Habsburger und die Zollern, so waren auch schon edle Frauen hervorgetreten, die neben den Fürsten eine genauere Beachtung verdienen. Friedrich der Rotbart hatte die Hand der Sophie von Raabs, der Erbtochter des Burggrafen von Nürnberg, dem Zollern Friedrich III. verschafft, und dem Geschlechte der Zollern entstammte Gertrud, die Gemahlin Rudolfs von Habsburg, die König- und kaiserreichste Ahnmutter der Weltgeschichte.

Alldeutschland.

Alldeutschland.

Bilder aus der Geschichte und der Kulturentwickelung

des

Deutschen Volkes

von

Johannes Schrammen.

Köln, 1883.
Verlag von Eduard Heinrich Mayer.

Alldeutschland.

Bilder aus der Götter- und Heldensage,
aus der Geschichte und der Kulturentwickelung
des

Deutschen Volkes

von

Johannes Schrammen.

Zweiter Band.

Kulturgeschichtlicher Teil und politische Geschichte vom Interregnum bis zur Reformation.

Köln, 1883.
Verlag von Eduard Heinrich Mayer.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von M. DuMont-Schauberg. Köln.

Inhalt des zweiten Bandes.

Kulturgeschichtliche Bilder aus dem Mittelalter.

Sagen aus der heidnischen Vorzeit.

Seite

Cherns Schwert 1

Über den Ursprung des Namens Langobarden; über die Bedeutung der Namensbeilegung und über die Schönheit der deutschen Namen 6

Nachrichten über die alten Götter der Germanen in Deutschland selbst 13

Taufformel, mit welcher die heidnischen Sachsen ihrer Religion entsagen S. 13; Merseburger Heilsprüche S. 14; Haftlied S. 14; Altsächsischer Bardenchor S. 15.

Das Lied von Hildebrand und Hadubrand 17

Bertha, die Mutter Karls des Großen 19

Der Münsterbau in Aachen 23

Karl der Große als Schulinspektor 27

Seite

Die Einführung des Christentumes bei den Germanen 29

Aus der altsächsischen Evangelienharmonie 35
Die Hochzeit zu Kana S. 37.

Aus der lateinischen Klosterdichtung 40
Die Eselsbeichte S. 43.

Der Höhepunkt der mittelalterlichen Poesie 56
Inhalt des Nibelungenliedes S. 63; Der Wettgesang vor Kaiser Rotbart (eine Charakteristik der berühmtesten Minnesänger) S. 106; Walter von der Vogelweide als religiöser und politischer Dichter S. 117.

Vom Interregnum bis zur Reformation.

Rudolf von Habsburg 148
Das Interregnum S. 149; Die Grafen von Habsburg S. 152; Der fromme Graf S. 154; Wahl und Krönung Rudolfs S. 155; Rudolfs königliches Regiment S. 158; Rudolfs letzte Lebensjahre S. 165; Rudolfs Charakter S. 167; Die nächsten Nachfolger Rudolfs S. 169.

Ludwig der Baier 173
Ludwig von Baiern und Friedrich von Österreich S. 173; Ludwig im Kampfe mit dem Papsttume S. 179; Ein Beispiel deutscher Treue S. 182; Der Römerzug Ludwigs S. 184; Ludwigs Thätigkeit im Reiche S. 187; Ende Ludwigs S. 191.

Die Entstehung der Schweizer Eidgenossenschaft und die Sage von ihrem Freiheitskampfe 197

Das Zeitalter der großen Kirchenspaltung 208
Zustände der Kirche S. 208; Verhältnisse des deutschen Reiches S. 217; Das Konzil von Konstanz S. 219; Johannes Hus S. 221; Verlauf des Konziles zu Konstanz S. 224.

Seite

Kaiser Maximilian, der letzte Ritter 230
Einleitung und Überleitung S. 230; Maximilians Jugendzeit S. 231; Maximilian auf der Martinswand S. 233; Maximilians Vermählung mit Maria von Burgund S. 234; Maximilian und sein Hofnarr S. 236; Maximilian und die Reformbestrebungen im Reiche S. 238; Maximilians Bemühungen zur Vergrößerung Österreichs S. 243; Maximilians letzte Lebensjahre S. 244; Charakteristik Maximilians S. 247.

Die mittelalterliche Idee vom römischen Kaisertume deutscher Nation 251

Aus dem Frauenleben der letzten Jahrhunderte des Mittelalters 265
Einleitung S. 265; Elisabeth, Landgräfin von Thüringen S. 270; Der zweiweibige Graf von Gleichen S. 280; Eine unerwünschte Landsmännin (die Päpstin Johanna) S. 288; Frauen aus dem Hause der Habsburger S. 293; (Gertrud, die Gemahlin Rudolfs von Habsburg S. 294; Elisabeth, die Gemahlin Albrechts I. S. 295; Elisabeth, die Gemahlin Friedrichs des Schönen S. 298); Heiratsangelegenheiten aus den Zeiten der luxemburgischen Kaiser S. 300; Die Legende vom hl. Johannes von Nepomuk S. 304; Die schöne Agnes Bernauerin S. 308; Maria von Burgund, die Gemahlin Maximilians I. S. 311; Die Heimat S. 311; Der Vater S. 312; Die Verlobung S. 313; Die Vermählung S. 315.

Aus dem Kultur- und Geistesleben des deutschen Volkes 318

Das Klosterleben 318

Rechtsverhältnisse bei den Germanen und im deutschen Reiche 331
Gerichtsverfahren und Gottesurteile (Ordale) S. 331; Die westfälische Feme S. 335.

Der Bauernstand 366
Gutsherrliche und bäuerliche Verhältnisse S. 367; Die Güter

Seite

der Grundhörigen S. 368; Erbberechtigte Kolonen S. 370; Rechte und Pflichten der Grundherren und der Grundhörigen S. 371; Abgaben der Kolonen S. 373; Frondienste, Natural- und Geldleistungen der Fronbauern S. 374; Formen der bäuerlichen Ansiedlungen; Markgemeinschaft der Dorfgenossen S. 376; Bauart der Bauernhäuser S. 379; Die bäuerliche Arbeit S. 380; Forstwirtschaft S. 381; Landwirtschaftlicher Zustand S. 382; Wohlstand der Bauern S. 385; Lage der Lohnarbeiter S. 387; Änderung der guten Verhältnisse S. 392.

Bildung und Entwickelung des Städtewesens 395
Entstehung der Städte S. 395; Herrschaft in denselben S. 396; Befestigung S. 398; Bauart der Häuser S. 399; Lebensweise der Bürger S. 400; Landwirtschaft in den Städten S. 401; Markttage S. 403; Zunftwesen S. 407; Reichtum der Städte S. 421; Die Fugger S. 422; Streitkräfte der Städte S. 424.

Die Hansa 425

Deutsche Baukunst 431

Der schwarze Tod, die Judenverfolgung und die Geißlerfahrt um die Mitte des 14. Jahrhundertes 438

Deutsche Litteratur im 14. und 15. Jahrhunderte ... 449
Allgemeine Übersicht S. 449; Die Meistersänger S. 455; Hans Sachs 464; Das Volkslied S. 476.

Große Erfindungen gegen Ende des Mittelalters 484
Die Erfindung der Magnetnadel, des Schießpulvers und des Leinenpapieres S. 484; Die Erfindung der Buchdruckerkunst S. 489.

Die Universitäten im Mittelalter 499

Reichsstaatsrecht 505
Der König, seine Wahl und Krönung, seine Befugnisse, seine Räte S. 505—508; Der Reichstag S. 509; Verhältnis des Königes zum Volke, zu den Lehensmannen S. 512; Gliederung

Seite

der Lehensleute S. 513; Reichskriegsdienst S. 513; Einkünfte des Königes 514; Residenz, Begräbnisstätte desselben S. 515; Entstehung der Landeshoheit der Reichsstände S. 515; Sinken der kaiserlichen Macht S. 516.

Vorboten der Neuzeit.

1.

Politische und kirchliche Zustände Deutschlands gegen Ende des Mittelalters 518
Verhältnis von Kaisertum und Landesfürstentum S. 518; Die Reichsritter Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen S. 521; Die Entartung des Welt- und des Ordensklerus S. 523; Die Vergebung der kirchlichen Ämter an Mitglieder der Fürsten- und Adelsfamilien S. 524; Das Widerstreben der Klöster gegen kirchliche Reformen S. 526.

2.

Die Humanisten, ihr Streit mit den Kölner Dominikanern und die Briefe der Dunkelmänner 528

Vorwort.

Ein begeisterter Anhänger der aus den großen Ereignissen der Jahre 1870 und 1871 hervorgegangenen politischen Einigung des deutschen Volkes weist die Gegner derselben und die ihr nur eine kurze Dauer versprechenden Unglückspropheten mit den Worten zurück: „Wer da behauptet, das am 18. Januar 1871 erstandene deutsche Reich sei nur ein Kind der Gewalt, und wie es gekommen, werde es auch wieder vergehen, verrät nur seine Vaterlandslosigkeit und Gedankenlosigkeit. Denn jedem forschenden Menschen wird dieses neu emporgeblühte Reich erscheinen: als die langsam gezeitigte Frucht des Gedankens, als die politische Ausprägung der geistigen Bildung, als der Triumph einer langen Kulturarbeit, als ein Sieg der Kraft im Dienste der Idee. Denn ehe die Waffen der Deutschen den großen Gedanken der Einheit verwirklichen konnten, mußte vorausgehen die Vorarbeit der geistigen Thätigkeit, mußte auf jedem Felde menschlichen Wissens, in jeder Form dichterischen Schaffens das geistige Deutschland auf ein politisches Deutschland hinweisen. **Wissenschaft und Litteratur, Geschichte und Philosophie haben unserm Volke das tiefe Gefühl der eigenen Nationalität gegeben** und haben es gelehrt, sich für eine große historische Mission bestimmt anzusehen, haben ihm die Erfüllung dieser Mission als eine Pflicht auferlegt. Dieser Pflicht ist es in dem großen nationalen Kriege gerecht geworden, und das **intellektuell gebildetste** Volk ist auch das **materiell mächtigste** geworden."

Diese nach den weltumgestaltenden Thaten von 1870 und 1871 ausgesprochenen Gedanken stimmen vielfach überein mit den Worten, die einer der geistig hervorragendsten Männer, der von heiliger Vaterlandsliebe durchglühte Professor Simrock, lange vor diesen Zeiten dem deutschen Volke bei verschiedenen Gelegenheiten mahnend zurief.

In den Vorreden zu seinen zahlreichen Werken, die alle der Verherrlichung unseres Vaterlandes, der Erneuerung und Pflege der Vaterlandsliebe und des Nationalgefühles dienen sollen, führt er die trostlosen Zustände der deutschen Nation, das Scheinleben, welches dieselbe fast von den Zeiten der Staufer an geführt, auf die Auslandssucht unseres Volkes, auf die Geringschätzung des Heimischen zurück. Mit hellem Zorne gedenkt er der Thatsache, daß es eine Eigentümlichkeit der Deutschen sei, überall in der Welt sogar die kleinsten Winkel zu durchforschen, sich in jede Sackgasse zu verrennen und auf der breiten Heerstraße des Vaterlandes, ja, im eigenen Vaterhause nicht Bescheid zu wissen. Nur **ein** Trost ist ihm geblieben: **ein Gemeinschaftliches besitzen die Deutschen noch, ihre Sprache, ihre Geschichte, ihre Litteratur.** Diesen Gütern, so sagt er, verdanken wir es, wenn sich unser Volk wieder als ein deutsches zu empfinden beginnt. In ihnen sehen wir den einzigen Trost, die letzte Hoffnung für unsere teure Heimat. Sie stärken den deutschen Sinn und nähren das vaterländische Bewußtsein, und darum ist es erste Pflicht, **wiederzubeleben die aus der Urzeit herstammenden Sagen, lebendig zu erhalten das Glauben und Empfinden der Vorfahren, weiterzuerzählen die Thaten der Väter.** Welche Hoffnung er an diese Wiederbelebung der Vorzeit knüpfte, sehen wir aus den Worten, in denen er seine Ansicht über das Nibelungenlied und über Walter von der Vogelweide ausspricht. „Diese Dichtungen", meint er, „können der Jugend nicht früh genug bekannt werden; nichts ist geeigneter, unser erstorbenes Vaterlandsgefühl wieder ins Leben zu rufen, als diese beiden, die der Hort der Nation zu werden versprechen, wenn es gelingt, ihnen den Platz zu erwerben, von dem sie

niemals hätten verdrängt werden sollen. Das ist Feld- und Zeltpoesie, damit kann man Armeeen aus der Erde stampfen, wenn es den Verwüstern des Reiches, den gallischen Mordbrennern, (und, fügen wir hinzu, den nordischen Barbaren) zu wehren gilt. Nie wäre ein Königreich Westfalen im Herzen Deutschlands gegründet worden, wenn Volkers Worte:

„der vorht ist al ze vil
swaz man im verbietet, derz alles lâzen wil:
daz kan ich niemer heizen rehten helden muot",

uns noch im Sinne lagen, nie der Partikularismus groß gezogen, nie Deutschland so jämmerlich zerfleischt und zerfetzt worden, wenn Walters Ausruf:

„sô wê dir, tiusche zunge,
wie stêt dîn ordenunge,
daz nû diu mugge ir künec hat,
und daz dîn êre also zergât!"

nicht schon früh verschollen war. Noch jetzt gibt es keine mächtigeren Zauberworte, die versunkene deutsche Herrlichkeit wieder heraufzubeschwören, Barbarossa aus dem Schlafe zu wecken und die große Entscheidungsschlacht herbeizuführen, die auch die letzte unserer verlorenen Provinzen uns wieder gewinnen wird."

Diese versunkene Herrlichkeit ist nun heraufbeschworen, die Feld- und Zeltpoesie, die Vorarbeit der geistigen Thätigkeit auf jedem Felde menschlichen Wissens, in jeder Form dichterischen Schaffens hat Armeeen aus der Erde gestampft, Barbarossa ist aus dem Schlafe erwacht, die entscheidende Schlacht ist geschlagen, und auch die letzte unserer verlorenen Provinzen ist wiedergewonnen. Darf jetzt das deutsche Volk auf seinen Lorbern ausruhen, darf es jetzt alles das, was seinen deutschen Sinn gestärkt, sein vaterländisches Bewußtsein genährt, als veraltet und verbraucht beiseite setzen und wieder dem Fremden, dem Ausländischen in alter deutscher Unsitte sich zuwenden?

Wer die Verhältnisse der Gegenwart betrachtet, wer die Zeichen der Zeit versteht, wer des großen Moltke Worte beherzigt: „Was wir in einem kurzen, glorreichen Feldzuge erworben, werden wir Jahrzehnte hindurch zu schützen und zu verteidigen haben", der wird alles das, was uns zu der geistigen und politischen Höhe **geführt,** auch für geeignet erachten, uns auf dieser Höhe zu **erhalten.** Und darum sind auch jetzt noch die Worte Simrocks zu beherzigen: „Wie die Weltesche aus dem Brunnen der Urd, der ältesten Norne (vergl. S. 26 u. 74), begossen wird, damit ihre Seiten nicht dorren und faulen, **so muß das Volksleben aus dem Borne der Vergangenheit erfrischt werden, aus dem Strome der Überlieferung, der aus der Vorzeit herfließt. Die Geschichte muß dem Volke, und wäre es auch nur in Gestalt der Sage, gegenwärtig bleiben, wenn es nicht vor der Zeit altern soll.**"

Getreu dieser Mahnung, hat nun der Unterzeichnete bei den verschiedensten Gelegenheiten, an nationalen Festen und Gedenktagen, in patriotischen Vereinen ꝛc. aus der deutschen Götter- und Heldensage und aus der politischen und Kulturgeschichte Charakterbilder zu entwerfen sich bemüht und die Erinnerung an unsere Vergangenheit wach zu halten gesucht. Aber mochten Hunderte, ja zuweilen Tausende den Worten lauschen, — die Zahl ist verschwindend klein im Verhältnisse zu den Millionen, für welche das gleiche Bedürfnis vorhanden ist, — und mochte der feierliche Augenblick die Herzen bereitwillig machen, die ausgestreute Saat aufzunehmen und emporkeimen zu lassen, — das gesprochene Wort verhallt, die gehobene Stimmung macht Platz dem Alltagsleben. Aus diesem Grunde sind die Bilder zusammengestellt, erweitert, in organischen Zusammenhang gebracht und hinausgesandt worden unter das deutsche Volk, dem sie nicht eine Kenntnis von einzelnen Personen, von Namen und Jahreszahlen vermitteln sollen, dem sie auch nicht die eine oder andere Anekdote über bedeutsame Männer der Vorzeit erzählen wollen,

sondern dem sie reden möchten **von dem Wollen und Können, von dem Lieben und Leiden, von dem Wünschen und Hoffen, von den Kämpfen und Siegen unserer Vorfahren.** Vor allem aber sind sie bestimmt, der deutschen Jugend, der Hoffnung unseres Vaterlandes, neben der durch den Geschichtsunterricht vermittelten Kenntnis von den Geschicken des deutschen Volkes eine tiefere Einsicht zu ermöglichen in die durch die Jahrhunderte sich hindurchziehenden und in allen wichtigeren Ereignissen erkennbaren, dem Vaterlande förderlichen oder dasselbe schädigenden Elementen. Wenn die heranwachsende Generation gelernt hat, mit Stolz zurückzublicken auf die erhabenen Kaisergestalten, die Deutschlands Ruhm bis zu den Sternen erhoben, wenn sie mit Schmerz erfüllt wird bei der Erkenntnis, daß die Elemente der Zwietracht und der Trennung, der Widerwille, das persönliche Belieben unterzuordnen dem großen Ganzen, soviele unheilvolle Zeiten, Aufruhr, Krieg, Verwüstung gebracht hat, wenn ihr die Schamröte ins Gesicht steigt und heller Zorn aus den Augen leuchtet bei den Erzählungen von Vaterlandsverrat, von Überantwortung der heiligsten Interessen an die Fremden, die Ausländer: dann wird sie an dem Leitseile historischer Erkenntnis in die rechte Stelle gelangen, die sie zum Wohle des Vaterlandes einstmals einnehmen soll. Nachdem angegeben ist, welche Leser das Buch sich wünscht, soll auch noch hinzugefügt werden, für wen dasselbe nicht bestimmt ist. Alle diejenigen, die gleich dem Griechen Themistokles und dem Römerhelden Coriolanus es nicht über sich bringen können, auch noch das ihrer Ansicht nach undankbare Vaterland zu lieben, alle diejenigen, welche gleich den entarteten Söhnen Noahs lieber des Vaterlandes Schmach verbreiten, als die Ehre und den Ruhm desselben zu suchen, alle, denen der Spruch des Dichters:

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, diese alle werden in dem Buche wohl kaum ihre Befriedigung finden.

So mögen denn die Bilder hinausziehen in die Welt, und wo bei dem Worte „Vaterland“ die Herzen höher schlagen, sei es in der Brust der in schwerer Arbeit um den Lebensunterhalt Werbenden oder der mit den Schätzen des Lebens Gesegneten, der im Frührote der Jugend sich Sonnenden oder im Abendglanze des Daseins schon Weilenden, bei allen laden sie sich zu Gaste und bitten um ein bescheidenes Plätzchen.

Köln, im August 1882.

Der Verfasser:

Johannes Schrammen.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorwort.

Das Vaterland I

Vaterlandsliebe ..... II—XIII

Aus der nordisch-germanischen Götter- und Heldensage 1

Der Mythus von der Götterdämmerung 4

Entstehung und Ausbau der Welt 20

Ursprung der Dinge S. 20; Entstehung der Götter; Sinflut S. 21; Bildung der Welt; Schöpfung der Menschen S. 22; Schöpfung der Zwerge; Der Himmel und die Himmelsburgen; Tag und Nacht S. 23; Sonne und Mond; Regenbogen S. 24; Die Weltesche S. 25; Der Wind S. 26.

Die Götter 27

1) Wodan (Odhin) S. 27; 2) Donar (Thor) S. 30; Des Hammers Heimholung S. 31; Thors Fahrt zu Hymirs Braukessel S. 35; Zwerg Allweis S. 37; 3) Zio (Tyr) S. 39; 4) Heimdal S. 40; 5) Bragi und Idun S. 43; 6) Baldur und Hödur S. 45; 7) Hermoder S. 48; Hermoders Helritt S. 50; 8) Wali S. 52; 9) Widar S. 53; 10) Forseti S. 56; 11) Niörder und Skadi S. 58; 12) Freyr S. 60; 13) Uller; 14) Loki S. 63; Loki vor den Göttern bei Ögir S. 65; Lokis Bestrafung S. 67; 15) Frigg und ihr Gefolge S. 69; 16) Sif S. 71; 17) Freya S. 72; 18) Die Nornen S. 74; 19) Die Walküren S. 75.

Aus der Heldensage 77

Wölundur S. 77; Helgi, Hiörwards Sohn S. 84; Helgi, der Hundingstöter S. 88; Die Niflungen S. 98.

Seite

Altgermanische Feste 121
1) Das Julfest S. 121; 2) Das Fest der Nerthus S. 124; 3) Das Osterfest (Ostara) S. 126; 4) Freyas Mai- und Sommerfest S. 127; 5) Das Sommersonnenwendefest S. 127; 6) Odhins Herbstfest S. 129; Rückblick S. 130.

Die Deutschen in der Urzeit und ihr erstes Zusammentreffen mit dem Römer Cäsar 133
Der Name Germanen S. 133; Lebensart und Sitten der Germanen S. 136; Die Wohnungen der alten Germanen S. 138; Staatliche Verhältnisse S. 144; Ein deutscher Heerkönig im Kampfe mit dem Vernichter der römischen Republik S. 147.

Aus den Zeiten des Kampfes zwischen Römern und Deutschen 153
Hermann der Cherusker S. 153; Deutsche und Römer S. 154; Der von Hermann hervorgerufene Kampf S. 155; Roms Verhalten nach der Schlacht von Teutoburg S. 157; Hermann, Segest und Germanikus S. 158; Hermanns Kampf mit Marbod und seinen Verwandten S. 161.

Aus dem Zeitalter der Wanderungen 163
Alarich der Balte S. 163; Einleitung und Überleitung S. 163 und 164; Die Hunnen, die Westgoten in Ostrom S. 166; Radagais S. 168; Einfall Alarichs in Italien S. 169; Tod Alarichs S. 171; Theoderich der Große S. 172; Einleitung (Attila) S. 172; Jugendgeschichte Theoderichs S. 175; Erste Regierungszeit S. 176; Auswanderung der Ostgoten nach Italien S. 179; Theoderichs Herrschaft in Italien S. 181; Theoderichs Einfluß auf die übrigen germanischen Völker S. 183; Letzte Lebensjahre Theoderichs S. 185.

Karl der Große, des germanischen Volkes erster Kaiser 187
Einleitung S. 187; Karls Persönlichkeit S. 191; Karls kriegerische Thätigkeit S. 192; Kriege mit den Sachsen S. 193; Krieg mit den Langobarden S. 195; Krieg in Spanien S. 196; Krieg gegen Thassilo von Baiern S. 197; Krieg gegen die Avaren S. 198; Erwerbung der Kaiserkrone und Sorge für die Organisation des Reiches S. 200; Karls Sorge für die deutschen Sagen und die deutsche Sprache S. 203; Karls

Seite

Stellung zur Kirche und seine Sorge für die Wohlfahrt des Landes und seiner Familie S. 204; Karls Lebensende und sein Fortleben in der Sage S. 208.

Aus der Zeit der Sachsenfürsten 211
Heinrich I. S. 211; Einleitung und Überleitung S. 211 u. 213; Streben nach Anerkennung S. 218; Wiedergewinnung Lothringens S. 219; Vorbereitung auf den Kampf mit den Ungarn S. 219; Gründung von festen Plätzen S. 222; Kampf mit den Ungarn S. 225; Letzte Lebensjahre Heinrichs S. 227; Ottos I. Wahl und Krönung S. 230; die Jahre der Prüfung und der Befestigung der königlichen Gewalt S. 233; Herstellung und Erweiterung der Grenzmarken S. 239; Ottos kirchliche Richtung S. 240; Rückblicke S. 247; Gründung des römischen Kaiserreiches deutscher Nation. Eroberung Italiens S. 251; Der Krieg der Söhne gegen den Vater S. 255; Letzter Einfall der Ungarn in das deutsche Reich S. 259; Innere Verhältnisse S. 262; Wiedererneuerung des erloschenen Kaisertumes S. 267; Ottos kaiserliches Regiment S. 274; die letzten Lebensjahre Ottos S. 278.

Aus der Zeit der Frankenkaiser 281
Heinrich III. S. 281; Einleitung und Überleitung S. 282; Kaiserliches Regiment S. 283; Kirchliche Stellung S. 286; Ende Heinrichs III. und vormundschaftliche Regierung für Heinrich IV. S. 288; Krieg des Königes mit den Sachsen S. 290; Kampf Heinrichs mit Gregor VII. S. 291; Zug nach Italien; Heinrich vor Canossa S. 298; Heinrichs Kampf mit dem Papste und den deutschen Fürsten S. 300; Kampf des Vaters mit den Söhnen S. 302; Heinrichs Ende S. 303.

Der erste Kreuzzug 306
Veranlassung zu den Kreuzzügen S. 306; Peter von Amiens S. 308; Auszug nach dem Oriente S. 311; Doryläum und Antiochia S. 314; Das befreite Jerusalem S. 316; Der Beschützer des hl. Grabes S. 317.

Das Rittertum 319

Seite

Die geistlichen Ritterorden 329
Johanniter, Templer S. 330; der Deutschritterorden S. 331.

Aus der Zeit der Stauferkaiser 337
Friedrich I. Einleitung und Überleitung S. 337 und 338; Friedrichs Anschauung vom römischen Kaisertume S. 339; Streit zwischen Kaisertum und Papsttum S. 341; Friedrichs Kampf mit den Italienern und dem Papsttume S. 349; Zusammentreffen mit den Römern S. 349; Kämpfe mit Mailand S. 358; der Reichstag auf den roncalischen Feldern S. 361; Mailands Widerspruch gegen die roncalischen Beschlüsse; Belagerung und Eroberung desselben S. 362; Friedrichs Kampf mit Alexander III. und seinen Bundesgenossen S. 364; Friedensschlüsse mit Alexander III. und den Lombarden S. 368; Friedrichs Walten in den deutschen Ländern S. 370; Friedrichs Kreuzzug und Tod S. 376.

Anhang zur Geschichte Friedrichs I. 380
Inhalt, Bedeutung und Geschichte der Barbarossasage S. 380.
Friedrich II. Friedrichs Kampf um die Krone S. 394; Friedrich II. und das Papsttum S. 400; Friedrich II. und Gregor IX. S. 408; Kreuzzug Friedrichs S. 414; Friedrichs Wirksamkeit in Sizilien und Deutschland S. 421; die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen S. 427; Friedrichs letzte Lebensjahre S. 437.

Betrachtungen über die Kreuzzüge 442

Untergang der Hohenstaufer 456

Denkwürdige Frauen aus der deutschen Geschichte 472
Thusnelda, die Gemahlin Hermanns des Cheruskers S. 473.
Chrodechilde, die Gemahlin des Frankenköniges Chlodewig S. 476.

Die Frauen am Hofe Karls des Großen S. 478.

Die Frauen am Hofe der Sachsenfürsten: Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I. S. 483; Editha, die Gattin Ottos I. S. 486; Adelheid, die zweite Gemahlin Ottos des Großen S. 489; Theophano, die Gemahlin Ottos II. S. 491.

Die Frauen am Hofe der salischen Kaiser: Agnes, die Gemahlin Heinrichs III. S. 495; Bertha, die Gemahlin Heinrichs IV. S. 498.

Frauen der Staufer: Agnes, die Stammmutter der Staufer S. 502; Beatrix, die Gemahlin Friedrichs I. S. 505; Irene, die Gemahlin Philipps von Schwaben S. 508; die Frauen Friedrichs II. (Konstanze, Jolanta und Isabella) S. 510.

Kulturgeschichtliche Bilder aus dem Mittelalter.

Sagen aus der heidnischen Vorzeit.

Cherus Schwert.*)

Im Lande der Sachsen, dort, wo aus einem vierzig Fuß tiefen Abgrunde die Lippe emporquillt, stand ein auf hohen Steinpfeilern ruhender Altar. Mitten auf demselben erhob sich ein Schwert, die blitzende Klinge nach oben, aufgepflanzt; es war das Schwert des Kriegsgottes, den man sich hier gegenwärtig dachte. Dasselbe leuchtete auf der Höhe des Heiligtumes weithin jeden Morgen, wenn das Frührot aufstieg, wie eine Feuerflamme; aber eines Tages war die Stelle leer, und das Morgenrot bestrahlte nur den Altar, von dem der Gott gewichen war. Priester und Edle suchten Rat bei einer nahen Seherin. Ihnen ward die dunkle Antwort:

Es wandelten Nornen
Die Wege der Nacht;
Sein Antlitz hatte
Der Mond verborgen;

*) Nach Wägner.

Sie schnürten die Fäden,
Starke, gewaltige,
Den Göttern und Menschen,
Die keiner zerreißt.
Den einen gen Morgen,
Den andern gen Abend,
Und einen gen Mittag;
Den schwarzen Faden
Gen Mitternacht.
Sie sprachen zu Cheru:
„Sollst küren den Herrscher,
Den Herrn der Erde;
Geh', reich' ihm das Schwert,
Das doppelschneidige,
Ihm selber zum Gram."
Er hat es, er hält es
In seinen Händen;
Doch bringt es einst wieder
Cheru, der Herr.

Bestürzt über den dunkeln Spruch, begehrten die Männer Auslegung; aber die Jungfrau im Turm gab keine Antwort. Indessen erzählt uns die Sage den Verlauf, der einiges Licht über das Rätselwort verbreitet.

Drüben in Köln saß noch in später Mitternacht Vitellius, der römische Präfekt am Niederrheine, beim leckern Schmause; denn er liebte die Freuden der Tafel mehr als allen Kriegsruhm und alle Diademe der Welt. Daher erhob er sich mit Unwillen, als ihm ein Fremdling gemeldet wurde, der wichtige Nachrichten aus Germanien bringe. Er wollte ihn kurz abfertigen; als er aber in das Vorzimmer trat, sah er einen Mann vor sich, der ihm so würdevoll schien, daß er die schnöde Abfertigung nicht aussprechen konnte. Er hätte ihn für einen der Unsterblichen gehalten, wenn ihm nicht in seinem

Schlemmerleben der fromme Glaube der Altvordern längst abhanden gekommen wäre. Der Fremdling überreichte ihm ein schön gearbeitetes Schwert, indem er sagte: „Nimm diese Waffe; bewahre und führe sie gut, sie schafft dir Ruhm und Reich. Heil dir, Cäsar Augustus!" — Der Präfekt betrachtete die Gabe; als er aber aufblickte, war der Fremde verschwunden, und die Wachen hatten ihn weder ein- noch ausgehen sehen. Er trat in den Speisesaal zurück und erzählte den Vorgang. Er zog das Schwert heraus, und da war es, als ob ein Blitzstrahl den Raum erleuchte. Sofort rief eine Stimme, man wußte nicht, ob innerhalb oder außerhalb: „Das ist das Schwert des göttlichen Cäsar! Heil dir, Vitellius! Heil dir, Imperator!" Die Gäste stimmten jubelnd ein, verbreiteten die Kunde, und am Morgen begrüßten ihn auch die Legionen als Kaiser. Berittene Boten eilten in die andern Provinzen, und das Glück schien ihn zu seinem Lieblinge auserwählt zu haben; von allen Seiten erschienen Huldigungen und Versicherungen der Ergebenheit; sein Legat Cäcina schlug die Truppen des Gegenkaisers, der sich selbst den Tod gab; Rom, die Hauptstadt des Reiches, öffnete dem neuen Gebieter die Thore, das ganze Abendland bezeigte seine Unterthänigkeit. „Es ist das Schwert des göttlichen Cäsar, das mich zum Herrn der Welt gemacht," sagte der Kaiser, setzte sich an die vollen Tafeln und füllte seinen stets hungrigen Magen mit den Leckerbissen, die aus den entlegensten Regionen zu Wasser und zu Lande herbeigeführt wurden. Des Schwertes aber achtete er nicht mehr; es lehnte in einem Winkel des Peristyliums, wo es ein germanischer Soldat der Leibwache fand und gegen seine alte, schartige Waffe vertauschte.

Der neue Besitzer des Schwertes sah mit Unwillen das Gebaren des Kaisers, der sich nur um die gefüllten Schüsseln, nicht um die Reichsgeschäfte, nicht um seine Krieger bekümmerte, der gar nicht Notiz davon nahm, daß im fernen Asien der

tapfere Vespasian von seinen Legionen auf den Thron der Cäsaren erhoben worden war. Er verließ daher den Dienst und mischte sich unter die müßige Volksmenge. Indessen brach Schlag auf Schlag das Unglück über den schwelgenden Kaiser herein. Die Provinzen, die Feldherren, die Heere fielen von ihm ab; die feindlichen Truppen näherten sich der Hauptstadt; da griff er nach dem siegbringenden Schwerte, aber er fand an seiner Stelle nur die alte, unbrauchbare Waffe. Jetzt verlor er alle Besonnenheit; er wollte abdanken, er verkroch sich in einen Winkel des Palastes. Der Pöbel riß ihn heraus, schleppte ihn durch die Straßen, und am Fuße des Kapitoles stieß ihm der oben erwähnte Germane das Schwert des Cheru oder des göttlichen Cäsar in die Eingeweide. So ward der Ausspruch der Seherin erfüllt:

„Ihm selber zum Gram."

Nach diesem Vorgange wanderte der Germane, ohne sich weiter um die folgenden Ereignisse zu bekümmern, nach Pannonien und trat wieder in römischen Kriegsdienst. Daselbst gab es viele Kämpfe, aber wo er stritt, war der Sieg, und er war bald so rühmlich bekannt, daß er viele Auszeichnungen erhielt, zum Centurio und endlich zum Tribun vorrückte. Als er alt und dienstunfähig war, machte er am Donauufer eine Grube, legte die treue Waffe hinein und deckte die Erde wieder darüber. Daselbst baute er sich eine Hütte und lebte darin bis an sein Ende. Auf dem Sterbebette erzählte er noch den Nachbarn, die sich um ihn versammelten, von seinen Kriegsthaten, und wie er das Schwert des Gottes Cheru geführt habe; aber den Ort, wo es verborgen lag, verriet er nicht. Doch ging die Sage um, wer die Waffe des Kriegsgottes finde, werde die Welt beherrschen.

Jahrhunderte vergingen; die Stürme der Völkerwanderung brachen über das römische Reich herein; die germanischen

Stämme teilten unter sich den Raub aus, die Nomaden Asiens, die wilden Hunnen, drangen wie Meeresfluten von Osten herüber, um an der Beute teilzunehmen. Attila oder Etzel erhob sein bluttriefendes Panier, begierig nach Ländern und Kriegsruhm; aber lange vergeblich. Er entwarf in seiner Seele riesenhafte Pläne, die Reiche der Welt zu erobern. Zufällig blickte er auf und sah neben der Straße einen Bauer, der eine hinkende Kuh vor sich hertrieb und unter dem Arme ein schön gearbeitetes Schwert trug. Auf Befragen erklärte der Mann, seine Kuh habe sich an einer im Grase verborgenen Spitze den Fuß verwundet, und als er nachgesucht, habe er die prächtige Waffe aus der Erde gegraben. Der König ließ sich das Schwert überreichen, zog es, froh bewegt, aus der Scheide, — und die blanke Klinge flammte glührot im Abendscheine, daß die Gefolgschaft staunend darauf blickte. Er aber, die leuchtende Waffe in der nervigen Faust, rief: „Es ist das Schwert des Kriegsgottes, damit werde ich die Welt erobern!" Mit diesen Worten sprengte er fort nach dem Heerlager und bald weiter zu Schlachten und Siegen. So oft er forthin das Schwert des Kriegsgottes zog, zitterte das Abendland und das Morgenland.

Nach seinem letzten Feldzuge in Italien feierte er Hochzeit mit der schönen Ildiko, der Tochter des von ihm erschlagenen burgundischen Königes. Ungern schmückte sich die junge Braut für das ihr verhaßte Fest. Da trat geheimnisvoll ein altes Weib zu ihr und überreichte ihr das Schwert zur Vaterrache. Als nun der König trunkenen Mutes in das Brautgemach und auf das Lager taumelte, zog sie die Waffe unter ihren Gewändern hervor und stieß ihm die scharfe Klinge ins Herz. Mit dem Tode Attilas ging auch die Herrschaft der Hunnen zu Ende. Die germanischen Völker schlugen und scheuchten diese Horden in deren heimatliche Steppen zurück. Doch weiß die Sage nicht, ob fernere Kriegsthaten mit Hilfe des wunderbaren Schwertes geschahen. Dagegen be-

richtet sie davon noch manche seltsame Dinge aus dem Mittelalter und weiß sogar, daß es Herzog Alba nach der Schlacht bei Mühlberg aus der Erde gegraben habe.

Diener, Verehrer des Heru oder Cheru waren namentlich die Cherusker, die von ihm Namen und Abstammung herleiten, und wir wissen, wie sie mit Erfolg für ihre Freiheit fochten. Den Dienst des Schwertgottes trugen auch die Franken nach Gallien hinüber; denn zu Valenciennes ward durch das ganze Mittelalter und später ein zweischneidiges Schwert aufbewahrt und jährlich unter kriegerischen Spielen umhergetragen. Die Sachsen endlich, zu denen die Cherusker gerechnet werden müssen, waren als eifrige Verehrer des Schwertgottes bezeugt. Sie nannten ihn Saxnot nach ihrer Lieblingswaffe Sax, einem Schwertmesser. In dem mehr als dreißigjährigen Kriege für ihre Freiheit gegen Karl den Großen mußten die, welche sich unterwarfen und das Christentum annahmen, in der Abschwörungsformel dem Wodan, Thunar und Saxnot entsagen.

Über den Ursprung des Namens „Langobarden", über die Bedeutung der Namensbeilegung und über die Schönheit der deutschen Namen.

Auf des Himmels Höhe saß Wodan, der Götterfürst, und von seinem Hochsitze Hlidskialf überschaute er alle Heime der Welt. Da traten vor sein Antlitz die Fürsten der Wandaler, Ambri und Assi, die kriegsgerüstet den streitbaren Winilern gegenüberstanden. „Gib uns Sieg, Heervater", flehten sie, „daß uns Zins zahlen die Feinde!" Und sie gelobten herrliche Heiligtümer dem Gotte und zahlreiche Opfer von Stieren und Rossen. Gnädig erhörte der Gott ihr Flehen und gab ihnen den Götterspruch: „Das Feld werden die behaupten,

welche am frühen Morgen des Kampftages zuerst vor mein Angesicht treten." Dann zu Freya, der Gattin, sich wendend, erzählte er spöttisch: „Morgen gewähre ich den Wandalern Sieg; Hof und Heiligtum soll sich mir heben, und der Altar mir rauchen vom Blute der Stiere und Rosse." Das schmerzte gar sehr die edle Göttin, denn hold war sie den Winilern, die immer des Feldes Früchte ihr reichlich geopfert! Und siehe da! vor ihrem Throne erschienen nun auch die edlen Fürsten derselben, Ibor und Aja, geführt von der würdigen Mutter Gambara. „Wir klagen dir knieend den Kummer des Herzens," so beten sie; „unwürdig wollen uns knechten die Wandaler, und zahllos umringen sie uns, die schwächere Schar. Sieg habe ihnen Heervater versprochen, so jubeln sie prahlend." Sorgend saß die Göttin und sann, wie sie helfen könnte ihren Schützlingen. Dann sprach sie zu den Fürsten: „Wohlan, ehe der Tag noch grauet, führet hervor eure Weiber, schmückt sie mit der Rüstung der Männer, und um das Kinn herunter walle lang herab das Haar, als wäre es ein Bart. Dann stellet sie ostwärts und vorne in die Schlachtreihe." Und früh vor der Sonne festlichem Aufgange rückten aus nach Süden die Wandaler, aber, gen Ost das bärtige Antlitz gewandt, erwarteten die Winiler den Anfang der Schlacht. Freya aber, die listige, die früh war erwacht, hatte das Bett des Siegverleihers gewendet auf der Scheibe, daß sein Antlitz schaute nach Westen. Und als er hinuntersah auf die kriegsbereiten Scharen und die langen Bärte erblickte, hinunterwallend auf die Brust, da rief er staunend aus: „Was sind das für langbärtige Waffenleute?" Und freundlich versetzte die Gattin, die listige: „Die Winiler, Väterchen, und ihre Weiber. **Langbärte** hast du sie **genannt**, nun **gib** mit dem Namen auch den Sieg." Da lachte der Gott der List des Weibes und **gab zum Namen das Namensgeschenk**: den Sieg über die Feinde. In Ruhm und Glück lebten fortan die **Langobarden**.

Aus dieser höchst sinnreichen Sage erkennen wir, daß die Beilegung des Namens **die** Bedeutung für die Germanen umschloß, daß ihnen damit ein Recht an das Leben verliehen werde. Diese Thatsache ist auch erkennbar aus den Nachrichten des Tacitus, daß die alten Deutschen das Kind ins Wasser tauchten und dann einen Namen ihm beilegten. Gewöhnlich übte diese heidnische Taufe der Bruder der Mutter, der in der Familie vorzügliches Ansehen genoß. Der Namensgebung folgte dann allemal ein Geschenk, und das war so allseitige Sitte, daß man sogar dann, wann man mit Schimpfnamen belegt wurde, wenn auch nur spöttisch, das Geschenk verlangte. Auch aus der Heldensage sind uns schöne Beispiele für die erwähnte Sitte erhalten. Siegmund schenkt seinem Helgi genannten Sohne edlen Lauch (wegen seiner Schwertgestalt „allium victoriale“, das siegverleihende, genannt) und ein blutiges Schwert, und als Hiörwarts Sohn der edlen Swawa begegnet, und diese den noch Namenlosen mit dem Namen **Helgi** anredet, da sprach er:

„Was gibst du mir noch zu dem Namen Helgi,
Blühende Braut, den du mir botest?
Erwäge den ganzen Gruß mir wohl:
Ich nehme den Namen nicht ohne dich.“

Es hatten unsere Altvordern ganz sicherlich recht, wenn sie der Namensbeilegung solche Wichtigkeit zuschrieben. Ist ja doch die Bezeichnung, mit der wir vom kosenden Muttermunde, vom zärtlichen Vater, von lieben Geschwistern und teuren Verwandten und Freunden genannt werden, nichts Gleichgiltiges. Ist der Name es ja, der, wenn wir getrennt sind von allem, was uns lieb und teuer ist, ein Fortleben und eine Vergegenwärtigung, trotz unserer Abwesenheit, ermöglicht. Wie häufig jauchzen und flüstern, sprechen und schreiben wir die Laute, bei deren Klang wir der Geliebten

gedenken. Aber die Wichtigkeit dieser Namensübertragung, mit dem nicht bloß ein leerer Schall, sondern ein auf Leben und Charakter bestimmend einwirkender Sinn vermittelt wird, enthält auch die Mahnung, daß wir bei der Auswahl der Benennung nicht gleichgiltig uns verhalten, nicht gedankenlos nur der Mode uns anschließen dürfen. Wohin diese Mode geführt hat, erkennen wir, wenn wir unsere heutigen Namen nur oberflächlich betrachten. Da finden wir, daß alle Nationen herangezogen werden, um ehrlichen Deutschen eine für alle Zeiten ihnen anhaftende Bezeichnung zu verleihen. Ägypter und Hebräer, Griechen und Römer, Franzosen, Engländer und Spanier, Czechen, Polen und Russen werden ausgebeutet. Ja, es ist unglaublich fast, aber wahr: nicht selten sind elende, nichtssagende Romannamen gewählt wegen der Sonderbarkeit und des fremdländischen Klanges. Und selbst wenn man grade nicht das Ausland zu Gevatter gebeten bei der Taufe, dann wird bei der Aussprache deutscher Namen doch noch die fremde Zunge herangezogen. Der schöne Name Ludwig muß weichen dem fremden Louis, Emmy klingt manchem schöner als Emma und Jeannette und Jenny zierlicher als Hannchen. Ja, man versteigt sich manchmal bis zum Unverstande. Nicht selten nennt man Knaben Willy, obschon Willy im Englischen ein Frauenname ist. Während man nachgrade in allen bessern Kreisen sich des unnötigen Gebrauches der Fremdwörter zu schämen beginnt, fährt man gleichwohl noch immer fort, seine Kinder fremdländisch zu benennen, obschon doch die deutsche Sprache eine Menge der wohlklingendsten, sinnreichsten und bedeutungsvollsten Namen uns bietet.

Welche Schönheit unseren Namen innewohnt, werden wir aus dem melodischen Klange derselben, insbesondere aber aus der dichterischen Begabung und der hochfliegenden Einbildungskraft, welche die meisten derselben bekunden, erkennen, und dies um so mehr, wenn wir an ein paar römischen Namen gezeigt haben, welch nüchternen, auf den Ackerbau und die Viehzucht ꝛc.

hinweisenden Inhalt sie umschließen. Die Namen Porcius, Asinius, Bubulcus (Schweine-, Esel- und Ochsenmann, — welche Bedeutung hat dann der an eine der edelsten Römerinnen gemahnende Name Porcia! —) weisen auf die Viehzucht hin; Hortensius, Fabius, Cicero (der Gärtner, der Bohnen-, der Erbsenmann) auf Garten und Gemüsebau; Crassus, Macer, Valerius (der Dicke, der Magere, der Gesunde) auf körperliche Eigenschaften; Rufus, Flavius, Fulvius und Fulvia (der Rotkopf, der Blonde, der [die] Rotgelbe) auf die Farbe des Haares; Balbus, Labeo, Luscus (der Stammler, die Hängelippe, der Blödsichtige) auf körperliche Gebrechen; Manius, Lucius, Posthumius (der früh morgens Geborene, der am Tage Geborene, der nach dem Tode des Vaters Geborene) auf zufällige Umstände der Geburt. Noch hausbackenerer Sinn leuchtet daraus hervor, daß man die Kinder nur noch zählt, — wer denkt nicht an die Verbrecher, die auch keinen Namen mehr haben, sondern nur noch eine Zahl geworden sind —, Quintus, Sextus, Octavus (ia) heißen der Fünfte, der Sechste, der (die) Achte. Nur äußerst selten begegnen wir einem Namen wie Flaminius, Antistius, Pompejus, die von der priesterlichen Würde hergenommen sind.

Betrachten wir nun die deutschen Namen, so werden wir finden, daß unsere Altvordern, wie die Römer ihre nüchternen, hausbackenen Charaktereigentümlichkeiten in ihren Bezeichnungen offenbarten, ihren Stolz und ihre Sehnsucht, ihren Glauben wie ihren Aberglauben, kurz, ihre ganze Lebensanschauung in ihre Benennungen hineingelegt haben. In diesen Namen ist immer nur von Edlem und Gutem, von Liebe und Treue, von Friede und Eintracht, von Recht und Gesetz, von Reinheit und Unschuld, von Fleiß und Arbeit, von Macht und Ehre, von Kampf und Sieg die Rede. Einige Beispiele werden den Beweis für das Behauptete gar leicht erbringen. Viele Namen weisen zunächst hin auf den naturwüchsigen Verkehr, der in der Urzeit zwischen Mensch und Tier bestand. Die

Freude des Germanen an der ihn umgebenden Natur ließ ihn die Tiere des Feldes und des Waldes ganz anders betrachten, als dieses in unserer nüchternen Zeit der Fall ist. Sie sind ihm teils traute Genossen, teils listige Gesellen, und viele auch wackere Kämpen. Die Tiersage, die in der mittelalterlichen Dichtung eine so große Rolle gespielt, hat in dieser Anschauung ja ihren Ursprung. Aber auch etwas Heiliges verehrten die Germanen in manchen dieser Geschöpfe. Viele waren den Göttern besonders geweiht, und nicht selten hatte die Gottheit sich unter Tiergestalt verborgen. Solche Tiere waren namentlich: Aar, Bär, Eber, Rabe, Schlange (lint), Schwan und Wolf. Von ihnen kommen die weiblichen Namen: Aranhilt, Aralind, Berilind, Eburhild, Eburgund, Raganberga, Ragamberta, Godelind, Theudelind, Swanaburg, Swanahild, Wolfburga, Wolfgunt, Wolfrun, Wulfhilt. Ähnliche Männernamen (Bernhard, Eberhard, Wolfram ꝛc.) entsprechen den ebengenannten Frauenbezeichnungen.

Das religiöse Gefühl der Germanen liebte es, eine Reihe von Namen an das uralte, einzig und allein unserm Volke eigentümliche Wort „Gott“ zu knüpfen, so Goda, Godberga, Godatrud, Godafrieda — Godo, Godebald, Godefried, Gotohard ꝛc. Da die Deutschen für ihre Götter den Gesamtnamen Ansen oder Asen (sächsisch Os) hatten, so sind darauf zurückzuführen: Ansa, Ansberta, Osmundis — Oswald, Anshelm (Anselm), Ansbald. Die Vorstellung von Thursen (Hünen) und den Elben (Zwergen) klingt nach in Hunila, Hunrada, Thusnelda und Albigund — Thurismund, Hunibald, Albuin, Albigard ꝛc.

Eine Menge von Frauen- und Männernamen bezeugen laut die Kriegslust und Kampfesfreude unserer Vorfahren und erscheinen in den Wörtern Bad, Gund, Hild, Hadu, Wig, Isun (Eisen), Ger, Brünne: Hilda, Swanhilde, Gerlinde, Sieglinde, Diethilde, Walburg, Sindgund, Fastrad, Hildtrud, Hildegund, Hedwig, Bathilde, Aldagunde, Chunigund, Hildi-

gard, Wigharta, Wigilanda, Isanbirga, Sigitrud, Sigilind, Brunhild ꝛc.

In den Zusammensetzungen mit Adal, Thiuda und Liut (Adel und Volk) prägt sich der Stolz auf Abstammung und Volksgenossenschaft aus: Theoda, Theuda, Theutberta, Linda, Liudiska, Liutberga, Liutgart, Ada, Adela, Adelma, Adalheid, Theoderich oder Dietrich, Theodebert oder Dietbert, Liutpolt, Liutprand, Adalbert.

Zu den ältesten deutschen Frauennamen gehören die von den Göttern selbst übernommenen **Bertha** (Berchta, die Leuchtende) und **Hulda**, die Holde, ferner **Heidr**, die Fröhliche, **Liba**, die Lebendige, **Winda**, die Geschwinde, **Skonea**, die Schöne. Wie volltönend und inhaltreiche Namen sind Alwina, Freundin des Edlen; Amalaberga, Tugendbewahrerin; Amalaberta, durch Reinheit glänzend; Amalfrieda, Schutz der Unschuld; Amalia, die Makellose, oder die von Bertha abgeleiteten oder damit zusammengesetzten Bertila, Bertilie, Bertrada, Berthilda; Gisa oder Gisela, die Starke; Hermine, Hermalinde, Helmire, in denen derselbe Stamm enthalten ist wie in Hermann. Hertha, die Mutter Erde. Herwin und Herwine, der (die) Speerfreundin; Ingeborg, Bewahrerin der Jugend; Irma, die Große, die Hehre; Irmgard und Irmengard. Karolina, die Mannhafte; Klothilde, die Berühmte; Kolma, die Schönhaarige; Malwina, die das Reine liebt; Mathilde, mächtig im Kampfe. Notburga, die Gefährtin; Oda, Ottilia, reich an Gut; Osberga, die Hausbeschützerin. Ruodhild, Ruodhaid, Ruottrud, in denen das Wort hrôd, Ruhm und Glorie, enthalten ist ꝛc.

Wohl bis zum Überflusse werden die angeführten Namen den Beweis geliefert haben, daß wir nicht in die Fremde zu schauen brauchen, um schöne und passende Bezeichnungen zu finden für Nachkommen der alten Germanen, und wenn wir der Thatsache gedenken wollen, daß die Paten ja deshalb gewöhnlich ihren Schützlingen den eignen Namen übertragen

möchten, weil sie in ihnen ein verjüngtes Abbild ihrer selbst zu erkennen wünschen, dann ist für alle, welche wahre Kinder der deutschen Heimat zu sein begehren, auch die Mahnung am Platze, schon durch die Wahl des Namens zu bekunden, daß man seine Vorbilder in der Vorväter Thun und Gesinnung erkenne, in den altdeutschen Tugenden: der Volksfreundschaft, der Tapferkeit, der Reinheit, der Liebe und der Treue.

Nachrichten über die alten Götter der Germanen in Deutschland selbst.

Taufformel, mit welcher die heidnischen Sachsen ihrer Religion entsagten.

Frage des Priesters: Forsachistu diabole? Entsagst du dem Teufel?

Antwort des Täuflinges: Ec forsachu diabole. Ich entsage dem Teufel.

Frage: End allum diabol gelde? Und aller Teufelsgilde?

Antwort: End ec forsachu allum diabol gelde. Und ich entsage aller Teufelsgilde.

Frage: End allum diaboles wercum? Und allen Teufelswerken?

Antwort: End ec forsachu allum diaboles wercum end wordum. Thuner end Wodan end Saxnôte ende allum them unholdum the hiro genôtas sint. Und ich entsage allen Teufelswerken und Worten, Thunar (Thor) und Wodan und allen Unholden, die ihre Genossen sind.

Frage: Gelôbistu in Gott almechtigun fadaer? Glaubst du an Gott den allmächtigen Vater?

Antwort: Ec gelôbu in Gott almechtigun fadaer. Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater.

Frage: Gelôbistu in Crist, Godes suno? Glaubſt du an Chriſt, Gottes Sohn?

Antwort: Ec gelôbu in Crist, Godes suno. Ich glaube an Chriſt, Gottes Sohn.

Frage: Gelôbistu in hâlogan Gâst? Glaubſt du an den heiligen Geiſt?

Antwort: Ec gelôbu in hâlogan Gâst. Ich glaube an den heiligen Geiſt.

Merſeburger Heilſprüche.

Phol ende Wôdan	Phol und Wodan
Vuorun zi holza:	Fuhren zu Holze;
Dû wart demo Balderes volon	Da ward Baldurs Fohlen
Sîn vuoz birenkit.	Sein Fuß verrenket.
Thû biguol en Sintgunt,	Da beſprach ihn Sintgunt
Sunnâ erâ suister,	Und Sonne, ihre Schweſter,
Thû biguol en Vollâ,	Da beſprach ihn Volla
Frijâ erâ suister.	Und Freya, ihre Schweſter.
Thû biguol en Wôdan,	Da beſprach ihn Wodan,
Sôhe wola conda:	Wie er wohl konnte:
Sôse bênrenki.	So die Beinrenkung,
Sôse bluotrenki,	So die Blutrenkung,
Sôse lidirenki:	So die Gliederrenkung:
Bên zi bêna,	Bein zu Bein,
Bluot zi bluoda,	Blut zu Blut,
Lid zi geliden	Glied zu Glieder,
Sôse gelîmida sîn.	Als ob ſie geleimt ſeien.

Haftlied.

Eiris sâzun idisi,	Einſtmals ſaßen Idiſe, (weiſe Frauen, ähnlich den Nornen)
Sâzun hera duoder.	Saßen hier und da.

Sumâ hapt heptidun,	Einige Haft hefteten,
Sumâ heri lezidun,	Einige das Heer hemmeten,
Sumâ clûbôdun	Einige klaubten Reiſer
Umbi cuniowidi:	Zu Kniegebinden:
Insprinc haptbandun,	Entſpring den Haftbanden,
Invar vîgandun!	Entfahre den Kriegern!

Altſächſiſcher Bardenchor aus dem Kloſter Corvei.

Eostar, Eostar,	Oſtar, Oſtar,
eordhan modor!	Erdenmutter!
genne these	Laſſe dieſen
acera veaxendra	Acker wachſen,
and virdhendra,	Laß ihn grünen,
eacniendra,	Laß ihn blühen,
elniendra,	Früchte tragen,
fridha him!	Gib ihm Frieden!
that his yrdh si gefridhod	Daß die Erde ſei gefriedet,
and hes si geborgun,	Daß ſie ſei geborgen,
as his halige	Wie die Heiligen,
the on heof enum sint.	Die im Himmel ſind.

Geringfügig mögen die hier angeführten Reſte der in Deutſchland einſt blühenden Sagen von Wodan und ſeiner Walhalla erſcheinen, und dennoch ſind ſie von unſchätzbarer Bedeutung. Nicht allein eine Summe der in Islands Sagen ſo mächtig fortlebenden Göttergeſtalten werden uns hier mit Namen vorgeführt, wir finden auch die Anklänge an einzelne der bedeutungsvollen, mit dieſen Namen verbundenen Mythen. Wodan, Donar, Saxnot, eine andere Bezeichnung für Tyr, erſcheinen den chriſtlichen Miſſionaren als die ihrer Miſſionsthätigkeit am meiſten Hinderniſſe bereitenden Unholde. Daher müſſen die Neubekehrten ihnen und allen ihres gleichen entſagen, als Unholden, die gleich zu achten dem Vater des

Bösen, dem Teufel. In den von ihrem Fundorte benannten „Merseburgern Heilsprüchen“ kommen neben Wodan noch vor Phol oder Baldur, Freya, Volla, Sunna und die uns sonst nicht bekannte Sintgunt. Es werden die Idisen genannt, den Nornen und Walküren ähnliche Jungfrauen, welche die Geschicke der Schlachten weben. Wie Baldurs Träume in der Edda den Göttern Grund geben zu schwerer Besorgnis, wie Frigg umherzieht und sich müht, ihm Sicherheit zu verschaffen, und wie sie alle Schöpfung bespricht und in Pflicht nimmt, so erzählen auch diese Sprüche von einem Unglücke des lichten Gottes. Sie berichten von den Bemühungen seiner Gefährten und weisen hin auf den runenkundigen, heilkräftigen Gott Wodan, der, als die Göttinnen vergeblich die Heilung durch Besprechung versuchten, — sie hatten den heilkräftigen Spruch nicht richtig angewandt —, den verrenkten oder zerbrochenen Beinen von Baldurs Pferd durch seine Runenkunde Hilfe brachte.

Nehmen wir zu den oben angeführten Denkmälern noch das altsächsische Lied, in welchem von der Frühlingsgöttin Ostara Fruchtbarkeit der Felder erfleht wird, ferner den Anfang eines an den Schöpfungsbericht der Edda sich anlehnenden christlichen Gebetes, des sogenannten „Wessobrunner Gebetes“, der lautet: „Das erfuhr ich unter den Menschen als der Wahrheit größte: da die Erde nicht war, noch der Himmel oben, nicht Berg noch Baum nicht war, die Sonne nicht schien, noch der Mond leuchtete, noch der Meersee war, da nichts noch war von Ende und Grenze, da war der allmächtige Gott“, fügen wir noch hinzu, das in dem Mythus von der Götterdämmerung unter dem heidnischen Namen „Muspilli“ erwähnte und mit unverkennbaren Reminiscenzen an die Erzählung von Ragnaröck die christliche Anschauung vom Ende der Welt und dem jüngsten Gerichte verbreitende altbairische Gedicht: so werden diese, wenn auch nur dürftigen Reste als Zeugen von der Einheit der altnordischen und

deutschen Mythologie eine bei ihrer Auffindung wohl kaum geahnte Bedeutung gewinnen.

Das Lied von Hildebrand und Hadubrand, das älteste in Deutschland uns erhaltene Heldenlied.

Ich hörte sagen in alten Mären, daß einmal Hildebrand und Hadubrand, Vater und sein einziger Sohn, einander unerkannt, zusammenstießen im Zuge und zum Kampfe sich heischten. Da ordneten die kühnen Helden das Kriegsgewand, warfen Panzerhemde um und gürteten die Schwerter über die Ringe. Als sie nun hinritten zu fechten, sprach Hildebrand, Herbrands Sohn, der war der hehrere Mann, der erfahrenere und weisere, er begann mit wenigen Worten den Gegner zu fragen, wer sein Vater wäre unter den Helden im Volke, oder welcher Herkunft er sei: „Wenn du mich dessen berichtest und mir nur einen sagst, so kenne ich die andern, o Kind, denn kund ist mir alles Erdenvolk im Königreiche.“ Hadubrand, Hildebrands Sohn, antwortete: „Mir sagten alte, weise Leute unseres Volkes, die nun gestorben sind, daß Hildebrand hieß mein Vater, ich aber heiße Hadubrand; einst zog er nach Osterland fort mit Dietrich und manchen Helden, floh vor Otakers Neid, ließ seine junge Frau daheim, sein Kind unerwachsen, sein Heergerät ohne Herrn, der es handhabe. Nach Osterland fuhr er, seit Dietrichs, meines Vettern, Elend sich anhub, des freudverlassenen Mannes; da mocht es mein Vater nicht mehr mit Otakern halten, der herrlichste Degen focht stets an der Spitze des Heeres, und stets war ihm Fechten das liebste; nicht wähn' ich, daß er noch am Leben sei.“ — „Reicher Gott vom Himmel,“ sprach Hildebrand, „daß du doch ja nicht zwischen zwei so nahverwandten Männern Kampf zulassest!“ Da wand er sich vom Arme gewundene köstliche Spangen, die ihm seither der Hunnen-

könig verehrt hatte: „nimm sie hin, ich gebe sie dir zu Hulden!“ — Hadubrand, Hildebrands Sohn, antwortete: „Mit dem Speere soll man solche Gabe empfangen, Spitze wider Spitze, du alter Hunne taugst zum Gesellen nicht, schlauer Späher, mit Worten trügest du mich, den Speer will ich auf dich werfen, bist ein so gealteter Mann und pflegest böser Listen; wisse, daß mir Seefahrer, die westwärts über den Wendelsee zogen, Kunde brachten von einer großen Schlacht, darin sei Hildebrand, Herbrands Sohn, gefallen, und darum glaube ich, er ist tot.“ — Hildebrand, Herbrands Sohn, antwortete: „Das sehe ich schon an deiner Rüstung, daß du einen edlen Herrn hast und in diesem Reiche noch keine Reckenthat vollbracht; wehe, waltender Gott, wehes Geschick steht bevor! Sechzig Sommer und Winter bin ich herumgewallet, weit von meinem Vaterlande, immer ward ich zu den vordersten Kriegern gestellt, auf keiner Burg hatte man mir die Beine in Banden gelegt, nun soll mich mein eignes, liebes Kind hauen mit seinem Schwerte, dahinstrecken mit seinem Beile, oder ich soll sein Mörder werden. Leichtlich mag es geschehen, wenn du tapfer streitest, daß du so einem edlen Manne die Rüstung abgewinnest, Raub begehest an dem Leichname, wenn du vermeinst, dazu einiges Recht zu haben. Doch der sei der schlechteste aller Osterleute, der dich vom Kampfe abhält, dessen dich so sehr gelüstet. Gute Gesellen, die ihr uns zuschauet, richtet in eurem Mute, wer sich von uns heute rühmen möge, den Pfeil am besten zu zielen, und wer dieser beiden Panzer Herr werden soll.“

Da ließen sie die Eschen scharf schneidend fahren, daß sie standen in den Schilden, da sprangen sie aneinander, die Steinärte klangen, schwer hieben sie in die weißen Schilde, daß ihr Gebäude schütterte, aber fest standen ihre Leiber.

Bei diesem Worte bricht die durch einen glücklichen Zufall uns erhaltene Handschrift dieses Heldenliedes ab. Ein späterer Dichter hat denselben Stoff bearbeitet und eine Ergänzung der Sage hinzugefügt. Er läßt in dem Kampfe den Hildebrand Sieger werden über den Sohn. Nachdem eine Erkennung und Anerkennung zwischen Vater und Sohn erfolgt ist, führt Hadubrand den wiedergefundenen Vater der schon nicht mehr auf ein Wiedersehen hoffenden Mutter zu.

Bertha, die Mutter Karls des Großen.

Pipin, der Vater des ersten Kaisers germanischer Völker, freite um Bertrada, eine ungarische Königstochter, die eine sehr fleißige und geschickte Spinnerin war. Die Werbung hatte den gewünschten Erfolg, und die Braut, deren wunderbare Schönheit nur durch einen ungewöhnlich großen Fuß verunstaltet war, reiste sogleich mit großem Gefolge zum Hofe des Frankenfürsten. Aber ihre ränkevolle Hofmeisterin übergab das Königskind bestochenen Knechten, um es im Walde zu ermorden, und schob ihre häßliche Tochter an dessen Stelle. Pipin, der nicht sonderlich erfreut war ob der mißgestalteten Braut, mußte doch aus Rücksicht auf den mächtigen Ungarkönig zu der Verbindung sich bequemen. Aber nicht lange war die Hofmeisterstochter imstande, die von der Mutter ihr aufgezwungene Rolle zu spielen. Der Betrug wurde entdeckt, und der Frankenkönig verstieß alsbald die ungeliebte Gemahlin. Einstmals suchte der über den Verlust der Braut sich härmende Fürst Zerstreuung auf der Jagd. Achtlos schweifte er durch Feld und Flur und Wald und Hain und kam spät abends in eine Mühle am Ufer des Mainflusses. Da fällt sein Blick auf eine emsige Spinnerin. Die ganze Gestalt, der Ausdruck des Gesichtes, die schmalen, feinen Hände scheinen ihm wenig zu passen zu der sonstigen Umgebung. Plötzlich entdeckt er, daß die Jungfrau, welche schon sein größtes Interesse erregt hatte, einen ganz ungewöhnlich großen Fuß besaß. Wie ein Blitz durchzuckte sein Gemüt der Gedanke an die verschwundene Königstochter aus Ungarland, die man ihm wegen ihrer

Schönheit, ihrer Anmut und wegen ihrer besonderen Kunstfertigkeit im Spinnen gerühmt, von der man aber auch erwähnt, daß sie einen Fuß besitze, der über die gewöhnliche Größe hinausgehe. Als er in eine Unterredung mit der Fremden sich einließ, da erkannte er in derselben gar bald die echte Bertrada. Er vernahm von ihr, wie die als Mörder gedungenen Knechte durch ihre Bitten und durch ihr Unglück zum Mitleid sich hätten bewegen lassen. Sie schenkten ihr das Leben, verließen sie aber hilflos und ratlos in dem tiefen, ihr gänzlich unbekannten Forste. Unter Angst und Entsetzen, unter Mühe und Not fand sie endlich einen Ausweg aus dem Dickicht. Das Rauschen eines Flusses, das Klappern einer Mühle zeigten ihr die Richtung an, die sie einzuschlagen hatte, und endlich — endlich sank sie, zwar ermattet und völlig erschöpft, aber auch gerettet auf den Boden in der Nähe einer menschlichen Wohnung. Sie wurde nicht lange nachher entdeckt, mit ermunterndem Zuspruche in die Mühle geführt und hier bald wegen ihrer freundlichen Güte und wegen ihrer ungemeinen Kunstfertigkeit im Spinnen geachtet und geliebt.

Pipin, dessen Gemüt, während die Jungfrau ihre Schicksale erzählte, von tiefer Schwermut zu hellem Jubel geführt wurde, offenbarte der wiedergefundenen Braut seinen königlichen Rang und führte sie in kurzer Zeit als Gemahlin heim. Die Frucht dieser Ehe war Karl der Große.

Viele Geschichtschreiber, die es lieben, solche wunderbar erscheinende Sagen auf eine einfache Weise zu Geschichte zu gestalten, berichten nun auf grund der obigen Mitteilung, Karl der Große sei aus einer vor der Öffentlichkeit verheimlichten Ehe entsprossen, und daher komme es, daß in derselben Weise sieben Städte sich stritten um den Ruhm, Geburtsort des großen Kaisers zu sein, wie im Altertume diese Anzahl von Ortschaften Anspruch machten, den großen Sänger Homer infolge seiner Geburt zu ihren Mitbürgern zu zählen. Diese Erklärung der Sage entbehrt aber jeglicher Glaubwürdigkeit, vielmehr liegt der ansprechenden Erzählung ein viel tieferer, bedeutungsvollerer Inhalt zugrunde.

In den sagenhaften Überlieferungen unserer Altvordern haben sich manche Reste der wunderbaren Mythen der Urzeit erhalten, deren Deutung aus dem Grunde nicht eben leicht erscheint, weil an die Stelle der mythischen Personen vielfach geschichtliche getreten sind. Auf diese überträgt man nun die Dinge, die man einstmals von den Göttern erzählte. Wie in der Erklärung der Barbarossasage (Bd. 1, Seite 388) nachgewiesen wurde, daß der große Staufer die Stelle des Götterfürsten Wodan eingenommen hat, so birgt sich auch unter der Spinnerin Bertrada eine durch die Zeiten verdunkelte und verdrängte Gottheit.

Den Himmel, der die mütterliche Erde umarmt und mit seinen Strahlen und seinem Regen befruchtet, daß sie Gras und Kraut, Blätter, Blüten und Früchte trägt, versinnbildeten die alten Germanen sich unter der Person Allvaters oder Wodans, und die Erde, die mütterliche, erschien ihnen als seine Gemahlin. Weil aber Himmel und Erde nicht zu allen Zeiten denselben Anblick gewähren, weil sie namentlich im Sommer den Menschenkindern ganz anders erscheinen als im Winter, so treten auch sowohl Allvater wie die Erdenmutter unter verschiedenen Gestalten dem Menschen entgegen. Die schöne, in bunter Farbenpracht strahlende, den Menschen reichlichen Segen übermittelnde Erdenmutter verehrte man unter dem Namen Berchta (die Glänzende, Strahlende). Sie trug die Schlüssel zu den Kammern des Todes und des erwachenden Lebens. Ihre Herrschaft erstreckt sich über die Periode der warmen, glänzenden, fruchtbaren Jahreszeit. Wenn die Erde mit Blumen und Kräutern sich schmückt, die Bäume und Sträucher mit frischem Grün sich überdecken, in Feld und Flur, in Hag und Hain, in Wies und Wald allüberall Fröhlichkeit herrscht: dann ist das Reich der holden Göttin gekommen. Sie hat die Kammern des Lebens geöffnet

und neues Dasein hervorgezaubert. Nun lebt sie selbst in Glück und Wonne, vereint mit dem leuchtenden Himmelsgotte, der den Menschenkindern nicht mindern Segen verleihet durch die belebende Wärme und den befruchtenden Regen. Aber die schöne Jahreszeit dauert nicht immer; die Blumen und Früchte sterben ab, die Bäume und Sträucher verlieren ihr Laub, die Kammern des Todes sind geöffnet, und hinunter steigt das eben noch so fröhliche Leben in das Dunkel des Grabes. Auch Berchta, die glänzende, muß weichen. Die Erdenmutter erscheint nun als dunkle Gestalt, und der leuchtende Sonnengott vermählt sich gewissermaßen mit dem Widerbilde seiner sommerlichen Gattin. Diese ist fern von seinen Hallen und harret mit Sehnsucht auf das Wiedererscheinen des trauten Gemahles.

Wer würde nun nicht bereits in dem Namen Bertrada, in der Verdrängung des herrlichen Königskindes durch die häßliche Hofmeisterstochter, in dem sehnsüchtigen Harren der Vertriebenen auf den hohen Gemahl und in der freudigen Wiedervereinigung der Getrennten die wesentlichen Züge unserer Sage erkennen? Aber der Beziehungen zwischen der Götter- und der Geschichtssage gibt es noch mehr.

Berchta, die glänzende, wird auch als Anführerin der Walküren genannt. Wie diese in Federhemden die Luft durchstürmten, so konnte auch sie die Gestalt verwandeln, und als Schwan erschien sie oftmals den Menschenkindern. Der Schwanenfuß derselben hat sich in der Erzählung nicht selten in einen Gansfuß gewandelt. Von der Mutter des großen Karl überliefert die Sage, daß auch sie einen Gansfuß besessen. An vielen französischen Kirchen erscheinen noch heute Abbildungen von Königinnen mit einem Schwanen- oder Gansfuß (reine pedauque — regina pede aucae). Dieser Schwanenfuß ist in der obigen Erzählung zum großen Fuße einer Spinnerin umgeschaffen. Auch die Bezeichnung des Königskindes als Spinnerin weist hin auf die Zeiten seliger Unschuld

und Harmlosigkeit. Das heute noch vielfach verwandte Sprichwort: „Zur Zeit, als Bertha spann“ (du temps que Berthe filait) hat keine andere Bedeutung, als: zur Zeit, wo noch das goldene Alter herrschte.

Aus den vorstehenden Erörterungen erhellt nun, daß wir in der Sage von Karls des Großen Mutter nicht einfach eine Ausschmückung geschichtlicher Dinge erkennen dürfen, sondern die Thatsache bestätigt finden, daß die Deutschen die tiefsinnigen Sagen ihrer Urzeit zwar infolge des Gegensatzes von Christentum und Heidentum nicht mehr in der ursprünglichen Form der Nachwelt überlieferten, daß sie aber den Inhalt derselben gerettet haben, indem sie die heidnischen und mythischen Namen durch geschichtliche und christliche ersetzten. Wie aber aus der Verbindung des leuchtenden Sonnengottes und der holden Erdenmutter der schöne Frühlingsgott sein Dasein empfängt, so führt die Sage von Pipin und Bertrada auf die Vermählung dieses herrlichen Fürstenpaares den Ursprung des Kaisers zurück, dessen Regierung und der selbst gewissermaßen als der Frühling unseres Volkes erscheinen kann.

Der Münsterbau in Aachen.

(Eine Weiterbildung der Sage vom Baue des Burgwalles um Asgard. Vergl. Band I. Seite 9.)

Zur Verherrlichung Gottes und zur Verschönerung seiner Residenz beschloß Karl der Große, in Aachen ein Gotteshaus zu bauen, das mit den größten und schönsten Tempeln der Christenheit zu wetteifern vermöge. Die geschicktesten Meister und Werkleute wurden aus allen Gegenden seines weiten Reiches herbeigeholt, um den Wunderbau aufzuführen; die Paläste Welschlands mußten ihre Zierden hergeben zum Schmucke des neuen Baues. Sechs Monde waren Hammer und Axt in heller Thätigkeit erklungen, schon erhob sich die

Kirche weit über die benachbarten Wohnungen, schon berechnete man die Zeit, wo sie in ihrer Vollendung zur Freude des Kaisers, zur Erbauung der Christenheit erglänzen werde: da bemerkte man mit Schrecken, daß das Geld auf die Neige ging. Es mußte bald eine Menge von Arbeitern entlassen werden, das halbfertige Gebäude glich bereits zusammenstürzenden Ruinen. Steinmoos, Gras und Eppich grünten in den Mauerritzen, und die schönen, mit so vielen Kosten herbeigeführten antiken Säulen lagen unbenutzt und durch Staub verunziert in den Winkeln und Ecken. Vergebens sannen die Bauherren auf ein Mittel, die leeren Kassen zu füllen. Langwierige Kriege hatten die Kräfte des Reiches erschöpft, und auch kein reicher Mann war zu entdecken, der sich dazu verstanden hätte, ein rundes Sümmchen vorzuschießen. Da auch eine von Haus zu Haus veranstaltete Sammlung nur unbedeutenden Erfolg gehabt, so wußte der Magistrat keinen Ausweg aus der Verlegenheit. In diesem Augenblicke erschien in der Versammlung der Stadtväter ein fremder, feiner Mann, der mit etwas stolzem Tone und Blicke in folgender Weise sie anredete: „Ich sehe, ihr seid in Sorge um die Vollendung des Prachtbaues. Wenn aber Geld der einzige Mangel ist, dann wäre ich wohl in der Lage, zu helfen. Aus meinen Gold- und Silberminen könnte ich leicht die erforderlichen Mittel beschaffen.“ Als die ob solcher Rede staunenden Senatoren fragten, unter welcher Bedingung er bereit sei, die verheißenen Schätze zu liefern, antwortete der Fremde: „Alles Gold und Silber soll euch geschenkt sein, wenn ihr mir die Seele desjenigen verschreibt, der zuerst durchs Thor des neuen Tempels schreitet, wenn man die Einweihung desselben begehen wird.“

Wie durch eine Erderschütterung von den Stühlen emporgeschleudert, so fuhren die frommen Ratsherren mit einem raschen Sprunge in die Höhe und eilten in den fernsten Winkel des Saales. Schon schwebte ein „Apage Sat . . .“

auf ihren Lippen, als die vernünftige Betrachtung, daß eine so schöne Gelegenheit, die Kirche ohne Schwierigkeit zu vollenden, sich nicht zum zweitenmale darbieten würde, ihren frommen Abscheu noch zur rechten Zeit im Zaume hielt. Der Fremde stand während dieser Zeit in steinerner Ruhe, ohne eine Miene zu verziehen, und fragte endlich die allmählich von ihrer Bestürzung sich Erholenden, welchen Entschluß sie zu fassen gedächten. Man antwortete ihm, die Sache erfordere Überlegung, am folgenden Tage könne er die Entscheidung vernehmen. Als der Ungenannte aber nicht mehr Unbekannte sich entfernt hatte, stritt man lange hin und her über das Angebot desselben. Aber endlich trug die Baulust den Sieg davon über alle Gewissensskrupel. Der Pakt wurde mit dem zur bestimmten Zeit sich Einstellenden vollzogen, und nun strotzten noch an demselben Tage alle Kisten und Kasten von Gold. Die Schätze der Hölle wurden getreulich verwandt, das Haus des Himmels zu bauen. Rasch rückte nun die Arbeit vorwärts, die Mauern wuchsen, die Bogen spannten sich, und schon wölbte sich die hohe Kuppel der Vollendung entgegen. Als nach kurzer Zeit die Kirche in voller Schönheit dastand, und man der Einweihung gedenken konnte, da befiel die ganze Stadt beim Anblicke derselben Furcht und Grauen. Zwar hatten die Ratsherren sich mit Mund und Hand das Gelöbnis gegeben, von dem gefährlichen Pakte niemandem zu sagen, aber das Geheimnis war doch bekannt geworden, und von allen Seiten vernahm man die Versicherung, man werde sich hüten, das verhängnisvolle Thor zu durchschreiten. Von den geistlichen und weltlichen Machthabern wurde deshalb ein Tag zur Beratung bestimmt. Lange saß man beisammen, ohne daß sich ein Ausweg aus der schlimmen Lage gefunden hätte. Fast wollte man an einer günstigen Lösung der unbequemen Frage verzweifeln, da erhob sich ein Mönch und erklärte, ein Rettungsmittel zu kennen. „Der Teufel“, so sagte der Schlaue, „hat allerdings die erste Seele verlangt,

die das Gotteshaus betreten würde, er hat dabei aber nicht bestimmt, daß diese eine Menschenseele sein müsse. Es steht den Ratsherren nun frei, von dieser Unterlassung ihren Vorteil zu ziehen und durch eine Tierseele den Bösen zu prellen.“ Das Auskunftsmittel gefiel der Versammlung. Bald wurde feierlichst bekannt gemacht, daß am Dreikönigentage die Einweihung des herrlichen Gotteshauses durch den Papst Leo selbst vollzogen werde.

Am Morgen des Festes der Tempelweihe waren die Höfe und Säle der kaiserlichen Pfalz mit Tausenden gefüllt. Die hohe Geistlichkeit in prachtvollem Ornate und die Reichsfürsten in glänzenden Anzügen näherten sich dem Hauptthore. Auch Kaiser Karl hatte seine gewöhnliche, einfache Kleidung abgelegt und sich in ein wundervolles Festgewand gehüllt. Auf dem Münsterplatze wogte das Gedränge des Volkes, aber jeder blieb dem Eingange fern; nur ängstliche, scheue Blicke wurden dorthin gesandt, obgleich man nichts Fremdartiges erblickte. Da nahte mit raschen Schritten ein Haufe bewaffneter Trabanten der Kirche. Sie trugen, in einen Käfig eingesperrt, einen greulichen Wolf. Vor dem Hauptthore machte man halt, zog des Käfiges Fallthüre in die Höhe, und nun schoß mit Wetterschnelle das Raubtier in das leere Kirchenhaus hinein.

Ein schreckliches Getöse erhob sich; wütend und flammenspeiend schoß eine Teufelsgestalt auf das Tier und erwürgte es im Nu mit ihren scharfen Krallen. Doch vor Ärger über die erlittene Täuschung schlug der dahinfahrende Erzfeind die Thore so hinter sich zu, daß ihre Flügel zersprangen. Die umstehende Menge aber erhob ein gewaltiges Jubelgeschrei. Die Glocken des Gotteshauses fingen feierlichst an zu läuten, und, vom Papste und 365 Bischöfen und Prälaten begleitet, hielt Kaiser Karl seinen Einzug in den prachtvollen Tempel.

Noch heute beschauen die Fremden den Spalt in der Kirchenthüre und das am Eingange der Kirche stehende steinerne Bild des Wolfes, dessen vom Teufel ergriffene Seele ihm

gegenüber durch einen steinernen Tannenzapfen versinnbildlicht wird. Der Kenner der deutschen Mythen aber wird bei der Erzählung von dem wunderbaren Bauförderer, von dem seltsamen Pakte, dem raschen Emporwachsen des Baues und der schließlichen Prellung des Ungenannten durch den Rat des schlauen Mönches freudiges Staunen empfinden ob des zähen Fortlebens der Mythe von dem Baue des Burgwalles um Walhalla. Die Götter gewinnen einen ungenannten, bald aber nicht mehr unbekannten Bauherrn (einen ihnen feindlichen Frostriesen), sie versprechen ihm einen höchst wertvollen Lohn (Sonne, Mond und die Göttin Freya), in kurzer Zeit ist der Bau emporgewachsen und wölbt sich der Vollendung entgegen, und schließlich betrügt man auf Lokis, des listigen, Rat den Riesen um seinen Baulohn. So lautet die aus der christlichen Erzählung wieder ins Heidnische zurückübersetzte Mythe.

Karl der Große als Schulinspektor.

(Nach den Mitteilungen des Mönches von St. Gallen.)

Wenn auch Karl der Große vorzüglich als Gründer eines gewaltigen Einheitsstaates, als erster germanischer Kaiser unsterblichen Ruhm sich erworben hat, so sind doch auch die Blätter in seinem Ruhmeskranze, welche an seine der Kunst und der Wissenschaft gewidmete Thätigkeit erinnern, nicht dürr und welk, vielmehr verleihen sie dem grell strahlenden Diademe einen dem betrachtenden Auge wohlthuenden, milden Schimmer. Vor allem lieblich ist die Erzählung des Mönches von St. Gallen über die einstmals von dem großen Herrscher veranstaltete Schulvisitation. Derselbe begab sich in eine der von ihm gegründeten Hofschulen, in welchen die Kinder der Hofleute, vornehme und stolze Bürschchen, unterrichtet wurden, aber auch talentvolle und fleißige Knaben aus den tiefern

Ständen sich befanden. Als dem Kaiser eine Probe geliefert werden sollte von dem, was im Jahre geleistet worden war, da standen die in saubere und glänzende Gewänder Gehüllten nicht selten gar stumm und unwissend, während die einfach Gekleideten recht freudig und flink Bescheid zu geben vermochten. Das Schreiben, Buchstabieren, das Einmaleins und das Vaterunser war den Armen geläufig, die Vornehmen aber stockten und stolperten. Nun ließ Karl auch die schriftlichen Arbeiten sich vorlegen; und siehe da! die vom Mittelstande und von niederer Herkunft zeigten Briefe und Gedichte, die mit allem Gewürze der Weisheit versüßt waren, die Edlen aber reichten, was sich als elendes Machwerk erwies. Da ahmte der allerweiseste Fürst die Gerechtigkeit des ewigen Richters nach; er schied die guten Arbeiter zusammen auf die rechte Seite und redete sie also an: „Habt großen Dank, meine Kinder, daß ihr euch Mühe gabt, meinem Befehle zu gehorchen und euren Vorteil in Obacht zu nehmen, so gut ihr vermochtet. Jetzt strebet, zur Vollendung vorzudringen, und ich werde euch Bistümer und prachtvolle Klöster verleihen, und immer werdet ihr geehrt erscheinen.“ Darauf wendet er sein Antlitz mit großem Unwillen auf die Linken, erschüttert ihr Gewissen durch einen flammenden Blick und schleudert auf sie voll Grimm, mehr donnernd als sprechend, die schrecklichen Worte: „Ihr Edlen, ihr Söhne von Fürsten, ihr Zarten und Niedlichen, ihr habt euch auf Geburt und Gut verlassen, habt mein Gebot und euren Ruhm verachtet, habt die Wissenschaften vernachlässigt und eure Zeit mit Pracht und Nichtsthun, mit Spiel oder eiteln Künsten verbracht.“ Dies schickte er voraus, dann wetterte er seinen gewöhnlichen Schwur, indem er sein erhabenes Haupt und die unbesiegte Rechte zum Himmel erhob: „Beim Könige der Himmel, ich mache mir nichts aus eurem Adel und eurer Schönheit, wenn auch andere euch bewundern; und das sollt ihr wissen sonder Zweifel: Wenn ihr nicht die frühere Trägheit wieder auswetzt durch wachsamen Fleiß, dann werdet ihr nie vom Kaiser etwas Gutes erhalten.“

Und als der erhabene Schulvisitator so gesprochen,

Da sah man manches Kinderaug'
In frohem Glanze leuchten,
Und manches stumm zu Boden seh'n,
Und manches still sich feuchten.
Und als man aus der Schule kam,
Da wurde viel erzählet,
Wen heute Kaiser Karl belobt
Und wen er ausgeschmälet.

Die Einführung des Christentumes bei den Germanen.

Wie die Völkerwanderung alle früheren staatlichen und sozialen Verhältnisse der aus ihren Ursitzen ausgezogenen germanischen Stämme umgestaltete, so wirkte sie auch gewaltig ein auf die religiösen Anschauungen unserer Altvordern. Und ganz natürlich. Waren ja doch die Götter aus der Vergeistigung der Natur des germanischen Himmels und der germanischen Erde hervorgegangen! War ihr Leben, ihr Wirken ja geknüpft an Sommer und Winter, an Wärme und Kälte, an Wachsen und Absterben in der nordischen Heimat! Als die Völker nun wegzogen von den Hainen und Wäldern, von den Bergen und Thälern, allwo man einstmals Wodan und Donar, Freyr und Freya ꝛc. gegenwärtig sich dachte, und als man bald eine andere Sonne und andere Sternbilder erblickte, als Bäume und Sträucher, die Tiere des Waldes, des Feldes, der Luft einen fremden Anblick gewährten: da fand man bald nicht mehr die Beziehungen der Götter zur Menschenerde, die man früher geglaubt. Zwar hatte man die heiligen Götterzeichen aus den alten Sitzen genommen

und ehrfurchtsvoll gen Süden getragen, in die Länder der neuen Heimat, zwar glaubte man immer noch im rollenden Donner, im zuckenden Blitze die Nähe des mächtigen Gottes zu erkennen, zwar achtete man auf die Raben Wodans, die den Wanderzug geleiteten, und vertraute den Runen Allvaters, die in Not und Tod sich mächtig erwiesen:. aber statt der Hilfe der Himmlischen schien manchmal die Teilnahmlosigkeit, ja, die Ohnmacht derselben nur zu offenkundig. Nicht immer winkte der Sieg den wackern Wodanssöhnen, nicht ihnen gehörten die Schätze, die Früchte der ersehnten Länder; nein, die Diener eines fremden Gottes verließen nicht selten als Sieger das Walfeld, sie schwelgten in Fülle und Überfluß, während Drangsal, Hunger und Not der Anteil derer war, die zu Allvater gerufen und als seine Wunschsöhne sich betrachteten. Nun opferte man ängstlich, nun frug man bekümmert und zweifelnd, ob der Lenker des Stammes der Mächtigere sei, oder der heilige Herrscher der Feinde. Aber selbst wann man nach Mühe und Fährnis die neue Heimat errungen, wann man den alten Göttern unter dem neuen Himmel Altäre errichtet, dann fand sich doch nimmer die alte Beziehung von Himmel und Erde zu den hehren Gestalten. Anders leuchtete die Sonne, und anders glänzten die Sterne als in der nordischen Heimat. Die mächtigen Baumriesen, vom Sturme durchsaust, man suchte sie vergeblich; die heilkräftigen Kräuter und Blumen, die Helfer in der Not, sie trug nicht mehr das Feld, nicht die Wiese, nicht der Moorgrund, und die Stimmen der Tiere, sie hatten keine Ähnlichkeit mit dem prophetischen Klange, der in der Heimat erschallte. Nun nagte der Zweifel, die Ungewißheit an der Seele des Germanen. Da dringt an sein Ohr die Lehre von einem fremden Gotte, der alle Menschenkinder einlade, seine Diener zu werden. Man schildert denselben als einzigen Herrscher über Himmel und Erde, der von Ewigkeit gewesen, die Gegenwart beherrsche und in alle Zukunft dauern werde. Er sei es, der

allein Macht habe, und der alle seine Diener zur Glorie und Herrlichkeit zu führen vermöge. Manche Dinge erzählte man von ihm, die dem Glauben der Germanen nicht fremd waren. Gern läßt er den göttlichen Herrn als den Lenker aller Dinge, und somit vor allem der Kämpfe und Schlachten, sich schildern, gern hört er die Erzählung vom Lohne seiner Anhänger für Treue im Dienste, gern lauscht er der Mitteilung, daß der fremde Gott seine Mannen zum Kampfe verpflichte gegen Unrecht und Bosheit. Auch die Lehre von einem Himmel für die Guten und einer Hölle für die Bösen war ihm nicht unbekannt. Die Erde lag ihm zwischen Lichtreich und Nachtreich. Ja, noch mehr, auch der Glaube der Germanen kannte einen lichten Gott, der gestorben war durch Nachstellungen finsterer Mächte, und dessen Tod beweint wurde von allen lebenden Wesen, weil er ein Verhängnis war für Götter und Menschen; auch im heimischen Sange der Weisen war die Endlichkeit der Menschenerde, das Ende der Götter und die Wiederkunft eines neuen Himmels und einer neuen Erde verkündet worden. In diesem Sange wurde geweissagt, daß am Ende der Zeit der Herr, der alles beherrscht, hervorgehe aus den Wohnungen von oben, um göttliche Urteile zu fällen und seine Sprüche zu sprechen, daß er endige allen Streit und festsetze eine heilige Schickung, die immerdar dauern werde, und daß er beherrsche ein reines Menschengeschlecht, dessen Mahl nur Morgentau wäre. Jetzt mochte der Germane mit frommem Schauer lernen, daß der weiße Lichtgott auferstanden wäre aus dem Reiche der dunkeln Hel, daß er wieder neben Allvater throne auf der Höhe, und daß nach dem Kampfe und dem Elende des gegenwärtigen Erdenlebens ein neues, seliges Reich der Freude alle vereinigen werde, die sich in Liebe und Treue zu ihm bekannt.

Aber es gab auch manche Lehren in dem neuen Glauben, die dem ganzen Wesen des Germanen widerstrebten. Die Mahnung, die Rache dem Herrn zu überlassen und mit Demut

die Wege des Lebens zu wandeln, war ihm unerträglich. Die Behauptung, daß der unkriegerische Mann nicht minder ein Diener der Gottheit sei wie der Kriegsheld, daß der Ruhmlose im Himmel nicht weniger glänze als der Sieggekrönte, war einem Abkömmlinge der Götter ganz unverständlich, und die Erwägung, daß der Gottessohn sich freiwillig in die Hände der Feinde gegeben und von ihnen die schimpfliche Strafe des Kreuzestodes erduldet, ließ ihm Zweifel entstehen an der Macht und dem Können des doch als allmächtig Gepriesenen.

Lange schwankte deshalb bei den meisten Stämmen der Kampf zwischen Christentum und Heidentum. Zuweilen wird die Bekehrung des Königes, des Herzoges, des Häuptlinges Veranlassung, daß das Volk dem Beispiele des Gebieters sich anschließt. Noch häufiger aber sind es die Schlachtensiege, welche die Christen erfochten, die den heidnischen Germanen die Größe und die Macht des Christengottes offenbaren. Einzelne Völkerschaften wurden auch durch den Einfluß ihrer Fürstinnen dem neuen Glauben zugeführt. Denn die fürstlichen Frauen beteten meist schon lange zu Christus, während die Männer noch feindselig oder wenigstens gleichgiltig dem Gekreuzigten gegenüberstanden. Der Grund für diese Thatsache ist in dem Gemütsleben des weiblichen Geschlechtes zu suchen. Alle die Dinge, welche den Männern das Christentum unannehmbar erscheinen ließen, machten die Frauen nicht selten zu Freundinnen der neuen Lehre. Die Religion des Friedens, der Geduld, der Liebe, des Schmerzes, der Entsagung traf in den Herzen der Frauen auf sympathische Saiten, und die Lehre von dem duldenden, leidenden und sterbenden Gottmenschen war ihnen willkommener und ihrem rein menschlichen Gefühle und dem fraulichen Mitleide entsprechender, als die glanzvollsten Schilderungen von Walhalla, von dessen Freuden sie ausgeschlossen waren. Der Glaube, daß Treuliebende im Saale der Göttermutter Frigg und der glänzenden

Freya nach dem Tode in ewigem Glücke fortleben sollten, konnte bald nicht stand halten vor der Hoffnung, daß allen guten Menschen, Männern und Frauen, in dem **einen** Hause des Christengottes eine ewige Glorie beschieden wäre, und daß jedem, der demütig des Gottmenschen Kreuz getragen und sein Nachfolger geworden, die Himmelspforte offen stehen würde, und ewige Seligkeit beschieden sei.

Wenn aus den obenangeführten Gründen die Wanderstämme in der neuen Heimat zur neuen Religion sich wandten, so verharrten die in dem alten Sitze verbliebenen Völker noch lange bei dem Dienste der alten Gottheit. Hier war es nicht der Zweifel an der Macht der Bewohner von Asgard, der die Herrschaft derselben bedrohte, auch nicht immer das Großartige und für manche Herzen Sympathische der neuen Lehre: gottbegeisterte Priester vielmehr, gekommen von der meerumflossenen grünen Insel des Westmeeres, von dem fernen Irland, verkündeten an verschiedenen Orten die Lehre von dem **einen** Gotte. Es waren merkwürdige Männer, die in feuriger Liebe zum Gekreuzigten die stillen Räume ihrer heimischen Klöster verließen und in die noch vielfach unwirtbaren Gegenden, zu den wenig gebildeten Germanen sich begaben. In größeren Truppen wanderten sie zur Stelle ihrer selbstgewählten Thätigkeit. Sie führten große Stöcke, trugen lederne Quersäcke und Flaschen, ließen lang und unverkürzt das Haar hinunterwallen und waren nicht selten nach keltischer Sitte an einzelnen Stellen des Leibes tätowiert. Mit der Lehre vom Gekreuzigten brachten sie den Germanen auch manche bis dahin nur wenig oder gar nicht gekannte Früchte einer höheren Kultur. Sie lehrten den Ackerbau, die Gärtnerei, — in den Gärten der von diesen Mönchen gegründeten Klöstern hat die deutsche Sonne zuerst den Pfirsichen und Aprikosen rote Bäckchen gemalt, und die weiße Lilie und die volle Rose ihre Farbenpracht entfaltet —, aber auch die Baukunst, die Musik, und sie verstanden viele geheime Künste, zu angeln

und die Fische zu berücken. Bald wurden diese irischen Mönche verdrängt von den Angelsachsen, an deren Spitze der Benediktiner Winfried stand, der seinen Namen umänderte in Bonifatius. Er suchte mit Gewalt die selbständigen Kirchengemeinden der Iren an Rom anzugliedern, und seiner unter dem Schutze der Frankenfürsten entfalteten Thätigkeit gelang es auch, sowohl die von ihm selbst gegründeten Gemeinden wie die schon früher bestehenden nach den Vorschriften des römischen Bischofes einzurichten. Er hat sich den Namen eines Apostels der Deutschen erworben und mit seinem Blute die von ihm verkündete Lehre besiegelt. So wurden manche Stämme der heidnischen Germanen durch die Missionsthätigkeit dieser Ausländer christianisiert, andere aber widerstanden mit Macht auch diesen Werbern, so vor allen die Sachsen. Erst das siegreiche Schwert des Frankenkönigs Karl vermochte wie die alte Stammesfreiheit dieses Volkes so auch den alten Glauben desselben zu vernichten. Gewaltsam wurden die Heiligtümer Wodans und seiner Genossen von Asgard vertilgt, die Axt zertrümmerte die Irminsul, das hehrste Heiligtum des Volkes auf der Iburg, dem Schloßberge bei Driburg; zu Hunderten und zu Tausenden wurden die Besiegten in die Bäche und Flüsse ihres Landes getrieben und mit dem Christenwasser zu Bekennern des neuen Glaubens gepreßt. Todesstrafe traf den, der an den alten Malstätten und den alten Altären um Rettung aus der Not betete. Nun suchte man die Gottheiten nicht mehr auf den Bergen, nicht mehr im hellen Glanze des Tages, nein, in finsteren Höhlen, in der Berge Tiefen, im Dunkel der Nacht verehrte man sie heimlich und harrte der endlichen Hilfe der einstmals Mächtigen. Aber allmählich siegte auch in diesem Lande und über diesen Stamm die ewige Wahrheit. Allüberall erhob sich das siegreiche Kreuz, und nur dunkle Sagen und schattenhafte Erinnerungen lebten fort von den verdrängten Gottheiten, von den in die Berge verzauberten Gestalten.

Aus der sogenannten altsächsischen Evangelienharmonie.

Heiß war der Kampf, den das Christentum kämpfte mit Wodan und den Bewohnern Walhallas. Treu standen zu diesen die Sachsen, als der Franke Karl mit seinen Scharen sie überfiel, sie besiegte und seinem Lande einverleibte. Aber bald sanken, wie wir gesehen, die heiligen Haine, in denen die alten Götter gewaltet, bald stürzte die Irminsul, welche die Irminen verehrten zum Andenken an der Götter Hilfe gegen die Römer. Bald schwand auch der Glaube an die Götter selbst, und einzog in die Herzen der Sachsen der eine, wahre, erhabene Gott, der die Welt erlöset, der Herr der Heerscharen. Und wie sie früher gesagt und gesungen von der Götter Thaten und Allgewalt, so erzählten sie nun von des neuen Gottes Liebe und Wirken. Ein Gedicht namentlich, der **Heliand** genannt, oder die Evangelienharmonie, von einem, vielleicht, nach altepischer Weise, von mehreren Sachsen verfaßt, ist wohl wert, neben den alten Gesängen und Dichtungen der Vorzeit zu erscheinen; enthält es ja noch den Nachhall urdeutscher, wenn auch vielfach noch heidnischer Lebensanschauungen.

Der alte Sachsensänger erzählt in der unter seinem Volke hergebrachten epischen Sprache, nach den staatlichen und gesellschaftlichen Anschauungen desselben, die biblische Geschichte. Es ist daher Christus in Deutschland, Christus unter den Sachsen, der hier dem Leser entgegentritt. So erscheint denn Er, der wahrhaftig ein König aller Könige und ein Herr aller Herren ist, auch in der höchsten Glorie, welche der Deutsche kannte, als ein gewaltiger Volksfürst, der, umgeben von seinen Getreuen, im Gefolge unzählbarer Scharen dahinzieht, um die reichsten Gaben des ewigen Lebens auszuteilen. Als der Könige reichster, aller Könige kräftigster, der des Himmels waltet, der Mächtige, mit seiner Menge vorbeizieht

vor der Jerichoburg, da fragen die Blinden: welcher reiche Mann unter der Volksschar der Fürst sei, der hehrste am Haupte (an der Spitze) der Volksfahrt. Und es antwortet ein Held, daß Jesus Christus von Galilealand, der Heilande bester, der Herrscher wäre und daherführe mit seinem Volke. — Wie der Herr die Bergpredigt beginnt, wird hier ganz in den großartigen Formen, in welchen die Beratungen der deutschen Könige mit ihren Fürsten und Herzogen im Angesichte des Heeres und Volkes vor sich gingen, und zwar also erzählt: „Näher um den waltenden Herrn, um das Friedekind Gottes, stehen die weisen Mannen, die er, der Gottes-Sohn, sich selbst erkor, weiter hinab lagern die Scharen der Völker. Es warteten die Getreuen auf das Wort ihres Königes; sinnend verharren sie in ehrerbietigem, erwartungsvollem Schweigen, was der Völker Oberherr den versammelten Volksstämmen verkündigen wird. Und der Länderhirt sitzt gegenüber den Männern, Gottes eigenes Kind, um das Lob Gottes zu lehren in weisen Worten die Leute dieses Weltreiches. Er saß da und schwieg und sah sie an lange und war ihnen hold in seinem Herzen, der heilige Volksherr, mild in seinem Gemüte. Da that er seinen Mund auf, der allwaltende Fürst, gegen die, welche er zur Sprache (Volksversammlung) erkoren, und lehrte, welche unter allen Völkern der Welt Gott die wertesten seien: Selig seien die, welche in dieser Welt arm seien durch Demut, denn Gott werde ihnen in der Himmelsaue, auf der grünen Gottes-Wange, das unvergängliche Leben geben —." Es ist dieses Gedicht, das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christentum, für die innere Geschichte desselben, insbesondere für die Geschichte der Einführung der christlichen Religion in Deutschland, nicht minder aber für die Kenntnis der Sitten und Gebräuche der Germanen, ihrer Lust und ihres Schmerzes von höchster Bedeutung, und zwar um so höher, als diese Schilderung voll Wärme, Leben, Wahrhaftigkeit, voll Treue und Einfachheit zeigt, wie schnell das

Christentum infolge der verwandten Anschauungen in dem Sachsenvolke Wurzel geschlagen hatte. Als höchst anschauliches Muster aus dieser christlichen Volkspoesie möge hier nach Kannegießers Übersetzung folgen:

Die Hochzeit zu Kana.

Da fuhr drei Nächte nachher
Dieses Volkes Stammherr
Nach Galiläaland,
Wohin zu der Gauleute einem
Das Kind Gottes geladen war.
Dort sollte eine Braut ausgegeben werden,
Eine maidliche Magd.
Maria war dort
Mit dem eigenen Sohne,
Das selige Weib,
Des Mächtigen Mutter.
Der Mannen Gebieter
Ging dorthin mit seinen Jüngern,
Gottes eigenes Kind,
In das hohe Haus,
Wo der Heerbann trank,
Die Juden, im Gastsaale.
Es war den Gauleuten
Dort auch bekannt,
Daß er Gotteskraft hatte,
Hilfe vom Himmel,
Heiligen Geist,
Des Waltenden Weisheit.
Die Wehrmänner freuten sich,
Waren voll Lust,
Die Leute bei einander,
Muntere Mahlgenossen.
Mundschenken gingen
Und schenkten aus Schalen,
Trugen schieren Wein
Mit Humpen und Henkglas.
Traumherrlich war
Der Herren Festfreude.
Die Volkskinder bei ihm
Auf den Bänken begannen
Aufs beste die Gastmahlslust,
Waren in Wonnen.
An Wein da gebrach es
Den Mahlgenossen, an Most.
Nicht das Mindeste war
Noch irgend im Hause,
Damit es den Heergenossen
Die Schenken brächten.
Die Geschirre waren leer und ledig.
Nicht lange da währt' es,
Daß traun es wahrnahm
Der Weiber schönste,
Die Mutter des Christ.
Und zu ihrem Kinde ging sie,
Mit ihrem Sohne zu sprechen,
Und sagt' anhebend,
Daß die Wehrmänner da

Nicht Wein mehr hätten
Für die Gäste beim Gastmahle,
Und begehrte von ihm,
Daß der heilige Christ
Hilfe gewähre
Den Wehrmannen zu Willen.
Antwortete stracks
Gottes mächtiges Kind,
Der Mutter erwidernd:
„Was geht mich und dich an“,
sprach er,
„Dieser Männer Getränk,
Dieser Wehrleute Wein?
Wozu sprichst du, o Weib, so
viel davon,
Mahnst mich vor dieser Menge?
Noch ist nicht meine
Zeit gekommen.“
Da erkannte sie wohl
In ihrem Herzen,
Die heilige Frau,
Daß den Worten zufolge
Des Waltenden Sprößling,
Der Heilande bester,
Helfen würde.
Hieß da den Wärtern
Der Weiber schönste,
Den Schenken und Schalken,
Die der Geschäfte dort walteten,
Daß in Worten und Werken
Sie genau wahrnähmen,
Was der heilige Christ
Ihnen heißen würde,
Zu leisten den Leuten.
Leer standen da der Steinkrüge
sechs,
Da im stillen gebot er,
Der mächtige Gottessohn,
Was da der Mannen viele
Gewiß nicht wahrnahmen,
Als die Wort' er sprach.
Er hieß da die Schenken
Mit schierem Wasser
Die Gefäße füllen.
Mit den Fingern sodann
Selbst segnete er sie,
Mit seinen Händen
Schuf er zu Wein es,
Hieß in einen Schoppen es thun
Und mit Schalen es schöpfen.
Und zu den Schenken da sprach er:
Hieß, daß sie's den Gästen,
Die beim Gastmahle waren,
Den Heeresfürsten,
In Handen gäben
Vollgefüllt.
Für des Volkes Vornehmste
Dort nach dem Wirte,
Wie der da des Weines trank,
Unterließ er nicht zu sagen
Vor der Leute Menge
Zu dem Bräutigam,
Sagte, daß den besten Most
immer
Aller Edlen jedweder
Zu Anfang pflege
Den Gästen zu geben;
Der Gaumänner Herz

Wird erweckt von dem Weine,
Daß sie wonnig erfreute
Traumes Trunkenheit;
Auftrage nachher man
Das leichte Getränk,
Das ist hier zu Lande Sitte;
Da hast du nun wunderlich
Dein Wirtsgelage
Zugemessen der Menge.
Den Mannen lässest du
All deines Weines,
Den wertlosesten,
Von den Truchsessen
Auftragen zuerst
Und den Gauleuten geben.
Nun die Gäste gesättigt,
Die Herren vom Range
Berauscht schon sind,
Und fröhlich das Volk,
Vortragen lässest du nun hier
Der Getränke trefflichstes,
Das ich traf in meinem Leben
Irgendwo hier.
Das mußtest heute zuerst du
Geben und gönnen.
Aller Gäste jedweder
Nahm dann es mit Dank. —
Da ward der Degen mancher
Gewahr nach den Worten,
Seit des Weines sie tranken,
Daß der heilige Geist
In dem Hause hierinnen
Ein Zeichen gezeigt.
Seit der Zeit verehrten
Sie mehr ihn als Meister,
Daß er Gottesmacht habe,
Gewalt in dieser Welt.
Weit kund da ward es
In Galiläaland
Den Judenleuten,
Wie er selbst da verwandelt,
Der Sohn des Höchsten,
Das Wasser in Wein.
Das war der Wunder erstes,
Das er dort in Galiläa
Den Judenleuten
Als Zeichen zeigte.
Seit der Zeit nicht mag man
Aussprechen wahrlich,
Was später dem Volke er
Wunders erwies,
Der waltende Christ,
In Gottes Namen
Den Judenleuten,
Alle Tage lang,
Und belehrte sie
Für das Himmelreich,
Und den Höllenzwinger
Wehrte ab er mit Worten,
Hieß ihnen, des wahren Gottes
Ew'ges Leben zu suchen,
Wo das Licht der Seelen ist,
Des Herrn Traumwonne
Und Tagesschimmer,
Gottes Ebenbild,
Und der Geister mancher
Nach Wunsche wohnt,
Der hier es wohl bedenkt,
Daß er hier halte
Des Himmelsköniges Gebot.

Aus der lateinischen Klosterdichtung.

Neben der im Volke lebendig bleibenden, an die Urzeit gemahnenden Heldenpoesie erstand zur Zeit der Sachsenkönige in den Klöstern eine lateinische Klosterdichtung, die zu den geschichtlichen Stoffen, welche sie behandelte, von der Volksdichtung sich die schönsten Erzählungen überantworten ließ. Was in dieser Volkspoesie noch heidnisch war, das schied sie aus oder bildete es um. So blieben uns die köstlichen, auf heidnischem Grunde erwachsenen, unser nationales Leben abspiegelnden Dichtungen erhalten, wenn auch nicht in deutscher Sprache und nicht ohne Einbuße der doch auch schon im Volke verblassenden heidnischen Färbung, doch im ganzen in sehr würdiger Gestalt, und wir können sie durch Zurückübersetzung uns wieder aneignen. Eines der wunderbarsten Gedichte dieser Art ist der „Waltharius manu forti“ oder „Walther und Hildegunde“. Neben dieser Heldendichtung erblüht bald das Tier-Epos, eine Dichtungsart, welche uns Deutschen, die wir allein ein Götter-Epos haben, ebenfalls ausschließlich angehört, insofern es sich um größere Ganze handelt und nicht um Fabeln, die in kleine, lehrhafte Erzählungen zerbröckelt sind. Die Wurzeln der Tiersage liegen in der harmlosen Natureinfalt der ältesten Geschlechter, in dem tiefen und liebevollen Naturgefühl eines einfachen, gesunden, kräftigen Volkes. Wie ein solches Volk sich mit Innigkeit, ja mit leidenschaftlichen Empfindungen an die Naturerscheinungen anschließt, — wie es mit dem Frühlinge und dem Sommer jauchzt, mit dem Herbste trauert, mit dem Winter in den Fesseln schwerer Gefangenschaft sich fühlt, — wie es diesen Naturerscheinungen die eigene Gestalt, die eigenen, menschlichen Empfindungen leiht und die Personifikationen der Naturwesen zu großartigen Mythen, bald lieblich-freundlicher, bald furchtbar-prächtiger Gestaltung, ausbildet, so schließt es sich auch eng und liebevoll der näherstehenden, näherbefreundeten Tierwelt an; — ja es schließt sich der Tierwelt nicht bloß an, es schließt sich ihr auf, es zieht sie in sich selbst, in sein eigenes Leben, seinen eigenen Verkehr, als einen gegebenen und notwendigen, nicht gemachten, nicht ersonnenen, nicht erkünstelten Bestandteil seines eigenen Daseins herein. Es ist die reine, harmlose Freude des Naturmenschen an den Tieren, — an ihrer schlanken Gestalt, ihren funkelnden Augen, ihrer Tapferkeit und Grimmigkeit, ihrer List und Gewandtheit —, es ist die Freude an dem, was er an den Tieren und mit den Tieren erfährt und erlebt, die Quelle der Erzählung von den Tieren, der Tiersage, des Tier-Epos. Etwas an und mit den Tieren erleben und erfahren aber kann der Mensch nur dann, wenn er einmal mit ruhiger, liebevoller Hingebung in die Tierheit sich versenkt, das Tier in seinem innersten Wesen, seiner geheimnisvollen Eigentümlichkeit belauscht, und dann, wenn er zugleich, wie er an dem Wesen des Tieres teilnimmt, das Tier wieder an seinem eigenen menschlichen Wesen teilnehmen läßt, es zu sich emporhebt, ihm Gedanken und Sprache, seinen Trieben Absicht und Bedeutung leiht. Indem die tierische Natur beibehalten und menschliche Vernunft hinzugethan wird, entspringt jene Verschmelzung des menschlichen und tierischen Elementes, in welcher der Reiz der echten Tiersage besteht.

Es begreift sich hiernach von selbst, daß die Tiersage nur in den Zeiten unbefangenen und stillsten Naturlebens eines Volkes entstehen kann, in den Zeiten, wo der Friede mit der Natur noch verhältnismäßig wenig gestört war, und wenigstens in gewisser Weise die Wirklichkeit dem Verkehre mit der Tierwelt entsprach, welchen das Tier-Epos schildert, wo noch die Gedanken des Hirten- und Jägerlebens einen großen Teil des geistigen Gesichtskreises des Volkes erfüllten, wo nicht allein Wald und Feld des Wildes voll war, sondern der Hirte auch noch einen mächtigen, ihm an Kraft und Geschicklichkeit ebenbürtigen und auf seine Herde gleich ihm selbst

berechtigten Gesellen in dem gefräßigen Wolfe, einen überlegenen, Wald und Heide beherrschenden Helden in dem grimmen Bären sah; wo für den Jäger, der einsam durch die dunklen Tiefen und die sonnigen Halden des Urwaldes streifte, der graue Wolf auf grüner Heide und der rotbärtige Schleicher am Waldsaume Jäger waren wie er, und die er darum außer mit ihren eigentlichen Tiernamen noch mit menschlichen, gleichsam Gesellennamen benannte. Es war aber auch für Jäger und Hirten in der Waldeinsamkeit gut, sich mit diesen Waldgesellen auf freundlichen Fuß zu stellen, denn es war nicht so sehr das **äußere** Grauen vor der **Gefahr**, welche die Waldräuber bringen konnten, als das **innere** Grauen vor dem **Dämon**, der in dem Tiere lebte, vor der unheimlichen, aus den zornfunkelnden Augen des Wolfes hervorleuchtenden Wolfsseele noch in seiner vollen Stärke mächtig. Das Tier des Waldes war noch gleichsam mehr denn ein bloßes dem Menschen untergeordnetes, wenigstens unterliegendes Tier: es war eine Verkörperung der unheimlichen, finstern und feindlichen Naturkraft, mit Zauber angethan, und darum, wie auf der einen Seite dem Menschen durch größere Ebenbürtigkeit in der Kraft näher stehend, so auf der andern Seite wieder über den Menschen erhaben und nicht durch physische Gewalt allein zu bändigen.

Die Tierdichtung hat sich bei uns zu einem größern Ganzen gestaltet, das in der Krankheit des Königes seinen Mittelpunkt findet. Einzelne Episoden finden wir diesen Erzählungen mit einer gewissen Selbständigkeit eingefügt. Wolf und Fuchs spielen in den Dichtungen die Hauptpersonen, daneben der Bär, der König der deutschen Wälder. Später tritt an seine Stelle der Tiere König, der Löwe. Alle übrigen Tiere sind Nebenpersonen. Alle aber gewähren durch das ihrem bekannten Charakter entsprechende Auftreten einen ungemeinen Reiz. Als Probe dieser Dichtung möge dienen:

Die Eselsbeichte.

(Nach dem Asinarius von K. Simrock.)

Ostern, das heilige Fest, war nah: was Füße nur hatte,
Machte sich auf, vor dem Herrn fromm zu bekennen die Schuld.
Wolf auch eilten und Fuchs bußfertig zum Tempel des Waldes;
Harmlos hat sich den zweien Balder, der Esel, gesellt.
Breit in den Beichtstuhl setzt sich der Wolf vor den Maser des Astlochs,
Spricht voll Salbung: „Erweckt, Brüder, nun Reue und Leid.
Täglich kommt uns der Fall; aufstehen wir heute und vertrauen
Einer dem andern ins Ohr unsere Sünden zerknirscht.
Laßt uns die heilige Zeit, die zur Demut mahnt, nicht versäumen:
Worauf steifen wir uns? Erde nur sind wir und Staub.
Ich nun bekenne zuerst; seid Ihr mir Beichtiger beide.“
Drauf, zur Erde gestreckt, also beginnt er und spricht:

„Zitternd gesteh' ich die Schuld, gar vielfach hab' ich gesündigt:
Diebstahl üb' ich und Raub, scheue nicht selber den Mord.
Als Weglagerer lieg' ich versteckt, nach Beute zu schnappen,
Die doch selten den Heißhunger des Schlundes mir stillt.
Frischlinge schluck' ich, die zarten, das Hauptschwein muß an die Reihe,
Stehle die Pferde, die Kuh mord' ich und stürze den Stier.
Auch unschuldige Esel, gesteh' ich mit Thränen, verfolg' ich;
Jeglichen Tag ist dies mir die beliebteste Kost.
Dem dort hab' ich die Mutter, die leibliche, jüngst noch verschlungen,
Freitag war's, Samstags folgte der Vater ihr nach.
Kaum acht Tage nun sind's, so kam mir der Bruder begegnet,
Waldeinsam: auch der glitt mir den Gaumen hinab.
Dies seht gnädig mir nach, ich beschwör' euch, geistliche Väter;
Künftig des Langohrs Fleisch meid' ich, wie köstlich es schmeckt.

Doch wer wüßte die Zahl der verſchlungenen Kälber und Böcke,
Ziegen nun gar; ſelbſt nicht weiß ich der Widder wieviel.
Komm ich unter die Schafe, ſo bleibt lebendig im Stalle
Nicht ein Lamm, auch dies muß ich mit Weinen geſtehn.
Kann ich's ſchlucken, ich ſchluck' es; die übrigen ſchlepp' ich von dannen.
Blökt noch eins, auch dies kehr' ich zu holen zurück.
Alſo würg' ich ſie, jung und alt, des Geſchlechtes nicht achtend,
Schone des trächtigen Schafs nicht, noch des Kalbs bei der Kuh.
Feiſt auf mäſtender Trift jüngſt fand ich die weidende Bache,
Ihr an den Zitzen umher hingen der Friſchlinge zehn:
Jene zerriß ich und ſchlang ſie hinab; da begannen die Kleinen,
Ach, um die Mutter alsbald kläglichen Trauergeſang.
Langſam hätte vielleicht Sehnſucht ſie verzehrt und gemartert,
Lieber, zu kürzen die Qual, barg ich ſie all mir im Wanſt.
Dieſes beging ich, und hab' ich der Sünden noch and're begangen,
Legt für dieſe und legt Buße für alle mir auf.
Wahr iſt's freilich, mich hat unerträglicher Hunger gefoltert,
Solches zu thun; doch dies, weiß ich, entſchuldigt mich nicht."

Stumm erſt ſaßen die beiden, der Fuchs brach endlich das Schweigen:
„Weine ſo ſehr nicht, Ohm, wiſche die Thränen dir ab,
Reuvoll klagſt du dich an, doch kein Unſchuldiger lebt ja,
Wer darf rühmen von uns: tugendlich lebt' ich und rein,
Schwach iſt unſer Geſchlecht, es erliegt den Verſuchungen, keinen
Tag nur vermögen wir ganz ledig zu leben der Schuld.
Geben die Thaten uns denn kein Recht auf Gottes Erbarmung,
Hoffen wir doch, er verzeiht mildiglich ſeinem Geſchöpf.
Raubes bezüchtigſt du dich und verſchweigſt, wie tauſend Gefahren
Oft du beſtehſt und den Hals wagſt um ein kümmerlich Wild.
Wenn du vielleicht ein Lamm nachſetzenden Hunden davonträgſt,
Daß du den Hunger nur ſtillſt: hieße das billig mir Raub?
Mangel zerfleiſcht dir die Bruſt, du trittſt in den Hof und entführeſt
Etwa der Ferkel dir eins: hieße das billig mir Raub?

Eber zerwühlten die Saat, am Rebſtock zehret der Geisbock:
Welchen du ihrer ergreifſt, hieße das billig mir Raub?
Fände doch keiner, als nur ein Verblendeter etwa, die Spur hier
Von dem Verbrechen des Raubs: Sorge nur iſt's um die Welt.
Was kein Wächter beſchützt, fällt dir als beſcheidenes Teil zu,
Daß kein Hof mit der Hut Felder und Fluren verſäumt.
Furcht vor dir thut not, um den Frieden der Welt zu verbürgen.
Nimm ſie hinweg, ſo entbehrt Wonne des Friedens die Welt.
Setze, es habe vor dir kein Hof ſich hinfort zu behüten,
Ohne Bewachung frei ſchweife das Vieh in der Flur:
Eiſenbeſchlagener Huf und geſpaltener ſtampfte die Feldfrucht,
Menſchen erlegte das Horn, Hunger bezwänge die Welt.
Kommſt du ruhig daher und gedenkſt nicht Schaden zu ſtiften,
Alle beleidigen dich, ſchelten dich Räuber und Dieb,
Schrei'n Halloh und laufen herbei mit Flegeln und Spießen,
Wütende Hunde zuletzt hetzen ſie hinter dir drein.
Kaum noch entrinnſt du beſchämt: iſt das ein friedlicher Zuſtand?
Haſt du gegen das Land Pflichten, das ſo dich verfolgt?
Dennoch klagt der Gerechte ſich an; nach Sitte der Frommen,
Haſt du gleich nicht Schuld, klopfſt du zerknirſcht dir die Bruſt.
Thränen der Einfalt zeugen, du kennſt nicht Tücke noch Argliſt,
Jede Geberde beweiſt redliches, ſchlichtes Gemüt.
Gleichwohl, daß du vergebens nicht ſeiſt zur Beichte gegangen,
Kommſt du ſo nicht hinweg: Bußen erſinn ich für dich.

Vor langwieriger Qual hinſiechenden Todes geborgen
Haſt du nach eignem Bericht einſtens der Friſchlinge zehn.
Wahrlich, das war ein Werk der Erbarmung! Sterbenden haſt du
Liebes erwieſen; es hebt das dich zum Himmel empor.
Sanfterer Tod wird dem, den die Flut urplötzlich hinabſchlingt,
Als der Arm und Fuß müdend doch endlich verſinkt.
Schnell haſt du ſie erlöſt aus marternden Todes Umklammerung:
Das muß jegliche Schuld tilgen, wenn eine dich drückt.
Reinigt dich das nicht ganz, ſo wird dich völlig ſäubern

Dein oft lechzender Gaum, welchem die Speise gebricht.
Ja, zum Märtyrer schafft, zum Büßer der Wüste die Angst dich,
Drin du schwebst, und die Not vor der Verfolgenden Wut,
Der nichts weiter doch willst als den wimmernden Säuglingen bringen,
Was du erwirbst, und dabei selbst dem Verhungern entgehn."

„Gerne", versetzte der Wolf, „empfang ich die Buße." Der Fuchs sprach:
„Steh denn auf, Ohm." Auf steht er, der andere kniet.
„Schuldig", beginnt er, „bekenn ich mich gern, voll bin ich der Bosheit,
Ringsum nennt mich das Land einen durchtriebenen Schelm.
Tücke bewohnt mir das Herz, scheinheilige, gleißende Tücke,
Rüstet der Pfeile der List, giftiger, tausend mir zu.
Lügen da schmied' ich genug, mein Amboß heißt die Verstellung,
Falsch war alle das Geld, das ich da je mir gemünzt.
Niemand traue den Worten: ich meine nicht leicht, was ich sage;
Wie unschuldig der Blick, birgt doch die Seele Verrat.
Steh ich, als hätt' ich nicht drei zu zählen gelernt, wie ein Narr da,
Hüte dich, argen Betrug sinn ich, du wirst es gewahr.
Voll gern schlag ich den Bauch, drei Bären genügte die Speise,
Schwermut drückt mein Herz, wiegt mir der Magen zu leicht.
Wenn mich Mangel befällt, mich niemand läd't zu der Mahlzeit,
Trauriger Fall! es gehört traurige Weise dazu.
Scheintot lieg ich alsdann quer über der Straße, die Glieder
Streckend, gänzlich wie ein eben gefallenes Aas.
Krähe, sie schwingt sich daher, die geschwätzige, bläht das Gefieder,
Hüpft dann näher und pickt mich mit dem Schnabel ins Bein.
Jetzo springt sie mir gar aufs Fell und stampft mir die Gurgel,
Köstliches Frühstück wird's, rühmt sie mit heiserm Gesang.
Prüft noch die Junge zuvor, die mir lechzend hängt vor dem Munde,
Hackt und hackte das Licht gerne der Augen mir aus;
Doch ich erhebe mich, hasche sogleich und verzehre die Beute.
Solch einfältiges Thun üb' ich das einzige Mal
Nicht, nein, Tag um Tag durch Felder und Hütungen häufig

Laß ich zu täuschender List traben den hurtigen Fuß.
Küchlein fang ich, erwürge das Huhn und erdroßle die Hahnen,
Entlein, schwimmend im Teich, fühlen die spitzigen Klauen,
Fünfzehn folgten der Glucke, vom Ei noch triefende Küchlein:
Jetzo höre die That und den erdachten Beschluß.
Eilends hasch' ich die Mutter und schlinge sie. Kläglichen Jammer
Hebet die Brut, ihr dräut Kälte nun, Hunger und Not.
Hoch schon kreiste der Weih in der Luft und reckte die Kralle,
Die sie zu tragen begehrt schmachtenden Kleinen ins Nest.
Mitleid fühl' ich, da weit die bewegliche Klage die Luft füllt,
Sinne, wie mag ich sie wohl retten vor solcher Gefahr?
Glücklicher Fund! ich lasse, damit sie nicht länger sich quälen,
Eins um's and're hinab mir in den bergenden Schlund.
Aber ich eile zum Schluß: wo keinerlei List mir gelänge,
Keinerlei Trug, den Tag rechne ich verlorenen zu.
Dies und and'res beging ich; wie wüßt' ich alles zu sagen,
Was ich Sünder verbrach? aber erbarme dich mein.
Ob es mich reut? o gewiß, wenn je wer Sünden bereute,
Reuen mich meine, mich selbst martert im stillen die That.
Längst auch hätt' ich fürwahr, wenn den Geist nicht Dunkel befinge,
Asche gestreut aufs Haupt, solche Vergehn zu bereuen.
All dies Leben, es ist ein Traum; den verrauschenden Stunden
Folgt die eine gewiß, welcher noch keiner entging.
Gerne der Rute darum herhalt' ich, wenn du mich züchtigst:
Leichterem Schlag bin ich hold, der mir den schweren erspart."

„Lang ist die Rechnung," seufzte der Wolf, „und soll ich es alles
Prüfend besprechen, so läßt heute die Weile nicht Raum.
Tausendgestaltigen Trug haarklein zu erzählen, wie mochtest
Du mit langem Gespräch, Neffe, vergeuden den Tag.
Besseres schaffen wir leicht, da die günstige Stunde sich darbeut;
Mangelt dem Esel doch auch hier, sich zu laben, das Kraut.
Alles enthüllet der Tag; was auf Grundmauern der Wahrheit
Ruht, dem nützt nicht viel Tünche noch glatter Bewurf.

Der allein ist gerecht, der gradaus saget die Wahrheit,
Sonderlich da, wo es gilt, sühnende Buße zu thun.
Allzugerecht wirst du, den Natur zum Heucheln bestimmte,
Heuchelst du darum nur, daß du als Sünder erscheinst.
Unrecht dünkt es mich auch, sich schuldlos schuldig bekennen,
Bloß im Scheine beruhn echte Vergehungen nie.
Ringsum weiß es das Land, so sagtest du, daß ich verschmitzt bin,
Billig errötest du so unbesonnenem Wort.
Jeglicher Schande beädst du dich selbst, das Schlimmste zum Schlimmen
Hänfend, und schwärzest dich an, weiß ich doch selbst nicht wie schwarz.
Küchlein hast du gemaust, auch Hühner und Hahnen und Enten,
Machst groß Wesen daraus: dieses verdenk ich allein.
Freilich, ich geb' es dir zu, wer rein lebt jeglichen Frevels,
Auch der Gerechteste selbst fürchtet doch, schuldig zu sein.
Dein Fall scheinet mir dies, und ich acht' es: es kommt dir zu statten,
Daß du zu löblichem Zweck also dich fälschlich verklagst.
Gut und fromm wie du bist, spülst du durch lautere Beichte
Gerne das letzte hinweg, das dir die Seele noch trübt.
Tadeln will ich es nicht, noch heiß' ich es gut. Ich erkenne
Wohl, beim thörichten Volk hast du der Feinde genug.
Harmlos liegst du im Hohl, denkst keinem Geschöpfe zu schaden,
Oder spazierst, nur dich redlich zu nähren bedacht:
Siehe, zu Fuß und zu Roß nachstellen sie; Hörner erschallen,
Eisenbeschlagener Huf trifft den erbebenden Grund.
Hundegebell und Jägerhalloh und der Rosse Gewieher
Schüttert die Luft, das Gebirg hallt von dem höllischen Lärm.
Dir nachspürt man die Spur, die verwedelte, denkt nicht zu weichen,
Bis man das schlaue Versteck, wo du dich bargest, erspäht.
Was nun thun? Du lauschest und sinnst, wie mag ich entrinnen?
Löwen in solcher Gefahr zagte das mutige Herz.
Wenn sie dich endlich erschaun, gleich krönen sie rings das Gefilde
Mit dem gemieteten Schwarm, sprengen dahin und daher.
Jetzo zeigen sie dich frohlockend den wütigen Hunden:
Schaut dich die Meute, sie stürmt hinter dir drein mit Gebell.

Doch dir hat an die Füße die Angst nun Flügel gebunden,
Ob dem geschworenen Tod so du noch mögest entgehn.
Fassen sie dich, du entschlüpfst noch vielleicht; was aber du ausstehst,
Schaudr' ich zu sagen, es ist schon dem Gedanken ein Graus.
Wer zu wissen begehrt, wie schreckliches Los dich betreffe,
Einmal nur — er erfährt's — teil' er mit dir die Gefahr.
Wär es, daß Gott in der Not dir Beistand weigerte, sicher
Zögen den Rock sie dir aus; Schlimmeres weiß ich mir nicht.
Braucht's vielleicht noch Beweis? Wir sehen, des rötlichen Pelzes,
Welchen du trägst, mit Begier täglich bedient sich der Mensch.
Dessen entgilt dein Volk unzähligen Todes, und heute
Weißt du selber noch nicht, wo man des Fells dich entblößt.
Also tragen die Bösen nicht Scheu, das Verderben der Frommen
Offen zu wirken, und einst schwemmt sie die Welle hinweg.
Wenn du morgen vielleicht ungesättigt kommst in den Pachthof
Und ein Küchlein nimmst aus dem gesegneten Stall,
Sollten sie nicht dich gleich als Räuber und Mörder verschreien,
Noch den Tod dir anthun, der am bittersten dünkt,
Weder des Rockes Verlust, noch den Strick um den Hals dir erkennen:
Füttern und pflegen vielmehr mildiglich sollten sie dich.
Doch so mußt du allein nicht dulden die Pfeile der Mißgunst,
Denn mit gleichem Geschoß zielen sie täglich nach mir.
Eben wir beide, sobald wir Flur und Gefilde betreten,
Gleich in Verdacht zieht man jeglichen Schritt, den wir thun.
O, wie so schwer Blindheit doch menschliche Augen umnachtet!
Gutes verschrei'n sie als bös, achten das Böse für gut.
Neidisch sinnt uns das Glück, den gebührenden Preis zu beschneiden,
Unserm schönsten Verdienst zuckt man die Achseln vielleicht.
Dem Unwürdigen schallt die Posaune des feiernden Lobspruchs;
Würdigen wird nur unwürdiger Tadel gezollt.
Meidet der Trefflichste selbst den vergifteten Pfeil der Verleumdung?
Mochte die Wohlthat je bösen Gerüchten entgeh'n?
Wüßte die Menschheit nur, wie gut wir beiden es meinen,

Schickte sie nicht uns nach Flüche so viel und so schwer.
Doch eh' miede die Taube den Turm und ragenden Giebel,
Höhlen der Bär und das Rind Triften, der Taucher die Flut,
Ehe der Pöbel erkennt, aus laut'rer Quelle geflossen
Sei, was uns zu begehn zwinget das schlichte Gemüt.
Eher mit menschlicher Stimme beginnt zu singen der Uhu,
Eh' des Verlogenen Mund uns zu verlästern verlernt.
Aber ich wende mich zu den Vergehungen, die du dir vorwirfst,
Wenige Worte, vielleicht können sie doch dich erbaun.
Hühnern und Enten bin ich kein allzueifriger Richter,
Unserer Brust liegt schon ferner die Sorge darum.
Schwein, Bock, Widder und Pferd und der kauenden Rinder Geschlechter,
Deiner Gesippten und dein achten sie eben nicht groß.
Mich nur scheu'n sie, denn Macht, unbedingteste, ward mir verliehen
Über sie alle; darum haßt mich der säumige Wirt.
Aber an Küchlein, kannst du ihm wohl so verderblichen Nachteil
Fügen an ihnen, die Haut gar zu verwirken damit?
Keinen verwundere drum, wenn unaufhörlichen Schaden
Unaufhörlich du rächst, Feinden der eifrigste Feind.
Ungleich dünkt mich jedoch des erbitterten Kampfes Entscheidung:
Ein viel schlimmeres Los trägst du am Ende davon.
Nimmst du dem Bauern das Huhn, so nimmt dir der Bauer den Pelzrock:
Alles verlierest du so; aber wie weniges Er!
Braucht es der Worte noch viel? gut Predigen ist dem Verständ'gen;
Allzulanges Gespräch schließ' ich mit kurzem Beschluß.
Küchlein dreimal fünf, unbezweifelter Beute des Geiers,
Hat dein weiches Gemüt klägliches Ende gewandt.
Glücklich, daß in der Welt noch so edles Erbarmen zu Haus ist!
Doch dem mangelt der Sinn, der unempfindlich dich schilt.
War's nicht rührend und schön, wie du der verwaiseten Kindheit
Vormund wurdest, allein folgend dem Drang des Gefühls?
Kam den Verlassenen nicht dein Mitleid plötzlich zu Hilfe,

Wäre der Tod, langsam peinigend, ihnen genaht.
Dieses Erbarmen, das du den erbärmlichen Hinkelchen schenktest,
Waisen zumal, das tilgt alles, was je du versahst.
Aber damit du nicht fern werkheiligen Handlungen bleibest,
Und kein niedrer Verdacht dürfe die Stirn dir entweihn,
Sollst du zuweilen das Buch mir halten beim Morgengebete;
Mehr frommt Andacht stets, wird im Verein sie geübt.
Beiden gereicht es zum Heil, wenn ich, die erhabenen Worte
Lesend, flehe zum Herrn, während das Buch du mir hältst.
Bleibe dem Vorsatz treu, mißachte die Pfeile des Neides,
Treib's fort, wie du's bisher triebest, und blase was drauf.
Lebe den Kindern zugleich ein Vorbild heiligen Wandels,
Daß sie dereinst in die Spur treten des würdigen Manns. —
Hebe dich, daß sich im Bund auch lasse vernehmen der Dritte,
Und wegspreche, was ihm etwa den Busen bedrängt.
Uns gleicht dieser als Städter nicht viel, Landleute nur sind wir.
Wir durchforschen den Wald lieber, er lieber den Hof.
Ihm reicht Speise der Herr, wir aber erwerben sie mühvoll.
Reich, sehr vornehm Volk zog mit den Kindern ihn auf
Unter den Büchern; und hat er mit ihnen die Alten gelesen,
Kann er unmöglich roh sein, wie wir Söhne der Flur.
Bruder, bekenne denn, Balderchen, kurz, was du Übles gethan hast,
Daß ein jeder alsdann schaffe, was jedem beliebt.

Jetzo erhebt sich der Fuchs; ihm steht die erheuchelte Einfalt
Gar nicht schlecht zu Gesicht: seht, wie ein Mädchen, verschämt
Sitzt er, die Stirne gesenkt; andächtiglich schlägt er die Augen
Nieder, und über der Brust kreuzt er die Arme so fromm.

Häuptlings stürzt in den Staub lang hin sich der Esel, der Esel!
Was ihm irgend das Herz drücke, zu künden bereit;
Denkt, im stillen erfreut: Hier gibt man reichlichen Ablaß,
Großer Gewinn! mir wird gänzlich vergeben die Schuld.
Welch ein günstig Geschick ließ solche Gefährten mich finden,

Deren Ermahnen mich rechtfertigen wird und erneu'n!
Frevel begeht, wer diese nicht ehrt; wer immer die Zähne
Hündisch wider sie bleckt, ist ein verworfener Wicht! —
„Also bekenn ich die Sünden: vernimm mich, heiliger Vater!"
Weinend, im Staube gestreckt, spricht er mit Röcheln wie folgt:

„Langsam bin ich und faul; gern schlitz' ich den Sack an den Dornen,
Daß in die Pfütze, den Kot stürze das blendende Mehl.
Wiesen, die mein nicht sind, abweid' ich, stampfe die Gräser;
Unter die Augen, als Kind, hab ich dem Vater gemacht.
Soll ich schleppen, ermüd' ich mit Fliehn den verdrossenen Treiber,
Oft mein Siegel am Huf drückt' ich ihm gar in die Stirn.
Sattel und Zaum, von hinten und vorn ausschlagend, entschüttl' ich:
Niemals bring' ich das Korn willig dem Müller und fromm.
Eins vergaß ich beinah, was vergessen zu haben mich reute:
Jüngst aus Mangel des Heus quälte der Hunger mich sehr.
Aber zur Mühle doch soll ich, man hat mich mit Säcken beladen,
Trifft mir mit Knitteln den Steiß, wundet mit Steinen den Fuß.
Siehe, da naht ein Pilger, zum Grab des Erlösers zu wallen,
Und denselbigen Weg führt ihn die Straße wie mich.
Ihm saß Stroh statt Bastes am Fuß, Halbstiefel zu schnüren;
Doch Ein Ende des Halms hing ihm herab in den Kot.
Dieses entzieh ich dem Pilger, damit das Gelüste zu stillen
Um ein Weniges, so schadet' ich etwa dem Mann."

Mehr noch spräch' er vielleicht: da geschweigt ihn der Wolf: „O du Frevler",
Ruft er, „am Heiligtum: Schauet, der glaubt nicht an Gott!
Dieser beweidet das Kraut, er verheert und verwüstet die Felder,
Schädiget Hecken und Zaun, bringt uns zu großem Verlust.
Bosheit treibt ihn, den Sack an dornigen Hecken zu ritzen,
Daß er das köstliche Korn tret' in den Kot mit dem Fuß.
So auch wirft er das Mehl in die Pfütze, der Übelgesinnte,
Und kein Wunder ist wohl, wenn es verhungert, das Volk.

Bruder, vernimm, denn ich liebe dich sehr, das weißt du von alters;
Weißt auch wohl, wie der Fuchs glühet in Liebe zu dir.
Nicht hoch schlag ich es an, daß du Gräser beweidest des Nachbarn,
Weiden besudelst, das Kraut stiehlst und die Schafe verderbst;
Doch ungebührlich groß ist das Unrecht, das du dem Pilger
Thatest, dem du das Stroh hast von dem Stiefel geraubt.
Dir kam nicht in den Sinn, daß er große Gefahren bestand schon,
Größere hat zu bestehn, pilgernd am Stabe, zu Fuß;
Dir kam nicht in den Sinn, daß er unabsehliche Strecken
Erst zu Lande durchmißt, dann auf der wogenden See.
Dir, o, die Heiligen nicht und der Heiligen heilige Schwellen
Und dies Heiligen selbst heilige Jerusalem.
Eben nun schickt er sich an, so erhabenen Stätten zu nahen,
Plötzlich berührt ihn gewalthätige räubrische Hand!
Kaum nur gedenk' ich des Papstes, in dessen Geleit doch ein solcher
Fährt; du achtest des nicht, daß er Schutz ihm verhieß.
Der als Bote der Kirche doch reist, der gesamten, der Pilger,
Diesen gefährdet der Weg durch das entzogene Stroh!
Diebstahl hast du verübt an dem landunkundigen Fremdling:
Kennst du doch Ehren und Zier, zappelnden Dieben gegönnt!
Ehre nicht ists, Unehre; zur Zierde nicht ziert ihn der Hanfstrick,
Nein, zur Schande, zur Schmach: solchen verdientest du dir.
Doch dein schonen wir gern, Herzbruder, wir lieben dich zärtlich,
Wollen dir nicht um den Hals winden die hänfene Zier.
Nein, wir lassen vielmehr dich ehrlichen Todes verscheiden,
Daß nicht auch dein Haus schände die schändliche That.
Aber gestehst du frei, du habest das Ende verschuldet,
Legen aus Gnade wir noch gnädige Strafe dir auf."

Als es der Esel vernimmt, das Verbrechen zu leugnen, das Haupt hoch
Hebt er und schickt voll Sinn Worte zu finden sich an,
Wundernd, wie schnell sich der Wolf, der noch eben so geistlich gesprochen,
Weit vom himmlischen Pfad geistlicher Tugend verirrt.

Denn nicht ahnet er noch, gar sehr zum eigenen Schaden,
Daß von Glauben und Treu wölfische Zunge nichts weiß.
Ein Einfältiger pflegt sich jeglichen ähnlich zu wähnen,
Läßt sich betrügen vielleicht, selber betrügt er nicht gern.
Lächerlich wird der Betrogne, der Trüger begeht ein Verbrechen!
Unthat meidet man leicht, schwerer der Lacher Gespött.
Wer untrüglich sich wähnt, der betrügt sich selber und frevelt,
Denn untrüglich, das weiß jeder, ist Gott nur allein.
Nur ein Thor glaubt dem, der gewohnt ist, Trug zu verüben,
Denn zur Schande gereicht's jedem, der solchem vertraut.
Der schon Esel so viel und so viel Schafe zerweidet,
Dem nach Eselsgebrauch glaubt noch der Esel und traut.

Auf horcht jetzo der Fuchs, spitzt schlau die verschlagenen Ohren,
Merkt, nun nahe sich bald Baldern das schwarze Geschick.
Höher erhebt er das Haupt, das so lang jungfräulich gesenkt war,
Daß er den Wunsch nicht versäumt, wütet herbei ihn der Wolf.

Aber die Kniee gebeugt, spricht Balder noch: „Höre mich, Vater,
Alles entfalt' ich getreu, was mir der Busen verbirgt.
Sicher dem Guten nur denkst du das Haupt zu krönen mit Lorbern,
Willst dem Verbrecher allein geißeln den schuldigen Leib.
Thöricht bin ich und dumm, doch nicht so dumm und so thöricht,
Daß ich nicht wüßte, den Tod hab' ich mit nichten verdient.
Schaden erlitt mein Pilger so gut als keinen; ich habe
Auch mit dem Hälmlein Stroh nicht mir den Hunger gestillt.
Wie denn verdient' ich den Tod?"

Doch gleich mit gewaltiger Stimme
Schamlos ihm ins Gesicht: „Schweige nur," kreischte der Wolf.
„Als ein erwiesener Dieb und geständiger hoffst du des Richters
Spotten zu dürfen, dem Recht wächserne Nasen zu drehn?
Widerruf frommt schwerlich, der Fuchs würd' alles bezeugen;
Selber, du hörtest es wohl, weiß er sich ledig von Schuld.

Nimm in Geduld drum hin die geziemende Strafe der Unthat:
Bist du geduldig, dir wird mehr als dem Märtyrer Preis.
Was dir um dieses Vergehen, Herzbruder, zu leiden bestimmt ist,
Dich zu bessern allein, glaube mir, Bruder, geschieht's.
Auch uns beide bewegt aufrichtige Liebe nur einzig,
Nicht ein Fünkchen von Haß nähren wir, glaube nur fest.
Schwer liegt die Schuld auf dir, wir können es nicht dir verhehlen:
Legt' ein gütiger Gott Reue dir doch in die Brust!
Vielfach fehlen wir all: uns kann nichts anderes frommen,
Als bei Tag und Nacht denken des höhern Berufs.
Selig, wer willig und gern der ermahnenden Stimme gehorsamt!
Einst am Tag des Gerichts zittert er nicht vor dem Herrn."

Sprach es und schwieg noch kaum, an den Hals schon springt er dem Esel,
Während der Hüfte der Fuchs grimmige Wunden versetzt.
Gierig zerreißen, verschlingen sie ihn: so ward es erwiesen,
Wie aufrichtig gemeint waren die Worte des Heils.
Wölfische Güte, vereint mit Reinekens frommem Betruge,
Tilgte des Schuldigen Schuld durch des Gerechten Gericht.
Ach, was gibt es noch Wölfe, die laut uns Gutes verheißen!
Kommt die gelegene Zeit, üben sie offen Verrat.
Ach, was gibt es noch Füchse mit honigtriefendem Munde!
Aber die Galle verbirgt weise das tückische Herz.
Ach, was gibt es der Esel noch viel, die, gleißenden Worten
Gläubig zu trauen geneigt, sicherm Verderben sich weihn!

Der Höhepunkt der mittelalterlichen Poesie.*)

Zur Zeit, als die Glaubensinnigkeit eine solche **Gottesminne** hervorblühen ließ, daß in ihren Gluten die Kreuzzüge die ganze alte Welt in eine neue Form zu gießen bemüht waren, entfaltete sich in nicht minder bedeutender und folgenreicher Weise auch die **Frauenminne.**

Bekannt ist die fast göttliche Verehrung, welche schon die alten Germanen den Frauen zollten. Aber von dem Verhältnis der beiden Geschlechter, wie dieses das Mittelalter zeigt, ist weder in den alten Göttersagen noch in der Heldenpoesie der Völkerwanderung etwas erkennbar. Das deutsche Heidentum kannte zwar schon die Macht der Minne: aber ihr Gegenstand war mehr der Mann als die Frau. Schöneres und Edleres hat die deutsche Dichtung kaum aufzuweisen als die Helgi-Lieder der Edda, in denen erzählt wird von der Geliebten sehnsüchtiger Trauer um den gefallenen Geliebten, dem ihr tauender Harm sich auf die Brust legt, so daß er aus Walhallas Wonne herabgezogen wird. Wie diese heißen Thränen dem gefallenen Helden gelten, so weint auch Freya ihrem entflohenen Odur goldene Zähren nach. Der umgekehrte Fall, daß ein Mann sich in dem Andenken an eine Frau verzehrt hätte, wäre den alten Germanen unmännlich erschienen.

*) Vergl. Vilmar.

Erst unter dem Einflusse des Christentumes und unter der Mitwirkung des Mariendienstes gewinnt die Minne eine andere Bedeutung. Die Frau ist nun nicht mehr der bewundernde und werbende Teil, sondern der Mann; nicht mehr die männliche Tapferkeit ist die Quelle der Liebe, sondern die weibliche Schönheit, nicht mehr Magd ist das Weib, sondern Herrin. Diese Minne ist aber wiederum etwas recht Deutsches, wie das Wort selbst nur unserer Sprache angehört und durch kein fremdes Wort auch nur annähernd wiedergegeben werden kann. Der Sinn ist das süße Denken der Geliebten, das stille, sehnende Gedenken, das doch nichts ersehnt als ihre Nähe, ein Gefühl, wie es sich bei den ältesten und besten Minnedichtern so innig, zart und tief ausspricht, von so uneigennütziger, ja schüchterner und scheuer Natur, daß es ganz das deutsche Jünglingsgemüt ausdrückt, welches nach des Dichters Worten schon durch ihren Gruß beglückt erscheint. Diese Minnepoesie entfaltet im Laufe des 13. Jahrhundertes bei den Deutschen sich in einer ungemeinen Fülle der lieblichsten, zartesten, farbenreichsten und duftendsten Blüten. Es ist der heitere Frühling unseres Dichterlebens, welcher in jener reichen, glücklichen Jugendzeit, wie der Nachtigallengesang in einem jungbelaubten Maienwalde, in allen Hainen und auf allen Heiden, auf allen Burgen und in allen Städten unseres Vaterlandes aus tausend fröhlichen, tausend sehnenden Herzen seine anmutigen Lieder erschallen läßt.

Wunderbar innig ist das Helldunkel der ersten Jünglingszeit in dieser Minnepoesie. Von ferne nur wird der Geliebten nachgeschaut; kaum ein flummer Blick wird auf das Antlitz der Minniglichen gewagt, und begegnet ihr Auge dem träumerisch-festgehefteten Auge des Liebenden, so sinkt der Blick mädchenhaft verschämt zuboden, ja, heimlich wird die Geliebte

viel lieber und viel länger angeschaut, als wenn sie es bemerkt. Die spiegeligen Augen, der rote Mund und das innigliche, minnigliche Lächeln des holden Mägdleins begleiten den Sänger überall, und nur einen Gruß, einen freundlichen Gruß ersehnt er von der Zarten, die ihm das Herz verwundet. Nur dann erhebt sich der helle Jubel des liebenden Herzens, wenn im fröhlichen Mai, unter der grünen Linde die schönen Kinder zum zierlichen Reigen sich versammeln; dann wird der blöde Träumer hereingerissen in die laute Freude, und die Regel des Ringeltanzes zwingt ihn, ein Paar mit der Geliebten zu bilden. Der Name der Geliebten wird niemals genannt: es ist diese zarte, echt deutsche Zurückhaltung in der ganzen Minnepoesie und Minnesitte der damaligen Welt eine so feste und unverbrüchliche Anstandsregel, daß wir in der ganzen, ungemein großen Anzahl von Minneliedern auch nicht **einmal** einen Namen genannt finden. Es war eben die stumme, zurückhaltende, blöde Liebe der ersten Jugendzeit, die mit den roten Blumen auf dem Anger und der Heide erwacht, mit dem jungen Laube des Maienwaldes grünt und mit den Vöglein der Frühlingszeit jubelt und singt; die mit dem falb werdenden Laube trauert und mit dem trüben Reif und Schnee des Winters in schmerzliche Klage ausbricht. Frühlingsfreude und Sommerlust, oder Herbsttrauer und Winterklage sind die unzähligemale wiederholten Anfänge der Minnelieder. Eben dieses innige, bald freudig erregte, bald tief wehmütige Mitleben mit der Natur, diese Freude an Laub und Gras, an Blumen und Waldvöglein, an den langen, lichten Sommertagen und der hellen, wonniglichen Sommerzeit, diese Trauer um die verwelkten Blüten, die gefallenen Blätter und die in Reif und Schnee erstarrte Erde, welche sich in einer großen Menge von Minneliedern eben so einfach und unschuldig als zutraulich und lieblich ausspricht und einen der bestimmtesten Charakterzüge dieser Poesie ausmacht, ist die uralte, in den Vorzeiten zum Mythus gestaltete Naturpoesie dieses Volkes, die zu seinen tiefsten und darum edelsten Anlagen gehört. Und daß unsere Minnepoesie diesen Typus der Naturpoesie so stark ausgeprägt an sich zeigt, gerade das macht sie zu einer wahrhaft nationalen Poesie.

Wie die Minnedichtung eine Poesie der Jugend genannt werden kann, so darf sie mit vollem Rechte auf den Namen einer frauenhaften Anspruch machen. In dem verborgenen Blühen dieser innerlichen, dieser Herzensliebe, in dem stillen Glanze, der über den ganzen Minnegesang ausgebreitet ist, in dem ruhigen Fürsichsein, welches alles Heraustreten aus den gezogenen engen Schranken, welches, so wenig es sich auch vernehmen läßt, doch schon zu viel gesagt, gleichsam zu viel gedacht zu haben, fürchtet, spricht sich die Zartheit und Reinheit des Frauensinnes, die Zartheit, Reinheit und Innigkeit der Frauenliebe, oft mit überraschender Wahrheit, bis zum Rührenden aus. Es hat eben die in dieser Poesie sich kundgebende Herrschaft der Frau über die Gemüter der Männer wie mit Zauberschnelle eine Milderung der früher noch vielfach herben und rauhen Sitten herbeigeführt. Anmut, Takt und Feinheit des Benehmens, wie es sich vor Frauen geziemt, überhaupt Erziehung, Zucht, — die Höveschheit —, wurden für die Ritter ebenso wesentliche Erfordernisse, als sonst Tapferkeit und Stärke.

Leider hielt sich die in der Minnedichtung zutage tretende Frauenverehrung nicht auf dem ursprünglichen Standpunkte. Sie gestaltete sich, wahrscheinlich infolge französischen Einflusses, zu einem dem ursprünglichen gerade entgegengesetzten Kultus. Die Poesie der französischen Dichter ist eine durch und durch männliche Liebespoesie, ist die Dichtung eines sinnlichen, unruhigen, glühenden Männergeschlechtes, in welcher alle die Züge, welche der deutschen Minnepoesie fremd waren, — der Leichtsinn, die Untreue, die Eifersucht, die Trennung, das Wiederversöhnen unter Zweifeln und Vorwürfen und das Wiedertrennen, mit Einem Worte, die heftige, aus sich

selbst herausgehende und sich rücksichtslos bloßgebende Leidenschaft — gerade die Hauptsache ausmachen. Wenn aber auch einige Ausartungen, die dem fremden Ursprunge zur Last fallen, vorhanden sind, so greift die Poesie im allgemeinen wie eine segnende Gottheit veredelnd und bildend in das Leben dieser Zeit, und sobald ihre Blüte verschwunden war, trat die alte Roheit wieder hervor.

Es sind diese Lieder der Minnesänger nicht ganz ausschließlich der irdischen Minne gewidmet, wenngleich diese in Verbindung mit der Naturfreude den Hauptgegenstand ihrer Dichtungen ausmacht: es fehlt nicht an schönen, begeisterten Liedern der himmlischen Minne, an Lobliedern auf die hl. Jungfrau, an Liedern, welche in begeisterten Tönen die Kreuzfahrten preisen, und an eigentlichen geistlichen Liedern, die der frommen Betrachtung der göttlichen Weisheit und Werke überhaupt gewidmet sind. Manche dieser Dichtungen gehen noch einen Schritt weiter und besingen oft in sehr ernsten und eindringlichen Tönen die Lage der weltlichen Dinge, Kaiser und Reich und Lehnsmann, Papst und Kirche und Geistlichkeit (Walter von der Vogelweide), die Sitten und den Lauf der Welt und die Eitelkeit alles zeitlichen Lebens. Es kann daher der Gesang wie das Leben der ritterlichen Dichter des 13. Jahrhunderts eingeteilt werden in **Frauendienst, Herrendienst** und **Gottesdienst.**

Wie bei der Minnepoesie das Ausland uns nicht viel Gutes gebracht, so sind auch die erzählenden Gedichte dieser Periode, deren Stoffe in der Fremde erwachsen, nicht zu vergleichen den aus der alten Volksüberlieferung und dem Volksgesange erstandenen. Zwar hat die deutsche Gemütstiefe es vermocht, die Hohlheit und die Unsittlichkeit mancher dieser von andern Völkern entlehnten Erzählungen zu bannen, entweder durch die Innbrunst der weltlichen Minne (so in Tristan und Isolde), oder durch die Erhabenheit der göttlichen Minne (so im Parzival), aber bei allen werden wir ganz vergeblich

suchen nach so mächtigen, festgezeichneten Charakteren, so gewaltigen Leidenschaften, so erschütternden Ereignissen, so gründlich angelegten Konflikten, so riesenhaften, die ganze Nation mit all ihren Ästen und Zweigen umfassenden Verhältnissen, wie solche die Volks-Epen zeigen. In diesen haben wir Helden, in den welschen Erzählungen nur Ritter, in diesen uralte epische Dichtung, aus dem Glauben der Nation entsprungen und mit den Schicksalen der Völker und Stämme durchwachsen, in jenen, nur moderne Romane, unterhaltende Abenteuer einzelner Ritter, von andern einzelnen oft sehr willkürlich ersonnen und auf die vornehmere Bildung eines einzelnen Standes berechnet. Bei den fremden Stoffen ist der Hof, bei den nationalen das ganze Volk ins Auge gefaßt, wie es war, wie es ist und sein wird. Denn noch nach Jahrhunderten werden die Deutschen sich und ihr ganzes Wesen in dem Spiegel wiedererkennen, den ihnen die tausendjährige unbewußte Schöpfung ihres eigenen dichterischen Geistes vorgehalten hat. Vor allem rinnt in den zwei gewaltigen Liederströmen, von denen der eine, das Lied von der Nibelungen Not, gewissermaßen durch Felsen dahinbraust, schäumend und tosend in Strudeln und tiefen Abgründen, der andere, Gudrun, in klaren Tiefen und ruhiger Milde, aber doch mit starker Flut einherströmt durch heitere Gefilde, — vor allem rinnt in diesen Liedern das innerste, reinste, edelste Herzblut des deutschen Volkes. Es ist die seit der Urzeit dem Deutschen so ganz besonders eigentümliche Tugend der Treue, die sich in diesen Dichtungen ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Mit unauslöschlicher Anhänglichkeit ist das Stammeshaupt seinen Gliedern, mit gleich unauslöschlicher Anhänglichkeit sind die Stammesglieder dem Oberhaupte zugethan. Milde, — wohlwollende, reichliche Freigebigkeit, so lange er irgend etwas zu geben hat, — ist des Königes, Dankbarkeit, die nur mit dem Leben erlischt, der Mannen Eigenschaft. Für den lieben König und Herrn wird alles gethan, wird treulich ge-

kämpft, wird willig geblutet, wird freudig in den Tod gegangen, für ihn wird mehr gethan als gestorben: für ihn werden starken Herzens auch die Kinder geopfert. Und umgekehrt: von den treuen Dienstmannen lassen die Könige nicht bis in den Tod, bis zu ihrem und des ganzen Stammes furchtbarem Untergange.

Mit Recht sagt von diesen Liedern Karl Simrock, das sei Feld- und Zeltpoesie, mit der man Armeeen aus der Erde stampfen könne, wenn es gelte, den gallischen Mordbrennern zu wehren. Wenn sie immer den Platz behalten hätten, der ihnen gebührt, dann wäre Deutschland nie so jämmerlich zerfleischt und zerfetzt worden, wie die Geschichte es zeigt. Und mit nicht minderem Rechte nennt er die Lieder einen Hort der Nation, dazu bestimmt, das Vaterlandsgefühl immer wach zu halten und für den Schutz der Freiheit und Einheit stets neue Verteidiger zu gewinnen.

Zur Charakterisierung der Dichter und der dichterischen Erzeugnisse dieser Periode möge hier neben dem Inhalte des Nibelungenliedes und einer Abhandlung über den bedeutendsten lyrischen Dichter dieser Zeit, über Walter von der Vogelweide, eine höchst gelungene Zeichnung der Minnedichtung folgen aus dem Werke von Alexander Spitz, einem begeisterten Jünger Simrocks, der in seinem „Liede aus Kaiser Rotbarts Tagen“ auf dem glanzvollen Reichstage zu Mainz alle bedeutsamen Dichter in einem poetischen Wettkampfe um die Sieges-Palme ringen läßt und mit hoher Kunstfertigkeit die charakteristischen Produkte dieser Dichter in seine Neuschöpfung eingeflochten hat.

Inhalt des Nibelungenliedes.*)

Es klingt aus fernen, längst versunknen Tagen
Zu uns herauf ein unvergleichlich Lied;
Bald jubelhell und bald wie banges Klagen
Sein Harfenton um unsre Schläfen zieht;
Bald wie der Silberwelle leichtes Schlagen,
Die sich im Bache kosend sucht und flieht,
Bald schwillt die Weise an wie Wogengrollen,
Wie Eichenrauschen und wie Donnerrollen.

Es steigen glanzumflossene Gestalten
Bei ihren Klängen auf vor unserm Blick;
Entschwund'ne Pracht seh'n neu wir sich entfalten;
Erneuen sich ein jammervoll Geschick.
Die längst im Nebel des Vergessens wallten,
Zu neuem Leben kehren sie zurück;
Wie Flammenschein in mächtigen Gewittern
Macht uns ihr Geisterzug das Herz erzittern.

Im Burgundenlande auf der alten Königsburg, zu Worms an dem Rheine, wuchs eine edle Königstochter nach des Vaters frühem Tode zur blühenden Jungfrau heran, voll Liebreiz und Anmut. Leise, ahnungsreiche Träume umschweben das sinnende Haupt der lieblichen Kriemhild in der stillen Abgeschiedenheit, in welcher sie ihre Kindheit und erste Jugend verlebte. Einen Falken, so zeigt ihr ein Traumgesicht, zieht sie auf und pflegt ihn als ihren Schützling manchen Tag, — da stürzen sich zwei Adler herab und erdrücken mit ihren Klauen das zarte Tier vor ihren Augen. Schmerzlich bewegt, erzählt die Erwachende den Traum der lieben Mutter:

*) Nach Vilmar.

„der Falke", deutet diese das stille, süße und bange Ahnen der Tochter, „der Falke ist ein edler Mann, dem deine Zukunft bestimmt ist; wolle Gott ihn behüten, daß du nicht früh ihn verlierst." „Was sagt ihr, liebe Mutter, mir von einem Manne?" erwiderte die Tochter, „ohne Minne eines Helden will ich bleiben, meine Jugendschönheit bewahren bis zum Tode, daß nicht meiner Liebe mit Leide zuletzt gelohnet wird." „Nun, versprich es nicht zu sehr, — wirf es nicht allzuweit weg," entgegnet die Mutter, „willst du jemals von Herzen froh werden, so geschieht dies von Mannes Minne. Du wirst eines edlen Helden schönes Weib."

Heiter in fröhlicher Jugend, stark in frischem Mannesmute und gewaltig in kühner Kraft ist inzwischen **Siegfried** im Niederlande zu Santen am Rheine, Sigmunds und Sigelinden Sohn, schon als Knabe zum Helden herangewachsen und schon durch manche Lande hingezogen, um freudig seines riesigen Leibes wunderbare Stärke zu versuchen, da hört er die Kunde von der schönen Jungfrau zu Worms am Oberrheine, und der schönste und frischeste, der freudigste und herrlichste der Heldenjünglinge seiner Zeit zog aus der Heimat mit seinen Mannen, um zu Worms zu werben um die schönste, anmutigste und züchtigste Jungfrau, die in allen Landen zu finden war. Vor der Königsburg zu Worms reiten die Fremden auf, Riesen gleich in männlicher Jugendkraft, in nie gesehenem herrlichem Schmucke der Rüstungen und der Rosse. Niemand kennt die vor dem Königssaale am Rheinufer haltenden Mannen, niemand ihren Führer, den Jüngling von königlicher Gestalt. Da wird nach **Hagen von Tronei** gesandt, dem alle fremde Lande kund sind; aber auch er hat diese Helden noch niemals gesehen: Fürsten oder Fürstenboten müssen es sein, sagt er; von wannen sie immer kommen, es sind hochgemute Helden. Bald aber fügt er hinzu: ich habe zwar noch niemals Siegfried gesehen, aber ich muß glauben, daß nur er es sein könne, der dort so herrlich einhergeht;

es ist Siegfried, der das Geschlecht der Nibelungen besiegte, der den unermeßlichen Schatz an edlem Gesteine und rotem Golde dem finsteren Geschlechte Schilbungs und Nibelungs abgewann und Land und Leute der Besiegten in Besitz nahm, der dem Zwerge Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe im heißen Kampfe entriß, — derselbe Siegfried, der auch einen Linddrachen schlug und in dem Blute sich badete, daß seine Haut wie Horn unverwundbar wurde. Solchen Helden sollen wir freundlich empfahen, daß wir nicht des schnellen Recken Haß auf uns laden mögen. — Siegfried wird herrlich empfangen, köstlich bewirtet. Fröhliche Kampfspiele werden auf dem Hofe des Königspalastes gehalten; Kriemhild schaut verstohlen durch das Fenster, und im Anschauen des starken Heldenjünglinges vergißt sie alle Kurzweile, alle Spiele mit den Gefährtinnen, alle sinnigen Beschäftigungen der stillen Jungfraueneinsamkeit. Aber ein ganzes Jahr weilt Siegfried am Hofe der Burgundenkönige, ehe er die, um welche er wirbt, nur einmal zu sehen bekommt. Er zieht aus als Kampfgenosse, gleichsam als dienender Mann des Königes, mit dem Heere und den Helden der Burgunden zu manchem Streite, zieht hin den weiten Weg vom Rheine durch Hessenland tief hinein in die Sachsengaue, deren König Liutger mit König Liutgast von Dänemark den Burgunden Krieg angekündigt hatte. Im mörderischen Kampfe ist Siegfried der gewaltigste und siegreichste der Helden: er besiegt und nimmt gefangen den Dänenkönig Liutgast, und vor des Helden Übermacht ergibt sich Liutger mit seinen Sachsen. Die Boten kommen vom Heere nach dem Rheine, den fröhlichen Sieg zu verkünden, und einen derselben läßt man auch vor Kriemhild erscheinen, wissend oder ahnend, daß auch ihr Herz nicht daheim zu Worms, daß es im Sachsenkriege sei. „Nun sage mir liebe Botschaft," sagt Kriemhild: „ich gebe dir all mein Gold und will dir, sagst du wahre Kunde, lebenslang hold sein." „Niemand ist herrlicher zu Ernst und Streit geritten, edle Köni-

gin, als der Gast aus Niederland; den höchsten Streit, den ersten und den letzten, den hat die Siegfriedshand bestanden. Die Geiseln, die ihr werdet kommen sehen aus Sachsen an den Rhein, die hat seine Heldenkraft bezwungen und hierher gesandt." Zehn Mark Goldes und reiche Kleider heißt die Königsjungfrau dem willkommenen Boten geben für die Botschaft, die allen lieb, niemand aber lieber war als der still erglühenden Jungfrau. Seitdem steht sie schweigsam am engen Fenster des Königsbaues, hinausschauend auf den Heerweg, von dannen die Sieger heimkehren sollten an den Rhein. Endlich erscheint das siegesfrohe Ritterheer, und die Jungfrau sieht das fröhliche Getümmel vor den Pforten der Burg, auf dem weiten Plane am Rheine, und unter den vielen Helden ihn, den Helden aller Helden, geehrt, bewundert wie keinen; aber noch immer können seine Augen die Ersehnte nicht erspähen: züchtig und still hält sie sich wie bisher in ihrer engen Kemnate. Da wird endlich ein großes, heiteres Ritterspiel gehalten, und an dem fröhlichen Pfingstfeste ziehen von nah und fern die Höchsten und Besten, unter ihnen allein zweiunddreißig Fürsten, zum Hofe der Burgundenkönige. Da darf endlich auch an der Seite ihrer Mutter Ute, im Geleite von hundert schwerttragenden Kämmerern und hundert geschmückten Edelfrauen und Fräulein, Kriemhild zum erstenmal öffentlich erscheinen, und sie geht auf wie das Morgenrot aus trüben Wolken, in mildem Schimmer der Jugend, der Schönheit und der stillen Liebe, wie der Mond in mildem Schimmer neben den Sternen durch die Wolken leuchtet. Fern steht Siegfried: „wie könnte das ergehen, daß ich dich minnen sollte? das ist ein thörichter Wahn. Soll ich dich aber verlassen, so wäre ich lieber tot." Da heißt nach höfischer Sitte Gunther auf Gernots Antrieb Siegfried herantreten, daß er ihre Schwester begrüße. Und der Held tritt heran und neigt sich minniglich vor der Jungfrau; da zieht sie zu einander der sehnenden Minne Zwang, und mit liebenden Blicken sehen sie verstohlen einander an. Noch aber wird kein Wort gewechselt, bis nach der Messe, mit der das Fest begann, die Jungfrau dem Helden Dank sagt für seinen tapfern Beistand, den er ihren Brüdern geleistet. „Das ist euch zu Dienste geschehen, Frau Kriemhild," antwortet Siegfried, und nun, „nachdem der Mund sich auch etwas getrauet," bleibt Siegfried zwölf Tage, die Dauer des Ritterfestes über, in der Nähe des minniglichen Mägdleins. Dann ziehen die fremden Gäste von dannen, auch Siegfried rüstet sich zur Heimfahrt, denn er getraute sich nicht zu erwerben, wozu er hatte Mut (d. h., was er wünschte). Doch leicht läßt er sich durch die Zureden des jungen Giselher bestimmen, noch länger da zu verweilen, wo er, wie das Lied treuherzig sagt, am liebsten war, und wo er täglich die schöne Kriemhild sah.

Nun aber war eine Königin gesessen jenseit der See, herrlich in wunderbarer Schönheit, aber auch herrlich in wunderbarer, fast unheimlicher Kraft; mit Männern, die ihre Minne begehrten, warf sie um diese Minne die Lanzen, schleuderte sie den Wurfstein und sprang dem geworfenen Steine nach in kühnem Sprunge; nur dem, der ohne Wanken in jedem dieser drei Spiele sie besiegte, wollte sie sich ergeben. Wer unterlag, verlor das Haupt. Schon mancher Held war umsonst gefahren nach der Minne der starken Kampfjungfrau Brunhild, um niemals wiederzukehren; da beschließt der König Gunther von Burgundenland, das Leben um ihre Minne zu wagen, und fordert Siegfried auf, ihm bei der Werbung zu helfen. Siegfried sagt es zu, wenn Gunther ihm seine Schwester Kriemhild zum Weibe geben wolle; Gunther gelobt, dies zu thun, sobald Brunhild in sein Land werde gekommen sein. Mit einem Eide wird dieser Bund bekräftigt, und das Schiff zur Abfahrt gerüstet: goldfarbene Schilde und reiche Gewande werden an das Gestade getragen, und aus den Fenstern schauen die trüben Augen minniglicher Kinder den

Helden nach, die unter dem schwellenden Segel am Ruder des Rheinschiffes sitzen. Denn Siegfried, der kundige Seefahrer, führt selbst das Steuerruder, und Gunther ergreift gleichfalls die Ruderstange. Nach zwölftägiger Fahrt kommen sie an vor dem **Isenstein**, wo Brunhilde herrscht. In fremder, unheimlicher Pracht ragen sechsundachtzig Türme an dem Seegestade empor, drei weite Paläste (Wohnhäuser) und einen großen Herrensaal umschließend, alle von grünem Marmorsteine erbaut. Nur Siegfried allein ist dieses ferne Land, ist diese wunderbare Burg, ist die stolze Bewohnerin und Herrin selbst bekannt. Und auch die hehre Maid kennt den Helden, der sich ihr nahet, wohl, nur zu wohl: „Seid willkommen," sagt sie, ohne erst zu fragen, wer er sei, „seid willkommen, Herr Siegfried, hier in meinem Lande; was bedeutet eure Reise? das möcht ich gerne wissen." „Da steht", entgegnet Siegfried der Fragenden, „Gunther, ein König bei dem Rheine, der deine Minne zu erwerben begehrt; er ist mein Herr, ich sein Mann; um deinetwillen kommen wir." Jetzt beginnen die Kampfspiele; Gunther aber, unfähig, gegen die dämonischen Kräfte der starken Jungfrau sich zu behaupten, wird von Siegfried vertreten. Dieser hüllt sich in seine Tarnhaut (den unsichtbar machenden Überwurf), um unsichtbar für Gunther die Kämpfe zu bestehen; Gunther soll nur Scheinkämpfer sein. Der Königin Brunhild trägt man ihren ungefügen Ger, mit dem sie zu allen Zeiten zu schießen pflegte, mit schwerer Stange und breitem Eisen, das an seinen drei Ecken grimmig schneidet, herbei; herbei auch in den Kampfkreis einen ungeheuren runden Wurfstein, an dem zwölf Helden zu tragen haben. Sie windet die Ärmel auf an den weißen Armen, faßt den Schild, zuckt den Ger aufwärts — da beginnt der Streit. Gunther, dem Siegfried gleich wie den andern unsichtbar ist, bebt vor der schrecklichen und doch begehrten Gegnerin; da nahet ihm Siegfried, läßt sich den Schild von Gunther geben und heißt ihn nur die

Gebärde des Kampfes machen: und wie freut sich Gunther, als er Siegfrieds helfende Nähe bemerkt! Jetzt schleudert die Walküre den Speer, und die Funken fliegen wie vom Winde gewehte Flammen von dem Schilde des Gegners, in welchen der Speer einschlägt; Siegfried wankt, aber bald steht er wieder fest und schleudert mit noch wilderer Kraft den Speer nach der Jungfrau. Sie fängt ihn mit dem Schilde, aber sie fällt. „Habe Dank für den Schuß," — ruft die Gewaltige, sofort wieder aufspringend, — „habe Dank, edler Ritter Gunther!" Und zornig, besiegt zu sein, eilt sie nach dem Steine, ergreift ihn, schwingt ihn mit gewaltigem Arme, schleudert ihn weit hin und springt dem geworfenen mit fliegendem Kriegssprunge nach und über ihn hinaus, daß laut ihr Eisengewand erklingt. Aber der kühne, kräftige Siegfried, langen und schnellen Leibes, faßt augenblicklich den Stein, schwingt ihn und wirft ihn weit über die Kämpferin hinweg, und im Wurfe springt er, den König noch dazu unter dem Arme tragend, mit übermenschlichen Kräften den ungeheuern Sprung, weiter noch als die Walküre gesprungen war. Und diese wendet sich augenblicklich zu ihrem Heergefolge: „Mage und Mannen, kommt heran, ihr sollt König Gunther alle werden unterthan." Es wird zur Heimfahrt sich gerüstet, und nachdem Siegfried erst noch sein Nibelungenreich besucht, Mannen von dort aufgeboten und reiche Schätze mitgenommen, fahren die Helden, Siegfried als Verkünder des gewonnenen Sieges und der heimkommenden Königin des Landes voran, über die See und rheinaufwärts nach Worms zurück. Das Ziel ist erreicht: wie Brunhild mit Gunther so wird Kriemhild mit Siegfried verlobt; in des Helden Arme wird gelegt das minnigliche Kind, und im Angesichte der Könige und der zahlreichen Gefolgsherren gibt und empfängt die Braut den ersten, den Verlobungskuß.

Aber den Glücklichen gegenüber sitzt finstern Antlitzes das andere Paar, Gunther und Brunhild; Thränen fallen über

die lichten Wangen der schönen, hohen Brunhild. Erstaunt und besorgt, weil schlagenden Gewissens, fragt Gunther nach der Ursache der Thränen; und Brunhild gibt zur Antwort: „Um Kriemhild, deine Schwester, weine ich, daß du sie nicht einem Könige, sondern einem deiner Mannen gegeben und durch die Heirat mit einem Eigenholden erniedrigt hast.“ „Seid still, schöne Frau,“ entgegnet Gunther, „das will ich euch zu anderer Zeit erzählen, warum ich Siegfried meine Schwester gegeben habe, sie wird mit diesem Helden ein fröhliches Leben führen.“

Brunhild, wenn schon besiegt, kehrt noch einmal ihren unbändigen Kriegersinn, ihre wilde Kampflust heraus: am Abend des Hochzeittages ringt sie noch einmal mit Gunther, ihrem Neuvermählten, und dieser, jetzt der starken Hilfe Siegfrieds nicht, wie früher im Kampfesringe auf Island, sich erfreuend, muß sich schmählich überwinden und noch schmählicher fesseln lassen mit dem Gürtel seiner Braut, den sie ihm um Hände und Füße schlingt, worauf sie ihn an einen in der Wand befestigten Haken hängt; nur nach flehentlichen Bitten wird er losgeknüpft. Traurig und beschämt vertraut er sich am andern Tage seinem Helfer Siegfried an; und dieser schlüpft abermals in seine Tarnkappe, ringt abermals mit der unbändigen Jungfrau und bezwingt sie abermals. Diesmal aber nimmt er ihr, von ihr unbemerkt, ihren Gürtel und einen Ring. Beides schenkt Siegfried seiner Gemahlin Kriemhild, sich und ihr und ihrem Geschlechte, ihren Brüdern und Mannen und viel tausend edlen Helden zum Verderben.

Noch aber schlummert das aus der Tiefe heraufbeschworene Unheil. Fröhlich zieht Siegfried mit der jungen Gemahlin in die Heimat zu Sigmund und Sigelinde, dem lieben Elternpaare. Sigmund tritt dem Sohne Krone und Reich, Gericht, Land und Leute ab. Kriemhild genas eines Sohnes, nach dem Oheim Gunther genannt, — wie auch Brunhild einen Sohn gebiert, der den Namen Siegfried erhält, — und

zehn Jahre genießen die Glücklichen ihres Glückes in tiefem Frieden und seliger Ruhe; Siegfried, der über Niederland wie über das entferntere nordische Reich der Nibelungen und über unermeßliche Schätze gebot, der reichste und mächtigste der Könige; Kriemhild, die schönste, die glücklichste der Königinnen.

Allein in dem Herzen der starken Brunhild ist die brennende Glut auch im Laufe der zehn Jahre nicht erloschen. „Wie?“ fragt sie oft ihren Gemahl, „wie? darf Kriemhild so stolz gegen uns sich halten, daß sie in der langen Reihe von Jahren auch nicht einmal zu unserm Hofe kommt? Ist nicht Siegfried unser Gefolgsmann? und zehn Jahre lang hat er uns keine Dienste geleistet!“ Begütigend erwidert Gunther, wohl wissend, daß Siegfrieds Anherkunft nur ihm selbst, dem Gedemütigten, zur Vollendung seiner Demütigung, zur Offenbarung seiner Schmach gereichen werde: „Wie vermöchten wir sie hierher zu bringen in dieses Land? sie wohnen uns zu ferne; um diese weite Fahrt getraue ich mir nicht sie anzusprechen.“ Aber Brunhild weiß die Saiten anzuschlagen, die in Gunthers hochmütigem und doch, wie das immer verbunden ist, zugleich schwachem Herzen wiederklingen: „Wenn auch ein Königsmann noch so hehr und reich ist und in noch so fernen Landen sitzt, was sein König und Herr ihm gebietet, das wird er thun. Und wie gern sähe ich deine Schwester Kriemhild, mich ihrer sittigen Zucht, ihrer süßen Anmut, ihrer holden Traulichkeit wie ehedem zu erfreuen, als ich deine, sie Siegfrieds Gattin wurde.“ Gunther gibt nach und sendet Boten an Siegfried, die ihn auf der Nibelungenburg im Lande zu Norwegen treffen. Sie laden ihn zu einem fröhlichen, großen Feste, das am Sonnewendtage, in der alten germanischen Festzeit, am Hofe der Burgunden zu Worms soll gefeiert werden. Siegfried geht zu Rate mit seinen Getreuen; diese so wie der alte Vater, König Sigmund, stimmen dafür, die Einladung anzunehmen, und mit großem Heer-

gefolge von eintausend Edlen ziehen Siegfried und Kriemhild, in Begleitung des alten Sigmund (die Mutter Sigelinde ist inzwischen gestorben), arglos und unbefangen, in der sichern Heiterkeit der Unschuld, nach Worms an dem Rheine. Reiche Gaben, rotes Gold und strahlende Kleinodien werden mitgeführt, um die Milde, die Freigebigkeit eines reichen Königes an dem Hofe der Burgunden zu bethätigen; nur das Kind wird zurückgelassen, Siegfrieds und Kriemhildens Sohn: es sollte seinen Vater und seine Mutter nimmer wiedersehen.

Glänzender Empfang wartet der Gäste zu Worms: mit ihnen strömen zum Ritterspiele Tausende von Rittern von allen weiten Wegen ein in die Thore der Königsstadt; in prächtigen Reitgewändern reiten die Könige mit ihrem Gefolge durch die Gassen, und herrlich geschmückt sitzen edle Frauen und schöne Mägdlein in den Fenstern, Posaunen-, Tumben- und Flötenhall erfüllt die weite Rheinstadt, daß sie laut davon erhallet; aber in die lauten, süßen Töne der Festesfreude fällt mit schneidendem Gegensatze der gellende Ton des eifersüchtigen Hasses, die heiseren Stimmen des Zankes übertönen den süßen Flötenklang und kündigen den Mordschrei an, der bald die Säle der Burg und die Gassen der Stadt, der bald alle Lande erfüllen und noch nach tausend Jahren in den Herzen der spätern Geschlechter erschütternd wiederhallen sollte.

Die beiden Königinnen, Kriemhild und Brunhild, sitzen zusammen wie einst in den schönen Tagen vor zehn Jahren und **denken** dieser Tage, — Kriemhild in voller Befriedigung, im reichsten Genusse des damals nur gehofften Glückes: „Ich habe einen Mann, der es verdiente, daß alle diese Königreiche sein wären," so wallt ihr treues, liebendes, argloses Herz über. Das war der Funke, welcher einschlug. „Wie wäre das möglich?" entgegnet finster Brunhild, „diese Reiche gehören Gunther und werden ihm unterthan bleiben." Kriemhild, gleichsam versunken in das liebende Wohlgefallen an

dem herrlichen Gatten, überhört die Worte des aufsteigenden Grolles und fährt noch unbefangener wo möglich als vorher fort: „Siehst du wohl, wie er dort steht, wie er so herrlich vor den Helden hergeht, wie der Mond vor den Sternen? darum ist mein Gemüt so fröhlich." Brunhild entgegnet: „Gunther gebühre der Vorrang vor allen Königen", und Kriemhild antwortet: „Siegfried komme ihrem Bruder Gunther doch wohl gleich." Da bricht endlich Brunhild zornig aus: „Als dein Bruder mich zum Weibe gewann, hat Siegfried selbst gesagt, daß er Gunthers Dienstmann sei, und dafür halte ich ihn seitdem." Freundlich bittet Kriemhild, diese Rede zu lassen; ihre Brüder hätten sie keinem Dienstmanne verlobt. „Ich lasse die Rede nicht," entgegnet Brunhild trotzig, „dein Mann ist und bleibt uns unterthan." Da bricht auch Kriemhildens gerechter Zorn aus: „Und Siegfried ist doch noch edler als Gunther, mein Bruder, und es wundert mich nur, daß er so lange Jahre euch weder Zins noch Dienst geleistet hat." „Das werden wir sehen," antwortet Brunhild, „ob man dich so ehren wird als mich." „Ja, wir werden es sehen," ruft Kriemhild, „ob ich nicht bei dem heutigen Kirchgange den Vortritt vor dir haben werde."

Die Königinnen gehen zur Kirche, nicht in freundlicher Gesellschaft wie bisher, vielmehr jede abgesondert mit ihrem Gefolge edler Frauen. Brunhild steht vor dem Münster und wartet auf Kriemhild; als diese anlangt, gebietet ihr Brunhild laut vor allem Volke, still zu stehen, und spricht: „Eine Eigenmagd soll nicht vor der Königin hergehen." Da flammt zum erstenmale der bittere Zorn des bis dahin arglosen, liebenden Weibes auf: „Du hättest sollen stillschweigen; du bist von Siegfried geminnet und schmählich verlassen, auch hat er dich bezwungen und gewonnen, und nicht Gunther. Du selbst also hast dich einem Eigenmanne ergeben." Doch begütigend und das kaum ausgesprochene schlimme Wort bereuend, setzt sie alsbald hinzu: „Du selbst bist schuld, daß

wir in diesen Streit geraten sind; mir ist es immer leid, glaube mir das auf meine Treue; zu treuer Herzensfreundschaft bin ich immer wieder bereit." Aber das Wort ist zu arg; beim Ausgange aus dem Münster bleibt Brunhild abermals stehen, hält Kriemhild abermals an und fordert sie auf, zu beweisen, was sie gesagt habe, um, verhalte es sich wirklich so, und habe gar Siegfried sich ihrer Minne gerühmt, blutige Rache an ihm zu nehmen. Da zeigt Kriemhild den **Ring**, und als Brunhild dessen Anerkennung dadurch zu umgehen sucht, daß sie ihn für entwendet erklärt, auch den **Gürtel.** Jetzt ist Brunhildens Übermut gebrochen; aber hoch auf richtet sie sich dagegen in grimmiger Rachsucht; es ist gewiß, daß Siegfried sich seines frühern Verhältnisses zu ihr, daß er sich der durch ihn, nicht durch Gunther zweimal geschehenen Überwältigung ihrer stolzen Kraft gegen Kriemhild gerühmt hat, — sie ist öffentlich bis auf den Tod beleidigt, — Siegfrieds Tod ist beschlossen. Der Arglose sieht den Streit nicht an als den Anfang des bittern Kampfes auf Tod und Leben, dem er selbst unterliegen soll; eitler Ehre, als ein rechter Held, nicht begehrend, hat er sich nie gerühmt der Thaten, die er vollbracht, am wenigsten des, was ihm gegen ein Weib gelungen, — nur daß Ring und Gürtel von Brunhild sind, das freilich hat er gesagt, — eine gleiche Zurückhaltung und Mäßigung will er auch von den Frauen beobachtet wissen; „sie haben sich vergessen," meint er, „und daß mein Weib das deinige, Gunther, betrübt hat, das ist mir ohne Maßen leid; wir wollen von dem, was geschehen ist, schweigen, unsere Frauen sollen schweigen wie wir."

Aber Brunhild schweigt nicht, kann nicht schweigen; jammernd in ohnmächtiger Wut, sitzt sie einsam im Gemache; da findet sie **Hagen** und erfährt von ihr noch genauer, wie schwer sie gekränkt sei. Seine Herrin und Königin weint, gekränkt, bis in den Tod beleidigt von einem **Manne**, — der Mann muß sterben. Die Brüder der Beleidigerin, die

drei Könige, und Ortwin von Metz werden zur Beratung hinzugezogen, und nur der jüngste, Giselher, hält die Sache, als einen Frauenstreit, für zu gering, als daß ein Held wie Siegfried darum das Leben verlieren sollte; die übrigen, selbst der im Anfange schwankende Gunther, in welchem die Dankbarkeit gegen Siegfried doch noch nicht ganz erloschen ist, stimmen für Siegfrieds Tod. Es soll ein falsches Kriegsgerücht verbreitet, das Heer aufgeboten, — und, da man voraussetzt, daß Siegfried sich dieser Heerfahrt nicht entziehen werde, der Held auf diesem Kriegszuge erschlagen werden. So wird die **Mannentreue** zur **Untreue,** aus der edelsten Wurzel des deutschen Lebens schießt das giftigste Gewächs, der Meuchelmord, hervor.

Die Heerfahrt ist in vollem Gange, Siegfried rüstet sich. Da begibt sich der untreue, grimmige Hagen zu Kriemhild, um der Sitte gemäß von ihr Abschied zu nehmen. Kriemhild hat den Streit schon halb vergessen; daß sie den vor sich sehe, der sich als ewigen Feind ihres Gatten bekannt und ihm den Tod geschworen hat, davon kommt auch nicht die leiseste Ahnung in ihr noch immer argloses Herz. „Hagen, du bist mein Verwandter, ich die deinige; wem soll ich in dem Kriege, der bevorsteht, das Leben meines Siegfried besser anvertrauen als dir! schütze mir meinen lieben Mann, ich befehle dir ihn auf deine Treue. Zwar ist er unverwundbar, aber als er sich im Blute des Drachen badete, fiel ihm zwischen die Herte (die Schulterblätter) ein breites Lindenblatt, so daß diese Stelle vom Blute des Drachen nicht getränkt wurde, mithin verwundbar blieb. Kommen nun in dichten Flügen die Kriegsspeere auf ihn angeflogen, so könnte doch einer diese Stelle treffen; darum decke du ihn dann, Hagen, schütze ihn." „Wohl," sagt der Tückische, „damit ich das besser kann, nähet mir, königliche Frau, ein Zeichen auf diese Stelle seines Gewandes, damit ich genau wisse, wie ich ihn zu schützen habe." Und die arglose, in zärtlicher

Liebe für den Gatten Verlorene näht mit eigner Hand aus feiner Seide ein Kreuz auf das Gewand ihres Gatten, — sie näht selbst sein blutiges Todeszeichen. Tags darauf beginnt der Kriegszug, und Hagen reitet nahe heran an Siegfried, um zu sehen, ob die Gattin in ihrer blinden, grenzenlosen Liebe arglos genug gewesen sei, das Zeichen einzusetzen. Siegfried trägt es wirklich, und nun ist die Heerfahrt nicht weiter nötig; Hagen hat aus den Händen der Gattin das, was er will, mehr, als er erwarten konnte. Die Gefolgsmannschaft wird statt in den Krieg zu einer großen Jagd entboten; noch einmal sieht hier Siegfried seine treue Gattin, sie ihn — **zum letztenmal**; bange Ahnungen, schwere Träume beängstigen ihre Seele, wie damals, als sie zuerst, in ihrer kaum zur Jungfrauenblüte emporgekeimten Kindheit, von dem Falken und dem Adler träumte: jetzt hat sie zwei Berge auf Siegfried fallen und ihn unter den stürzenden Bergestrümmern verschwinden sehen. Siegfried tröstet sie: niemand trage Haß gegen ihn und könne Haß gegen ihn tragen, allen habe er Gutes erwiesen, in kurzen Tagen komme er wieder. Was sie fürchtet, wen sie fürchtet, weiß sie nicht, — Hagen glaubt sie gewonnen zu haben, den einzigen, vor dem ihr vielleicht bangt, — aber sie scheidet mit dem Worte: „Daß du von mir scheiden willst, das thut mir inniglich weh."

Die Jagd ist vollendet, die Helden und vorab Siegfried, der das meiste Wild erlegt, sind von dem Rennen in der Sommerhitze müde und durstig; doch weder Wein ist mehr vorhanden noch der Rheinstrom in der Nähe, um aus ihm die ersehnte kühle Labung zu schöpfen. Aber Hagen weiß nahe im Walde einen Brunnen: dahin, rät er, könne man ziehen. Man bricht auf, und schon hat man die breite Linde im Gesichte, unter deren Wurzeln der kühle Quell entspringt, da beginnt Hagen: „Man hat viel davon gesagt, daß dem schnellen Siegfried, der Kriemhilde Mann, niemand folgen

könne im eiligen Laufe; wolle er uns das doch sehen lassen!" „Laßt uns", entgegnet Siegfried, „zur Wette laufen nach dem Brunnen; ich werde mein Jagdgewand, auch Schwert, Ger und Schild behalten; legt ihr die Kleider ab." — Es geschieht, der Wettlauf beginnt; wie wilde Panther springen Hagen und Gunther durch den Waldklee, aber Siegfried ist weit zuerst zur Stelle. Ruhig legt er nun Schwert, Bogen und Köcher ab, lehnt den Ger an der Linde Ast und setzt den Schild neben den Brunnen, wartend, bis der König auch herangekommen sei, um ihn zuerst trinken zu lassen. Diese ehrerbietige Sitte entgalt er mit dem Tode. Gunther kommt heran und trinkt; nach ihm beugt sich auch Siegfried zum Brunnen nieder; da springt Hagen herzu, trägt im raschen Sprunge die Waffen, die er erreichen kann, Schwert, Bogen und Köcher, abseits, den Ger behält er selbst in der mörderischen Faust, und indem Siegfried noch die letzten Züge an dem Brunnen einschlürft, schleudert Hagen den Ger, Siegfrieds eigene Waffe, durch das Kreuz, das Siegfried im Rücken trägt, daß von dem Herzblute des herrlichen Helden des Mörders Gewand überströmt wird. Wütend springt der Todwunde auf von dem Brunnen; zwischen den Schulterblättern ragt die lange Gerstange aus seinem Leibe hervor. Er greift nach Bogen und Schwert, — er findet keine Waffe; da faßt er den Schild, der dicht neben ihm liegt, und den Hagen nicht hat bei Seite schaffen können, und stürzt auf Hagen los. Grimmig schlägt er mit dem Schilde auf den Mörder, daß die Edelsteine, mit denen der Schild besetzt war, herausgesprengt werden; er schlägt so furchtbar, daß Hagen zu Boden stürzt, und der Schild zerbricht; der Wald hallt wieder von der Wucht der Schläge, welche die Hand des sterbenden Helden auf das Haupt seines Mörders fallen läßt. Da erbleicht seine lichte Farbe; die Füße wanken, die Stärke des Heldenleibes zerrinnt, der Tod hat ihn gezeichnet. Kriemhildens Gatte fällt dahin in die Blumen, und in breiten

Strömen stürzt das Herzblut aus der Todeswunde. — Mit der letzten Kraft wendet er sich zornig zu seinen Mördern: „Ihr Feiglinge, was helfen nun meine Dienste, da ihr mich erschlagen habt? So also habt ihr meiner Treue gelohnt und schlimmes Leid an eurem Blutsverwandten gethan.“ Alle Ritter des Burgundengefolges eilen jetzt herbei zu der Mordstätte und umstehen im Kreise den sterbenden Helden; manche Klage wird laut: der Sterbende schweigt. Da läßt auch der Burgundenkönig einen Ton der Klage um den Gefallenen vernehmen; und jetzt regt sich noch einmal das bittere Leid des Lebens in der schon in den Todesschlummer versinkenden Seele: „Das ist nicht not,“ spricht der Todwunde, „daß **der** nach dem Schaden weint, der den Schaden gethan hat; es wäre besser unterblieben.“ Der grimme Hagen aber höhnt die Klagenden und zugleich noch den schmählich Ermordeten: „Ich weiß nicht, was ihr klagt; nun hat ja alles ein Ende, was wir an Leid und Sorgen getragen haben; nun leben nur noch wenige, die gegen uns aufzutreten wagen dürfen: wohl mir, daß ich gegen diesen da Rat geschafft.“ Und noch einmal redet der Held mit sterbender Stimme zu dem Mörder: „Ihr habt es leicht, euch rühmen; hätte ich euren Mordsinn erkannt, vor euch hätte ich mich wohl schützen wollen. Mich jammert nichts so sehr als Frau Kriemhild, mein Weib; und, o weh, daß ich einen Sohn habe, dem man nachsagen wird, daß seine nächsten Verwandten jemanden durch Mord erschlagen haben.“ Der Name der treuen Gattin ist über die Lippen des Sterbenden gegangen, und um ihretwillen wendet er sich abermals und zum letztenmale an seine Mörder, ihr die letzte Sorge, den letzten Gedanken, den letzten Atemzug widmend: „Wollt ihr,“ redet er Gunther an, „edler König, noch einmal in eurem Leben gegen jemand Treue beweisen, so laßt euch meine liebe Traute befohlen sein; laßt es sie genießen, daß sie eure Schwester ist, sorgt für sie treulich, wie es Fürstensitte

gebietet. Auf mich warten lange mein Vater und meine Mannen.“ Weit umher sind die Waldblumen von dem Blute des Erschlagenen rot genetzt; jetzt beginnt der Todeskampf; doch nicht lange ringt der Held: die Todeswunde ist zu schwer. — Siegfried ist tot. — Da heben die Herren den Leichnam des Helden, alter Sitte und Ehre gemäß, auf einen goldroten Schild und tragen ihn gen Worms an den Rhein. Manche reden davon, daß man sagen soll, Räuber hätten ihn erschlagen, um den Schandfleck des Verwandtenmordes zu verhehlen: „Ich will“, ruft Hagen, „ihn selbst nach Worms bringen, was kümmert es mich, wenn Kriemhild erfährt, daß ich ihn erschlagen habe: sie hat Brunhild so schwer gekränkt, nun achte ich es gering, sie mag weinen, so viel sie will.“

Und der entsetzliche Hagen läßt den Toten, so wie man in der Nacht zu Worms angekommen ist, vor die Thür des Hauses legen, in dem Kriemhild wohnte, wohl wissend, daß sie selbst gleich am frühen Morgen, wenn sie ihrer Gewohnheit nach zur Mette geht, ihn da finden werde. Furchtbar gelingt die Freveltat. Ein Kämmerer geht mit dem Lichte voran und sieht den Leichnam: „Frau,“ sagt er, „stehet still, da liegt vor dem Gadem ein erschlagener Ritter.“ Ein lauter Schrei des Entsetzens ist Kriemhilds Antwort; sie weiß, wer da erschlagen liegt, ohne daß man es ihr gesagt hat, und als sie den Erschlagenen sieht, so tief er vom Blute übergossen ist, — sie kennt nur zu wohl, auch im bleichen Fackelscheine, die Heldengestalt und die edlen, im Tode erstarrten Züge. „Du bist ermordet,“ ruft sie, „dein Schild ist nicht zerhauen! Dem gilt es den Tod, der das gethan.“ Siegfrieds Mannen und Siegfrieds Vater werden geweckt; lauter Jammer erfüllt weit und breit die Säle und Höfe; und zur Rache scharen sich die Getreuen des erschlagenen Helden. Kaum daß Kriemhild warnen und abwehren kann: es sei jetzt noch nicht Zeit zur Rache, — dereinst werde sie kommen. Als der Tote auf der Bahre liegt, kommen die Könige, ihre

Brüder, und die Verwandten; auch Hagen tritt ohne Scheu hinzu. Kriemhild aber wartet an der Bahre des Bahrrechtes, — einer Volkssitte und eines Volksglaubens, der noch heute nicht ausgestorben ist: wenn der Mörder dem Gemordeten nahe trete oder gar dessen Leichnam berühre, öffnen sich die Wunden, und das Blut fließe von neuem, — und als Gunther ihr eben einzureden sucht, fremde Mörder hätten ihn erschlagen, da tritt Hagen heran, und die Wunden fließen. „Ich kenne die Räuber wohl," ruft die Arme, „und Gott wird die That an ihnen rächen." Der Leichnam ist eingesargt und wird zu Grabe getragen; Kriemhild folgt, mit unnennbarem Jammer bis zum Tode ringend. Noch einmal aber begehrt sie, das schöne Haupt des Geliebten zu sehen, und der köstliche Sarg, aus Gold und Silber geschmiedet, wird aufgebrochen. Da führt man sie herbei, und mit ihrer weißen Hand hebt sie noch einmal das Heldenhaupt empor und drückt einen Kuß auf die bleichen Lippen. Man trug sie von dannen. Der edle Held wurde begraben.

An die Stätte, wo ihre Liebe begonnen, wo sie in grimmem Leide geendet hatte, war Kriemhild gefesselt. Sigmund zieht mit seinen Mannen zurück in die Heimat, um für den Enkel des Reiches zu pflegen; Kriemhild bleibt in Worms; — die Herrschaft im Niederlande, das Königreich der Nibelungen mit seinen Schätzen hat für sie nur Wert gehabt durch Siegfried; auch das Kind sieht sie nie wieder; — ihr Leben war völlig aufgegangen in dem herrlichen Helden, welcher der ihrige war. Nach seinem Tode hat sie in der vollen Glut der Leidenschaft nur zwei Gedanken, zwei Gefühle: **Leid** und **Rache;** erst überwältigt das Leid den Gedanken der Rache; nach dem Leide tritt diese in ihr Recht.

Es beginnt die Zeit des **Leides;** in tiefem Trauern weilt Kriemhild dreizehn Jahre zu Worms; über drei Jahre nach Siegfrieds blutigem Tode würdigt sie ihren blutbefleckten Bruder Gunther keines Wortes, Hagen keines Blickes. Um

die Schwester wieder auszusöhnen, lassen die Brüder den unermeßlichen Schatz an rotem Golde und edlem Gesteine, der im Nibelungenlande unter Alberichs Hut liegt und von Siegfried an Kriemhild zur Morgengabe gegeben war, den **Nibelungen-Hort,** von dort herbeiführen; zwölf Wagen fahren vier Tage und vier Nächte an den glänzenden Kleinodien, um sie aus dem hohlen Berge, wo sie verwahrt sind, auf das Schiff zu bringen; sie langen an, werden Kriemhild übergeben, und es kommt eine Sühne, doch nur zwischen ihr und ihren Brüdern, nicht auch zwischen ihr und Hagen zustande. Nun spendet nach uralter deutscher Königssitte Kriemhild reichlich an Arme und Reiche von ihren Schätzen; das **Geben** ist ihr ein Trost in ihrem Leide. Aber wiederum tritt der grimme Hagen von Tronei ihr feindselig in den Weg: er fürchtet, sie möchte durch ihre milde Freigebigkeit so viele zu ihrem Dienste gewinnen, daß es der Herrschaft der Landeskönige selbst Schaden thun werde. Im Widerspruche mit Gunther und dessen Brüdern nimmt Hagen die Schlüssel und somit auch den Schatz selbst weg. Gernot rät, das Gold in den Rhein zu senken, damit es niemand angehöre. Zugleich schwören sich sämtliche Beteiligte zu, so lange einer von ihnen lebe, niemandem zu entdecken, wo der Schatz verborgen sei. So versenkt Hagen den Nibelungenhort in den Rhein, und dort liegt er nach der Sage des Volkes zwischen Worms und Lorsch bis auf den heutigen Tag.

Es beginnt nun die Zeit der Rache. Dreizehn Jahre hat Kriemhild um Siegfried getrauert; da stirbt im fernen Ungarlande, dazumal im Heunen- oder Hunnenlande, Frau **Helche,** die bereits sagenberühmte Gemahlin des Hunnenkönigs **Etzel,** die Mutter zweier junger Helden, die schon vor dem Tode der Mutter in Dietrichs von Bern Begleitung in der furchtbaren Schlacht bei Ravenna gefallen sind. Etzel will sich aufs neue vermählen: Siegfrieds Witwe, Kriemhild von Burgundenland, wird ihm vorgeschlagen. Nach einigen Zweifeln, ob er wohl

thue, einer Christin sich zu verbinden, beschließt er die Werbung auf den Rat seines getreuesten Dieners, des Markgrafen **Rüdiger von Bechlarn.**

Dieser übernimmt es selbst, die Werbung am Hofe der Burgunden anzubringen, und zieht von der Etzelnburg westwärts nach Bechlarn in Österreich, seiner Heimat, wo er von der treuen Gattin **Gotelinde** und der blühenden Tochter freudig empfangen wird. Als er seiner Gemahlin Gotelinde den Zweck seines Kommens und Weiterziehens erzählt, wird diese, wenn auch der Ankunft und der ehrenvollen Botschaft ihres Gatten froh, doch wehmütig bewegt von dem Andenken an die liebe, gestorbene, freundliche Herrin Helche, an deren Stelle eine andere treten soll. — Rüdiger zieht weiter und langt in Worms an, unbekannt den Königen und ihrem Gefolge; nur Hagen ruft überrascht: „Ich habe gar lange Rüdiger nicht gesehen; aber die Haltung dieser Boten ist so, daß ich nur glauben kann, Rüdiger aus dem Heunenlande müsse es selbst sein, der kühne und hehre Degen.“ „Wie sollte“, fragt der König verwundert, „der Held von Bechlarn hierher an den Rhein kommen?“ Aber in dem Augenblicke hat Hagen den alten Freund erkannt, mit dem er einst, wie mit Walter vom Wasichenstein in seiner Jugend an Etzels Hofe zusammen gewesen ist, und es folgt große Freude des Wiedersehens, gastlicher Empfang und von Rüdigers Seite stattliche Werbung. Der König mit seinen Brüdern ist nicht abgeneigt, auf dieselbe einzugehen; nur Hagen widerrät es: „Ihr kennt Etzel nicht; kenntet ihr ihn wie ich, ihr würdet die Werbung abschlagen, wenn auch Kriemhild sie annähme; es kann euch zu großen Sorgen gedeihen.“ „Freund Hagen,“ entgegnet Gunther, „jetzt kannst du noch Treue beweisen: mache durch deine gütliche Zustimmung zu Kriemhilds jetzigem Glücke das Leid wieder gut, das du ihr gethan hast.“ Aber Hagen bleibt unbeweglich: „Trägt Kriemhild Helchens Krone, so werdet ihr sehen, daß sie uns allen viel Leid thut, soviel

sie kann. Helden ziemt es, das Leid zu vermeiden.“ Die Brüder glauben, Hagen gönne der Schwester keine Freude, und lassen ihr die Werbung vortragen. Kriemhild weigert sich, es sprach die Jammersreiche: „Euch soll Gott verbieten, daß ihr an mir Armen euren Spott übt. Was soll ich einem Manne, der von einem guten Weibe schon Herzensliebe gewonnen hat?“ Doch läßt sie sich überreden, Rüdiger zu sehen; aber nachdem sie darin eingewilligt, beginnt auch wieder das herzdurchschneidende Klagen um den Unvergeßlichen, den Mörders Hand ihr geraubt hat. — Rüdiger erscheint des andern Tages und bringt seine Werbung vor. Aber Kriemhild antwortet: „Markgraf Rüdiger, wer meinen scharfen Schmerz erkannt hat, der wird mich nicht bitten, abermals einen Mann zu lieben; ich verlor mehr an dem einen, als eine Frau jemals gewinnen kann.“ Auf Zureden des weisen und der Rede kundigen Rüdiger verlangt sie Bedenkzeit bis morgen. Unterdes reden ihre Brüder Giselher und Gernot ihr zu: „Wenn einer dein Leid wenden kann, so ist es Etzel; von der Rhone bis zum Rheine, von der Elbe bis zum Meere ist kein König gewaltig wie er; du magst dich freuen, daß er dich zur Teilhaberin an seiner glänzenden Herrschaft erwählen will.“ „Klagen und Weinen“, antwortet dagegen Kriemhild, „ziemt mir besser als königliche Herrlichkeit; ich kann nicht mehr zu Hofe stehen, wie einer Königin ziemt; war ich einst schön, längst ist die Schönheit verschwunden.“ Gedankenvoll und mit nicht trocknenden Augen liegt Kriemhild auf ihrem Bette, bis der Tag sich naht. Da erscheint Rüdiger, um die entscheidende Antwort einzuholen; aber alles erneute Bitten des edlen Markgrafen vermag sie nicht zu bewegen, bis ihr Rüdiger unter vier Augen verheißt: „Und hättet ihr im Hunnenlande niemand als mich, meine getreuen Magen und Mannen, es soll jeder, der euch ein Leides thut, durch unsere Hand es schwer entgelten.“ Da erhebt sich die Leidmütige, plötzlich auflebend in Gedanken der Rache: „So

schwört mir einen Eid, daß, es mag mir jemand zufügen, was es sei, ihr der nächste sein wollt, der mein Leid räche." Und Rüdiger schwört den Eid. Welche blutigen Gedanken in dem zerrissenen Herzen der Unglücklichen lauern, das weiß der Arglose nicht; er weiß nicht, daß er mit diesem Eide seinem lieben Kinde unauslöschliches Herzeleid, seinen Mannen allesamt den Untergang und sich selbst einen zwiefachen Tod geschworen hat. — Da reicht Kriemhild ihm die Hand der Zusage, und in kurzem zieht sie mit Rüdiger dahin den weiten Weg nach dem fernen Osten in das fremde Hunnenland. Ihre Brüder geben ihr das Geleite bis an die Donaustadt Veringen; dann zieht sie in Rüdigers Geleit, losgetrennt von der Heimat und von der lieben Mutter, losgetrennt von Brüdern und Verwandten, aber nicht losgetrennt von der Erinnerung an das in der Heimat unter Brüdern und Magen Erlebte, vereinsamt weiter über die Ens, über Ewerdingen und Ens nach Burg Bechlarn an der Donau, wo sie von Frau Gotelind liebreich als ihre neue Herrin empfangen wird. Nach kurzer Rast fährt das immer zahlreicher werdende Gefolge mit der neuen Königin über **Medelike** (das heutige Mölk) nach **Mutarn** und bis zur Burg **Zeizenmauer**, wo sich die unzählbaren Horden fremder Völker, die unter Attilas Herrscherstabe stehen, an das Gefolge der Hunnenkönigin anschließen. Bei **Tulna** im Ostenlande wird sie von **Etzel**, der ein Gefolge von vierundzwanzig Königen und mächtigen Fürsten um sich versammelt hat, empfangen. Da bringen der Herrscherin ihre Huldigungen dar **Blödel**, der Bruder Etzels, **Hawart**, König der Dänen und sein Gefolgsmann, der treue **Iring**; hier tritt heran Landgraf **Irnfried** von Thüringen (der in der Geschichte bekannte **Hermanfried**, Theoderichs des Großen Schwiegersohn), dann kommen die Sachsenherren **Gibeke** und **Hornboge**, Fürst **Ramung** aus dem Wlachenlande, — und wer steht dort an der Spitze einer Schar von Helden, deren Angesichter trotzig aus ihren Wolfshelmen hervorschauen?

Hohen, fast riesigen Wuchses, ist er einem Löwen gleich an Schultern und Lenden, die wie aus Erz gegossen scheinen; edlen und stolzen Angesichtes, ist er Siegfried ähnlich durch kühnen, hellen Blick und königliche Stirn, nur Siegfrieds heitere Jugend ist bei ihm in den festen, tiefen Ernst des reifen Mannes verwandelt, über dessen Haupt schon die Stürme schweren Geschickes getobt haben; um das volle Haar ist eine Königsbinde gewunden, die nervige Linke hält den Schwertknauf umfaßt; die starke Rechte stützt sich auf den Löwenschild, — es ist der Gotenkönig, es ist **Dietrich von Bern**, der gewaltigste Held seiner Zeit, nebst Siegfried der größte Sagenheld unseres Volkes, Dietrich von Bern, das Haupt der Amelunge, mit Hildebrand und der übrigen Wölfingschar, — damals noch Gastfreund am Hofe Etzels, bis er später erst siegreich in das Land und die Herrschaft seiner Väter zurückkehrt. Alle diese Scharen, zusammen ein unübersehbares Völkerheer, ziehen nun, um das Königspaar geschart, hinab nach Wien. Eine siebenzehntägige Hochzeit wird mit verschwenderischer Pracht und unermeßlichen Geschenken in Wien gefeiert. Und Kriemhild? Kriemhild inmitten dieser Herrlichkeit, dieser Feste, dieses Völkerjubels, dessen Mittelpunkt sie war? Wie sie am Rheine einst wohnte, daran gedachte sie, bei ihrem edlen Manne; ihre Augen wurden naß; doch mußte sie's verhehlen, damit es niemand sähe. Und so zieht sie wehmutsvoll die Donau hinab, bis die Schiffe an der Etzelnburg landen, und die Königin, unter großem Glanze das tiefste Leid verbergend, einzieht in die neue Heimat.

Doch Heimat wurde ihr die Fremde niemals. Sieben Jahre sitzt sie mit Etzel unter der Krone des Hunnenlandes, da genest sie eines Sohnes, der in der Taufe Ortlieb genannt wird, und nochmals verstreichen sechs Jahre, sodaß sechsundzwanzig Jahre dahingegangen sind, seitdem Siegfried am Lindenbrunnen im Odenwald gefallen, — da kommt die Zeit der Rache.

„Lange Jahre bin ich," so spricht sie einst zu Etzel, „lange Jahre bin ich nun hier in der Fremde, und noch hat mich von meinen hohen Magen niemand hier besucht; noch länger darf ich die Entfernung von meinen Verwandten nicht ertragen, denn schon sagen sie hier, da niemand der Meinigen mich aufsucht, ich sei eine Flüchtlingin und Verbannte, ohne Verwandte und Heimat." Etzel ist bereit, zu einem Wiedersehen mit ihren Brüdern, Magen und Mannen ihr behilflich zu sein, und sie bittet ihn, ihre Brüder in Worms zu einem Feste laden zu wollen. Der König sendet ungesäumt die sagen- und gesangeskundigen Helden seines Hofes, **Werbel** und **Swemlin**, als Boten nach Worms, um die Burgundenkönige mit ihrem Mannengefolge zu den nächsten Sonnenwenden nach Ungarn auf die Etzelnburg einzuladen. Kriemhild befiehlt ihnen noch besonders, ja darauf zu dringen, daß alle ihre Verwandten kommen sollten.

Als die Boten zu Worms anlangen, herrscht dort siebentägiges Bedenken, ob die Einladung soll angenommen werden. Nur Hagen jedoch widersetzt sich der Annahme ernstlich: „Ihr habt euch selbst Feindschaft angekündigt; ihr wißt doch, was wir Kriemhild gethan haben, daß ich mit meiner Hand ihr den Mann erschlug. Wie dürfen wir es wagen, in Etzels Land zu reisen? Dort verlieren wir Ehre und Leben; — von langer Rache ist König Etzels Weib." Aber die Warnung, der sich noch einer der Helden, Rumold, anschließt, wird überhört; „fürchtet ihr den Tod im Hunnenlande, Hagen, so wollen wir doch dahin ziehen," sagt Gernot, und Hagen rät nun, wenigstens nicht unbewehrt die Fahrt zu unternehmen. So werden denn alle Dienstmannen im Burgundenlande aufgeboten. Fröhlich ziehen sie von allen Seiten heran, nicht ahnend, welch grimmem Tode sie entgegengehen, unter ihnen auch ein Held, der von nun an in den Vordergrund tritt, der kühne, fröhliche **Volker von Alzei**, ein Spielmann, der des Saitenspieles mit Bogen und Fidel und des Gesanges

kundig ist; außer ihm auch **Dankwart**, des grimmen Hagen Bruder. Die Boten Etzels ziehen wieder zurück in das Hunnenland und verkündigen das Gelingen ihrer Sendung; Kriemhild, in der schrecklichen Freude des endlich erreichten Zieles, redet Etzel an: „Wie gefällt euch diese Nachricht, lieber Herr? Was ich je und je begehrt habe, das soll nun vollendet werden." „Dein Wille ist meiner," antwortet Etzel, „ich habe mich über die Ankunft meiner eigenen Verwandten nie so gefreut, wie über die der deinigen."

Noch einmal regt sich am Burgundenhofe die dunkle Ahnung der entsetzlichen, so nahe bevorstehenden Zukunft. Noch lebt die altersgraue Mutter der Burgundenkönige, noch lebt Kriemhildens Mutter Ute, und ihr träumt, als eben zur Abreise gerüstet wird, alles Gevögel im Lande liege tot auf Feld und Heide. Fast wird Hagen wieder wankend; er hätte noch einmal die Fahrt widerraten, aber Gernot höhnt ihn: „Hagen denkt an Siegfried, darum will er die Fahrt nach dem Hunnenlande unterlassen." „Durch Furcht werde ich zu nichts bewogen," sagt Hagen, „gebietet ihr die Reise, so greifen wir zu, und willig reite ich mit euch in Etzels Land."

Die Fahrt wird angetreten, den Main hinauf durch Ostfranken und dann nach der Donau hinab, unter dem Geleite Hagens, der der Völkerstraßen kundig ist. Da ist die Donau ausgetreten und keine Fähre vorhanden, um die Helden und die Heere überzuführen. Hagen wandert auf und ab am Strome, um die Überfahrt zu suchen; da hört er in der einsamen Wildnis im Donauwalde Wasser ausgießen in starkem, rauschendem Falle; es sind die Wassergeister der Tiefe, zwei Meerweiber oder Schwanjungfrauen, die sich baden, und Hagen, der des wohl kundig ist, daß solche Weiber die Zukunft wissen, und wie man dieselbe von ihnen erfahren müsse, nimmt ihnen ihr Gewand. Wie Seevögel schweben die Gestalten der Tiefe auf der Flut nach ihm zu, und um das Gewand wieder zu erhalten, sagt die eine: „Großen Ehren

gehet ihr in Etzels Land entgegen.“ Die List gelingt, Hagen gibt ihr die Gewänder zurück. Da aber taucht die andere Gestalt auf und läßt aus dem Rauschen des Wassers ihre Unglücksstimme vernehmen: „Hagen, Aldrians Sohn, ich will dich warnen. Kehret um, da es noch Zeit ist; niemand von eurem großen Heere wird über die Donau zurückkehren als ein Mann, des Königes Kapellan.“

Noch besteht Hagen einen grimmen Kampf mit dem nach Anweisung der Meerweiber aufgefundenen Fährmanne; er erschlägt ihn und schleudert den Leichnam in die Flut; aber die hinzukommenden Burgundenkönige sehen noch das Blut im Schiffe dampfen. Hagen fährt nun selbst das ganze Heer nach und nach über; als er aber den Kapellan in dem letzten Schiffe hat, ergreift er ihn, indem dieser eben mit seiner Hand sich an das Heiligtum lehnt, und schleudert ihn in die flutende Donau. Der „Gottes arme“ Priester will zuerst dem Schiffe nachschwimmen; aber Hagen stößt ihn erbarmungslos in den Grund. Da kehrt er um, gelangt glücklich an das eben verlassene Ufer und schüttelt sein triefendes Gewand. Jetzt sieht Hagen, daß der Untergang gewiß ist, und er zerschlägt das Schiff, auf dem doch niemand zurückkehren wird, unter dem Vorwande, wenn irgend ein Feiger unter ihnen sei, ihm die Hoffnung zur Flucht zu benehmen.

Nach einem hauptsächlich von **Dankwart** bestandenen Kampfe mit dem Baierfürsten **Gelfrat**, durch dessen Land sie ziehen, gelangen sie an die Marken **Rüdigers von Bechlarn**, der das ganze große Heer der Burgundenkönige mit ihren dreitausend Vasallen und neuntausend Knechten mit fürstlicher Gastfreiheit aufnimmt und fast eine Woche lang zu Bechlarn köstlich bewirtet. Es geschieht wohl sonst auch im Leben, daß, ehe schweres Leid über uns hereinbricht, ehe der Tod durch den Familienkreis hindurchschreitet und die Stätte der Freude und Liebe auf immer verödet, noch kurz vorher zum letztenmale die heiterste Freude und innigste Liebe einen solchen

Kreis enger und traulicher als jemals zusammenschließt. Ein solches Lebensbild stellt uns auch unser Lied mit tiefem deutschem Heimatsgefühle und Familiensinne in dem Aufenthalte der Burgunden bei dem treuen, offenen, edlen Rüdiger, bei dessen Gemahlin, der milden Gotelinde, und der in holder Schönheit erblühenden Tochter des hohen Elternpaares dar, kurz, ja, unmittelbar vor der Schilderung des gräßlichen Unterganges aller derer, die in Bechlarn in Friede und Freude versammelt sind. — Mit dem deutschen Kusse empfangen Hausfrau und Tochter die lieben Gäste, des Hausherrn alte Freunde, ihrer Königin Brüder und Verwandte, und in kindlicher Unschuld geht das holde Mägdlein an der Reihe der Helden herab, ihnen den Kuß des Willkommens darzubringen, — doch als sie an Hagen gelangt, schauert Dietlinde zusammen vor den grausigen Zügen, und nur auf Zureden des Vaters reicht sie ihm die erbleichende Wange dar. — Heiterkeit herrscht an der fröhlichen Tafel, an welcher die schöne edle Hausfrau selbst waltet; fröhliche Lust in den Stunden des Nachmittages, in welchen die Tochter des Hauses mit ihren Jungfrauen wieder erscheint und den edlen **Volker** von Alzei zu lieblichem Saitenspiele und ergötzlichen Scherzliedern begeistert. Den Gipfel der Freude erreicht das trauliche Zusammenleben, als die Burgundenmannen um die liebliche Tochter Rüdigers für den jüngsten ihrer Könige, Giselher, werben, und die Verlobung des schönen jugendlichen Paares unter allgemeiner freudiger Zustimmung zustande kommt. Bei der Rückkehr der Burgunden will ihnen der Vater sein liebes Kind Dietlinde mitgeben an den Rhein. Noch einmal läßt Volker die süßen Töne seines Saitenspieles erklingen und singt seine ernsten und fröhlichen Lieder, die alle Herzen bewegen; — da nahet die Stunde des Scheidens. Zum Zeichen der innigen Verbindung und lebenslänglicher Heldenfreundschaft schenkt Rüdiger an Gernot das Schwert, die treue, liebe Waffe, die er in manchem Streite, in manchem

Sturme geführt. Seitdem trägt sie Gernot, und der letzte Schlag, den sie that, fiel tödlich auf des milden Rüdigers eigenes edles Haupt, geführt von Gernots Hand! Hagen erhält von Frau Gotelinde den Schild zum Angedenken, den ihr Vater **Nodung** geführt, und der als ein teures Vermächtnis des früh Gefallenen in der Waffenhalle Rüdigers gehangen hat. Die Heldenscharen ziehen dahin nach dem Heunenlande, dem unabwendbaren Verhängnis entgegen.

Als sie die Marken des Landes überschritten haben und unter Zelten das erste Nachtlager auf der fremden Erde halten, erfährt ihre Ankunft zuerst der alte Hildebrand, Dietrichs Mann, und eilt, dieselbe seinem Herrn zu verkündigen. Dietrich steigt mit der Wölfingschar, seinen Getreuen, zu Rosse und zieht den Fremden entgegen. Von fern schon kennt ihn Hagen: „Erhebt euch, edle Herren und Könige, von euren Sesseln, dort kommt ein Königsgefolge; es sind die schnellen Helden der Amelunge, es führt sie der von Bern.“ Und es stehen die Burgundenkönige auf vor dem mächtigen Könige und gewaltigen Helden, der jetzt vom Rosse steigt und ihnen entgegen kommt. „Seid willkommen, Gunther, Gernot und Giselher, willkommen, Hagen, Volker und Dankwart; ist es euch nicht bekannt, daß Kriemhild noch schmerzlich weint um den Helden aus Nibelungen Land?“ — „Sie mag,“ so entgegnet Hagen in grimmigem, übermütigem Trotze, „sie mag noch lange weinen: der liegt vor manchem Jahre zu Tode erschlagen; sie mag sich an den Heunenkönig halten: Siegfried kommt nicht wieder, der ist lange begraben.“ „Wie Siegfried die Todeswunde empfing,“ entgegnet ernst der Gotenkönig, „das wollen wir nicht weiter untersuchen; genug, so lange Frau Kriemhild lebt, droht schweres Unglück. Du Trost der Nibelungen (Hagen), vor dem hüte du dich allermeist.“ Und im geheimen Gespräche mit den Burgundenkönigen sagt Dietrich noch bestimmter, daß er, wenn auch von keinem besonderen Anschlage der Rache, doch so viel wisse,

daß alle Morgen Etzels Gemahlin laute Jammerklage zu dem reichen Gotte im Himmel um des starken Siegfrieds gemordetes Leben erhebe. „Es läßt sich nun nicht ändern,“ entgegnet Volker, der kühne und fröhliche Fideler, „laßt uns hinreiten zu Etzels Hofe und erwarten, was bei den Heunen uns geschehen soll.“

Jetzt wird auch an das Hoflager des Hunnenkönig es die Nachricht von der Ankunft des Burgundenheeres gebracht; Etzel und Kriemhild treten an das Fenster, um die Scharen einziehen zu sehen: da erscheinen in der Ferne die wohlbekannten burgundischen Wappenschilde und Adlerhelme. „Das sind meine Verwandten,“ ruft Kriemhild, „wer mir nun will hold sein, der denke meines Leides.“ Die Heunen drängen sich in Haufen herbei, herbei, um einen zu sehen in der ganzen Schar: den grimmigen Hagen von Tronei, der Siegfried von Niederland erschlagen, den stärksten aller Recken, Frau Kriemhildens ersten Mann. Da reitet er ein auf hohem Rosse, der finstere, furchtbare Held, lang gewachsen und mit seinem dunkeln Zornesauge die andern weit überschauend, wie Eisen fest an Brust und Schultern, grau gemischten Haares und entsetzlicher Gesichtszüge. Hagen sitzt ab und tritt zu Dietrich, der ihn auch hier bewillkommnet. Da fragt der Hunnenkönig aus dem Fenster: „Wer ist der gewaltige Held, der dort bei Dietrich steht?“ und ein alter Burgunde, der mit Kriemhild in das Land gekommen, antwortet: „Der ist von Tronei geboren, Aldrian war sein Vater; jetzt ist er freundlich mild bei Dietrich, aber er ist ein Mann des grimmesten Mutes.“ Und der König erinnert sich längst vergangener Zeiten, da Aldrian noch an seinem Hofe gewesen, und Hagen und Walter vom Wasichenstein als junge Helden mit ihm, damals selbst noch ein Jüngling, fröhliche Ritterspiele geübt. — Den fröhlichen Jugendspielen sollte im Alter der blutigste Todesernst folgen.

Das Heer des niedern Adels mit den Knechten wird in

einer Herberge untergebracht und **Dankwarts** Hut und Befehlen anvertraut; der übrige hohe Adel geht mit den Königen zu Hofe nach dem Palaste des Hunnenbeherrschers. In dem Gedränge im innern Hofe der Burg findet Hagen Volker, den er aus dem Gesichte verloren, und in dem Bewußtsein, daß es jetzt zum schlimmen Ende gehe, schließen sich die beiden kühnsten Helden des Burgundenheeres eng aneinander zum Todesbunde; vor einem der Hofgebäude setzen sie sich auf eine Steinbank, und umher stehen die Hunnenmänner, die Gewaltigen in ehrerbietigem Schweigen staunensvoll betrachtend. Auch Kriemhild sieht aus dem Fenster ihren Todfeind ihr so nahe dort sitzen; da bricht sie aus in zornige Thränen, und auf die Frage ihrer Umgebung, was sie bewege, ruft sie flehentlich ihre Getreuen um Rache an für das grimme Leid, das sie von Hagen erduldet. Sechzig Mann waffnen sich, um Hagen und Volker zu erschlagen, und an der Spitze dieser Schar steigt Kriemhild selbst, die Königskrone auf ihrem Haupte, in den Hof hinab, um aus Hagens eigenem Munde das Geständnis seiner Mordthat zum Zeugnis für ihr Gefolge zu entlocken: „Ich weiß," sagt sie, „er ist so übermütig, er leugnet mir es nicht; so liegt mir auch nichts daran, was ihm dafür geschehen mag." Volker macht Hagen auf die von der Treppe herabkommende gewaffnete Schar aufmerksam, und dieser entgegnet, in zornigem Kampfesmute entbrennend: „Ich weiß wohl, daß dies alles mir allein gilt, doch vor denen da reite ich noch unversehrt wieder in Burgundenland. Aber Volker, sagt mir, ob ihr in dem heißen Streite wollt bei mir stehen in treuer Liebe, wie ich euch niemals verlassen werde?" „So lange ich lebe," ist Volkers Antwort, „und wenn alle Heunenrecken gegen uns anstürmen, ich weiche von euch, Hagen, nicht einen Fuß breit." „Nun lohn euch Gott vom Himmel, edler Volker, was bedarf ich nun noch mehr? Sie mögen herankommen, die gewaffneten Recken," sagt Hagen, und

dieser treue Freundesbund zwischen Volker und Hagen, der sich nun durch den ganzen folgenden Todeskampf hinzieht, gießt in unsere Herzen einen Tropfen milder Versöhnung aus mit dem schrecklichen Manne, der uns sonst fast zu ungeheuer erscheinen würde. In dem Augenblicke schon tritt Kriemhild an das furchtbare Heldenpaar heran. Volker erinnert daran, vor der Königin aufzustehen, aber Hagen bleibt in ruhigem Trotze sitzen, damit man nicht glaube, er fürchte sich. Doch mit dieser übermütigen Verhöhnung der Sitte verbindet der grimme Mann einen zweiten, weit grausamern Hohn. Quer über seine Kniee legt er, eben als Kriemhild an ihn herantritt, ein leuchtendes Schwert, an dessen Knopfe ein Jaspis glänzte, grüner als das Gras. Es war Siegfrieds Schwert, der sagenberühmte **Balmung**, den Kriemhild sofort erkannte; — es war ja das goldene Gehänge, die rotgewirkte Scheide, die sie so oft an ihres Siegfrieds Seite gesehen hatte. Schmerzlicher war ihr Leid in sechsundzwanzig Jahren nicht erwacht als jetzt, und grausam wurde die Lebenswunde durch eben den aufgerissen, der sie einst geschlagen. Dicht vor die Füße der trotzig sitzenbleibenden Helden tritt Kriemhild und bietet ihnen feindlichen Gruß. „Wer hat nach euch gesandt, Herr Hagen, daß ihr euch getrautet, hierher zu reiten? Ihr wißt doch, was ihr mir gethan?" „Nach mir", entgegnet Hagen, „hat niemand gesandt; drei Könige hat man hierher geladen, sie sind meine Herren, ich ihr Mann; wo sie sind, bin auch ich." „Ihr wißt doch," fährt Kriemhild fort, „warum ich euch hasse? Ihr habt Siegfried erschlagen, und darum habe ich zu weinen bis an mein Ende." „Wozu noch länger das Gerede?" fährt der grimme Hagen auf, „ja, ich, Hagen, ich erschlug Siegfried den Helden, darum, daß Frau Kriemhild die schöne Brunhild schalt. Räche es nun, wer da will, ich stehe des Rede, daß ich euch viel Leides gethan."

So war der Kampf auf Leben und Tod angekündigt, aber nicht sofort sollte er ausbrechen. Die große Zahl der

Heunen, die um Kriemhild stehen, wagt es nicht, die beiden deutschen Helden, die vor ihnen da sitzen, anzugreifen: der grimme Hagen mit dem Siegfriedsschwerte und der kühne Spielmann Volker mit dem Schwertfidelbogen, der auf der Steinbank neben ihm liegt, flößen ihnen Grausen und Entsetzen ein. Ruhig erheben sich beide, nachdem sie bemerkt, daß niemand sich getraut, sie zu bestehen, und gehen festen Schrittes nach dem Königssaale, wo ihre Herren sind, um diese zu schützen und bei ihnen zu stehen in Not und Tod.

Dort, im Königssaale, erscheint nun zunächst Kriemhild, ihre Brüder und Verwandten zu begrüßen, doch bekommt nur der jüngste, Giselher, Kuß und Handschlag, und so wie Hagen dies sieht, bindet er den Helm fester. Kriemhild erkundigt sich hierauf nach ihrem Eigentume, dem **Nibelungenhorte:** ob sie diesen mitgebracht, wie sie das gesollt? „Den Nibelungenhort", entgegnet Hagen, „haben meine Herren in den Rhein senken lassen, wo er bis zum jüngsten Tage liegen soll"; und höhnend setzt er hinzu: er habe an Schild, Helm, Panzer und Schwert genug vom Rheine daher zu tragen gehabt. Als darauf Kriemhild, wie bei Freundesbesuch wohl üblich war, das Abgeben der Waffen begehrt, um diese in Verwahrung zu nehmen, weigert dies Hagen, und Kriemhild erkennt daran, daß die Burgunden gegen mögliche Überfälle gewarnt sein müssen. „Wer hat das gethan?" fragt sie. Da tritt der edle Gotenkönig stolz und fest an sie heran und sagt: „Ich bin es, ich habe sie gewarnt. An mir wirst du, Schreckliche, diese Warnung nicht rächen." Und vor dem offenen, scharfen Auge Dietrichs verbarg Kriemhild ihren kochenden Rachedurst, stumm eilte sie von dannen, Blicke wie Kriegsgeschosse nach ihren Feinden werfend.

Nachdem nun auch Etzel die Gäste empfangen, gehen diese zur Ruhe; und das Grausen, welches über dem ganzen Tage gelegen hat, preßt dem jüngsten unter allen Helden, dem neuverlobten Giselher, als er in den weiten Schlafsaal eintritt,

einen Wehruf über ihren bevorstehenden Untergang aus. Noch aber ist es nicht so weit; Hagen, dem sich sein treuer Lebens- und Todesgefährte Volker zugesellt, versagt sich den Schlaf und hält Wache vor dem Schlafsaale seiner Herren. Da stehen in dem tiefen Dunkel der Nacht und in dem noch tieferen Dunkel des hereinbrechenden Todesverhängnisses die beiden riesigen Gestalten stumm und fast regungslos vor dem Saale. Doch noch einmal ergreift Volker sein liebes Saitenspiel und läßt es heiter erklingen in die Nacht hinaus. Es war der Abschied vom Leben, den er in hellen, süßen Tönen erschallen ließ, es war der Totengesang der Könige und Herren, der Totengesang des Burgundengeschlechtes, aber es war der fröhliche Totengesang fröhlicher Helden, die ihre Kampfesfreudigkeit und ihren Mut und ihre **Treue** bewahren bis an das Ende. —

Noch in der Nacht versucht eine Heunenschar einen Überfall auf die Schlafenden; Hagens furchtbare Stimme scheucht sie zurück: sie weichen, da sie sich beobachtet sehen. Am andern Tage, da die Ritterspiele, die Turniere, zu deutsch **Buhurt,** gehalten werden, droht die helle Flamme des Kampfes abermals auszubrechen, als Volker aus dem Spiele Ernst macht und einen Heunen erschlägt. Etzel verhindert den Ausbruch der Feindseligkeiten auf kräftige und entschiedene Weise.

Noch einmal versucht es Kriemhild, erst den alten Hildebrand, dann Dietrich zur Rache an Hagen zu gewinnen; aber beide verweigern die Erfüllung der dringenden Bitte: „wer die Nibelungen schlägt," sagt Hildebrand, „der thut es ohne mich"; und Dietrich erinnert Kriemhild, daß ihre Verwandten im guten Glauben hierher gekommen seien; er selbst habe kein Leid von ihnen erfahren, und von Dietrichs Hand werde Siegfried ungerochen bleiben.

Da gewinnt endlich Kriemhild den Bruder ihres Gemahles, **Blödelin,** durch große Versprechungen, die niedern Dienst-

mannen, welche unter Dankwarts Anführung in der Herberge sitzen, zu überfallen. Der Überfall soll alsbald geschehen, und ruhig geht inzwischen Kriemhild zu der schon bereiteten Mittagstafel im Herrenhause, wo die Könige und deren nächste Verwandte bereits versammelt sind. Dahin läßt sie auch ihren jungen, erst fünfjährigen Sohn **Ortlieb** bringen, der von Etzel hier seinen Oheimen vorgestellt und ihrer Liebe, dereinst auch ihrer Erziehung im Burgundenlande empfohlen wird. Der unbändige Hagen aber bricht in ungezähmter Wut, die er gegen des Kindes Mutter hegt, los: „Der junge König sehe ihm nicht nach langem Leben aus; ihn solle man gewiß nimmermehr zu Ortlieb nach Hofe gehen sehen." Bestürzt hört Etzel, bestürzt hören alle Anwesenden die freche Trotzrede des Entsetzlichen, aber ehe sie noch sich entschließen, sich besinnen können, was gegen diesen Frevel zu thun sei, bricht das lange drohende Wetter im ersten schrecklichen Schlage aus.

Während die Herren im Königssaale Tafel halten, tritt der Hunnenfürst Blödel, der Verabredung gemäß, mit einer gewaffneten Schar in die Herberge und verkündigt Dankwart, daß er an ihm für Hagens, seines Bruders, an Siegfried verübten Mord Rache nehmen werde. Als Antwort schlägt ihm Dankwart mit **einem** Schwertschlage das Haupt ab. Des gefallenen Blödels Gefolge dringt auf die Burgundendiener ein; diese erwehren sich ihrer, aber bald kommen größere Scharen, und es entsteht ein furchtbares Blutbad, in welchem die Dienstmannen der Burgunden nach und nach sämtlich erschlagen werden; nur Dankwart allein schlägt sich mit Verlust seines Schildes durch, eilt nach dem Königssaale, stößt die Truchsesse, die ihm den Eingang zur Treppe verwehren wollen, zurück und gelangt zur innern Thür.

Mit Blut überronnen und das entblößte Schwert in der Hand, ruft Dankwart mit mächtiger Stimme in den Saal hinein: „Wie sitzt ihr hier so lange, Bruder Hagen? Euch

und Gott im Himmel klage ich unsere Not: Ritter und Knechte liegen allesamt in der Herberge erschlagen." „Hüte die Thür, Dankwart, daß niemand von hier hinausgelange," ruft Hagen ihm entgegen, und augenblicks springt der grause Mann auf in entsetzlichem Grimme; „nun trinken wir die Minne," ruft er, „und opfern des Königes Wein,"*) und das gezückte Schwert blinkt in des grimmen Hagens Hand: ein Schlag, und des unschuldigen Kindes Haupt springt der Mutter in den Schoß; ein zweiter, und der Wärter des Kindes liegt zu Hagens Füßen; ein dritter, und dem Spielmanne Werbel, der die Burgunden nach Heunenland geladen, wird für diese Botschaft die rechte Hand von der Geige gehauen. Wütend erhebt sich sofort auch Volker, dann Gunther, Gernot und endlich Giselher, und vereint fallen sie zur Rache des an ihren Mannen in der Herberge verübten Todschlages über die anwesenden Heunen her. Einer nach dem andern fällt in sein Blut, und der Saal ist mit Leichen bedeckt, Volker stellt sich zu Dankwart an die Thür, um dem stürmenden Andringen der draußen Stehenden Widerstand leisten zu helfen: „zweier Helden Hände", ruft Volker zu Hagen zurück, „verschließen diese Thür stärker, als wäre sie mit tausend Riegeln verschlossen."

In dem wilden Kampfgetümmel ruft Kriemhild in Todesangst Dietrich an, er solle sie schützen, und der Gotenkönig, der zum Dienste der grimmen Rache nicht bereit war, ist schnell bereit, die Pflicht zu erfüllen, die er der Frau, der

*) Furchtbar schöne Worte: einer alten heidnischen Sitte gemäß wurde am Ende des Mahles ein Becher geleert als Gedächtnis für die Verstorbenen, als Opfer für die Toten (Minne bedeutet ursprünglich Gedächtnis); so wurde nun hier das Gastmahl beschlossen mit dem Minnetrinken für Siegfried, der Trank aber war Blut, und Schwerter waren die Becher; des Königes Wein war das Opfer, des Königes Blutwein, das Blut der Seinen, das Blut seines Sohnes.

Königin, der Gemahlin seines Gastfreundes und Schutzherrn, schuldig ist. Dietrich erhebt seine gewaltige Stimme zu tief schallendem Rufe, der wie der Hall eines Büffelhornes in der Feldschlacht weithin tönt durch die ganze Burg; das Waffengetöse schweigt einen Augenblick, und Dietrich begehrt, als bei dem Kampfe unbeteiligt, Friede für sich und seine Mannen, um den Saal verlassen zu können. Gunther entgegnet, nur mit den Feinden, die ihm seine Mannen erschlagen hätten (nur mit Etzels Gefolge), habe er es zu thun, die andern könnten gehen; und Etzel mit Kriemhild, Rüdiger, Dietrichs Mannen und Dietrich selbst verlassen den Saal. Kaum aber sind sie hinausgegangen, so beginnt der Kampf von neuem, und nicht lange, so sind Etzels Mannen allesamt erschlagen. Die Burgunden im Saale werfen die Leichname die Stiege hinab vor die Thür.

Jetzt tritt Hagen siegesübermütig in die Pforte und höhnt den greisen Etzel, daß er sich dem Kampfe entzogen, und nicht, wie seine Herren, im Streite der vorderste gewesen; er höhnt Kriemhild, daß sie zum zweitenmal sich vermählt, — und Volker stimmt ein in die grimmigen Trotzreden: ärgere Feiglinge als die Heunen habe man nie gesehen. Da verheißt Kriemhild Etzels Schild dem mit Gold zu füllen, der ihr Hagen schlüge und sein Haupt ihr brächte, und die Kampfeswut erhebt sich von neuem in den Herzen der Helden, welche vor dem Saale stehen.

Der erste, der es versucht, in den Saal einzudringen und Hagen zu bekämpfen, ist der edle **Iring**, Markgraf im Dänenlande. Er wirft die Lanze nach Hagen und greift dann zum Schwerte, und weit hallen die innern Gemächer von den schweren Schlägen wieder, die auf Helm und Schild fallen; aber Iring kann Hagen nicht bezwingen, und so springt er in behendem Sprunge auf Volker, dann auf Gunther, dann auf Gernot, endlich auf Giselher los, und dieser, der jüngste der Helden, schlägt den Ermüdeten nieder; aber noch einmal

erhebt er sich, springt von neuem gegen Hagen an und schlägt ihm eine tiefe Wunde mit seinem Schwerte **Waske**. Grimmig ob der geschlagenen Wunde, fällt nun Hagen mit aller Wucht seiner riesigen Kräfte über den Dänenherrn her und treibt ihn mit mächtigen Hieben, daß die roten Funken über dem Helme emporspringen, die Stiege hinab. Kriemhild nimmt ihm selbst den Schild ab, der Held bindet den Helm auf und kühlt sich die Panzerringe im Abendwinde. Dann waffnet er sich von neuem und stürzt abermals auf Hagen los, abermals ertönt von den Schwerthieben das Haus, und wie rote Lohe schlagen die Funken aus Helm und Schild; da dringt ein Schwerthieb Hagens durch Schild und Helm des Gegners hindurch, und indem der Dänenheld, von der Wunde betäubt, innehält mit seinem Schlagen, schleudert Hagen ihm einen Ger in das Haupt. Der Held sinkt, und als man den Ger ihm aus der Stirne bricht, nahet ihm der Tod. Seine Gefährten umstehen ihn mit lauter Klage; nachdem er geendet, stürmen sie alsbald mit vereinter Kraft auf den Saal los, ihn an Hagen zu rächen; aber umsonst; nicht allein die Ritter werden von den grimmen Burgunden auf der Stiege erschlagen, sondern auch ihre Führer fallen, Irnfried von Thüringen von Volkers, Hawart von Hagens Hand.

Der Abend ist eingebrochen über dem grausigen Kampfe, die Nacht macht dem blutigen Getümmel ein Ende, und dumpfe Stille folgt dem wilden Getöse: nur daß man das Blut aus dem Saale rieseln hört, das in Bächen durch die Abzugsrinnen herabströmt in den Hof. Die müden Helden im Saale legen die Schilde ab und binden die Helme los. Nur Hagen und Volker bleiben gewaffnet, ihre Herren zu schützen. In der tiefen Ermattung vom heißen, mordgrimmigen Streite, der von Mittag bis in die Nacht gewährt hat, und in der Gewißheit ihres Unterganges ist ihnen ein kurzer Tod lieber als eine lange Kampfesqual und Todesnot. Sie begehren Unterredung, treten aus dem Saale auf die Stiege,

und verlangen, man solle sie in das Freie lassen, um dann, zugleich von den vereinigten feindlichen Scharen angefallen, im wilden, mörderischen Kampfe einen schnellen, ehrenvollen Heldentod zu finden. Aber Kriemhild fürchtet, das Opfer ihrer Rache möge ihr entgehen: sie versagt die Bitte. Da spricht die Liebe zum jungen Leben noch einmal aus Giselher, dem jüngsten Bruder Kriemhilds, der einst kaum aus den Knabenjahren getreten war, als man den Mord an Siegfried beging: „Ach, schöne Schwester," redet er sie an, „wo hätte ich diese große Not erwartet zu sehen, als du mich vom Rheine herüber einladetest? Wie habe ich hier im fremden Lande den Tod verdient? Getreu war ich dir immer, und nie that ich dir Leid; ich hoffte, dich mir hold und lieb zu finden; laß mich **schnell** sterben, wenn es nicht anders sein kann." Da verlangt nun Kriemhild, bewegt von des Bruders Rede, nur Hagen allein ausgeliefert zu haben: „Euch will ich leben lassen, denn ihr seid meine Brüder und **einer** Mutter Kinder." „Wir sterben mit Hagen," ruft Gernot, „und wären unser tausend eines Geschlechtes; wir sterben mit Hagen, da wir doch sterben müssen, ruft auch Giselher, von der Treue lassen wir nicht bis in den Tod."

Nach diesem letzten vergeblichen Versuche, des Mörders mächtig zu werden und ihre Rache schnell an ihm zu kühlen, steigt die Wut der unglücklichen Kriemhild zu entsetzlicher Höhe auf: sie läßt Feuer an den Saal legen, und bald fluten die roten Flammenwogen des Hauses hoch hinaus in den dunkeln Nachthimmel, durch eine Windsbraut zu tosendem Feuersturme angefacht. Rauch und Hitze und die bald vom Dache in den Saal herabstürzenden Brände quälen die eingeschlossenen Helden bis auf den Tod; grimmiger Durst mehrt die unsägliche Pein, und in der wilden Verzweiflung, als Hagen die überall laut werdende Klage über den unerträglichen Durst vernehmen muß, rät er, den Durst im Blute zu löschen. Und der grauenhafte Rat wird befolgt: die Toten

müssen mit ihrem Blute die Lebenden erquicken zum letzten Kampfe. Dichter und dichter fallen die rauchenden Trümmer auf die Helden herab; sie stellen sich an die Steinwände des Saales und decken sich, wie vorher gegen die feindlichen Menschen, jetzt gegen die feindlichen Elemente mit ihren guten Schilden. Endlich ist die kurze Sommernacht, — sie hat länger gewährt als die längste Winternacht —, vorüber, ein kühler Morgenwind geht der aufgehenden Sonne voran, das Holz des Saales ist ausgebrannt, und in den rauchenden Trümmern stehen im falben Frühschein die grimmigen Kämpfer, zum Todeskampfe des neuen, des letzten Tages bereit.

Und das Mordwüten beginnt von neuem; von neuem, mit gleichem Erfolge; der Saal ist nicht einzunehmen; die Leichname erschlagener Heunen decken abermals zu Hunderten die Stiege.

Da endlich wendet sich der König der Heunen an seine letzte Hilfe, an seinen letzten Trost: an den edlen **Rüdiger von Bechlarn.** Und jetzt entgalt der treue Markgraf seiner Eide, die er einst vor dreizehn Jahren zu Worms arglos geschworen, jetzt entgalt er seiner Dienste gegen den König, dem er in treuer Mannenpflicht die unheilbringende Gattin geworben, — jetzt entgalt er das Geleite, welches er in der unbefangenen Gutwilligkeit eines rechten Helden und Dienstmannen den Gästen seines Königes geleistet hatte. Versagt er der Königin den Dienst, sie zu rächen, die Burgunden anzugreifen, so ist er **treulos,** und sein Leben, das nur dem treuen Dienste geweiht war, ewiger Schande preisgegeben; leistet er den Aufforderungen des Königes, der ihn bei seiner **Mannentreue,** der Königin, die ihn bei seiner **Eidestreue** beschwört, folge, so übt er **Verrat,** Verrat an denen, die er als Freunde und Gesellen hierher geleitet, denen er Treue und Hilfe zugesagt, denen er seine Tochter verlobt hat, und seine Seele ist verloren. Da kämpft er den bittern Todeskampf der Seele, die zwischen **Treulosigkeit** und **Verrat**

wählen soll, wählen muß; — da sehen wir ein starkes, treues, deutsches Herz zittern in der innern Todesnot, in der grimmigen Todesnot des **Zweifels**, und es bricht das edle, treue Herz, lange zuvor, ehe es von Freundeshand durch die eigene Waffe den Todesstoß empfängt. Des Leibes Leben opfert der edle Fürst der Treue gegen seinen Herrn, er opfert ihr auch die Seele. — Seine Mannen waffnen sich, und er tritt, den Schild vor den Fuß gestellt, in die Thür des Saales, um, damit er die eine Treue bewahre, die andere aufzukündigen und die Burgunden zum Todeskampfe gegen sich selbst aufzurufen. Aber der letzte Kampf wird dem treuen Helden schwer gemacht: auch die Freunde, von deren Händen er fallen soll, mahnen ihn seiner Treue, durch die er sie in das Land des Verderbens geleitet habe; Giselher lebt noch einmal auf in Lebenshoffnung, daß der Vater seiner Verlobten ihnen Treue leisten und Hilfe bringen werde; und Rüdiger muß verkündigen, daß er der Treue ledig sein wolle und nicht Schutz und Beistand, daß er blutigen Kampf und blutigen **Tod für sich suche.** Aber es muß die **alte Treue**, die **Mannentreue**, das Recht behalten vor der neuen Treue, der **Freundestreue**; das wissen auch die Burgunden, und darum nehmen auch sie mit starkem Herzen Abschied von der Freundestreue, um die **Königstreue für ihre** Mannen zu bewahren; starken Herzens nimmt auch Giselher Abschied von der Liebe, die durch die Königstreue geschieden wird für immer. Aber noch ein Zeichen der nun gelösten Freundestreue wird herübergereicht in den Todeskampf der einst Verbundenen: eine Todesgabe, reicht Rüdiger den eigenen Schild von der Hand an Hagen, statt des, den ihm Frau Gotelind gegeben, — das war die letzte Gabe, die Rüdiger einem Helden darbot, — und der Kampf beginnt. Doch Hagen, Volker und Giselher treten vorerst zurück aus dem Streite. Bald eilt Gernot seinen Mannen zu Hilfe und greift Rüdiger an. Rüdiger schlägt Gernot die Todeswunde durch

das Haupt, und der letzte Schlag, den Gernot führt mit Rüdigers Schwert, ist Rüdigers Todesschlag. Beide Helden sinken nebeneinander im Tode nieder.

Von der Klage um den gefallenen herrlichen Helden hallen Paläste und Türme wieder, so daß Dietrich von Bern, der sich von dem Kampfe entfernt hält, einen Boten aussendet, sich nach der Ursache des Wehgeschreies zu erkundigen. Als dieser die Botschaft von Rüdigers Tod zurückbringt, ergreift tiefes Entsetzen den Gotenkönig, und er sendet nunmehr den alten Hildebrand ab, die Burgunden selbst zu fragen, weshalb Rüdiger von ihnen erschlagen worden sei. Voll Rachedurst wegen Rüdigers Tod waffnen sich nun, wider Dietrichs Gebot, alle Mannen aus dem Gotenstamme, und als Hildebrand von Hagen erfährt, daß das Ungeheure wirklich geschehen sei, begehrt er den Leichnam des edlen Markgrafen zur Totenklage und Bestattung. Hohn ist die Antwort von seiten der Burgunden, zumal von Volker. Da greifen auch die Amelunge, die riesigen Gotenhelden, zu den Schwertern, und es erhebt sich abermals ein furchtbarer Kampf, in welchem der fröhliche Fideler, Volker, von Hildebrands gewaltiger Hand erschlagen wird; in welchem Giselher und der Gotenfürst Wolfhart, Hildebrands Neffe, sich gegenseitig den grimmen Tod anthun, und Hagen, Volkers Tod zu rächen, auf Hildebrand mit so schwertgrimmigen Schlägen eindringt, daß man wohl hört, um des greisen Gotenhelden Haupt sauft in mächtigen Hieben Balmung, Siegfrieds Schwert. Hildebrand entflieht vor Hagen mit einer schweren Wunde und kehrt **allein**, denn alle andern sind gefallen, zu Dietrich zurück. Im Königssaale stehen einsam über den Leichen ihrer Brüder und Kampfgenossen Gunther und Hagen.

Da endlich gebietet Dietrich seinem Waffenmeister Hildebrand, auch die Seinen zu den Waffen zu rufen; aber Hildebrand antwortet: „wer soll zu euch kommen? was ihr von Lebenden noch habt, die seht ihr bei euch stehen; ich bin es ganz allein, die andern die sind tot.“

So geht denn Dietrich **allein** dem letzten Kampfe entgegen. Die beiden allein übriggebliebenen Burgunden, Gunther und Hagen, stehen einsam und ernst außen vor dem Saale. Dietrich begehrt, sie sollen sich ihm zu Geiseln ergeben; aber stolz und todeskühn wird die Forderung von Hagen abgewiesen; zum Geisel ergibt er sich nicht, bis das Nibelungenschwert zerborsten ist. Dietrich kämpft mit Hagen, schlägt ihm eine tiefe Wunde, ergreift mit den riesigen Armen den furchtbaren Mann, preßt ihm mit Löwengriffen die gewaltigen Schultern zusammen, bindet ihn und führt ihn zu Kriemhild. Derselbe Kampf wiederholt sich zwischen Dietrich und Gunther. mit demselben Ausgange. Dietrich empfiehlt der Königin, das Leben der Helden zu schonen, und geht in trübem Ernste von dannen.

Kriemhild aber muß den Becher der entsetzlichen Rache bis auf den Boden leeren: wenn ihr Hagen den Nibelungenhort zurückgebe, solle er das Leben behalten. Doch der Held von Tronei hat, auch zum Tode verwundet und in schmachvollen Fesseln liegend, seinen Trotz und seine Treue bewahrt. „So lange einer meiner Herren lebt, sage ich nicht, wo der Hort ist.“ Da läßt die grausame Schwester dem Bruder Gunther das Haupt abschlagen und trägt es bei dem Haare hin zu Hagen. Und Hagen? „Nun ist es ja zum Ende, wie du gewollt, gebracht; nun ist es so ergangen, wie ich mir selbst gedacht: Nun ist von Burgunden der edle König tot, wie Giselher der junge und auch Gernot. Den Schatz weiß nun niemand, als Gott und ich allein: dir aber, grimmes Weib, soll ewig er verhohlen sein.“ „So habe ich denn nur noch,“ sagt Kriemhild, „das Schwert meines Siegfried, meines holden Gatten, das er trug, als ich zuletzt ihn sah.“ Sie zieht es aus der Scheide, und Siegfrieds Schwert rächt Siegfrieds Mord an dem Mörder durch die Hand der blutigen Heunenkönigin, der einst so anmutsvollen und liebreizenden, einst so treuen und liebenden Kriemhild.

Da springt in grimmigem Zorne der alte Hildebrand auf, daß der Friede, den sein Herr der Königin für Gunther und Hagen geboten, so schrecklich gebrochen sei; er rächt des Tronjers Tod an dem Weibe der Rache; unter einem gräßlichen Schrei sinkt Kriemhild, von Hildebrands Schwerte getroffen, neben dem Leichname ihres Todfeindes, selbst eine Leiche, nieder. Mit Leid, so schließt das Lied, war beendet des Königes hohes Fest, wie stets die Freude Leiden zum allerletzten gibt.

Der Wettgesang vor Kaiser Rotbart auf dem berühmten Reichsfeste zu Mainz.

(Eine Charakteristik der berühmtesten mittelalterlichen Dichter. Vergl. A. Spitz: Ein Lied aus Kaiser Rotbarts Tagen.)

Wenn sich die Knospen öffnen, dann ziehet durch die Luft
Aus den erschloss'nen Kelchen ein süßer Blütenduft;
Wenn sich die Lippen öffnen der Sänger zum Gesang,
Dann strömt aus ihrer Seele ein tief ergreifender Klang.

Und sog man noch so oft auch mit tiefem Atemzug
Den Wohlgeruch der Blüten, der Sinn hat nie genug;
Und lauschte noch so lang man der Sänger sel'gem Lied,
Befriedigt wird doch nimmer des Menschen Herz und Gemüt.

Wo aber nimmt der Sänger der Worte Weihe her,
Zu singen und zu sagen mit rechtem Preis die Mär
Von all dem duft'gen Wehe, von all der Seligkeit,
Wovon die deutschen Sänger gesungen zu der Zeit.

Durch seine Seele wehe, du Blütenduft, du Klang,
Der sich aus jenen Tagen durch manch Jahrhundert schwang;
Bald wie ein süßes Sehnen, bald mit des Sturmes Macht,
Bald stilles, frommes Beten, bald Hall und Ruf der Schlacht.

Bei früher Morgenstunde ging alles nach dem Feld,
Wo sich zum Wettgesange die Sänger aufgestellt.
In stillem Sinnen stand dort der deutschen Sänger Blüt',
Gedanken, Bilder wägend im innersten Gemüt.

Die hohen Dichterstirnen umwehte lau und lind,
Die Locken leicht bewegend, ihr Freund, der Frühlingswind.
Sie sahen vor sich sitzen die Frau'n im halben Kranz;
Doch von des Kranzes Mitte ging aus der hellste Glanz.

Dort saß mitsamt Beatrix der Rotbart auf dem Thron:
Sie trug ein Blumenkränzlein, er trug die gold'ne Kron'.
Sie hielt in weißen Händen den gold'nen Dichterkranz,
In seiner Rechten strahlte des Herrscherstabes Glanz.

Dahinter saßen Fürsten und Ritter in den Reih'n
Und schlossen so im Halbkreis die edlen Frauen ein;
Doch weiter blickend wurde das Auge kaum gewahr
Das Ende von des Volkes herzugeströmter Schar.

Es schwieg der Menge Murmeln. Gemessen traten vor
Zwei Sängerweise, welche seit Jahren manches Ohr
Erhoben und entzückten mit ihrem Minnelied,
Die selbst das Greisenalter vom Lob der Frau'n nicht schied.

Der **Kürenberg** besang nun, wie hoch das Herz ihm schlug,
Wenn auf zu einer Zinne der Schall sein Singen trug,
Und was er oft geraten dem Herzlieb, wenn er schied,
Daß sie vor schlimmen Merkern die Liebe nicht verriet:

„Der Stern, der verdunkelt und birgt dem Blicke sich,
So thue du, Vielschöne, siehst du bei Leuten mich.
Dann lasse deine Augen auf einen andern gehn,
So mag sich unser'er Liebe kein Merker je versehn!"

Dietmar von Eist, der and're, der wandte auch zurück
Zu seinen Jugendtagen voll Lust der Seele Blick;
Da sah er, wie alleine auf einer Heide stand
Die Jungfrau, der in Minne sein Herz sich zugewandt.

Sie blickte nach dem Liebsten. Da sah sie in der Luft
Den schnellen Falken fliegen. Die holde Jungfrau ruft:
„O, wohl dir, edler Falke, wie du so selig bist,
Du fliegst auf starken Schwingen, wo's dir am liebsten ist.

„Und in dem Walde suchst du dir einen einz'gen Ast
Auf all den vielen Bäumen, an dem du Freude hast.
Das hat, du schneller Falke, mein Herz wie du gethan:
Es wählten meine Augen sich einen einz'gen Mann.

„Nun neiden and're Frauen den einen mir, o weh!
Laßt mir den einen, da ich nicht nach den euren seh'!" —
Er schwieg, und lächelnd sann er; als **König Heinrich** schon
Besang sein junges Lieben, der stolze Kaisersohn:

„Ich grüße mit Gesange die Süße oft am Tag,
Die ich nicht will vermeiden und nimmermehr vermag.
Schon mancher Tag ist's leider, daß ich von Mund zu Mund
Sie nicht begrüßen konnte. Ich denk' daran all' Stund.

„Bin ich bei meiner Süßen, so sind mir unterthan
So viele reiche Lande; doch scheide ich hindann,
Ist alle Macht verschwunden, nur Kummer, was ich hab,
So steige ich an Freuden bald auf und bald hinab.

„Es sündiget ein jeder an mir, der das nicht glaubt:
Froh würd' ich mit ihr leben, und trüg auch nie mein Haupt
Die Krone. Doch verlör ich sie, was hätt' ich dann?
Von Trost wär' ich verlassen, ich lebt' in Acht und Bann."

Es freute all' das Singen von Rotbarts weisem Sohn,
Der über seine Krone erhob der Minne Lohn.
Jetzt schlug so hell die Harfe, eh' er sein Lied begann,
Der wack're **Schenk von Limburg** der frohgemute Mann.

„Drei Dinge gibt's im Leben, den Dingen bin ich hold;
Winkt mir aus vollem Becher mit laut'rem Schein wie Gold,
So würzig, perlend, kühlend und wärmend edler Wein,
Nichts gleicht dann meiner Freude. Sagt an, was könnt's auch sein?

„Sah ich nun so im Traume der Wonne sel'gen Hort,
Und spricht mit meinen Sinnen der Wein ein freundlich Wort,
So sing ich gute Lieder, so hochgemut und fein,
Nichts gleicht dann meiner Freude. Sagt an, was sollt's auch sein?"

Er harfte fort und jauchzte, und harfend fielen all'
Die Sänger ein mit Lachen. Das gab so heit'ren Schall.
Da drang ein tönend Singen durch Jauchzen und Geharf,
Wie Glockenklang so mächtig, wie Schwertesschlag so scharf.

Mit Östreichs Herzog Leupold ritt her ein junges Blut,
Das hatte sich erhoben und sang mit freiem Mut.
Sein Antlitz war wie Rosen, mit Huld bewehrt und Dorn,
Sein Aug' bald frühlingsheiter, bald blanker Stahl im Zorn.

„Mir sang ein alter Klausner in Waldeseinsamkeit
Ein Lied von deutschen Landen. Mein Herz ward eng und weit:
Die Friedensglocken läuten! Weicht Finsternis dem Licht?
Ich armer Klausner klage, ich trau' den Glocken nicht.

„Ich seh der Fürsten Hadern, der kleinste Trotz versucht,
Ich hör, wie Lai' und Pfaffe sich zornentflammt verflucht.
Des Heilands reine Lehre, sie ward in Rom zum Spott,
Der Papst mit Bann und Segen, er stellt fast gleich sich Gott.

„Sein Stuhl ist Stolz, das Dunkel sein Schild, sein Schwert die List,
Dem Kaiser gibt er nimmer, was doch des Kaisers ist.
Nicht ist an Gottes Segen, an Ehre nur und Gut
Dem Papst in Rom gelegen. Das ist's, was Schaden thut!

„Drum klag ich, weh, ach wehe! Es ward schon todeswund
Der Friede uns geboren. Mach Gott die Welt gesund!
Und mehr' des Kaisers Ehre, nimm seine Rechte wahr,
Daß Unrecht nicht im Reiche auf offner Straße fahr'!

„Heerzeichen sieht man zweie in uns'res Kaisers Schild,
Der Aar ist's und der Löwe, — das ist ein kühnes Bild.
Des Adlers scharfe Sinne, des Löwen Heldenkraft,
Die beiden hat der Staufer zum Kampfe aufgerafft.

„Und schleicht der Feind im Dunkeln, so trifft des Adlers Blick,
Und stellt er sich, so schmettert der Löwe ihn zurück.
Streckt vor den Schild, Herr Kaiser, in eurer starken Hand,
Und deckt als Aar und Löwe das teure deutsche Land!"

Herr Walter hat's gesungen, der von der Vogelweid'
Und machtvoll hat durchklungen sein Lied die Christenheit:
Dem Frieden war der Schleier mit kühner Hand geraubt,
Und Rotbart neigt dem Sänger in tiefem Ernst das Haupt.

Da spielte auf der Fiedel ein Mönch mit lautem Klang,
Des Sang erst traut, dann heilig sich auf zum Himmel schwang:
„Ich sang in meiner Jugend von Liebeswonn' und Weh,
Da grüßte so die Liebste Wernher von Tegernsee:

„Du meine reine Eine, die Liebste mein ich grüß',
Ich bin dein, du Meine, des sollst du sein gewiß,
Bist mir im Herz beschlossen. Ich hab das Schlüsselein
Dazu verlor'n, drum mußt du allzeit darinnen sein.

„Der Erde Blumen welken und blüh'n sie noch so schön,
Die stirbt vom Sonnenglühen, die bricht des Sturmes Wehn.
So dacht' ich in der Seele, — da hat's in mir getagt:
Der heil'gen Himmelsblume, die Mutter war und Magd,

„Der tönet jetzt alleine aus tiefster Brust mein Sang:
Als ihr geboren wurde, der Todesnacht bezwang,
Erblüht' der Weinstock, Honig und Milch der Erd' entfloß,
Der arme Mensch ward wieder von Engeln der Genoß.

„Du wunderedle Lilie, von Unschuld gar betaut,
Du Sanfte und Gewalt'ge, o süße Gottesbraut,
Du Blüte und du Knospe, du schatt'ge Rosenlaub',
Du wahre Weintraube und keusche Turteltaub',

„Du hast uns den geboren, der Löw' und Lamm zugleich;
Geleit' uns einst, Maria, zu ihm ins Himmelreich!"
Als er geendigt hatte, erhub begeist'rungsvoll
Der ernste Spervogel sein Loblied, daß es scholl:

„Er ist so gar gewaltig und stark, der heil'ge Christ,
Der Weihnacht kam zur Erde. Ihn lobet, was da ist,
Bis auf den finst'ren Teufel. Dem war es nicht zum Heil;
Da er so übermütig, ward Hölle ihm zu teil.

„Dir sind des Waldes Wurze, der Erde Erz bekannt,
Der Abgrund und die Höhe. Sie schuf ja deine Hand,
O Herr, mit einem Winke. Heil ihm, der dich erkennt,
Den alle Himmelsscharen nie preisen an ein End'."

Die Sänger wissen vieles. Sie singen traut und klar
Des Herzens Heimlichkeiten, und was vor manchem Jahr
Von Heldenhand geschehen, so hoch in Lust und Leid,
Das künden sie in Liedern begeistert spät'rer Zeit.

Der weise **Pfaffe Konrad** war solch ein Sängersmann,
Der aus entschwund'nen Tagen viel Wissen sich gewann
Von Karl, dem deutschen Kaiser, dem hehren Gottesheld,
Und Roland seinem Recken, dem stärksten Mann der Welt.

Auf leuchtet heut sein Auge, als ihm die Seele riet,
Vor allem Volk zu singen des Roland Sterbelied;
Wie noch von Durandarte floß Heidenblut im Thal,
Bevor die Ritterblume verblüht bei Ronceval.

Im Liede tönte wieder des letzten Kampfes Schall,
Wie Roland dort gefallen mit seinen Mannen all,
Und wie so wundermächtig, bevor der Tod ihn zwang,
Bis hin zum Kaiser Karol sein Horn Olfant erklang.

Er kündet, wie in Treue er sich noch aufgerafft,
Die Freunde zu begraben mit letzter Lebenskraft,
Wie er sein Horn zerschmettert an eines Heiden Haupt,
Der gierig sich ihm nahte und ihn schon tot geglaubt.

Dann setzt er sich zum Sterben auf einen Felsenstein.
Wie in den Siegestagen warf noch so grimmen Schein
Sein Schwert, die Durandarte: sie leuchtet hell und hehr.
Wohl ward dem treuen Kämpen vom Schwert der Abschied schwer.

Den lieben Herrn befahl er noch Gott im ew'gen Reich, —
Da brach sein Aug', — es wurde die Heldenwange bleich.
Auf seine Brust sank nieder das Haupt im Tode schwer:
Bald zog er mit den Engeln voran des Himmels Heer.

Das kräft'ge Lied verhallte in frommem Jubelton',
Hoch pries es alle Streiter, die sich die Martyrkron'
Im heil'gen Kampf erworben zu Christi Ruhm und Preis.
Als er sein Lied geendet, da nahte sich dem Kreis

Der blutjunge Sänger **Wolfram von Eschenbach**,
Der erst bei diesem Feste erhielt den Ritterschlag.
Auf seiner ernsten Stirne, umwallt von dunklem Haar,
Da thronte der Gedanke, durchdringend, forschend, klar.

Er sang zu seiner Harfe, wie mit dem Morgenlied
Ein Wächter von einander zwei treue Herzen schied.
Sein tiefes Auge senkte sich wieder wie im Traum
Nach dieser Tageweise. Doch paßt' die Weise kaum,

Obgleich sie viele lobten, zu seinem Angesicht,
Aus dessen schönen Zügen tiefernstes Denken spricht.
In seinen spät'ren Jahren hat er mit Geisteskraft
Zu einem Wunderliede sich mächtig aufgerafft.

Wie Zweifel oft beweget des schwachen Menschen Brust,
Und wie den Glauben blendet der Glanz der Weltenlust.
Von treuen Weibes Liebe, von Mutterherzens Leid,
Und von dem heil'gen Grale, der alles Heil verleiht,

Der durch den Glauben tötet des Zweifels Seelenschmerz,
Und der durch Wonne heilet das wunde Menschenherz;
Das alles sang er einst noch mit tief durchdachtem Wort,
Des Liedes Klänge tönten durch manch Jahrhundert fort.

Wer aber kann verkünden die edlen Namen all,
Die dort das Ohr ergötzten mit ihrem Liederschall;
Mit andern Minnesängern hat auch sein Lied vereint
Herr **Friederich von Husen** der Frauen holder Freund:

„Ahi, wie glänzt die Heide! Verschwunden ist der Schnee,
Es leuchtet in die Augen der weiß' und rote Klee.
Allüberall ist Singen und Klingen auf der Au:
Mein Herz wird auch ein Vöglein und preist die schönste Frau.

„Schweig, Herzensvöglein, schweige, laß nur dein Singen sein.
Was soll dir Maienwonne, was soll dir Blütenschein?
Wenn all die Vöglein trauern, wenn wieder welk die Au,
Das gleichet meinen Freuden. Mich flieht die schönste Frau!“

Der **Pfaffe Lamprecht** war es, der jetzt im Kreise stand,
Dem war von Alexander die Wundermär bekannt,
Dem mächt'gen Volkesfürsten, der alles Land bekriegt,
Bis er die Welt im Sturme mit seinem Schwert besiegt.

Da sich nun auf der Erde nichts mehr erringen ließ,
Wollt er zuletzt erobern sogar das Paradies.
Das läßt sich nicht erobern mit Herzens Gierigkeit,
Das kann man nur betreten, umhüllt vom Demutskleid.

Solch Kleid war nie sein eigen. Da ging er in sich ein
Und wollte sich bekehren. Das Kriegen ließ er sein,
Gesetz und Weisheit pflegt er und sprach im Lande Recht
Und ward ohn' alle Gierheit in Demut Gottes Knecht.

Doch als er sterben mußte, dem alles unterthan,
Da war um nichts er reicher als auch der ärmste Mann,
Obgleich er in dem Leben die ganze Welt bezwang,
So blieb ihm nichts von allem als Erde sieben Schuhe lang. —

So kam des Tages Mitte. Im vollsten Sonnenglanz
Erstrahlte das Gefilde. Der goldne Dichterkranz
Versandt aus weißen Händen weithin den laut'ren Schein.
Wer mochte nun der Sieger von all den Sängern sein?

Da siehe! Hochgestaltet, doch allen unbekannt,
Trat jetzt hervor voll Hoheit ein Mann in dem Gewand
Der **fahrenden Gesellen**. Er kam aus **Volkes Schar**.
Von seiner mächt'gen Stirne warf er zurück das Haar.

Aus seiner Harfe Saiten, da quoll zuerst hervor
Solch wunderlieblich Tönen, wie nimmer Menschen Ohr
Bis diesen Tag vernommen; doch ahnungsvoller Schmerz
Durchzog schon wie im Traume der jungen Unschuld Herz.

Der Frauen Busen dehnten, die Herzen sehnten sich
Bei all der Liebeswonne, bis, ach, der Held erblich
Von grimmen Mördershänden. Vor Schrecken wurden fahl
Der Holden lichte Wangen; die Männer zückten den Stahl.

Ein unaussprechlich Lieben und nimmer endend Leid,
Und Treue bis zum Tode, dem Helden sich geweiht,
Verrat und grauses Morden und steten grimmen Haß,
Der Rache Gier besang er, wie sie das Herz zerfraß.

Griff er in seine Saiten, woraus die Töne quoll'n,
Bald traulich, wunderlieblich und bald wie Donners Groll'n,
So griff er auch gewaltig in jedes Menschenherz:
Das jauchzte dann vor Freude, das seufzt' dann auf vor Schmerz.

Und immer mächt'ger schwollen des Liedes Ströme an,
Die stolz'sten Herzen wurden dem Sänger unterthan.
Der Zeit ward ganz vergessen, des Lebens Lust und Plag'
Versanken vor dem Zauber. Schon neigte sich der Tag;

Gleich einer Jungfrau Träumen begann den weiten Lauf
Die sanfte Morgensonne, sie stieg so freundlich auf.
Jetzt aber ging sie unter mit blutrotem Schein,
Und düst're Schatten hüllten die Fluren schaurig ein.

So ward das sanfte Feuer der Liebe Racheglut,
Da tranken grimme Helden erschlag'ner Mannen Blut,
Und kämpften bis ans Ende voll Trotz und Todeslust.
Ein furchtbar schönes Tönen entstieg des Sängers Brust.

Da waren auch die Stolz'sten erlegen vor dem Tod,
Es hatten alle Leute Jammer und Herzensnot.
Mit Leide war beendet die schöne Lustbarkeit,
Wie die Freude Leiden stets am letzten Ende leiht.

Der Abendsonne Strahlen umglühten wie ein Kranz
Das Haupt des Sänger-Königs mit ihrem letzten Glanz:
Es blendet fast die Augen die mächt'ge Lichtgestalt;
Es beugten sich die Seelen des Dichters Allgewalt.

Der Kaiser und die Mannen, Beatrix und die Frau'n,
Die saßen all versunken in Wehmut und in Grau'n,
Sie haben nie vergessen das Lied bis an den Tod:
Sie hatten dort vernommen der **Nibelungen Not!**

Die Sonne war verschwunden mit ihrem letzten Strahl,
Im Dunkel war versunken Strom, Berg und Thal.
Die Kaiserin Beatrix erhob noch bang und bleich
Hoch in die Luft zum Lohne den Kranz, von Gold so reich.

Doch keinen sah man nahen dem schönen Siegespreis;
Der Sänger war verschwunden schon spurlos aus dem Kreis.
All Suchen war vergebens. Die Harfe man nur fand,
Die von des Meisters Händen im Volk verlassen stand.

Aus tiefem Traum erwachend, sprach Rotbart von dem Thron:
„Der Töne mächt'ger Herrscher verschmäht den armen Lohn,
Den wir ihm bieten können, wir Fürsten dieser Zeit.
Er zwingt als Herr die Geister, sein Reich ist Ewigkeit.

„Der Meister aller Geister kann lohnen ihm allein:
Und wär ich nicht der Rotbart, möcht' ich der Sänger sein!"
Die holde Frau Beatrix zerpflückte mit der Hand
Den Kranz, bewegt von Trauer, daß schon so bald entschwand

Der deutsche Sänger-König. Dann blickt sie auf und sprach,
Indem sie aus dem Kranze Gezweig und Blätter brach:
„Dem Aug' entschwand die Sonne mit ihrem hehren Glanz,
Doch funkelt hoch am Himmel der lieben Sterne Kranz;

„Die teilen sich voll Liebe der großen Sonne Schein
Und strahlen Trost und Hoffnung in aller Herz hinein."
Da gab sie jedem Sänger ein Blatt, ein Zweigelein.
„Das möge," sprach sie huldvoll, „zum Angedenken sein."

Die Zeiten kamen, gingen, schon manch Jahrhundert schwand,
Die Harfe blieb verlassen, weil keiner sich noch fand,
Der seine mächt'gen Griffe dem Meister abgelauscht,
Des starke Hand bewält'gend das Saitenspiel durchrauscht.

Den Meister aber wurde kein Auge mehr gewahr,
Sein Name blieb verborgen den Menschen immerdar:
Sein Lied wird nie verklingen, so lange Gott die Welt
In ihren alten Fugen mit waltendem Arme hält!

Walter von der Vogelweide als religiöser und politischer Dichter.*)

Tugent und reine minne,
Swer die suochen wil,
Der sol komen in unser lant: Da ist wünne vil.
Lange müeze ich leben dar inne!

Unter den vielen Liederdichtern des Mittelalters wird Walter von der Vogelweide mit Recht als der vielseitigste und geistreichste gepriesen. Nicht nur im eigentlichen Minnegesange zeichnet er sich aus, indem er alle Töne desselben

*) Vergl. Dr. Hermann Siebert.

anschlägt, von dem zierlichen höfischen Minneliede bis zum volksmäßigen, launigen, ja, ausgelassenen Gesange, sondern mehr noch übertrifft er alle Zeitgenossen durch Vielseitigkeit in der Wahl seiner Stoffe. Der Minnegesang genügte ihm nicht, sein Herz schlug vor allem der Religion und dem Vaterlande. Das Lob Gottes, die Verehrung der Gottesmutter und der Heiligen, das Versenken in die Geschichte des Gekreuzigten und in die von ihm verkündete Heilslehre, das Aussprechen seiner frommen Gedanken und Empfindungen bildet ebenso den Inhalt seiner Dichtungen wie die Verherrlichung von Deutschlands Ehre, Macht und Größe und wie die Gedanken über des Kaisertumes Bedeutung. Wie aber in der deutschen Geschichte kirchliche und politische Verhältnisse auf die mannigfachste Weise verbunden sind, wie religiöse und patriotische Gesinnungen vielfach durch diese Verschlingungen beeinflußt werden, wie Kaisertum und Papsttum in ihrer Geschichte und ihrer Entwickelung nicht voneinander zu trennen sind: so zeigen auch viele religiösen Dichtungen Walters sich beeinflußt durch die staatlichen Dinge, und manche politischen Gedichte erhalten ihre Färbung durch die kirchlichen Zustände. Es erscheint in dieser Hinsicht Walter als das echte Kind seiner Zeit. Aus dem öffentlichen Leben heraus sind seine Lieder entstanden, und für das öffentliche Leben, sowohl in religiöser wie in politischer Hinsicht, waren sie bestimmt. Darum spiegeln sich die treibenden und bewegenden Kräfte seiner Zeit lebendiger und treuer in seiner Poesie als in den geschichtlichen Urkunden.

Was zunächst seine religiösen Dichtungen anbelangt, so ist in vielen seiner Lieder die wahre Frömmigkeit, die in der Erkenntnis Gottes, in dem Bedürfnisse seiner Anbetung, in der Sehnsucht des Geschöpfes nach dem Schöpfer, in dem Empfinden des Abstandes zwischen dem Ewigen und dem Endlichen sich kenntzeichnet, so recht erkennbar.

O mächtiger Gott, dein Wesen ist so hoch und weit,
Bedächten wir's, daß wir nicht nutzlos Müh' und Zeit
Verlören! Ungemessen ist dir Macht und Ewigkeit.

Ich weiß an mir wohl, daß auch andre viel danach gerungen,
Doch immer blieb es unsern Sinnen Unerforschlichkeit.

Du bist zu groß, du bist zu klein, drum ist's mißlungen,
Thor, der Tag und Nacht durchspäht die Dämmerungen,
Will er wissen, was nie ward gepredigt noch gesungen?

Wie in diesem Gedichte Walter niedersinkt in demütiger Anbetung vor der Unerforschlichkeit des Unendlichen, den kein menschlicher Verstand erklären kann, so erkennen wir ihn in dem schmucklosen, kindlich frommen Morgengebete als einen der Hilfe des Herrn Vertrauenden und seine Hut Erflehenden.

Mit Segen laß mich heut erstehn,
Herr Gott, in deinem Schutze gehn
Und reiten, wohinaus mein Weg sich kehrt;

Herr Christ, an mir gib an den Tag,
Was deiner Güte Kraft vermag,
Und steh mir bei zu deiner Mutter Ehre.

Wie ihr der Engel half, der gute,
Und dir, der in der Krippe ruhte,
Jung als Mensch, als Gott so alt,
So schütz' auch mich, daß man nicht falsch mich finde,
Noch gegen deine Liebe kalt.

Dieselbe Eigentümlichkeit finden wir in dem mit folgenden ernsten Worten schließenden Liede:

O, der du bist
Ob allem, was da ist
Im Weltvereine,
Der durch dich Bestand gewinnt.

Verleih mir, Christ,
Daß ich in kurzer Frist
Dich lieb' und meine
Wie dein auserwähltes Kind.

Ich war mit seh'nden Augen blind,
Thörichter als ein Thor gesinnt,
Barg sich der Welt auch meiner Sünden Zahl.

Ach, mach mich reine,
Eh mein Gebeine
Sich senken muß in das verlorne Thal.

Wir finden aber auch noch in diesen Worten, daß dem Dichter die christliche Heilslehre nicht als etwas Fremdes gegenübersteht, sondern daß er sie mit der ganzen Wärme seines Herzens in sich aufgenommen hat. Diese Thatsache ist aus zahlreichen andern Stellen seiner Lieder ersichtlich, hier seien nur noch zwei auf die Leidensgeschichte des Gottmenschen sich beziehende Strophen angeführt:

I.

Sündhafter Mensch, du sollst der großen Not gedenken,
Die Gott um uns erlitt, und sollst dein Herz in Reue senken.
Mit scharfen Dornen ward sein süßer Leib versehret;
Noch mannigfalt ward seine Marter an dem Kreuz gemehret;
Drei Nägel schlug man ihm durch Füße und durch Hände.

Mariens Schmerz war ohne Maß und Ende,
Als sie des Kindes Blut zu beiden Seiten fließen sah.
Leidvoll trauernd sprach vom Kreuze Jesus da:
Mutter, deine Schmerzen sind mir ja
Ein zweiter Tod; Johannes, du der Lieben Tröstung spende.

II.

Der Blinde*) sprach zu seinem Knechte: „Du sollst kehren
Den Speer zu seinem Herzen und der langen Marter wehren."
Da wandte man den Speer gegen den Herrn der Erde;
Maria vor dem Kreuze stand mit schmerzlicher Gebärde;
Da verlor sie Farb' und Kraft in bitterlichen Nöten,
Als sie so jämmerlich ihr Kind sah töten,
Und Longin den Speer ihm in die reine Seite stach.
Ohnmächtig sank sie hin und hörte nicht noch sprach.
In diesem Jammer Christi Herz zerbrach;
Das Kreuz begann sich da mit seinem süßen Blut zu röten.

Werfen wir nun einen Blick darauf, wie auf der eben gekennzeichneten religiösen Grundlage Walters sich seine Lebensauffassung gestaltete. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", das ist das alte und doch nie veraltende, stets untrügliche Kennzeichen echter Frömmigkeit. Unseres Dichters Frömmigkeit besteht diese Probe, sie bewährt sich im Leben und entfaltet sich zu einer tüchtigen Gesinnung, zu einer besonnenen, gesunden Weltanschauung; aus ihr erwächst ein thatkräftiger, ernster Charakter, der christliche Tugend in Wort und Werk nicht nur schätzt, sondern auch zu üben weiß.

*) Der Dichter schließt sich der Legende an, daß der römische Hauptmann Longinus, der die Seite Christi durchbohrte, blind gewesen sei. Durch das am Lanzenschafte herabfließende Blut soll er das Augenlicht wieder erhalten haben.

Zwei Angelpunkte sind es, zwischen denen sich Walters sittliche Lebensauffassung bewegt: auf der einen Seite das lebendige Bewußtsein von der Vergänglichkeit des Irdischen, auf der anderen die zuversichtliche Gewißheit, daß Gottes Huld und Ehre das höchste Gut ist, welches den Menschen zu teil werden kann.

Wenn ein leichterer Sinn sich an der flüchtigen Erscheinung der Dinge und an dem frohen Genusse des Augenblickes genügen läßt, so blickt ein ernsteres Gemüt tiefer, erkennt, daß die Vergänglichkeit das Los alles Irdischen ist, und verliert das Bewußtsein von der Unbeständigkeit und Flüchtigkeit des Daseins nie aus dem Auge. Dieses wehmütige Gefühl hat in der deutschen Dichtung vielfach Ausdruck gefunden (vergl. Schillers Kassandra, Lied von der Glocke). So geht auch durch Walters Poesie ein Zug wehmütigen Nachdenkens. Oft erhebt er Klage über die Unbeständigkeit alles irdischen Glückes, über den Wankelmut und die Falschheit der Welt, über die unzertrennliche Verbindung von Freud und Leid. Niemand kann hier Freude finden, sie zergeht wie der lichten Blumen Schein; darum soll sich das Herz nicht mehr nach falschen Freuden sehnen. Die Welt ist von außen lieblich und einladend, aber innen hohl und leer, schwarz und finster gleich der Farbe des Todes; was sie bietet, kann der Seele keine dauernde Befriedigung gewähren, sie nimmt wieder, was sie gegeben hat, wer ihr folget, der armet seine Seele.

Diesen hinfälligen Gaben der Welt gegenüber ist das einzige bleibende Gut, welches dem Menschen dauerndes Glück, ewiges Heil verleiht, Gottes Huld und Ehre. Ohne sie hat aller irdische Besitz keinen Wert, also daß derjenige, der da weiß, was zu seinem wahren Frieden dient, eher sein irdisches Gut, Leben, Weib und Kind hingibt als den Besitz der Gnade Gottes.

Von diesen beiden Voraussetzungen aus läßt sich der

Dichter in der sittlichen Beurteilung der Dinge leiten, von hier aus läßt er die Rangordnung seiner Interessen bestimmen. Er sieht es als selbstverständlich an, daß der christliche Glaube sich in einem christlichen Leben bewähre, und beklagt es aufs tiefste, wo beides nicht zusammenstimmt. „Christentum und Christenheit," — so sagt er —, „wer diese schnitt zu einem Kleid in gleichem Maße lang und breit wie Lust und Leid, der will auch, daß wir trachten, wie wir in Christo christlich leben; was er zusammen hat gegeben, das wollen wir nicht scheiden; denn wer sich einen Christen heißt und das nicht durch die That erweist, der gleicht wohl halb den Heiden. Das ist unsere größte Not, das Wort ist ohne Werke tot, nun helf' uns Gott zu beiden." Der Widerspruch zwischen Glauben und Leben trat zu seiner Zeit am grellsten bei den Vertretern der Kirche hervor, gegen sie wendet er sich deshalb auch mit größter Entrüstung:

So sehr im Argen lag die Christenheit wohl nimmer:
Die sie belehren sollten, die sind selber noch viel schlimmer.
Es wär' zu viel, geschäh' von dummen Laien das;
Sie sünd'gen ohne Furcht und Scheu, drum trifft sie Gottes Haß.
Sie weisen uns zu Gott und sind in Satans Schlingen;
Sie sagen uns, die ihren Worten gingen,
Nicht ihren Werken nach, die würden sicher dort gedeih'n.
Die Pfaffen sollten reiner als die Laien sein.

Wer aber die Gottesliebe von der Menschenliebe trennt und in Gott zwar seinen Vater sehen möchte, aber nicht in dem Nächsten seinen Bruder, der ist dem Dichter kein wahrer Christ:

Wer ohne Scheu und Furcht, o Gott,
Will sprechen deine zehn Gebot'
Und doch sie bricht, dem fehlt die wahre Minne.

Gar mancher dich wohl Vater nennt;
Wer mich als Bruder nicht erkennt,
Der spricht das heil'ge Wort aus sünd'gem Sinne.

Mit Ernst mahnt daher der Dichter an das jüngste Gericht, in welchem jeder selbst für seine Werke einstehen muß, wo er weder Pfand noch Bürgen stellen kann. In schlaffer Trägheit kann niemand dem Ziele sittlicher Vollkommenheit sich nähern, sondern nur durch die ernste Arbeit der Selbstüberwindung. Wer sich selbst besiegt und alle seine Glieder in steter Zucht zu halten weiß, der gewinnt einen größeren Sieg als der, welcher Löwen und Riesen bezwingt. Erborgte Zucht und scheinheiliges Wesen können wohl eine zeitlang vor den Menschen glänzen, doch der Schein verschwindet bald. Bei all diesen strengen Anforderungen an das sittliche Streben aber bleibt Selbstüberhebung dem gesunden Sinne Walters fremd, er ist kein frömmelnder Heuchler, er weiß, daß er von dem hohen Ziele der Vollkommenheit noch weit entfernt ist, und mit edler Aufrichtigkeit bekennt er, daß er der wahren Gottes- und Nächstenliebe noch ermangele, daß er das hohe Gebot der Feindesliebe nicht zu erfüllen vermöge und bittet Gott, daß er seine Sinne berichte und ihm seine Schuld vergebe. Die Notwendigkeit wahrer Herzensreue, ohne die keine Sünde vergeben werden kann, hebt er mit ernsten Worten hervor: „Wie schlecht besteht der Thor einmal, der nicht um seiner Sünden Zahl im Herzen fühlt der Reue Qual! Nie tilgt der Herr der Sünde Mal, die nicht gereut zu aller Stund' hinab bis auf des Herzens Grund. Uns allen ist die Lehre kund, daß keine Seele wird gesund, die von der Sünde Schwert ist wund, schließt sie mit Reue nicht den Bund." Gottes Geist ist es, der in empfänglichen, ihm nicht widerstrebenden Seelen wahre Reue entzündet: „Wo er die Reue gerne weiß, macht er die Reue glühend heiß; ein wildes Herz er also zähmt, daß es sich aller Sünde

schämt. Uns sei vom Vater, sei vom Sohn der heil'ge Geist geschickt, daß er mit seiner süßen Flut ein dürres Herz erquickt."

Aus zahlreichen anderen Gedichten ergibt sich, daß das Urteil Walters über die verschiedenen Verhältnisse des menschlichen Lebens ebenso auf umfassender Welt- und Menschenkenntnis wie auf sittlicher Grundlage beruht.

Vor allen Dingen empfiehlt er das Maßhalten (diu mâze). Er warnt davor, sich über die Schranken, welche einem jeden durch das Sittengesetz, durch Alter, Geschlecht und Stand gezogen sind, zu überheben (diu unmâze). Wer in übermütiger Selbstüberhebung mehr sein will, als er ist, wird gedemütigt. Denn vor Gott haben Vorzüge des Standes und der Geburt keine Geltung, der Tod macht alle Menschen gleich. — Wer im Trinken Maß zu halten weiß, dem fällt Glück, Heil und Segen (diu saelde) zu, Unmäßigkeit schadet an Leib, Gut und Ehre, führt zu Sünde und Schande; wer so trinkt, daß er weder Gott noch sich erkennt, der bricht Gottes Gebot. — Übermaß in Reichtum und Armut ist gleich gefährlich, großer Reichtum reizt den gesinnungslosen Menschen zum Übermute und zur Verachtung der Zucht, große Armut drückt den Geist nieder. Daher soll man das Verlangen nach irdischem Gute beschränken, aber auch nicht gleichgiltig soll man das, was man besitzt, verachten und verschleudern, man soll sich vor Habsucht ebenso wie vor Verschwendung hüten. — Gegebenes Versprechen muß man erfüllen, daher wird ein besonnener Mann im Versprechen Maß halten und lieber eine Bitte abschlagen, wenn er voraussieht, daß er eine Zusage nicht einlösen kann. — Auf Mannesschönheit Wert zu legen, ist verächtlich; Manneswert beruht auf innerer Tüchtigkeit. Dem Manne ziemt es, kühn, milde, beständig (staete) zu sein. Man muß den Menschen ins Herz sehen, wenn man sie erkennen will. Niemand soll nach der äußern Farbe loben. — Freundschaft muß durch

eigene Tüchtigkeit erworben werden und hat darin auch vor der nächsten Blutsverwandtschaft den Vorzug; denn diese fällt uns ohne Verdienst durch die Geburt zu und ist ohne Freundschaft doch wertlos. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen wahrer, beständiger und falscher, wankelmütiger Freundschaft. Falsche Freunde verlassen uns in der Gefahr. Gewissen, Freund und erprobtes Schwert erkennt man in der Not. — Wahre Minne wirkt veredelnd auf den Menschen und kann sogar den Weg zum Himmel ebnen.

Aus diesen seinen Gedichten entnommenen charakteristischen Eigentümlichkeiten ist Walter als ein Mann erkennbar, der in wahrer, im Leben sich bewährender Religiösität gefestigt und mit allen guten und schönen Eigenschaften ausgestattet ist, die einen zielbewußten und edel angelegten Mann zu zieren pflegen. Derselbe wird aber jedem wahren Deutschen noch näher treten, wenn er die echt patriotische Gesinnung desselben genauer betrachtet. Walter liebt das deutsche Land, er ist stolz darauf, ein Deutscher zu sein. Er glüht für Deutschlands Ruhm und für die deutsche Ehre, für die Ehre der Kaiserkrone. Er besitzt ein Herz, das treuer und wärmer für Deutschland schlägt, als wohl je eines für die heimischen Lande und für das deutsche Volk geschlagen. Und wie weiß er den Preis deutscher Männer und deutscher Frauen zu singen:

Lande hab' ich viel geseh'n,
Nach den Besten blickt' ich allerwärts;
Übel möge mir geschieh'n,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch;
Wenn ich lügen wollte, lohnte es mir auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör' ich, daß sie besser hier
Sind als and'rer Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Engelgleich das deutsche Weib und rein;
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein;
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm in unser Land, wo es noch beide gibt;
Lebt' ich lange nur darinne!

Aber Walter blieb nicht bei dem dichterischen Preise Deutschlands stehen, er hat selbst, indem er seine Kunst in den Dienst des Vaterlandes stellte, thätigen Anteil an dem öffentlichen Leben seiner Zeit genommen. Er hat als ein begeisterter Kämpfer für Wahrheit und Recht fast ein Menschenalter hindurch mit mannhaften Worten eingegriffen in jenen großartigen Streit zwischen Hierarchie und Kaisertum, in welchem unser schönstes Kaiserhaus, das der Staufer, seinen Ruhm und seinen tragischen Untergang fand.

Walter hatte noch die glanzvolle Zeit des ersten Friedrich erlebt, er hatte den Sohn des Rotbart die Wege des Vaters wandeln und die Macht des Kaisers zu einer wirklichen Weltmacht emporwachsen gesehen, er erlebte es aber auch, daß nach dem Tode Heinrichs VI. der Sohn des von Barbarossa gedemütigten Welfen nun mit des großen Friedrichs Sohn, mit Philipp von Schwaben, in langjährigem unseligen Bürger-

kriege um Deutschlands Krone sich stritt. Dieser Kampf aber wurde ein so häßlicher, so aussichtsloser, so alle Gewissen beengender, weil die Kirche, ihre weltlichen Zwecke weit höher stellend als die vom Stifter der christlichen Religion, — der gesagt hatte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," und der selbst nicht hatte, wohin er sein Haupt legen sollte, — als die von Christus ihr gestellte Aufgabe, immer von neuem die schon stumpf gewordenen Waffen schärft und den ermüdeten Arm zu neuem Schlage antreibt. Jetzt wird das wahrhaft fromme, das von heißer Vaterlandsliebe durchglühte Herz des Dichters mit bitterm Weh erfüllt über den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte. Jetzt erhalten seine sonst so demütigen, milden, frommen religiösen Gedichte jene Bitterkeit gegen die entarteten Verkündiger der Religion, wie sie das Seite 123 mitgeteilte Gedicht bekundet, jetzt werden seine sonst so freudig der Ehre und dem Ruhme des Vaterlandes gesungenen Lieder mit einem Zuge tiefer Wehmut erfüllt über die trostlosen Zustände oder mit scharfer Bitterkeit gegen die Urheber und Beförderer dieser Verhältnisse. In einem Spruche zeichnet er sich selbst, wie er, in Trauer versunken, auf einem Steine sitzend, das Haupt in seine Hand gestützt, des Vaterlandes Not überdenkt und beklagt: „Untreue hält Hof und Leute, Gewalt fährt aus auf Beute, so Fried' als Recht sind todeswund." Ja, er sieht in dem Elende ein Vorzeichen des Nahens des jüngsten Tages:

Nun wachet all'! Es naht der Tag,
Vor dem die Welt wohl zittern mag:
Die Christenheit, die Juden und die Heiden.

Der Zeichen sind schon viel geschehn,
Daran sein Kommen wird ersehn,
Wie uns die Schrift in Wahrheit kann bescheiden.

Die Sonne hat den Schein verkehret,
Untreu' den Samen ausgeleeret
Überall in Feld und Hain.
Der Vater bei dem Kind Untreue findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget,*)
Die Geistlichkeit in Kutten trüget,
Statt Gott der Menschen Herz zu weih'n.
Gewalt siegt ob, des Rechtes Ansehn schwindet.
Wohlauf, hier frommt nicht müßig sein!

Die Quelle dieser Auflösung erkennt Walter in dem unseligen Doppelkönigtume und in der Politik des römischen Stuhles. Klagend sagt er:

sô wê dir, tiusche zunge,
wie stêt dîn ordenunge,
daz nû diu mugge ir künec hat,
und daz dîn êre also zergât!**)

Strafend weist er darauf hin, daß selbst in dem Leben der Natur da, wo Kampf und Streit ist, auch Eintracht und Ordnung herrsche und viele Geschöpfe einem Oberhaupte gehorchen. Wehe ruft er über Deutschland, daß es herrenlos und ohne festes Recht dastehe. Wer der rechte Herr sein sollte, darüber konnte ihm kein Zweifel kommen: auf der einen Seite ein Pfaffenkönig, welcher von der Partei der

*) Man vergleiche mit dieser Schilderung des christlichen Dichters die aus der heidnischen Urzeit stammende:

Brüder befehden sich und fällen einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen.
Unerhörtes ereignet sich; großer Ehebruch;
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, eh' die Welt zerstürzet.

**) Vergl. Vorwort S. 7.

Welfen aufgestellt war, der im Auslande und in fremder Sitte erwachsene, unbeliebte und rohe Otto IV., auf der andern Seite der milde und leutselige Philipp von Schwaben, ein Staufer, eines Kaisers Bruder und eines Kaisers Kind, der schon in seiner edlen äußern Erscheinung Heinrich VI. nicht unähnlich und dazu auch, worauf man großes Gewicht legte, im Besitze der Reichsinsignien war, während Otto zu Aachen mit falschen Abzeichen der Würde gekrönt worden war. Nur bei Philipp konnte Walter das Recht sehen, und darum ruft er die deutschen Fürsten auf, ihm die Krone des Reiches aufs Haupt zu setzen. Und als die Krönung bald nachher in Mainz stattfand, da sang der Dichter, der wohl selbst bei der Feier zugegen war, sein Lied zum Preise des jungen süßen Mannes, dessen Haupt mit der Krone geschmückt war, in welcher der kostbare, der Sage nach aus einem hohlen Berge des Orientes stammende und wegen seiner Unvergleichlichkeit an Größe und Wert „der Waise" genannte Edelstein als der Leitstern aller Fürsten in neuem Glanze strahlte.

Nach Jahresfrist hatte Philipp soweit Anerkennung gefunden, daß er während einer Pause des Krieges in Magdeburg das Weihnachtsfest feiern konnte. Walter war auch hier anwesend und verherrlichte die Feier mit seinem Gesange. In einem farbenhellen Gemälde, den altdeutschen Bildern auf Goldgrunde ähnlich, zeichnet er den nach dem Dome sich bewegenden festlichen Aufzug, in dem der edle Staufer und seine Gemahlin Irene, „die Rose ohne Dorn, die Taube ohne Galle", (vergl. Bd. I, Seite 508) wie Sonnen unter den Sternen hervorleuchten.

Von größter Bedeutung war es für Philipp und Otto, für welchen von beiden sich das Oberhaupt der Kirche entscheiden würde. Auf dem Stuhle Petri saß der trotz seiner Jugend, — er war erst 37 Jahre alt —, mit solcher Thatkraft und Entschlossenheit auftretende Innocenz III., daß er

wohl daran denken konnte, eine Überordnung der päpstlichen Gewalt über alle weltliche zu verwirklichen. Wie vorteilhaft aber mußte für ein solches Streben die Zwietracht in Deutschland sein. Friedrich Barbarossa und Heinrich VI. hatten mit starker Hand alle Versuche der Hierarchie, das Kaisertum zum Lehen des Papsttumes zu machen, zurückgewiesen. Jetzt konnte eine schlaue Politik die Früchte zeitigen, nach denen schon Gregor VII. seine Hand ausgestreckt, und die seit jener Zeit der Wunsch aller politischen Päpste geblieben. Hätte Innocenz sich auf die Seite Philipps gestellt, so wäre dem Reiche der Bürgerkrieg erspart gewesen. Aber staatsklug hielt er mit seiner Entscheidung zurück, sodaß man nicht wußte, wer sich seiner Gunst zu erfreuen habe; als er aber von Otto die Zusage des **unbedingten** Gehorsames erhalten hatte, entschied er sich für den Welfen und belegte den Staufer mit dem Banne.

Wie dieses weltkluge Thun der höchsten kirchlichen Autorität auf den frommen Walter einwirkte, erkennt man aus folgendem Gedichte:

Zu Rom hört' ich lügen,
Zwei Könige betrügen;
Das gab den allergrößten Streit,
Der jemals ward in dieser Zeit.
Da sah man sich entzweien
Die Pfaffen und die Laien.
Die Not war über alle Not,
Da lagen Leib und Seele tot.
Die Pfaffen wurden Krieger,
Die Laien blieben Sieger;
Das Schwert sie legten aus der Hand
Und griffen zu der Stola Band.
Sie bannten, wen sie wollten,
Nur den nicht, den sie sollten.

Zerstört ward manches Gotteshaus.
Ich hörte fern in einer Klaus'
Ein Jammern ohne Ende;
Ein Klausner*) rang die Hände,
Er klagte Gott sein bittres Leid:
„O weh, der Papst ist allzu jung,
Herr Gott, hilf deiner Christenheit!"

In dem weltlichen Besitze des römischen Stuhles, welchen man von der angeblichen Schenkung Kaiser Konstantins herzuleiten pflegte, sah Walter die Ursache der Übergriffe der geistlichen Macht und den Beginn ihres Verfalles.

Zur Zeit, da König Konstantin
Dem Stuhl zu Rom so viel verliehn,
Speer, Kreuz und Krone, daß er Macht erlangte,

Da rief ein Engel laut: „O weh,
Und aber weh, zum dritten weh!
Die Christenheit, die einst so herrlich prangte,

Der ist ein Gift herabgefallen,
Ihr Honig wandelt sich zu Gallen;
Einst steht die Welt darob verzagt."
Alle Fürsten leben nun mit Ehren,
Indes der Höchste Schmach erduldet.
Das hat der Pfaffen Wahl verschuldet,
Das sei dir, süßer Gott, geklagt!
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren,
Der Engel hat uns wahr gesagt.

In der vaterländischen Dichtung Walters findet sich nach dem Angeführten eine Lücke. Des Staufers Waffen waren siegreich, und immer mehr verließ man in Deutschland die

*) „Die vormalige strenge Frömmigkeit im Gegensatze zu der nunmehrigen Ausartung des geistlichen Standes." (Uhland.)

Reihen seines Gegners. Nun glaubte auch der Papst dem Erfolge Rechnung tragen zu müssen; er nahm den Bann vom Haupte Philipps. Schon schienen für Deutschland friedliche und glückliche Zeiten im Anzuge zu sein, da warf die verruchte Mörderhand Ottos von Wittelsbach das Reich in die alten Wirren zurück.

Sofort kehrte Innocenz zu seiner welfischen Politik zurück. Er forderte die Fürsten auf, in dem frevelhaften Morde ein Gottesurteil zu sehen und Otto IV. als rechtmäßigen König anzuerkennen. Die Deutschen, des Haders müde, folgen dem Rufe, und um so bereitwilliger, als der Welfe sich mit der Tochter des Staufers Philipp verlobt. Da Otto aber bald die Politik seiner Vorgänger befolgte, da er seine Verpflichtungen gegen das Reich höher stellte als die dem Papste gemachten Versprechungen (vgl. Bd. I, S. 397), so ereilte ihn auch das Geschick seiner Vorgänger; er wurde von dem Bannstrahle getroffen, den ein nationaler Kaiser schon nicht mehr vermeiden zu können schien. Nun mußte auch Walter in Otto den rechtmäßigen deutschen Kaiser sehen, und für deutsches Recht, für die Idee des Kaisertumes erhebt er seine Stimme, wenn er für Otto gegen Rom in die Schranken tritt.

Der Dichter begrüßt den aus Italien nach Deutschland zurückkehrenden Kaiser als den Träger der Weltherrschaft, der die Macht hat, zu belohnen und zu bestrafen, als den obersten Richter der Christenheit, als den Stellvertreter Gottes auf Erden, der berufen ist, die Herrschaft des Kreuzes auch den Heiden gegenüber zur Geltung zu bringen. Indem er ihm damit die Sache des hl. Landes ans Herz legt, ermahnt er ihn zugleich, vorher den innern Frieden in Deutschland zu befestigen und die ganze Christenheit zu versöhnen; nichts könne seiner kaiserlichen Macht widerstehen, denn er besitze, — so fügt der Dichter mit Anspielung auf das kaiserliche und braunschweigische Wappen Ottos hinzu —, zwiefache Stärke, des Adlers Tugend und des Löwen Kraft. Mit dieser Auf-

fassung von der kaiserlichen Machtvollkommenheit, die uns zugleich ein Zeugnis ist, daß die Idee von dem imperium mundi (von der Weltherrschaft) nicht nur von den Kaisern vertreten wurde, sondern auch in der Anschauung des Volkes wurzelte, waren die Ansprüche der Hierarchie unvereinbar. Sah doch Innocenz in sich selbst den Stellvertreter Gottes auf Erden, der einen durchgreifenden, nach allen christlichen Ländern sich erstreckenden Einfluß zu üben habe und dem alle Könige und Kaiser untergeordnet seien. „Gleich wie der Mond, der nach Größe und Beschaffenheit, nach Stellung und Kraft der geringere ist, von der Sonne sein Licht bekommt, so erhält auch die königliche Gewalt den Glanz ihres Amtes von der päpstlichen Hoheit.“ In diesem Vergleiche hatte der Papst seine ganzen Ansprüche dem Kaisertume gegenüber zusammengefaßt. In einer Reihe geharnischter Sprüche tritt nun Walter für das gute Recht des Kaisers ein und wendet sich furchtlos gegen die Anmaßungen und Übergriffe Roms, gegen das falsche Spiel, welches Innocenz mit geschworenen Eiden, mit Bann und Weihe trieb, durch welches die Würde und das Ansehen der Kirche untergraben werden mußte. „Herr Papst,“ sagt er, „ich gehorche eurem Gebote, wenn ich dem Kaiser unterthan bin, denn ihr selber habt ja dem Kaiser Gottes Segen gegeben, ihr selbst habt ja der Christenheit geboten, ihm zu dienen. Der Fluch aber fällt auf euer eignes Haupt zurück, denn ihr habt ja gesagt: »Wer den Kaiser segnet, der sei gesegnet, wer ihm flucht, der sei verflucht.« Bedenket um Gottes willen, ob die Ehre des geistlichen Standes dabei zu bestehen vermag.“ Indem er dann diese Doppelzüngigkeit der päpstlichen Partei höhnend vorhält, fordert er sie mit feiner Ironie auf, anzugeben, welcher Ausspruch nun eigentlich gelten solle, und welcher gelogen sei, der alte, der den Kaiser zum höchsten Richter der Christenheit eingesetzt habe, oder der neue, der ihn mit dem Banne belege:

„Gott gibt zum Könige, wen er will.“
Das glaub' ich gern und schweige still;
Uns Laien wundert nur der Pfaffen Lehre:

Was sie vor kurzem uns gelehrt,
Wird nun ins Widerspiel verkehrt.
Nun thut's um Gott und eure eigne Ehre

Und sagt, bei eurer Treue,
Mit welchem Wort ihr uns betrogt;
Beweiset uns das eine recht von Grunde,
Das alte oder neue.
Gewiß ist, daß ihr eines logt.
Zwei Zungen stehen schlecht in einem Munde.

Und sehr wohl weiß Walter, wo die stärksten Waffen zur Abwehr der gegen das Gebiet der weltlichen Macht gerichteten Übergriffe der Hierarchie zu finden sind; er erinnert an das bekannte Schriftwort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

Als Innocenz, nicht zufrieden, Otto mit dem Banne getroffen zu haben, auch dessen Vernichtung erstrebte, als er ihm in der Person des jungen Staufers Friedrich II. einen Gegenkaiser schuf, da war dieser junge Fürst dem Dichter anfangs nur der Pfaffenkaiser. Mit voller Entrüstung wendet er sich aber gegen den Erneuerer des Bürgerkrieges, gegen den Urheber des neuen Elendes. Mit beißendem Spotte läßt er den Papst seine Gedanken selbst aussprechen. Er zeichnet ihn, wie er recht christlich sich ins Fäustchen lacht und seinen Welschen sagt: „Seht, so hab ich's gemacht, zwei Alemannen hab ich unter einen Hut gebracht. Nun müssen sie das Reich zerstören und belasten. Unterdessen füllen wir die Kasten.“ — Der Papst hatte nämlich in den Kirchen Deutschlands einen Opferstock aufstellen lassen, um darin fromme Gaben zur

Beisteuer für den Kreuzzug zu sammeln. Walter sah hierin nur eine List der römischen Habsucht, dieser Wurzel so vieler Übel. Daher läßt er den Papst fortfahren: „Zinspflichtig sind sie meinem Stock, und all ihr Gut ist mein, ihr deutsches Silber fährt in meinen welschen Schrein. Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein und lasset die betrogenen Deutschen fasten!“

Und noch nachdrücklicher redet der Dichter den Opferstock selbst ironisch an:

Sagt an, Herr Stock, hat euch der Papst hierher gesendet,
Damit ihr ihn bereichert und uns arme Deutsche pfändet?
Wenn ihm die Hüll' und Fülle fließt zum Lateran,
So übt er eine arge List, wie er schon oft gethan.
Er sagt uns wieder, wie das Reich verworren stände,
Bis neuen Zins ihm jede Pfarre sende.
Des Silbers, fürcht' ich, kommt nicht viel zur Hilf' in Gottes Land,
Herr Stock, er ist zum Schaden hergesandt,
Ob er in deutschen Landen Thörinnen und Narren fände.

Noch kühner, noch heftiger wird das Wort des freimütigen Sängers, indem er den Papst einen zweiten Judas nennt, welcher den andern mit bösem Beispiele vorangeht und sie zu Habsucht, zu Lug und Trug verleitet:

Wir klagen all und wissen doch nicht, was uns irret,
Seit uns der heil'ge Vater also hat verwirret.
Mit väterlichem Beispiel geht er uns voran,
Wir folgen ihm und weichen keinen Schritt von seiner Bahn.
Nun merke, Welt, was mir daran nicht wohlgefalle:
Geizet er, sie geizen mit ihm alle,
Lüget er, sie lügen alle mit ihm seinen Lug,
Und trüget er, sie trügen mit ihm seinen Trug.
Dies Wort verübelt niemand mir mit Lug.
So kommt der neue Judas gleich dem alten dort zu Falle.

Sowie Walter in diesen letzten Sprüchen nicht nur gegen die Anmaßung des römischen Stuhles in politischer Beziehung, sondern mehr noch gegen die von Rom ausgehenden Mißbräuche der Kirche überhaupt seine Waffen richtet, so eifert er auch in heiligem Zorne gegen die von den Päpsten früher an den Kaisern so bitter getadelte, nun von ihnen selbst so vielfach geübte Simonie: „Hat der Papst“, so sagt er, „St. Peters Schlüssel, warum befolgt er dann nicht St. Peters Vorschrift, daß man Gottes Gabe nicht kaufen oder verkaufen darf? Warum verletzt er dieses Gebot der hl. Schrift? Das lehrt ihn sein schwarzes Buch, das ihm der Höllenfürst gegeben hat. Daß in dieser Zeit, in der von Rom so viel Unheil ausgeht, und die Geistlichen den Laien ein böses Vorbild geben, nicht alle Christen zu schanden werden, das vermag nur Gott durch seine Liebe zu hindern.“

Ein Herz, das sich in diesen Zeiten nicht verkehret,
Da nun der heil'ge Vater selbst den Ketzerglauben mehret,
Dem wohnt ein sel'ger Geist und Gottes Minne bei,
Nun schauet, was der Pfaffen Werk, was ihre Lehre sei.
Werk und Lehre waren einst von gleicher Reine;
Jetzt haben Lehr' und Werk nur das Gemeine,
Daß wir sie unrecht wirken sehn und unrecht hören sagen,
Die uns guter Lehre Vorbild sollten tragen.
Drum mögen dumme Laien wohl verzagen;
Auch fürcht' ich, daß mein guter Klausner sehr darüber weine.

Die höchste Schärfe erreicht Walters heftige Sprache in dem beißenden, aber schwungvollen Spruche, in welchem er das Kirchenoberhaupt als einen im Dienste des Teufels stehenden Zauberer hinstellt. Er vergleicht ihn mit Gerbert, der als Silvester II. (999—1003) auf dem römischen Stuhle saß und wegen seiner hervorragenden Kenntnisse in der Mathematik und den Naturwissenschaften für einen Zauberer ge-

halten wurde. Nach der Sage hatte er sich mit Hilfe des Teufels die höchste Würde der Christenheit verschafft und ward auch zuletzt vom Teufel geholt. So steht auch, sagt Walter, der Papst Innocenz mit dem Teufel im Bunde:

Der Stuhl zu Rom ist wiederum so wohl behütet,
Als von Gerbrecht, dem Zauberer, der einst darauf gewütet.
Doch während jener nur sich selbst der Höll' ergeben,
Gab dieser sich ihr preis und all die Christenheit daneben.
Wir wundern uns, daß Gott noch säumt mit seinen Strafen,
Wir rufen ihm, wie lang' er wolle schlafen.
Sie widerwirken ihm sein Werk, verfälschen ihm sein Wort,
Sein Kämmerer veruntreut seinen Himmelshort,
Sein Richter mordet hier und raubet dort,
Sein Hirte ward zu einem Wolf ihm unter seinen Schafen.

Die scharfen Worte Walters fanden bis an die Grenzen der deutschen Zunge ein Echo; wir wissen aus einem bestimmten Zeugnisse,*) daß seine Gegner ihm den Vorwurf machten, er habe durch seine Worte Tausende zum Abfalle vom Papste verführt und dadurch, was er sonst Gutes gesungen, zu schanden gemacht. Allerdings haben den Dichter die feindlichen Gegensätze des brennenden Kampfes zu einer Heftigkeit verleitet, die das gebührende Maß überschreitet, aber die ruhige Beurteilung wird immer doch anerkennen müssen, daß nur die reine Vaterlandsliebe ihn zu solch scharfen Waffen greifen ließ, von denen er sich einen endlichen Erfolg versprach. Der Kampf, den Walter kämpfte, galt einem hohen Ideale, er stritt für die Idee des nationalen Kaisertumes. Daher war nach der Ermordung Philipps der die hohen Anschauungen der Staufer vom Kaisertume übernehmende Welfe der Held seiner Gedichte, daher verläßt er

*) Aus dem welschen Gast des Thomasin von Zerkläre.

diesen, als derselbe seine Stellung eingebüßt, der Krone Glanz durch seine Niederlage bei Bouvines hatte erbleichen machen und als Schattenkaiser nur ein elendes Dasein fristete. Ein neuer Hoffnungsstern war dem deutschen Vaterlande aufgegangen. Der anfangs dem Dichter als Pfaffenkönig erscheinende Friedrich II. hat die Anerkennung der Nation gefunden, er ist in Aachen feierlichst zum rechtmäßigen Herrscher des Reiches gekrönt worden, er ist der Sohn und der Enkel der Kaiser, welche die Idee von der Weltherrschaft nahezu verwirklichten. Diesem Kaiser schloß sich Walter nun an; mit offenen Armen wurde er von Friedrich aufgenommen. Bald scheint ein ziemlich inniges Verhältnis König und Dichter verbunden zu haben. Das können wir aus der Bitte schließen, die Walter an Friedrich richtete:

Schirmvogt von Rom, Apuliens König, habt Erbarmen,
Daß man bei reicher Kunst mich also läßt verarmen;
Gerne möcht' ich, könnt' es sein, an eignem Herd erwarmen.
Hei, wie ich sänge von den Vöglein dann, den kleinen,
Und von den Blumen auf der Heide, wie ich weiland sang!
Gäb mir ein schönes Weib dann süßen Habedank,
So ließ ich Lilien ihr und Rosen aus den Wangen scheinen.
Nun komm ich spät und reite früh; Gast, weh dir, weh!
Da mag der Wirt wohl singen von dem grünen Klee.
Die Not bedenket, milder Herr, daß eure Not zergeh'.

Friedrich erhörte die Bitte und verlieh dem früher an dem Fürstenhofe der Babenberger in Wien, in der Nähe Philipps von Schwaben, bei den Landgrafen von Thüringen auf der Wartburg lebenden Dichter eine eigne Heimstätte. Jubelnd verkündet dieser seine Freude und seinen Dank: „Ich hab' mein Lehen, alle Welt, ich hab' mein Lehen! Nun fürcht ich länger nicht den Hornung an den Zehen, will auch alle kargen Herren desto minder flehen. Der edle Herr, der

milde Herr hat mich beraten, daß ich im Sommer freie Luft und im Winter Glut gewann. Die Nachbarn seh'n mich jetzt um so viel lieber an."

In den Gedichten aus dieser Zeit zeigt Walter denselben tüchtigen, vaterländischen Sinn wie früher. Die Fürsten, welche durch Selbstsucht und Habsucht den Reichsinteressen schadeten, ermahnt er offen zur Treue. Mit dem Reichsverweser, dem Erzbischofe Engelbrecht von Köln, stand er in naher Verbindung, er preist seine Verdienste um Deutschland und beklagt die ruchlose Ermordung desselben durch den Grafen Ysenburg (vergl. Band I, Seite 424). Den Geistlichen rät er, statt nach irdischen Schätzen zu trachten, zu der früheren Einfachheit und Reinheit des Lebens zurückzukehren und den Armen Almosen zu spenden. Ausdehnung des Reiches Gottes in den Herzen der Menschen, Ausdehnung dieses Reiches durch Wiedergewinnung Palästinas ist jetzt wie zu allen Zeiten das ernstliche Bestreben Walters. Daher wird er auch zum Kreuzprediger. Er spornt, als Friedrich II. zum Zuge in den Orient rüstete, die Unschlüssigen zur Teilnahme an und weist auf die Schande derjenigen hin, welche ohne Grund zurückbleiben. Insbesondere ermahnt er den Landgrafen von Thüringen, mit dem Aufbruche nicht zu säumen. Die so lange verschobene Kreuzfahrt wurde im Jahre 1227 angetreten, aber weil Friedrich II. krankheitshalber sich wieder ausschiffte, traf ihn der Bann (vergl. Band I, Seite 410). Nun riet Walter dem Kaiser, sich in der Ausführung des Kreuzzuges weder durch den Bann noch durch den Mangel an Volk und Gut hindern zu lassen, sondern mutig die Fahrt anzutreten, das hl. Land durch rasche That zu befreien und bald zurückzukehren, um an seinen Feinden gerechte Vergeltung zu üben. Als das, was er von Friedrich wünschte, verwirklicht ward, dann aber die hl. Stadt von dem Interdikte betroffen wurde, da erhob der alternde Dichter noch einmal seine Stimme gegen die päpstliche Tücke, er beklagt das Unheil, welches durch diesen ungerechten Bann über die Kirche gebracht werde, er ruft die Rache des Himmels herab auf alle Feinde des hl. Landes, die offenen wie die versteckten, mögen sie Heiden sein oder Christen:

Dich und die Mutter räche, Herr, der Jungfrau Kind,
An denen, welche deines Erblands Feinde sind;
An allen, Heiland, räche dich, die wider dich gesinnt!
Die Heiden sind es nicht allein, die Ärgernis dir geben,
Die Christen wie die Heiden achte du wie Spreu im Wind!
Wohl schlimm sind, die sich offen gegen dich erheben,
Doch sie gestehen es, daß sie dir nicht ergeben;
Viel schlimmer, welche jene heimlich zu beschützen streben.

So blieb der Dichter bis in sein hohes Alter den großen Angelegenheiten des Vaterlandes zugewendet. Zugleich aber sehen wir seine Blicke mehr von dem Irdischen hinweg auf das Ewige gerichtet. Aus seiner frommen Sinnesart und seinem lebendigen Gefühle von der Vergänglichkeit alles Irdischen erklärt es sich leicht, wie er sich danach sehnt, von der Welt Abschied zu nehmen und sein Leben einem höheren Dienste zu weihen. Irdisches Glück und irdisches Gut war ihm nur in geringem Maße zuteil geworden, selbst das Heimwesen, welches ihm Friedrich II. verliehen hatte, scheint ihn nicht dauernd vor Mangel geschützt zu haben. Das Glück, sagt er, habe ihm stets den Rücken gekehrt, und nie sei ihm auch nur ein halber Tag mit ganzer Freude hingegangen. Noch mehr aber betrübt ihn der traurige Zustand der Welt, und häufig erhebt er Klage darüber, daß Treue und Wahrheit, Zucht und Ehre aus ihr verschwunden sind. Darum will er der Welt nicht mehr dienen, denn niemand kann sich vor ihrer Tücke bewahren, sie gibt nur solche Freuden, welche Trübsal bringen. Wie der Dichter auf immer Abschied von

ihr nimmt, hat er in einem allegorischen Gedichte dargestellt, in welchem sie als Frau Welt personifiziert auftritt; in dem Zwiegespräche, welches hier Walter mit ihr führt, sucht sie diesen mit lockenden Versprechungen und Schmeichelworten festzuhalten, allein er bleibt standhaft und wendet sich von ihr ab, indem er ihr sagt:

Frau Welt, zu lang' hab' ich gesogen,
Entwöhne mich, es ist nun Zeit;
Mich hat dein Zauberblick betrogen,
Er war so voller Süßigkeit.
So lang ich dir ins Antlitz schaute,
Erschienst du mir so wunderhold, daß ich dir herzlich gern vertraute;
Doch scheußlich warst du ganz und gar,
Als ich von hinten dich ersah, ich muß dich schelten immerdar.

Damit löst sich der Dichter von dem Dienste der Welt, um dem himmlischen Herrn zu dienen, er entsagt der irdischen Liebe, um sich der ewigen, göttlichen Liebe zuzuwenden. Der wehmütigen Empfindung über die Nichtigkeit alles Irdischen und der daraus entspringenden Sehnsucht nach der unvergänglichen Herrlichkeit gibt er Ausdruck in dem tiefempfundenen Liede, welches mit Recht „das schönste und gedankenvollste unter allen Gedichten Walters" genannt wird. Nach langer Abwesenheit sieht er als Greis das Land seiner Geburt zum ersten Male wieder. „Alles findet er umgewandelt, er wird an der Wirklichkeit irre, ihm ist jetzt das Leben ein Traum. Lautes Wehe erhebt er über die Verderbnis und den Unbestand der Welt. Er will sich hinüberretten in das Heilige."

O weh, wohin verschwanden alle meine Jahr'?
Ist mir geträumt mein Leben oder ist es wahr?
Was stets mich wirklich deuchte, war's ein trüglich Spiel?
Ich habe lang' geschlafen, daß es mir entfiel.

Nun bin ich erwacht, und ist mir unbekannt,
Was mir so kund einst war wie meine eigne Hand.
Leut' und Land, die meine Kinderjahre sah'n,
Sind mir so fremde jetzt, als sei es Lug und Wahn.

Die mir Gespielen waren, sind nun träg und alt,
Umbrochen ist das Feld, verhauen ist der Wald;
Nur das Wasser fließet, wie es weiland floß;
Ja, gewiß, ich bin des Unglücks Spielgenoß.
Mich grüßet mancher träge, der einst mich kannte wohl.
Die Welt ist allenthalben Ungenaden voll.
Wenn ich jetzt gedenke an manchen Wonnetag,
Der mir nun zerronnen ist wie in das Meer ein Schlag:
Immer mehr o weh!

O weh, wie sind verzagt die jungen Leute nun,
Vor Kummer, der sie nagt, wie jämmerlich sie thun!
Sie wissen nur von Sorgen, weh, wie thun sie so?
Wohin ich blick' und schaue, find' ich niemand froh.

Tanzen, Lachen, Singen zergeht vor Sorgen gar;
Nie sah man unter Christen solche Jammerschar.
Seht nur der Frauen Schmuck, der einst so zierlich stand;
Die stolzen Ritter tragen bäurisches Gewand.

Uns sind ungnäd'ge Briefe jüngst von Rom gekommen,
Uns ist erlaubt zu trauern, Freude gar benommen;
Das schmerzt mich inniglich (einst lebten wir so wohl),
Daß ich mein Lachen jetzt für Weinen tauschen soll.
Die Vögel in den Lüften dauert unsre Not,
Was Wunder, wenn es mich betrübt bis in den Tod?
Was sprech' ich dummer Mann im Schmerz manch unnütz Wort?
Wer dieser Wonne folgen will, der misset jene dort.
Immer mehr o weh!

O weh, wie hat man uns mit Süßigkeit vergeben!
Ich seh' die Galle mitten in dem Honig schweben;
Die Welt ist außen lieblich, weiß und grün und rot,
Doch innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod;

Wen sie verleitet hat, der suche Trost und Heil,
Für kleine Buße wird ihm Gnade noch zuteil.
Daran gedenket, Ritter, es ist euer Ding:
Ihr tragt die lichten Helme und manchen harten Ring,

Dazu den festen Schild und das geweihte Schwert.
Wollte Gott, ich wäre für ihn zu streiten wert.
So wollt' ich armer Mann verdienen reichen Sold;
Nicht mein' ich Hufen Landes noch der Fürsten Huld.
Ich trüge selber Krone in der Engel Heer;
Die mag ein Söldner wohl erwerben mit dem Speer.
Dürft' ich die liebe Reise fahren über See,
So wollt' ich ewig singen Heil und nimmermehr o weh!
Nimmermehr o weh!

Hier sagt Walter, daß der Kampf unter der Fahne des Kreuzes der höhere Dienst ist, dem er sein Leben weihen möchte, um so die Krone des ewigen Lebens zu erwerben. Daß eine Kreuzfahrt die sichersten Ansprüche auf die Erlangung der himmlischen Seligkeit verschaffe, entsprach ganz der Denkart jener Zeit. Diese Sehnsucht des Dichters ist ihm wohl am Abende seines Lebens verwirklicht worden. Höchst wahrscheinlich hat er sich an dem Kreuzzuge Friedrichs II. beteiligt. Er hat auch zwei Kreuzlieder gedichtet; eins ist für den Gesang der Menge bestimmt:

Viel süße, wahre Minne
Berichte schwache Sinne;
Bei deinem Anbeginne
Hilf, Sohn, der Christenheit!

Der uns zum Heil gesendet,
Der Erde Weh gewendet,
Den Waisen Tröstung spendet,
Hilf rächen dieses Leid!

Erlöser aus den Sünden,
Hilf uns dein Reich begründen!
Dein Geist mag uns entzünden,
Wenn er uns reuig fand.

Dein Blut, für uns vergossen,
Hat uns das Heil erschlossen;
Nun löset unverdrossen
Des Sohnes Heimatland!

Verpfändet Gut und Leben!
Gott wird uns Hilfe geben,
Daß wir der Furcht entschweben
Vor ew'ger Strafe Brand.

In dem zweiten Liede gibt Walter seiner Freude Ausdruck, die der Anblick des gelobten Landes in ihm erweckt. Er preist sich glücklich, daß ihm seine Sehnsucht erfüllt, seine Bitte gewährt ist. Nun erst hat sein Leben Wert für ihn, da er mit eignen Augen die heilige Stätte erblickt, wo der Herr in Menschengestalt wandelte, wo er geboren ward, litt und starb und das wunderbare Werk der Erlösung vollbrachte:

Hier ließ sich der Reine taufen,
Daß der Mensch gereinigt sei;
Hier dann ließ er sich verkaufen,
Daß wir Eignen würden frei
Und verloren nimmermehr;
Heil euch, Kreuz und Dorn und Speer!
Heidenschaft, des zürnst du sehr.

Um sich unser zu erbarmen,
Litt er hier den grimmen Tod,
Er, der Reiche, für die Armen,
Daß wir kämen aus der Not.
Daß sein Blut uns kaufte los,
Ist ein Wunder übergroß,
Aller Wunder Wunderschoß.

Diese Lieder sind die letzten, von denen wir Kenntnis haben. In ihnen nimmt er Abschied von der Welt, mit ihnen entschwindet er unsern Blicken. Wohl bald mag ihm der Wunsch, die himmlische Krone zu tragen, erfüllt worden sein. Mit ihm war ein Dichter dahingeschieden, der den größten Sängern aller Zeiten und aller Länder an die Seite gesetzt werden kann. In seinen Minneliedern, die meist der ersten Periode seines Lebens angehören, ist die ganze Anmut und Frische seines Geistes erkennbar, in ihnen zeigt sich neben großer Schönheit auch die großartigste Mannigfaltigkeit in Inhalt und Form, sie verraten eine überaus reiche Phantasie, eine unerschöpfliche Fülle von Gedanken und Empfindungen, eine wunderbare Gestaltungskunst und einen Zauber der Sprache, der seine poetische Wirkung nie verfehlt. Aber aus dem fröhlichen Minnesänger, der mit heiterm Blicke in die Zukunft geschaut hatte, machten die trostlosen politischen und religiösen Zustände seiner Zeit einen ernsthaften, nachdenkenden Mann. Er wurde ein Vaterlandsdichter, der sich in den Dienst seines Kaisers stellte, um mit geistigen Waffen dessen Rechte zu verteidigen. Aber das irdische Vaterland ist es nicht allein, was ihn bewegt, von der Erde weg lenkt sich immer sein Blick auf das Ewige, Unvergängliche. Dieser sein frommer, religiöser Sinn läßt alle seine Gedichte, die der Kampf des Kaisertumes mit dem Papsttume hervorgerufen, nicht als Streitlieder **gegen** die Religion, sondern **für** dieselbe gegen die Mißbräuche der Hierarchie erscheinen. Grade weil

der Dichter so tief innerlich von der Wahrheit der Religion durchdrungen ist, weil er die Aufgabe der Kirche, den Menschen eine Vermittlerin des Willens Gottes zu sein, als eine so erhabene und so heilige auffaßt, darum erscheint ihm die Herabwürdigung der Religion, die Verkennung der Aufgabe der Kirche, die Ersetzung der von Gott gewollten Thätigkeit derselben durch eine solche, die er mit den Worten: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ aufs schärfste verurteilt hat, so sehr beklagenswert. Er für seinen Teil mochte dieselbe nicht nur nicht billigen, sondern er erachtete es für seine Pflicht, dagegen anzukämpfen, um so den Worten des Herrn gerecht zu werden, die lauten:

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“

Rudolf von Habsburg.

In Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem, verderblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Mit diesen Worten besingt Schiller die am 24. Oktober 1273 in Aachen vollzogene Krönung Rudolfs von Habsburg, des Stammvaters **des** Hauses, das jahrhundertelang die deutsche Kaiserkrone besitzen sollte, das sie solange zu tragen vom Schicksale bestimmt war, bis die zum wesenlosen Schatten herabgesunkene Würde auch dem Namen nach verschwand. Merkwürdige Fügungen erzeugt das Geschick. Kaiser Friedrich II. hatte den im Jahre 1273 gewählten Rudolf aus der Taufe gehoben und ihn später zum Ritter geschlagen, wohl nicht ahnend, daß dieser jugendliche Sproß eines noch wenig bedeutenden Geschlechtes bestimmt sei, das Erbe des in unvergänglichem Ruhme strahlenden Stauferstammes anzutreten und der Gründer einer Dynastie zu werden, die hinabglänzen sollte durch viele Jahrhunderte. Eben so wenig konnte auch diesem nun zur Kaiserwürde berufenen Fürsten ein Gedanke kommen von der einstigen Größe jener Familie, durch deren Bemühung ihm vorzüglich der Thron zuteil geworden, das war die der **Zollern.** Friedrich von Zollern, Burggraf von Nürnberg, hatte wesentlich zu der Erhebung Rudolfs beigetragen. Des Burggrafen Stamm sollte einstmals königliche, ja kaiserliche Ehren erwerben. **Die Habsburger sollten in Deutschland abgelöst werden von den Zollern.**

Das Interregnum.

Wohl selten mag mit solcher Sehnsucht von Millionen die Wahl und die Krönung eines deutschen Herrschers ersehnt worden sein, als die Rudolfs von Habsburg. War ja die Unzufriedenheit mit der Lage der Dinge eine so allgemeine, waren die Leiden aller Stände so zahlreich und unerträglich infolge der kaiserlosen Zeit, daß man nur von einem gemeinsamen, angesehenen Oberhaupte Abhilfe erwarten zu können glaubte. Zwar hatten nach Friedrich II. noch immer Namenfürsten

die hohe Würde der Imperatoren besessen, aber Herrscherpflichten hatten dieselben nicht geübt, und daher nennt man die Zeit von Friedrich II. bis zur Thronbesteigung Rudolfs **die kaiserlose Zeit, das Interregnum.**

Gegen den letzten Stauferkaiser hatten die geistlichen Kurfürsten als Gegenkönig aufgestellt **Wilhelm von Holland;** den nannte das deutsche Volk den „Pfaffenkönig", der Papst aber sein „Pflänzchen". Die kleinen Fehden und Familienstreitigkeiten von Holland und Brabant, abenteuerliche Ritterzüge gegen das freie Volkstum der Friesen galten ihm für bedeutendere Weltbegebenheiten als die großen Angelegenheiten des deutschen Reiches. Als er in voller Rüstung im Friesenlande einen gefrorenen Sumpf überreiten wollte, brach er ein und fand ein trauriges und unwürdiges Ende. Ein friesischer Bauer erschlug den rat- und hilflosen deutschen König.

Geld erwarb nach dem Tode dieses Ausländers die Kaiserkrone zweien Fremdlingen zu gleicher Zeit. **Richard von Cornwallis,** der Bruder des Königes von England, und **Alfons von Castilien** erkauften die Stimmen der Wahlfürsten. Dieser kam gar nicht nach Deutschland und führte nur vor dem Papste einen Prozeß über die Rechtmäßigkeit seines Imperatorentumes, der Engländer verbrachte von seiner fünfzehnjährigen Regierung kaum den vierten Teil in dem Lande, dessen Krone er trug. Welches Schicksal dem deutschen Volke aus solchen Zuständen erwuchs, bekundet das eine Wort **Faustrecht,** besagt die Schilderung des Dichters, daß blind gewaltet der eiserne Speer, daß der Schwache, der Friedliche gefürchtet, des Mächtigen Beute zu werden. Wohl nichts ist mehr geeignet, die entsetzlichen Folgen dieser Herrscherlosigkeit noch heute lebendig vor unsern Augen erstehen zu lassen, als die Betrachtung der Ausartung des Rittertumes. Diese Schöpfung des Mittelalters, die durch alle Tugenden und Vorzüge, wozu das deutsche Volk im Laufe der Jahrhunderte sich herangebildet hatte, ausgezeichnet war, sie sinkt auf einen

so tiefen Grad der Kultur und Sittlichkeit, daß sie, wie einst den Glanzpunkt der Zeit, nun den Verfall und den Sturz der alten Herrlichkeit bezeichnet. Die Trümmer der Burgen, die noch jetzt von den Felshöhen der an den Ufern schiffbarer Flüsse oder an den Seiten belebter Heerstraßen sich hinziehenden Berge herabwinken, sie erzählen noch immer von dem wilden Raubleben, das einstmals ihre Besitzer geführt. Von den Höhen stürmten die adeligen Räuber herunter, ergriffen harmlose Reisende und schleppten sie in ihre Burgverließe, um ein schweres Lösegeld zu erpressen; sie plünderten die Güterwagen der Handelsstädte, raubten aus die den Strom durchschneidenden Schiffe. Dann trotzten sie mit der geborgenen Beute hinter festen Mauern den machtlosen Gesetzen und Gerichten. Kein Wunder, daß ein solcher Stand nichts mehr zeigte von der Herrlichkeit der in Gottesminne und Frauenminne geadelten Stammesgenossen. Jetzt macht sich breit jene minnesieche Gefühlsschwärmerei und jene nicht mehr in Schranken gehaltene Roheit.

Gegen solche Vergewaltigung sollte den Städten Schutz bieten ein mächtiger Herrscher, der ihnen werde ein Beschützer ihrer Freiheit, ein Bestätiger ihrer Rechte, ein Förderer ihres Handels. Aber es gab auch noch Adelige, die den ruhigen Genuß ihres Besitzes dem schmachvollen Räuberleben vorzogen und dasselbe als Beschimpfung des ganzen Standes betrachteten; zur Unterdrückung solcher Schmach, nicht minder aber auch zum Schutze gegen die ihnen überlegenen Fürsten, die, wie der Adel die Städter und Bauern brandschatzte, so die freien Ritter zu Vasallen und Dienstleuten zu machen suchten, mußten auch sie ein mächtiges Reichsoberhaupt sich wünschen. Selbst die Fürsten, die Vernichter der alten Kaisermacht, erstreben wieder einen König, zwar nicht im alten Glanze und in alter Macht, sondern nur als ersten unter ihnen, den gleichen, einen Fürsten, mächtig genug, die Ordnung wiederherzustellen, aber doch nicht so stark, daß er ihre Vorrechte

gefährden könne. Auch der Papst verlangte nach einem neuen Reichsoberhaupte, denn er gedachte, wiederum das Kreuz zu predigen. Die Absicht konnte aber nur Verwirklichung finden, wenn zuerst in Deutschland Ordnung und Ruhe wieder eingekehrt wäre. Die Wahl der Fürsten fiel auf den Grafen Rudolf von Habsburg.

Die Grafen von Habsburg.

Am rechten Ufer der Aar, nicht weit von der Stelle, wo die Reuß ihre schäumenden Fluten ihr zuführt, in einer Gegend, in welcher die Natur in ihrer großartigsten Gestaltung dem staunenden Blicke sich offenbart, in dem jetzigen Kanton Aargau, erhebt sich der Berg, dessen Gipfel noch heute geziert ist von den Ruinen der Stammburg des alten, mächtigen Geschlechtes. Werner II. hieß der Graf, der sich zuerst nach derselben Graf von Habsburg benannte. Bis auf die alten Herzöge der Franken in Alemannien und Elsaß führte er sein Geschlecht zurück. Mächtig war dasselbe unter dem Kaiser Otto dem Großen. Die Freien von Aargau, die freien Leute von Muri suchten der starken Ritter Schutz. Durch Heiraten und kaiserliche Schenkungen wuchs das Besitztum. Selbst Teilungen konnten dasselbe nicht bedeutungslos machen. Als ein Sproß des Geschlechtes — Albrecht ist sein Name — sich mit Hedwig, der Tochter des Grafen von Kyburg, vermählte, trat dieser Fürst in Verwandtschaft mit Kaiser Friedrich II., mit dem er auch die Kreuzfahrt nach Palästina unternahm. Ihm wurde im Jahre 1218 ein Sohn geboren, den Kaiser Friedrich aus der Taufe hob. Fröhlich wuchs der Rudolf genannte Knabe heran, ritterliche Übungen, glänzende Waffenthaten weckten Kühnheit und Thatendurst, aber nicht minder pflegte der Vater die Keime frommen Sinnes. Als er auszog mit Kaiser Friedrich in das heilige Land, da beschied er seine drei Söhne, von denen Rudolf der

älteste war, in die Familiengruft und ermahnte sie, Gott zu fürchten, unerschütterlich festzuhalten am Glauben, treu zu sein sich selbst und den Menschen, fremden Rat mit Vorsicht zu brauchen, Krieg zu vermeiden, aber ihn rühmlich zu enden, wenn sie zum Kampfe gezwungen würden, stark zu sein im Unglücke, aber es nicht durch Übermut über sich herbeizuziehen. Im fernen Asien fand Albrecht schon gleich nach der Landung das Ende seiner Laufbahn. Die Söhne übernahmen gemeinschaftlich das Erbe; aber bald kam es an Rudolf allein, da sein Bruder Albrecht sich dem Dienste der Kirche widmete, der andere schon frühzeitig starb. Wie der Vater stets ein treuer Anhänger seines Kaisers gewesen, so finden wir auch Rudolf bald in Italien bei Friedrich. Mit ihm verfiel er im Jahre 1249 dem päpstlichen Banne. Zur Gemahlin hatte er sich erwählt des Grafen Burkhard von Haigerloch und Hohenberg Tochter Gertrud. Vier Söhne und sechs Töchter schenkte sie ihm, und fast vierzig Jahre war sie dem Gatten eine treue Genossin, den Kindern eine sorgsame, liebevolle Mutter. Zahlreiche Fehden erwuchsen ihm aus dem Streite mit den Verwandten um sein Erbe, aus den Ansprüchen herrschsüchtiger Nachbarn. Mit dem Bischofe von Basel führte er Krieg und verfiel nochmals dem Banne, weil er eine Vorstadt Basels in Asche gelegt. Überall hin aber verbreitete sich der Ruhm des Grafen, der in der wilden, gesetzlosen Zeit, so weit sein Arm reichte, Hilfe gewährte jedem Hilfsbedürftigen gegen Unrecht und Frevel. Deshalb wählten ihn zum Schirmvogte die Kantone Schwyz, Uri und Unterwalden, ernannten ihn zum Feldhauptmanne die Städte Straßburg und Zürich. Aber auch die Kirche sah bald mit Zutrauen und Hoffnung auf Rudolf hin. Hatte er doch durch Sicherung der Alpenpässe den Verkehr der Geistlichen mit Rom erleichtert, Priester und Mönche geehrt und mit reichen Gaben unterstützt, den Franziskanern Eingang und Gunst in seinem Lande bereitet und Klöster reichlich ausgestattet. Auch

manche schöne Geschichte erzählte man zum Beweise seiner Frömmigkeit.

Der fromme Graf.*)

Einstmals, so heißt es, ritt Graf Rudolf mit seinen Dienern aufs Weidwerk zum Beizen und Jagen, und wie er in eine Au kam, hört er ein Schellengeklingel. Er ritt dem Getöne nach durch das Gestäude, um zu erfahren, was da wäre. Da fand er einen Priester mit dem hochwürdigen Sakramente und seinen Meßner, der ihm das Glöcklein vortrug. Nun stieg Graf Rudolf von seinem Pferde, kniete nieder und erwies dem heiligen Sakramente seine Ehrfurcht. Das war aber gerade an einem Wässerlein, und es stellte der Priester das heilige Sakrament neben sich, fing an, seine Schuhe auszuziehen, um den Bach, der hochangeschwollen war, zu durchwaten; denn der Steg war durch das Wachsen des Bächleins weggeschwemmt. Der Graf fragt den Priester, was er vorhabe. Derselbe antwortet: „Ich trage das heilige Sakrament zu einem Siechen, der in großer Krankheit liegt, und wie ich nun an das Wasser komme, da ist der Steg verschwunden, ich muß also hindurchwaten, damit der Kranke nicht verkürzt werde."

Da hieß Graf Rudolf den Priester mit dem hochwürdigen Sakramente auf sein Pferd sich setzen und damit bis zum Kranken reiten, damit er nicht versäumt werde. Bald kam der Diener einer zum Grafen, auf dessen Pferd setzte er sich und ritt dem Weidwerke nach. Da nun der Priester wieder heim kam, brachte er selber dem Grafen Rudolf das Pferd zurück mit großer Danksagung für die Gnade, die er ihm erwiesen. Da sprach Graf Rudolf: „Das wolle Gott nimmer, daß ich oder einer meiner Diener mit Wissen das Pferd

*) Nach der Chronik von Ägidius Tschudi.

bestiege, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat. Dünket Euch, daß Ihr's mit Gott und Recht nicht haben möget, so bestimmt es zum Gottesdienste, denn ich habe es dem ja gegeben, von dem ich Seele, Leib, Ehre und Gut zu Lehen habe." Der Priester sprach: „Herr, nun wolle Gott Ehr' und Würdigkeit hier in der Zeit und dorten ewiglich Euch schenken!"

Am folgenden Morgen ritt Rudolf in ein Kloster. Dort sagte ihm eine Klosterfrau: „Das wird der allmächtige Gott Euch und Euren Nachkommen hinwieder vergelten, und Ihr möget wissen, daß Ihr und Eure Nachkommen in die höchste zeitliche Ehre kommen werdet."

Noch in spätern Zeiten veranschaulichte ein Gemälde, das im Beinhause zu Meggen zwischen Luzern und Küßnacht sich befindet, die oben erwähnte Erzählung. Unter dem Gemälde befinden sich folgende Verse:

Steh Leser still in wenig Wort,
Betracht' dies Gemähl und lehrne,
Wie Habsburgs Graf an diesem Ort
So Gott als Priester ehre.

Sein Pferd gibt er dem Pfarrer
Und machet ihn zu reiten,
Empfängt zum Lohn die Kaiserskron'
In kurz erlebten Zeiten.

Wahl und Krönung Rudolfs.

Biederkeit, ritterliches Wesen, Tapferkeit und Frömmigkeit durften wohl als Eigenschaften gelten, wert, den Besitzer der höchsten Ehre zu empfehlen. Als sich im Jahre 1273 die Wahlfürsten versammelten, einen neuen König zu küren, da lenkte man ihr Augenmerk auf den frommen Grafen von

Habsburg. Die gesetzlose Zeit hatte einigen Fürsten Gelegenheit geboten, große Rechte sich anzueignen. **Sieben**, die schon früher als Inhaber der Erzämter und als Reichskanzler für die ersten nach dem Kaiser gegolten hatten, nannten sich **Kurfürsten.** Es waren die drei geistlichen Herren von **Mainz, Köln** und **Trier** und die weltlichen Fürsten der **Pfalz**, von **Sachsen, Brandenburg** und **Böhmen.** Mit den letzten stritt um das Recht der Herzog von Baiern. Sie hatten aus dem Rechte der Vorwahl, die sie früher besessen, sich das Recht der alleinigen Wahl erworben, und auch für die Zeit der Herrschaft beschränkten sie den von ihnen Gekürten durch ihre Willebriefe, d. h. durch die Forderung der Zustimmung des Fürstenkollegiums zu den Reichsbeschlüssen. — Ihnen, den Herrschern neben dem Könige, nannte Friedrich III., Burggraf von Nürnberg, seinen Freund und Verwandten Rudolf von Habsburg als Thronkandidaten. Den geistlichen Herren versprach er ansehnliche Geldgeschenke, die weltlichen gewann er durch die Aussicht auf Ehen mit den zahlreichen Töchtern des künftigen Königes. Gern gingen die Fürsten auf den Vorschlag ein, zumal auch der Erzbischof von Mainz, Werner von Eppenstein, dem Grafen wohl geneigt war. Diesem hatte Rudolf, als er nach Rom zog, das Pallium zu holen, das Geleit über die Alpen gegeben, und schon damals hatte der Kirchenfürst den Wunsch ausgesprochen, nicht eher den Tod zu sehen, als bis er ihm den großen Dienst vergolten hätte. Gern übertrugen nun die anwesenden Wähler, — Ottokar von Böhmen, der mächtigste Fürst, war nicht erschienen, weil er wohl selbst die Krone sich wünschte; seine Stimme hatte man dem Baiernfürsten zugesprochen —, das Stimmrecht auf Ludwig von der Pfalz, und dieser proklamierte am 1. Oktober 1273 Rudolf von Habsburg zum Könige. Freudig eilte der Zoller mit der Glücksbotschaft zum Habsburger. Der führte eben Fehde gegen Basel. Als der Bischof der Stadt von der Wahl erfuhr, da rief er voller Bestürzung aus: „Lieber

Herr Gott, sitze fest auf deinem Throne, sonst steigt der Rudolf auch noch da hinauf." Bereitwillig versöhnten sich die Bürger Basels und nahmen den neuen Herrscher ehrerbietig auf in ihren Mauern.

Einen stattlichen Ritter hatten die Kurfürsten zum Oberherrn des deutschen Reiches erkoren. Hoch und kräftig war seine Gestalt (seine Größe betrug 6½ Fuß), edel der Gesichtsausdruck, feurig blickten die blauen Augen, blond aber dünn war das Haar. Eine große, kühn gebogene Nase saß an einem nicht allzugroßen Kopfe; nicht selten hatte sie ihm schon Scherz- und Spottreden eingetragen, und noch als König mußte er solche vernehmen. So rief einstmals, als er in Eßlingen seinen Einzug hielt, ein Bürger ganz verwundert aus: „Welche Nase! an der kann man nicht vorbei." Lächelnd wandte der gutmütige Rudolf sein Gesicht zur Seite und rief ihm zu: „Nun wird's wohl gehen."

Mit dem Burggrafen zog Rudolf, begleitet von Gattin und Kindern, den Rhein hinab zur Krönung. Einer frühen Sitte gemäß hatte seine Gemahlin ihren Namen Gertrud mit Anna vertauscht. Überall empfingen Jubel und Glückwünsche den neuen Herrscher, überall wetteiferte man, reichliche Geschenke zu spenden. Von Frankfurt geleitete ein zahlreiches Gefolge den König nach Aachen. Drei Meilen lang war der Zug, Kurfürsten und Fürsten, Bischöfe und Äbte, Grafen und Freie, viele aus der schwäbischen und rheinischen Ritterschaft zogen hin zum Krönungsfeste. Ihnen schlossen sich an Ministeriale, die auf den königlichen Besitzungen saßen. Geschlechter und Bürger der Städte, Kaufleute, auch Juden mit Packrossen, Mauleseln und Kamelen, die mit dem Köstlichsten von dem beladen waren, was Italien, Byzanz und besonders die Karawanen des Orientes an die asiatische Küste und von dort in des aufblühenden Venedigs Schiffen in das Abendland gebracht hatten. In Mainz übergab der Erzbischof dem Könige die noch übrigen Reichskleinodien, dann

fand die Krönung statt am 24. Oktober in Aachen. Mit Zustimmung des Erzbischofes von Mainz setzte der von Köln in Gegenwart einer zahllosen Menschenmenge Rudolf wie auch seiner Gemahlin die Krone auf. Als aber nach der Krönung die Fürsten huldigen und die Belehnung mit dem kaiserlichen Scepter erhalten sollten, da fehlte dieses Reichskleinod. Die Fürsten stutzten, und schon ward die Frage laut, ob ohne Scepter die Belehnung erfolgen könne. Aber Rudolf wußte schnell Rat in dieser Not. Er schritt zum Altare, ergriff ein Kruzifix, küßte es und rief laut: „Dieses Zeichen, in welchem die ganze Welt erlöset worden, kann wohl auch ein kaiserliches Scepter vertreten.“ Die Fürsten schwiegen, küßten das Kreuz, leisteten die Huldigung und erhielten die Belehnung. Die Wahlfürsten erhielten nun auch die versprochenen Entschädigungen; die Geistlichen in Geld (Köln erhielt noch die Reichsburg Kaiserswerth), die weltlichen durch Heiraten. Der Pfalzgraf erhielt die älteste Tochter Mechtild, der Herzog von Sachsen die zweite, Agnes; die dritte, Hedwig, wurde später die Gemahlin des Markgrafen Otto von Brandenburg; die vierte, Katharina, die des Herzoges von Baiern. Auch die beiden letzten wurden Fürstenfrauen. Die fünfte, Gutta, vermählte sich mit König Wenzel von Böhmen und die sechste, Klementia, mit dem Erbprinzen von Sizilien und nachmaligen erwählten Könige von Ungarn, Karl Martell.

Rudolfs königliches Regiment.

Gleich nach der Krönung hatte Rudolf mit dem Papste sich in Verbindung gesetzt. Durch Briefe und Boten erklärte er sich bereit, alle von Otto IV. und Friedrich II. gemachten Versprechungen zu halten, die von der Kirche beanspruchten Rechte und Besitzungen zu schirmen, den König Karl von Anjou in seinem Reiche nicht zu verletzen, ja, das genannte Königreich nie besetzen, nie betreten zu wollen. Damit

entsagte er der Hohenstaufischen Politik. Seiner durchaus praktisch angelegten Natur wurde es nicht schwer, sich mit dem Nähern, dem Erreichbaren zu begnügen.

Vor allem war er nun bemüht, der Zeit ein Ende zu machen, in der man die Pflugscharen in Schwerter, die Sensen in Lanzen hatte wandeln müssen. Er zog durch Franken und Schwaben und am Rheinstrome umher, brach die Burgen der Räuber, bestrafte nach der Strenge des Gesetzes die Wegelagerer und Ruhestörer. Sechzig Burgen fielen in dem einzigen Thüringen; ihre adeligen Besitzer wurden ohne Gnade gehängt. Aber auch die Reichsbeamten warnte er vor jeglicher Willkür. Den Zollaufsehern schrieb er: „Ich höre, daß ihr Reisende zu ungebührlichen Abgaben zwingt und unerträgliche Lasten ihnen auferlegt; aber ich sage euch, haltet eure Hände rein von ungerechtem Gute und nehmt nur, was euch zukommt, denn ihr sollt wissen, daß ich mit all meiner Macht mich bestreben werde, Gerechtigkeit zu üben und Ordnung und Ruhe zu erhalten.“ Mochte Rudolf in solcher Weise das königliche Ansehen zur Geltung bringen, ein Mann wollte demselben seine Anerkennung versagen, Ottokar von Böhmen. Dieser Fürst hatte schon versucht, durch den ihm befreundeten Papst Gregor X. dem Könige entgegenzuwirken aber vergeblich; er hatte sogar auf einem Reichstage durch den Bischof Wernher von Seckau eine lateinische Rede vortragen lassen, worin er beweisen wollte, daß die Wahl Rudolfs ungiltig sei. Dieser aber hatte den Prälaten unterbrochen mit den Worten: „Herr Bischof! wenn ihr etwas mit meinem Geistlichen abzumachen habt, so redet aller Dinge lateinisch, wenn's aber mich oder die Reichsrechte angeht, so redet deutsch, wie es der Brauch ist.“ Auch als Rudolf an Ottokar seinen Schwager Friedrich den Zollern schickte, um ihn zu veranlassen, dem Reichsrechte sich zu fügen, namentlich aber die Besitzungen, die er während der kaiserlosen Zeit gesetzwidrig sich angeeignet hatte, herauszugeben, da gab er die

trotzige Antwort: „Rudolf möge draußen im Reiche walten, in seinen Ländern habe er nichts zu schaffen.“ Ein solches Vorgehen, eine solche Sprache des Vasallen durfte der König nicht dulden. Wie hätte er von den Fürsten und Grafen, den Freien und Städtern die Beobachtung der kaiserlichen Satzungen, die Handhabung des Landfriedens fordern können, wenn es einem Reichsfürsten gestattet war, sich über alle kaiserlichen und Reichsrechte frevelhaft hinwegzusetzen. Daher verhängte Rudolf über den Ungehorsamen die Reichsacht, seine geistlichen Freunde fügten den Kirchenbann hinzu.

Als dem Böhmenkönige die Achterklärung mitgeteilt wurde, ließ er übermütig und ehrvergessen die Herolde des Reiches, die Boten „eines Mannes ohne Ruhm, ohne Macht und niedergedrückt von Armut“, wie er Rudolf bezeichnete, an den Thoren von Prag aufknüpfen. Bald jedoch ereilte ihn die Strafe. Unterstützt von mehreren Fürsten, vor allem von dem getreuen Pfalzgrafen Ludwig, und im Vertrauen auf die Hilfe der unzufriedenen Vasallen des gewaltthätigen Mannes, rückte Rudolf mit Heeresmacht in Österreich ein und nötigte den über die Schnelligkeit und die Erfolge seines Gegners erschreckten Ottokar zur Abtretung aller Länder bis auf Böhmen und Mähren. Österreich, Steiermark und Krain entfielen so seinen Händen, für das gebliebene Besitztum mußte er im Lager zu Wien die Belehnung nachsuchen. Hier empfing der Sieger in einfachem, grauem Wams, worüber Ottokar nicht selten gespottet hatte, den in königlicher Pracht und mit glänzendem Gefolge erscheinenden Böhmenkönig. Fußfällig mußte der in Gold und Purpur Strahlende vor der Fürsten und Bischöfe Augen die Belehnung erbitten, die ihm auch gewährt wurde.

Die Reichsfürsten, in dem Glauben, der Streit sei zu Ende, begaben sich wie gewöhnlich nach Hause zurück. Rudolf aber, der dem stolzen Könige nicht traute, blieb mit den getreuen Schweizern und Elsässern in Österreich stehen. Wohl

hatte er Recht gehabt, dem Gegner zu mißtrauen. Das nagende Gefühl des gebeugten Stolzes, die Vorwürfe seiner herrschsüchtigen Gattin Kunigunde von Ungarn stachelten Ottokar zu einem neuen Kriege. Manche Hoffnung auf Sieg mochte in ihm sich regen. Waren doch schon viele deutsche Fürsten in Schrecken geraten ob der Erfolge ihres Königes. Neue Verwicklungen und Gefahren gönnten sie ihm gern; brauchten sie dann ja nicht zu bangen wegen ihrer Selbständigkeit und Macht. Und als Ottokar sie anging, als er Geld und Versprechungen nicht sparte, da waren die einen bereit zur Bundesgenossenschaft, die andern verstanden sich zur Neutralität. Klein war Rudolfs Macht, doch groß sein Vertrauen. Zwar wagte er kaum, den Kleinmütigen seiner Umgebung die Zahl seiner Streiter zu nennen, aber bald kam willkommene Hilfe von Ungarn, es kamen Scharen aus den von Ottokar erworbenen Ländern. Auf dem Marchfelde, wenige Stunden nördlich von Wien, erfolgte die Entscheidungsschlacht. Steirer, Kärnter, Krainer, Salzburger, Schwaben, die Mannen der Stammgüter und die von Elsaß kämpften im Vordertreffen, allen voran die Züricher, von denen Rudolf gesagt: „Sehet auf die, noch nie sah ich einen Züricher seinen Fuß hinter sich setzen.“ Die Losung des Tages war **„Christus“**, das Feldgeschrei: **„Hie Rome und römisch Reich alle Tage.“** Des Heeres Sturmfahne trug **Friedrich der Zoller.** Langsam rückte man vor, während der Bischof von Basel als Schlachtgesang anstimmte:

Sankt **Marey**, **Mutter** und **Maid**,
All unser **Not** sei dir gechlaid!

Tapfer wehrten sich die Böhmen. Aus ihren Reihen erscholl der Ruf: „Gospodi pomilui“ (Herr, erbarme dich!) Endlich aber siegte Rudolf. Ottokar stürzte, als er die Seinen wanken, weichen, fliehen sah, mitten in das Getümmel

der Schlacht. Er kämpfte mit Riesenmut, Wunder der Tapferkeit vollbringend. Endlich fiel er, ein Opfer der Privatrache. Einst hatte er einen alten Ritter, der, durch Krankheit verhindert, einer Heerfahrt sich nicht angeschlossen hatte, in seine Hauptstadt schleppen, dort foltern, an den Galgen schleifen und zwei Tage lang in den entsetzlichsten Todesqualen liegen lassen, die erst ein Keulenschlag endete. Der Sohn des Unglücklichen rächte die Qual des Vaters. Er traf den von den fliehenden Seinen einsam zurückgelassenen König. Vergeblich bot Ottokar nun Geld in Fülle; aber nicht Gold wollte sein Gegner, nur Rache. Mit Helfershelfern ergriff er den König, riß ihn vom Pferde, verwundete ihn mit Schwertern, Keulen und Dolchen. Aus siebzehn Wunden blutend, sank er sterbend zu Boden. Troßbuben beraubten ihn der glänzenden Rüstung. Blutig und bloß entdeckte man endlich den Gefallenen. Tiefgerührt erschien der siegreiche Rudolf vor dem gefallenen Ottokar. „Seht, wie nichtig alle Größe und alles Glück auf Erden ist", sprach er zu seiner Umgebung.

Der Sieg war teuer erkauft. Über vierzehntausend Tote lagen auf dem Schlachtfelde, viele Edle aus Rudolfs Heer waren gefallen, die Züricher lagen fast sämtlich tot auf dem Platze; aber reiche Früchte hat er dem deutschen Lande und dem deutschen Volke gebracht. Durch ihn wurde das Geschick der südöstlichen Alpenländer auf Jahrhunderte entschieden: sie blieben deutscher Kultur und deutschem Wesen erhalten, eine wichtige Vormauer christlich-germanischer Bildung gegen den barbarischen Osten.

Für Rudolf erhob sich nun die Frage, was mit den von Ottokar gewonnenen Ländern anzufangen sei. Zwei Wege standen ihm offen. Die Länder konnten für unmittelbaren Besitz des Reiches erklärt, sie konnten als Lehen vergeben werden. Gegen das erstere sprachen die vergeblichen Versuche, die Otto I., Heinrich III. ꝛc. gemacht hatten, es sprach

dagegen die Geschichte des Herzogtumes Schwaben. Seit dem Tode der Staufer war es nicht vergeben worden, infolge dessen hatte es sich aufgelöst, war in eine Anzahl von Grafschaften zerfallen. Einen solchen Auflösungsprozeß bei diesen östlichen Ländern zu verhindern, aber auch um die eigene Macht zu stärken und sich unabhängig zu machen von dem guten Willen oder der Gleichgiltigkeit der Fürsten, beschloß Rudolf, seine Söhne zu österreichischen Herzögen zu erheben. Gerade diese Länder schienen ganz besonders geeignet, den festen Kern einer starken Hausmacht zu bilden, weil dieselben, abgesehen von ihrer günstigen geographischen Lage, nicht wie die andern Herzogtümer durch dazwischen liegende Gebiete der Bischöfe und Äbte des Reiches zerstückelt waren, so daß sich in keinem Teile des Reiches ein so günstiger territorialer Zusammenhang vorfand. Die Geschichte von sechs Jahrhunderten hat diese Anschauung vollkommen bestätigt: nur dort im Südosten hat Deutschland bis auf die neueste Zeit auch nicht ein Dörflein eingebüßt.

Verdienstlicher noch, wenn auch weniger erfolgreich als die kriegerische Thätigkeit, ist Rudolfs unabläßiges Wirken als Friedensstifter und Vermittler. Seine ganze Regierungszeit hindurch ist er unabläßig bemüht, durch Gesetze und Verordnungen den **Landfrieden** zu sichern, und überall ist er am Platze, wo es gilt, eine drohende Fehde zu beseitigen: durch Unterhandlungen und mit den Waffen sucht er die Streitenden von Gewaltthätigkeit zurückzuhalten und sie zu gewöhnen, am königlichen Throne ihr Recht zu suchen. Wie oft aber sah er sich bei seiner friedenvermittelnden Thätigkeit getäuscht; wie oft mußte er mit Gewalt seinen Forderungen Nachdruck verschaffen; wie oft gelang ihm weder durch Güte noch Gewalt, die Ruhe zu sichern! In Schwaben verachtete allen Landfrieden der wilde, kriegslustige Graf Eberhard von Würtemberg: „Gottes Freund und aller Welt Feind" nannte er sich in keckem Übermute und den König nur den Grafen von

Habsburg. Erst nachdem Rudolf seine Stadt Stuttgart genommen, die Mauern gestürzt, da fügte sich der wilde Raufbold. In Thüringen wütete der unnatürlichste aller Kriege, ein Kampf zwischen Vater und Sohn. Der Markgraf Albrecht der Entartete von Meißen (vergl. Bd. I, Seite 469) hatte nicht genug daran, seine edle Gemahlin, die unglückliche Tochter Friedrichs II., ins Elend gejagt zu haben, er suchte auch ihre Kinder um ihr Erbe zu betrügen. Vergeblich bemühte sich Rudolf, den Streit zu schlichten; für einige Zeit erzwang er die Ruhe der Waffen, aber bald brach der entsetzliche Kampf wieder aus, ein Ärgernis allen Gutgesinnten.

Auch ein Nebenbuhler um die Krone beunruhigte seine Regierung. Tile Kolup oder Dietrich Holzschuh, so hieß der Abenteurer, gab sich im Jahre 1285 für den aus Palästina zurückgekehrten Friedrich II. aus (vergl. Bd. I, Seite 390). Wenn auch die Bürger von Köln den **wiedererstandenen Friedrich** fortjagten, das wundersüchtige und leichtgläubige Landvolk, aber auch die Bürger mancher Städte, bei denen schon längst Erzählungen von der Wiederkunft der Staufer im Umlaufe waren, nahmen ihn freudig auf. Boshaft unterstützte den Betrüger auch Erzbischof Siegfried von Köln, ein Widersacher Rudolfs. Der König hatte anfangs gelacht bei der Nachricht von dem Wundermanne. Als derselbe aber in Neuß begeisterte Aufnahme fand, als Wetzlar ihm die Thore öffnete, sein Anhang bis nach Kolmar sich ausdehnte, da zog Rudolf, aufgefordert vom Burggrafen Friedrich, mit Heeresmacht gegen den Nebenbuhler. In Wetzlar wurde derselbe ihm ausgeliefert, in Frankfurt mußte er seinen kurzen Rausch als Zauberer auf dem Scheiterhaufen büßen.

Wie in Köln die Bürgerschaft und der Erzbischof verschiedene Stellung eingenommen hatten gegen Tile Kolup, so standen beide Parteien auch nicht zusammen in dem Kampfe um Limburg zwischen dem Herzoge von Brabant und dem Grafen von Geldern. Auf der Seite des erstern stand die

Kölner Bürgerschaft, auf der des letztern der harte und habgierige Erzbischof Siegfried. Vergeblich hatte Rudolf zwischen den Streitenden zu vermitteln gesucht. Es kam zu der viel beschriebenen und viel besungenen Schlacht von Worringen, (einem Dorfe bei Köln), in welcher über tausend Ritter fielen und ebensoviele in Gefangenschaft gerieten, unter ihnen der Erzbischof von Köln. Der Herzog von Brabant blieb Sieger. Sieben Jahre trug Kölns streitbare Bürgerschaft wegen dieses Streites mit dem harten Oberhirten den Bann der Kirche.

Rudolfs letzte Lebensjahre.

Noch gegen Ende seines Lebens mußte Rudolf des Reiches Rechte dem Auslande gegenüber verteidigen. Der Graf von Hochburgund beabsichtigte, seine Besitzungen von Deutschland zu lösen und dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich zuzuwenden. Rasch entschlossen, eilte Rudolf in das gefährdete Land, erorberte Mömpelgard (Monbeliard) und zog vor Besançon. Sehnsüchtig schaute der Graf nach Hilfe von Frankreich. König Philipp befahl auch den Deutschen, das Land zu räumen. Doch Rudolf ließ ihm antworten: „Der König mag nur kommen, er wird finden, daß ich nicht zum Tanzen hergezogen bin.“ Aber Philipp kam nicht. Dennoch geriet Rudolfs Heer durch Mangel an Kleidungsstücken und Lebensmitteln in große Not. Freudig ertrug der König alle Drangsale mit den Kriegern; mit eigner Hand flickte er einstmals sein Wams, den Hunger stillte er mit einer Rübe des Feldes. Wenn ein solches Beispiel auch die Krieger begeisterte, dennoch mußte Rudolf das Ende des Kampfes ersehnen. Er bereitete sich zur Schlacht, er erklärte den Soldaten: „Siegen wir, so haben wir zu essen; werden wir gefangen, so lassen sie uns auch nicht verhungern.“ Aber die Gegner unterwarfen sich. In Basel erschienen sie vor Rudolf und leisteten den Eid der Treue.

Gern hätte Rudolf, der klar durchschaute, daß Frankreich schon eine Schmälerung Deutschlands erstrebte, eine Schutzwehr errichtet zwischen beiden Ländern und das alte Königreich Burgund einem seiner Söhne verliehen. Doch das gelang ihm nicht. Auch manche andere seiner Lieblingswünsche in betreff seines Hauses schlugen ihm gerade am Abende seines Lebens fehl. Sein Sohn Rudolf starb als Jüngling von zwanzig Jahren, ein anderer, Hartmann, ertrank in den Fluten des Rheines, den einzigen nun übrigen, Albrecht, wünschte er noch zum Nachfolger erwählt zu sehen. Aber die Fürsten scheuten den Besitzer von zwei Herzogtümern. Gerhard von Eppenstein, der Erzbischof von Mainz, stachelte sie auf, dem Könige zu widerstehen. Albrecht wurde nicht gewählt.

Mißmutig verließ Rudolf die Fürstenversammlung und zog in den Elsaß, in den Kreis seiner Familie. Im Jahre 1280 war seine erste Gemahlin gestorben. 1284 hatte er die vierzehnjährige schöne Isabella von Burgund geheiratet. Mit Brettspiel verkürzte sie gern dem ermüdeten Gatten die Zeit. Zu Germersheim, wo Rudolf zum letztenmale im Kreise der alten Genossen verweilte, befiel ihn eine Krankheit; doch begab er sich heiter und scheinbar wiederhergestellt nach Speier. Hier machte der Tod seinem vielbewegten Leben am 15. Juli 1291 ein Ende. In der Königsgruft bei dem Sarge des Staufers Philipp wurde seiner Verordnung gemäß seine Leiche beigesetzt. Allgemein beklagt wurde das Hinscheiden des geliebten Herrschers, am meisten aber von dem edlen Zollernfürsten, der wesentlich zu der Erhebung desselben auf den Kaiserthron beigetragen. Ottokar von Horneck schreibt in seiner gleichzeitigen Reimchronik:

„Doch ward mir gesagt,
Daz an sein Weib und an sein Kind,
In niemant klagt so swind,

Noch von Herzen lenger,
Mit großer Klag strenger;
Als der synnerich
Von Nürnberg Purchgraf Friederich."

Rudolfs Charakter.

Neben dem Staufer ruhte der entschlafene Habsburger; die Politik seiner schwäbischen Vorgänger hatte er verlassen. Den Namen Kaiser gab ihm das Volk, obschon er nicht nach Italien gezogen war, diese Würde zu erwerben. Ihn mochten die Fußstapfen der Tausende im Süden nun Modernden zurückschrecken, aber auch sein Sinn war den Idealen der Staufer fremd. Zwar hatte Papst Gregor X. ihn veranlaßt, samt seiner Gemahlin das Kreuz zu nehmen zu einem Zuge ins hl. Land, aber die Zeit dieser Züge war für immer dahin. Jedoch nicht gleichgiltig waren dem Könige die religiösen Dinge; wie er als Graf durch Frömmigkeit sich ausgezeichnet hatte, so bewies er als Herrscher nicht minder ein großes Gottvertrauen. Als ihn im Beginne seiner Regierung jemand fragte, wer der Wächter seines Schatzes wäre, da antwortete er: „Ich habe keinen Schatz, auch habe ich weiter kein Geld als 5 Schilling leichte Münze." Und auf die Frage, wie er denn für sein Heer sorgen wolle, antwortete er: „Wie der Herr immer für mich gesorgt hat, so kann er auch jetzt für mich sorgen." Gerechtigkeit und Treue waren seine hervorragendsten Eigenschaften, sie waren sprichwörtlich geworden, und noch lange pflegte man von einem Manne, der sein Wort nicht hielt, zu sagen: „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht." Dem Rechte war er zu jeder Zeit aufzuhelfen bemüht, und daher machte seine Regierung auch vielfach der Willkür und Gewalt ein Ende. Lobend erzählt ein gleichzeitiger Schriftsteller: „Ruhe und Friede folgten auf Krieg und Zerrüttung, der Landmann nimmt den Pflug wieder zur Hand, der lange

Zeit ungebraucht im Winkel lag; der Kaufmann, der aus Furcht vor Räubern zu Hause blieb, durchreist jetzt das Land mit großer Kühnheit, und die Räuber und Bösewichter, die zuvor öffentlich und ohne Scheu umherschwärmten, suchen sich in wüste Gegenden zu verbergen." Solche Eigenschaften und solche Thatsachen konnten wohl einem Fürsten die Herzen seines Volkes gewinnen. Nicht minder aber liebte dasselbe seinen Herrscher wegen seiner Einfachheit, seiner Milde und Herablassung. Viele Erzählungen davon, wahre und erdichtete, lebten im Munde des Volkes. Als er von der Krönungsfeier nach Köln und nach Mainz sich begab, trat ihm in letzterer Stadt eine Frau entgegen, die ihn wegen seines einfachen Wamses für einen gewöhnlichen Kriegsknecht hielt. Sie überhäufte ihn mit Scheltworten und übergoß ihn mit Kohlenwasser. Rudolf zürnte ihr nicht und bestrafte sie dadurch, daß er sie vor sich führen ließ, als er in vollem Kaiserschmucke auf dem Throne saß, und sie zwang, ihre Scheltworte in derselben Weise zu wiederholen.

Als einstmals ein Bettler ihn anredete: „Bruder Rudolf! Beschenke doch einen armen Mann mit einer kleinen Gabe!", fragte ihn der Kaiser: „Seit wann sind wir denn Brüder?" „Ei," — antwortete der Arme —, „sind wir denn nicht alle Brüder von Adam her!" — „Du hast Recht," sprach Rudolf, „ich dachte nicht gleich daran." Mit diesen Worten griff er in die Tasche und drückte dem Bettler einen Pfennig in die Hand. „Aber ein Pfennig ist für einen großen Kaiser doch gar zu wenig," antwortete dieser. „Was!" entgegnete Rudolf, — „zu wenig! Freund, wenn dir all deine Brüder von Adam her soviel schenken, als ich, so würdest du bald der reichste Mann sein."

Noch viele und ähnliche Erzählungen kannte das deutsche Volk von seinem guten Kaiser. Sein Name wuchs noch nach seinem Tode, und sein Andenken wurde beliebt, mehr noch wie seine Regierung es gewesen. Ja, gleich einem mythischen

Helden erscheint er in dem oft besungenen Grabritte nach Speier, in die Gruft der kaiserlichen Ahnen. Einstmals, so erzählt man, saß der Kaiser mit seiner Gemahlin beim gewohnten Schachspiele; da trat sein Arzt ein und machte ihn auf die bedenkliche Abnahme seiner Kräfte aufmerksam. Die Mahnung an den Tod vermochte die Seelenruhe des Greises nicht zu trüben. „Auf denn nach Speier!" rief er heiter und unerschreckt, „zu der Gruft der Vorfahren." Er fuhr den Rhein hinunter und kam bis nach Germersheim. Hier ereilte ihn schon der Tod. Man hob ihn vom Pferde und brachte ihn in die Dorfkirche. Er setzte sich auf einen Stuhl zu stillem Gebete. Plötzlich erhob er sich. „Ein König," rief er aus, „muß stehend sterben," und auf drei Ritter gestützt verschied er. So umgibt schon die Sage das Ende seines Lebens. Gern mochte das Volk erzählen und sagen von dem einfachen Könige. Es bezeichnet Rudolf schon die neue Periode der deutschen Herrscher; **die Ideale des Mittelalters sind verschwunden, die großartige Ansicht von der Würde des Kaisers ist dahin, allüberall weht schon der schneidende Lufthauch der anrückenden Neuzeit.**

Die nächsten Nachfolger Rudolfs von Habsburg.

Rudolfs Streben, die Krone seinem Hause zu sichern, war erfolglos gewesen. Den thatkräftigen, entschiedenen, scharf und durchgreifend handelnden ältesten Sohn des Königes, den in der Verwaltung seiner Erblande erprobten Herrscher mochten die selbstsüchtigen, vor einem starken Regimente zurückschreckenden Fürsten nicht zum Reichsoberhaupte erwählen. Sie hielten vielmehr Umschau nach einem brauchbaren Werkzeuge ihrer ehrgeizigen Pläne und glaubten, ein solches gefunden zu haben in dem zwar als tapfern und kriegslustigen Rittersmann bekannten, aber wegen der Geringfügigkeit seines Besitzes vielfach zum Kriegsdienste um Sold genötigten Grafen **Adolf**

von Nassau. Schwerdrückende, das königliche Ansehen tief schädigende Verpflichtungen mußte der Auserkorene den Wahlfürsten gegenüber eingehen: Reichseinkünfte, Gerichtsbarkeit, Bestätigung von Zöllen und Herrschaften, bedeutende Geldsummen waren der Preis der Königswürde. Zwar zeigte der neue Herrscher, daß ihm die Hebung der eigenen Hausmacht mehr am Herzen liege als die Erfüllung der fürstlichen Hoffnungen; aber wie diese Königswähler ihn aus der Tiefe emporgehoben, so waren sie nun entschlossen, ihn auch wieder zu erniedrigen. Auf einem Fürstentage zu Mainz wurde seine Absetzung ausgesprochen und nun der früher zurückgewiesene **Albrecht von Österreich** zu seinem Nachfolger gewählt. Im ritterlichen Kampfe wollte der Gestürzte um die bestrittene Krone kämpfen, da erlag er bei Göllheim seinem mächtigen Gegner. Nun war ein starker, selbstbewußter, den bestimmtesten Hausinteressen dienender Dynast an die Spitze von Deutschland getreten. Nicht lange konnte derselbe mit den Kurfürsten in gutem Einvernehmen bleiben. Als er die Abschaffung der seit Friedrichs II. Regierung widerrechtlich errichteten Zölle verlangte, da schlug der Mainzer Erzbischof, der dann allerdings bedeutende Einbuße erlitten haben würde, auf seine Jagdtasche mit den Worten: „Es sind noch viele Könige darin.“ Aber gegen die Macht Albrechts vermochten diese stolzen Herren nichts auszurichten, und die Zölle mußten aufgehoben werden.

Die Kraft und Energie, die Albrecht in den innern Angelegenheiten des Reiches bewies, wußte er nicht in seinem Verhalten gegen den römischen Stuhl zu behaupten. Vielmehr erkannte er die Oberherrlichkeit desselben über die Träger der deutschen Krone an, verpflichtete sich, die Feinde des Papstes auf dessen Befehl mit aller Macht zu bekriegen, auch versprach er, keinen seiner Söhne von seiner Gemahlin Elisabeth, die als Konradins Stiefschwester aus dem der Kurie so verhaßten Geschlechte der Staufer stammte, ohne des Papstes

Erlaubnis zum römischen Könige wählen zu lassen. Früh schon fand der das zerfallene Reich noch einmal mit starker Hand zusammenhaltende Fürst das Ziel seiner Laufbahn. Johann, der Sohn seines verstorbenen Bruders, dessen Vermögen er verwaltet, und dem er die Erbgüter, trotz seines Drängens, nicht auslieferte, ermordete ihn mit bösen Genossen angesichts der Stammburg des Hauses bei der Überfahrt über die Reuß.

Auf dem Königsstuhle zu Rense, am linken Ufer des Rheines, an der Stelle, von welcher der Ton eines gellenden Hifthornes oder der trompetende Herold in vier Kurfürstenlanden zugleich gehört werden konnte (zu Lahnstein, Kurmainz gehörig, zu Kappel im trierischen, zu Rense im kölnischen und zu Braubach im pfälzischen Gebiete), dort unter weitläufigem, von Säulen getragenem Altane wurde wiederum ein Graf mit mäßigem Besitztume zum deutschen König erkoren.

Dem neugewählten Herrscher, dem Grafen **Heinrich von Luxemburg**, lagen die deutschen Angelegenheiten ferner als die Idee, die von Anfang sein ganzes Herz erfüllte: der Römerzug. Das vergangene Ideal der römischen Weltmonarchie lebte noch einmal im Geiste eines deutschen Königes auf. In diesen Anschauungen begegnete er sich mit dem großen Italiener Dante, der, als Heinrich VII. die Römerfahrt angetreten hatte, in begeisterter Rede seinen Landsleuten zurief: „Ich ermahne euch, daß ihr seinen Anblick in Verehrung habt, die ihr auf seinen Meeren fahret und das Innere der Insel und die Höhen der Alpen bedecket, die ihm gehören!“ Und als er in Italien angekommen war, da schrieb er dem Könige: „Als du, Nachfolger des Cäsar und Augustus, den Rücken der Apenninen herabstiegest, stockten auf einmal die bangen Seufzer, und vertrockneten die Fluten der Thränen, und es glänzt für Italien die neue Hoffnung des besseren Jahrhundertes auf, wie wenn die vielgeliebte Sonne sich erhebt.“ Aber auch dieses von den Ghibellinen so ersehnten Herrschers

wartete das Geschick der Staufer. Er vermochte nicht, wie Dante ihm riet, der Hyäne mit gewaltigem Streiche nach dem Leben zu zielen. In unzähligen Kämpfen verzettelte er seine Kraft. Nur mühsam konnte er in Rom, aber an ungehöriger Stätte, die Kaiserkrone erhalten. Bald brachte auch diesem Kaiser das unheilvolle Land das Ziel seines Lebens. Fieberkrank durch die Glut der italienischen Sonne, gebrochen durch die aufregende Anstrengung und die nie rastende Thätigkeit, nahm er in Buonconvento, einem Burgflecken bei Siena, aus den Händen eines Dominikanermönches das hl. Abendmahl, und noch am selben Tage starb der kaiserliche Held. Den raschen Tod machte man dem Mönche zum Vorwurfe, der dem Kranken in der Speise des himmlischen Lebens das irdische Verderben bereitet habe. Wohl leicht mochte der Argwohn Boden finden in einem Lande, wo welsche Tücke und boshafte Arglist manchem wackern Ritter und Fürsten ein frühes Grab bereitet hatten. Mochten aber viele hier modern fern der Heimat, kein edleres Opfer war hier gefallen, als Kaiser Heinrich VII. Er hatte, wie kaum ein anderer, erhaben von seiner Würde gedacht, er hatte, ähnlich den Kaisern des alten Roms, ähnlich dem Gründer des germanischen Kaisertumes, um die Krone gekämpft; aber die Idee der glänzenden Vergangenheit fand keinen Boden mehr in der entarteten Gegenwart. Das Lied des unsterblichen Dante aber singt von dem mit der Krone gezierten Stuhle im Paradiese, auf dem die Seele des hohen Heinrich thronen sollte.

Kaiser Ludwig der Baier.*)

Ludwig von Baiern und Friedrich von Österreich.

Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Baier
Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron,
Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn;
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Siehe! da stellt er aufs neu willig den Banden sich dar.
Tiefgerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an,
Wie der Freund mit dem Freund, treulich die Becher des Mahls.
Arm in Arm schlummern auf einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friedrichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Baierns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
„Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so! Man hat mir's geschrieben,“
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

*) Mit Benutzung von Webers Weltgeschichte.

Heinrich VII. ruhte von seinen Kämpfen um die ideale Kaiserkrone, Deutschland aber wurde die Beute eines langen und unseligen Thronstreites. Der älteste Sohn des ermordeten Albrecht, Friedrich der Schöne von Österreich, bewarb sich um die Nachfolge im Reiche. Er fand Gönner unter den Wahlfürsten, namentlich war für ihn der Erzbischof von Köln. Anderes Sinnes aber waren der Kurfürst von Mainz und der von Trier. Diese gewannen noch den König von Böhmen und den Markgrafen von Brandenburg, und in Verbindung mit denselben waren sie bemüht, den Vetter des Österreichers, Ludwig von Baiern, als Thronbewerber ihm gegenüberzustellen. Beide Fürsten erschienen am 18. Oktober 1314 bei Frankfurt mit Heeresmacht. Ludwig lagerte auf dem rechten Mainufer, Friedrich ihm gegenüber auf dem linken bei Sachsenhausen. Am 19. und 20. Oktober erfolgte die Doppelwahl, die dem Lande zwei Herrscher gab, die Krieg, Zwietracht und Jammer den Völkern brachte. Köln, Pfalz und Sachsen erkoren zuerst den Habsburger, am folgenden Tage wählten die andern Fürsten den Wittelsbacher. Beide Gewählten waren Enkel König Rudolfs, sie waren Jugendfreunde, waren zusammen aufgewachsen und hatten an einem Tische gespeist, in einem Bette geschlafen. Rudolfs Tochter, Mathilde, hatte den Sohn Ludwig als zehnjährigen Knaben nach Wien an den Hof ihres Bruders gebracht, und in Gesellschaft der Vettern war der Knabe zum Manne emporgeblüht. Wer hätte damals ahnen können, daß diese befreundeten Kinder einst als Gegner sich gegenüber stehen sollten, daß sie das Vaterland zerspalten, sich selbst in langwierigen Kriegen zerfleischen würden, daß durch sie auch noch der letzte Glanz der schon so sehr verblaßten und verblichenen Kaiserkrone verdunkelt werden sollte.

Friedrich war ein verständiger, großherziger, außerordentlich thätiger und lebhafter junger Mann, voll Mut für jedes großartige Unternehmen, dürstend nach Thaten ritterlicher

Art und doch kein wilder Kriegsmann, sondern ein wohlgesinnter, höflicher und liebreicher Herr, welcher dazu noch, in damaligen Zeiten fast das nötigste und empfehlendste, soviel äußere Vorzüge besaß, daß man ihn nur mit Vergnügen und Bewunderung anblickte und die Volksstimme ihn „den hübschen oder schönen Fritz“ zu nennen pflegte. Er fühlte, daß er für einen Thron geboren sei. Weniger schmeichelhaft wird von den Zeitgenossen das Äußere Ludwigs geschildert; aber ritterlich war auch er, und abstoßend war sein Aussehen nicht, vielmehr besaß er manches Anziehende. Vor allem aber zeichnete er sich aus durch hervorragende geistige Eigenschaften, die ihm die Herzen vieler eroberten. Wenn er auch die Jugend meist in Ritterübungen verbracht hatte, wenn er durch Kühnheit und Gewandtheit sich ausgezeichnet unter den Altersgenossen, ja, wenn er den größten Teil seines Lebens auf dem Streithengste und in Waffengeklirre sich befunden, so war doch sein Wesen milde, gütig, fromm, so zu sagen hausväterlich geblieben. Nicht anders als gezwungen greift er zum Schwerte und gebraucht weit lieber das überredende Wort, welches ihm wie wenigen Fürsten zu gebote stand. Seine Muttersprache liebte er überaus, und viel hat er dazu beigetragen, daß sie geübt und gebildet, daß sie Hof-, Gerichts- und Schriftsprache wurde. Tief wurzelte seine Religiösität, sodaß sie selbst in den ungemein bittern Streitigkeiten, die ihm mit dem Papsttume erwuchsen, nicht erschüttert wurde. Auf diese religiöse Gesinnung nahm der Erzbischof von Mainz besonders bedacht und empfahl ihn deshalb für den Thron.

Als die Wahl vollzogen war, beeilten sich beide Fürsten, die Krone auf ihr Haupt zu setzen. Ludwig kam nach Aachen und wurde vom Erzbischofe von Mainz gekrönt, während Friedrich in Bonn durch den Kurfürsten von Köln mit dem Diadem bekleidet wurde. Keiner der beiden Erwählten konnte für seine Erhebung eine überzeugende Rechtmäßigkeit darthun.

Weil bis dahin nur die Einhelligkeit der Wahlstimmen gegolten hatte, so behauptete jeder, er habe recht, und die Entscheidung mußte dann auf das Gottesurteil des Kampfes gestellt werden.

Schon hatte man in jahrelangen Kämpfen die gesegneten Fluren Süddeutschlands verwüstet, da sehnten endlich beide Gegner sich nach einer Entscheidung. Friedrich sammelte in den österreichischen Besitzungen zahlreiches Kriegsvolk, sein Bruder, Herzog Leopold, betrieb in den habsburgischen Stammlanden die Rüstung, außerdem kam ihm eine beträchtliche Hilfe von Ungarn. Heidnische Kumanen sandte ihm König Robert. Ludwig wurde unterstützt von König Johann von Böhmen, dem Kurfürsten Balduin von Trier, vor allem aber von den treuen Reichsstädten. Bei Mühldorf am Inn da fiel die Entscheidung. Während Herzog Leopold mit seinen Scharen noch säumte und einen Rachezug gegen den Grafen von Monfort unternahm, ließ Friedrich, trotz der Warnung seines Marschalles, in die angebotene Schlacht sich ein. Friedrich stellte sich selbst an die Spitze des Heeres, während sein Gegner Ludwig dem Böhmenkönige die Anführung überließ. Ja, vorsichtig hatte er nur einen einfachen blauen, weiß verbrämten Waffenrock angelegt und hielt sich, umgeben von elf gleich gekleideten Getreuen, abseits vom Getümmel des Kampfes. Verzagt und unmutig hatte er vor Beginn der Schlacht sein Testament gemacht. Ganz anders der österreichische Fürst! Dieser trug eine weithin glänzende Rüstung. Die Krone auf dem Helme, den Reichsadler auf der Brust, ordnete Friedrich kampfesmutig die Reihen der Seinen, von dem glorreichen Gedächtnistage der Wahl seines Ahnherrn, vom Siege Rudolfs über den Böhmen, und von der Gewißheit des heutigen Sieges zu ihnen sprechend. Die Schlacht begann. Die ersten, welche aneinander gerieten, waren die wilden Ungarn mit den Böhmen. Diese hielten der ersten Feinde Pfeilregen wie der nachfolgenden Schwerthiebe mutig

aus. Von beiden Seiten verrichtete man Wunder der Tapferkeit. Der Baiern Führer, König Johann von Böhmen, entging nur durch Verrat der Gefangenschaft. Inmitten des Getümmels war er vom Pferde gestürzt. Schon glaubte der Bannerträger von Salzburg und Steier, ihn in seinen Händen zu haben, da hob ihn ein österreichischer Ritter auf sein eigenes Roß und verhalf ihm zur Flucht. Unterdessen wütete der Kampf. Sechs volle Stunden schon fochten die Ritter zu Pferde, die Knechte zu Fuß, und doch ist noch immer die Schlacht nicht entschieden; da scheint sich das Glück auf Friedrichs Seite zu neigen. Im Rücken der Österreicher zeigten sich bewaffnete Reiter; sie trugen die österreichischen Landesfarben, und froh jubelt man ihnen entgegen, da man in ihnen die Unterstützung Leopolds „des Biderben", des Bruders von Friedrich, vermutete. Entschiedener dringt nun die Hauptmasse vor. Aber sie sahen sich bald gar furchtbar betrogen. Die für Freunde gehaltenen Reiter wurden geführt vom Burggrafen Friedrich von Zollern, dem Genossen des Baiern. Um die Österreicher zu täuschen, hatte man die feindlichen Farben angelegt. Jetzt fiel er den Bestürzten in den Rücken. Nun änderte sich die Schlacht. Die weichenden Böhmen stellen sich aufs neue, die Ungarn aber ergreifen die Flucht. Friedrichs Bruder, Heinrich, wird umzingelt und gefangen; unerschrocken aber kämpfte noch der königliche Held. Da bricht plötzlich, von Pfeilen durchbohrt, das Roß des kühnen Streiters zusammen. In dieser hilflosen Lage nimmt ihn ein Reiter, auf dessen Schild sich ein Büffelkopf mit einem Ringe im Munde abgebildet findet, gefangen. Der Zoller empfing des Habsburgers Schwert. Friedrich wurde von Ludwig, für den andere den Sieg erfochten, mit den Worten begrüßt: „Wir sehen Euch gern, Herr Vetter." In tiefem Schmerze, gesenkten Blickes schwieg der Gefangene. Die Ehre, den Herzog von Österreich, den Gegenkönig, gefangen zu haben, beanspruchten mehrere, die neben ihm gestritten.

Friedrich aber musterte die Schilde, und als er auf den erwähnten Büffelkopf kam, sprach er: „Vor diesem Kuhmaule habe ich mich heute nimmer erwehren mögen.“ — Der Schild war Eigentum Albrechts von Rindsmaul.

Lange hat die Volkssage und, ihr folgend die Geschichtsschreibung, den Sieg von Mühldorf und Amfing dem kriegserfahrenen Ritter Seifried Schweppermann zugeschrieben. Ihm, dem gebeugten Greise, habe König Ludwig sein Heer überlassen, und durch geschickte Aufstellung und die Anordnung eines Hinterhaltes sei der Sieg von den Baiern gewonnen worden. Und als dann nach errungenem Siege König Ludwig den Heerfürsten Trank und Speise zur Erquickung reichen wollte, da fand es sich, — so erzählt die Sage —, daß man nichts als Eier hatte. Der König verteilte sie mit den Worten: „Jedem Manne ein Ei, dem braven Schweppermann zwei.“ So die Sage, so sogar der Grabstein Schweppermanns im Kloster Kastell (an der Lauter in der Oberpfalz). Die Inschrift lautete zwar ursprünglich:

„Hier liegt begraben Seifried Schwepfermann,
Alles wandel an,
Ein Ritter keck und fest,
Der zu Gammelsdorf im Streit tet das best,
Ist todt, dem gott genad, anno Domini 1337.“

Aber nach dem Jahre 1500 wurde auf dem Steine auch der Eier Erwähnung gethan. Es war um diese Zeit die Weltchronik eines Nürnbergers, Dietrich Truchseß', erschienen, in der zum erstenmale die Nachricht erscheint: „in welchem streyte (gemeint ist die Mühldorfer Schlacht) auff Ludwigs teyl eein edelmann, Swepffermann genannt, so ritterlich und manlich fur, das von Ludwigen ym zu lob gerufft ward: yedermann ein aye, und dem frummen Swepffermann zwey.“

Die wirkliche Geschichte thut bei der Erzählung von der entscheidungsvollen Schlacht bei Mühldorf des Namens Schweppermann mit keinem Worte Erwähnung, wohl aber berichtet sie, daß Ludwig dem Burggrafen für alle früheren Verdienste, namentlich aber für den in der Königsschlacht erfochtenen Sieg dankbarlichst seine Reichslehen gemehrt habe.

König Ludwig im Kampfe mit dem Papsttume.

Die beiden Könige hatten in der Schlacht bei Mühldorf gleichsam ein Gottesurteil erblicken wollen. Zwar schmachtete der eine nun hinter Trausnitz' Mauern in Gefangenschaft, aber dem andern war doch nicht die unbestrittene Herrschaft zuteil geworden. Noch immer bedrohte ihm das Königtum Herzog Leopold von Österreich. Es hatte allerdings auch dieser Unterhandlungen gewünscht; er versprach die Herausgabe der Reichsinsignien und der übrigen Kleinodien, wenn Ludwig dem Bruder die Freiheit verleihe. Als der Baier aber die Forderung erhob, Friedrich sollte alle die, welche ihm den Treuschwur geleistet hatten, ihres Eides entbinden, da brach der kampfesfrohe österreichische Herzog, entrüstet ob solcher Zumutung, die Unterhandlungen ab. So standen noch schlimme Feinde dem siegreichen Könige gegenüber. Und neue schuf er sich, als er, ein Nachahmer seiner letzten Vorgänger, für die Erweiterung seiner Hausmacht besonders Sorge trug. In Brandenburg war das fürstliche Haus erloschen. Der König von Böhmen, der Führer der Baiern in der Schlacht bei Mühldorf, erhoffte von Ludwig die Belehnung. Aber nicht Böhmen, sondern Baiern kam in den Besitz der wichtigen Marken. Unmutig nahm der enttäuschte König Johann die ihm überlassene Markgrafschaft Bauzen und Kamenz. Zu diesen Gegnern des Königes gesellte sich als der gefährlichste der Papst Johann XXII. Vom Sohne eines Handwerkers war er zur höchsten kirchlichen Würde emporgestiegen. Als

sich die zum Königtume erkorenen Nebenbuhler an ihn wandten, da hielt er einstweilen mit der Entscheidung zurück und nannte beide nur „erwählte römische Könige". Für sich aber nahm er, da der Reichsthron erledigt sei, die Reichsverweserschaft in Anspruch. Es hatte schon sein Vorgänger Klemens IV. dem Kaiser Heinrich VII. gegenüber den neuen Grundsatz geltend gemacht, daß der bei der Kaiserkrönung geschworene Eid ein Vasallenverhältnis zum päpstlichen Stuhle bedinge, und trotzdem daß der Luxemburger, von deutschen und welschen Rechtsgelehrten unterstützt, feierlichst gegen diese unerhörte Anmaßung protestierte, hatte der Papst einen Monat vor seinem Tode einen kaiserlichen Statthalter in Italien eingesetzt. Johann XXII. säumte nun nicht, bei der Verwirrung des Reiches, aus welcher er und der ihn beeinflussende französische Hof nur Vorteile zog, dieselben Grundsätze geltend zu machen. In Italien befahl er dem Matteo Visconti, seine Stelle als kaiserlicher Statthalter in Mailand aufzugeben. Als dieser aber nicht in jeder Hinsicht seinem Gebote sich fügte, da schleuderte er den furchtbarsten Bannfluch gegen den Ungehorsamen. Er erklärte nicht bloß ihn und sein Haus, sondern auch alle seine Mitbürger und Unterthanen für Ungläubige und fluchwürdige Ketzer, die der Freiheit unwürdig und gleich den Sarazenen der Sklaverei anheimgefallen seien, ließ das Kreuz gegen sie predigen und schickte ein Heer gegen Mailand. Als nun an Ludwig ein Hilfegesuch aus Italien erging, als dieser Gesandte schickte, die in seinem Namen eine Vermittelung herbeizuführen sich bemühten: da geriet Johann XXII. in den heftigsten Zorn. Jetzt traf er plötzlich die solange verschobene Entscheidung über die streitige deutsche Königswahl, ohne Ludwig zu hören, ohne ihn auch nur einer Mitteilung des Urteiles zu würdigen. In seiner Residenz in Avignon, — die Päpste hatten von 1305—1378 ihren Sitz in dieser französischen Stadt —, ließ er an die Kirchenthüre eine Vorladung an Ludwig anschlagen,

worin er erklärte, ihm allein gebühre die Entscheidung darüber, wer deutscher König sei; binnen drei Monaten solle Ludwig seine Würde niederlegen und sie nur mit päpstlicher Erlaubnis wieder aufnehmen. Wegen der bisherigen Anmaßung des Titels solle er sich vor das Gericht des Papstes stellen. Ludwig sandte Boten nach Avignon, die um eine Verlängerung der angegebenen Frist sich bemühen sollten, zugleich aber legte er auf einem Reichstage zu Nürnberg Verwahrung gegen den Schritt des Papstes ein, der da behaupte, ein von den Kurfürsten gewählter König bedürfe der päpstlichen Bestätigung. Die Stimmung im deutschen Volke, das über die Anmaßungen und Erpressungen des Hofes zu Avignon erbittert war, und die Unterstützung der Minoritenmönche, die über die Armut Christi und den Besitz der Geistlichen mit den Dominikanern und dem Papste in Streit geraten waren, ermutigte den König, die Würde des Reiches gegenüber der Kurie zu wahren.

Nach Ablauf der festgesetzten Frist erfolgte der Bannstrahl, und als Ludwig darauf mit einer Anklageschrift gegen den Priesterfürsten, der Deutschlands Verderben erstrebe, und mit der Berufung an ein allgemeines Konzilium antwortete, sprach Johann die Absetzung des Königes und die Exkommunikation seiner Anhänger aus.

Der Papst begnügte sich aber nicht mit der Absetzung Ludwigs; er wollte die deutsche Krone auch dem französischen Könige Karl IV. überantworten. Eine Stütze fanden diese Bestrebungen sogar an dem Herzoge Leopold, der, aus leidenschaftlichem Hasse gegen Ludwig, selbst das Wohl des Vaterlandes der Befriedigung seiner Rachsucht zu opfern gewillt war. Bei einer Zusammenkunft zu Bar-sur-Aube versprach er dem Franzosenkönige gegen hohe Geldsummen seine Unterstützung bei der Königswahl. Als aber die Gesandten Karls und des Papstes mit den geistlichen Kurfürsten auf einer Versammlung zu Rense diese Angelegenheit zu ordnen bemüht waren, da wußte Berthold von Bruchegg, Komtur

der Deutschritter, der sich ganz entschieden auf Ludwigs Seite gestellt hatte, diese Bestrebungen zu vereiteln. So war Deutschland vor der Schmach bewahrt, daß seine Krone wiederum, wie in den unseligen Zeiten des Interregnums, in fremde und diesmal in gefährlichere Hände fallen sollte. Aber zwischen dem deutschen Könige und dem Oberhaupte der Kirche entbrannte der Kampf nun mit leidenschaftlicher Erbitterung.

Ein Beispiel deutscher Treue.

Um in Deutschland nicht durch die Feindschaft der Österreicher geschwächt zu werden, beschloß Ludwig, eine Verständigung mit dem gegnerischen Geschlechte zu suchen. Ohne Vorwissen seiner Räte und ohne alle Begleitung begab er sich nach Trausnitz und schloß hier mit Friedrich einen Sühnevertrag, worin der Österreicher auf die deutsche Krone verzichtete, die in Besitz genommenen Reichsgüter herauszugeben versprach und mit Habsburgs ganzer Macht dem Könige wider jedermann beizustehen gelobte. Wenn aber die Brüder Friedrichs dem nicht beistimmen würden, verpflichtete derselbe sich eidlich, wieder in die alte Haft zurückzukehren. Der Trausnitzer Vertrag fand jedoch heftigen Widerspruch, sowohl bei Herzog Leopold wie bei dem Papste, der in einem Schreiben den Beweis zu liefern sich bemühte, daß die einem mit so schwerer Schuld und dem Banne belasteten Übelthäter geschworenen Eide keine Giltigkeit hätten, und dem Habsburger bei Strafe des Bannes verbot, sich wieder als Gefangenen zu stellen. Dieser deutsche Ritter aber dachte anders von der Pflicht geschworener Eide und der Treue des Wortes als der welsche Kirchenfürst. Als er sich von der Unausführbarkeit des Vertrages überzeugt hatte, kehrte er, wie er versprochen, in die Haft zurück. Es ist ein schöner Zug deutscher Treue, wert, durch Wort und Bild der Nachwelt überliefert zu werden,

wie der ritterliche Ludwig seinem königlichen Gefangenen die Hand zum Bunde reichte, wie die einstigen Jugendfreunde, die das Geschick in den Kampf gegeneinander geführt, in traulichem Zusammenleben, Gemach und Tafel miteinander teilend, in Erinnerung der alten Freundschaft den Hader vergaßen. In einem neuen Vertrage kamen die Fürsten überein, fortan als Brüder die Regierung des Reiches gemeinsam zu führen, ohne Vorzug des einen vor dem andern. Allein auch dieser Vertrag fand lebhaften Widerspruch, und zwar diesmal besonders bei den Kurfürsten, die in einer so unerhörten Übereinkunft eine Gefahr ihres Wahlrechtes erblickten, und die vom Papste, der mit Erstaunen und Ärger den ungewöhnlichen Vorgang vernahm, gegen die Könige aufgereizt wurden. Auch ein dritter Vertrag, wonach Ludwig Italien und die Kaiserkrone nehmen, Friedrich aber als römischer König in Deutschland herrschen sollte, kam nicht zur Ausführung. Der plötzliche Tod des unerschrockenen, tapfern, mit ritterlicher Hingebung dem Bruder anhängenden, die Widersacher desselben leidenschaftlich hassenden Leopold versetzte dem österreichischen Hause einen harten Schlag. Als im folgenden Jahre auch noch der junge Herzog Heinrich, der einst bei Mühldorf so wacker gestritten hatte, sein Leben endete, da zog König Friedrich sich immer mehr in die Ruhe der Einsamkeit zurück. Er führte zwar noch den Namen eines römischen Königes, beschäftigte sich aber ausschließlich mit der Verwaltung seiner eigenen Länder. Nicht lange überlebte er die ihm in die Ewigkeit vorangegangenen Brüder. In den vielen Kämpfen und in der langen Haft hatte er die Spannkraft der Seele, die Heiterkeit des Gemütes und die Gesundheit des Leibes eingebüßt. Am 13. Januar 1330 raffte ihn der Tod dahin. Sein Name wird ruhmvoll leben in der Geschichte, solange die Deutschen der Haupttugend der Vorfahren nicht uneingedenk werden.

Der Römerzug Ludwigs des Baiern.

Von Italien aus waren schon längst hilfesuchende Rufe der Ghibellinen zu Ludwig gedrungen. Nach dem Tode der Habsburger vermochte dieser sein Augenmerk auf die Wege zu lenken, die vor ihm Heinrich VII. gewandelt war. Zahlreiche Anhänger eilten alsbald unter seine Fahne. Durch Erhebungen und Bestätigungen von Reichsvikariaten belohnte er viele für ihre Leistungen. Gegen den Papst wurde als Ketzer und unwürdigen Priester eine Anklageschrift erlassen. An diesem Verfahren gegen Johann XXII. nahmen die Minderbrüder lebhaften Anteil. Die Behauptung dieses Bettelordens, daß, weil Christus und seine Apostel kein Eigentum besessen, auch ihre Nachfolger im Priesteramte besitzlos sein sollten, hatte bei Papst und Geistlichkeit den heftigsten Widerspruch erfahren, und in diesem Streite hatten sich namentlich die Dominikaner zu Verfechtern der päpstlichen Ansicht aufgeworfen. Als der Papst diejenigen, die fernerhin an der vollkommenen Armut Christi und der Jünger festhielten, für Ketzer erklärte, schlossen sich die Häupter der Franziskaner um so inniger an Ludwig an, und dieser fand an ihnen ebenso entschiedene als gelehrte und mit der Feder vertraute Kämpfer gegen die päpstlichen Ansprüche und Bestrebungen. Von ihnen gingen die scharfen, mit Gelehrsamkeit und Geist verfaßten Anklageschriften und Antworten auf die päpstlichen Bannbullen aus. In der berühmtesten dieser Schriften (Defensor pacis — Verteidiger des Friedens) wird das päpstliche System einer einschneidenden Beurteilung unterzogen. Die Gewalt über Kaiser und Könige, welche die Päpste auf grund der Übertragung der Kaiserkrone in Anspruch nahmen, wird als unbegründete Anmaßung hingestellt; selbst in geistlichen Dingen wollen sie die Gewalt des Papstes nicht gelten lassen, sofern diese die Befugnis der Konzile und Bischöfe

beeinträchtige. Es sind scharfe Stimmen, die sich aus dem geistlichen Stande vernehmen lassen, von einer Kühnheit, wie sie sonst nicht leicht zutage treten. Und noch mehr als durch ihre gelehrte polemische Thätigkeit wirkten sie durch ihre praktische in Predigt und Beichtstuhl für Ludwigs Sache. Die abgezehrten, in strenger Abtötung lebenden Minoriten standen beim Volke weit mehr im Rufe der Heiligkeit als die päpstliche Dienstmannschaft aus dem Orden der Dominikaner. Daß man in Deutschland die Bannflüche gegen Ludwig so wenig beachtete, ist großenteils der Wirksamkeit dieser Mönche zuzuschreiben.

Der Papst säumte nicht, auf die Vorwürfe Ludwigs eine Antwort zu geben. Eine Bulle klagte den König an, er habe sich die Verwaltung des römischen Reiches angemaßt, er habe die Ketzer und andere Feinde der Kirche begünstigt, er trachte danach, das Kaiserreich an sich zu reißen und den apostolischen Stuhl zu vernichten. Wegen dieser Dinge wurde er von neuem mit dem Banne belegt, seiner sämtlichen Lehen und Besitzungen, selbst des Herzogtumes Baiern, verlustig erklärt, seine Vasallen und Unterthanen vom Treu-Eid entbunden. Zugleich wendete der Papst sich mit Heftigkeit gegen die Irrlehrer, die in Ludwigs Nähe seien und unter seinem Schutze ihre Ketzereien ausbreiteten. Eine nach wenigen Tagen in steigender Leidenschaftlichkeit erlassene zweite Bulle gebot dem Baiernfürsten aufs strengste die Rückkehr aus Italien. Aber Ludwig ließ sich nicht irre machen. Die Bannstrahlen waren im Laufe der Zeit stumpf geworden. Freudig nahmen die Ghibellinen den König auf, und er, der arm und geldbedürftig, mit geringem Gefolge, mit nicht mehr als sechshundert Rittern in Italien seinen Einzug gehalten hatte, sah sich bald an der Spitze einer bedeutenden Macht. In Mailand wurde er zum Könige von Italien gekrönt, in Rom erhielt er die Kaiserkrone. Mit freudiger Erwartung hatte das wankelmütige Römervolk, das erbittert war über die Ver-

legung der päpstlichen Residenz, dem Heranzuge Ludwigs entgegengesehen. In der Peterskirche setzten die Häupter des Volkes, an ihrer Spitze Sciarra Colonna, dem Könige die Krone auf. Die ebenfalls gebannten Bischöfe von Venedig und Aleria (in Korsika) salbten ihn. Dadurch wurde die Ansicht, daß das römische Volk die Quelle des Imperiums sei, und dem Papsttume durch die Krönungszeremonie kein wirkliches Hoheitsrecht erwachse, zur staatsrechtlichen Doktrin erhoben. Nun glaubte Ludwig auch die Zeit gekommen, um der Kurie das erlittene Unrecht zu vergelten. Auf Grund des Reichsgesetzes, daß jeder der Ketzerei oder des Hochverrates Schuldige, auch ohne Beachtung der sonst üblichen Rechtsform, durch kompetente Richter verurteilt werden könne, sprach er auf dem Kapitole in Gegenwart der Volkshäupter und vieler Geistlichen und Minoritenmönche das Urteil aus gegen den Priester Jakob von Cahors, der sich Papst Johann XXII. nenne, und entsetzte ihn wegen Simonie, Ketzerei und Hochverrates seiner Würde. Sodann verordnete er, das kirchliche Oberhaupt solle in Zukunft seinen immerwährenden Sitz in Rom haben; die Erhebung eines neuen Papstes, eines durch Sittenstrenge und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Minoriten, der sich Nikolaus V. nannte, war die nächste Folge dieses Urteiles. Mit solchen Maßregeln hatte Ludwig in die alte Bahn der Hohenstaufer eingelenkt. Aber dieser Schritt zog ihm bald vielfachen Tadel zu und bereitete ihm manche Widersacher. Er wußte aber auf die Dauer seine Stellung nicht zu behaupten, und so war die Kaiserkrönung auch der letzte Triumph, der dem Könige in Italien zuteil ward.

Gar bald büßte Ludwig die Gunst der wankelmütigen Römer ein. Sie murrten über die Gewaltthaten der geldarmen und zuchtlosen Deutschen, und als der Kaiser die Stadt verließ, da verfolgten dieselben Römer, die vor Jahresfrist dem Befreier zugejauchzt, das abziehende Heer mit Schmähungen und Steinwürfen. Auch im übrigen Italien

verließen die wankelmütigen Welschen den deutschen Kaiser. Immer geringer wurde sein Anhang, und so kehrte Ludwig, von den Italienern verachtet, von den deutschen Söldnern im Stiche gelassen, in die Heimat zurück.

Die Erfolge, die der Kaiser anfangs so glänzend und so rasch errungen hatte, waren alle zerstoben; was er gehofft und erstrebt und schon erreicht zu haben vermeinte, die Niederwerfung seines Gegners auf dem päpstlichen Stuhle und die Kräftigung seines Ansehens als deutscher König durch den Glanz der Kaiserkrone, es war ein vergebliches Streben gewesen. Sein Papst Nikolaus V. verlor seine Stellung, sobald der Kaiser Italien verlassen hatte. Er entsagte seiner Würde, bekannte reumütig zu den Füßen des französischen Papstes seine Sünden, wurde in den Schoß der Kirche wieder aufgenommen und lebte noch drei Jahre zu Avignon in milder Haft.

Ludwigs Thätigkeit im Reiche.

Wie in Italien so schuf auch in Deutschland der unversöhnliche Groll des Papstes dem Kaiser immer neue Feinde. Daß ihm kein Gegenkaiser gegenüber gestellt wurde, hinderte nur der treffliche Erzbischof Balduin von Trier. Um aber der deutschen Lande sicher zu sein, suchte Ludwig eine Verständigung mit den mächtigsten Fürsten, mit dem Könige Johann von Böhmen und dem Hause Habsburg. Mit letzterem wußte er sogar ein lebenslängliches Friedens- und Freundschaftsbündnis abzuschließen. Jetzt suchten diese Fürsten auch zwischen Kaiser und Papst zu vermitteln. Die Ausgleichvorschläge, die namens des Königes von Böhmen, des Erzbischofes von Trier und des Herzoges von Österreich an die Kurie ergingen, waren demütig genug. Der Kaiser solle seinen Gegenpapst aufgeben, alle Schritte gegen die Kirche und deren Oberhaupt in Avignon widerrufen, die Exkom-

munikation anerkennen und die päpstliche Gnade nachsuchen. Aber selbst durch diese Vorschläge ließ sich der starre Sinn des erzürnten Kirchenfürsten nicht zur Versöhnung und zur Anerkennung des Königes bewegen. Er beharrte auf der Wahl eines neuen Reichsoberhauptes und erneuerte die Bannflüche gegen den Wittelsbacher. Endlich starb der unversöhnliche Pontifex. Sein Nachfolger war Benedikt XII., ein Müllerssohn aus der französischen Grafschaft Foix. Er war ein wohlmeinender, redlich gesinnter, von friedfertigen Gesinnungen beseelter Priester und bemüht, sich von der französischen Herrschaft frei zu machen. Kaiser Ludwig säumte nicht, diese günstigen Aussichten zu benutzen; aber wiederum kehrte seine demütige Gesandtschaft unverrichteter Sache zurück, weil der französische König jeden Ausgleich verhinderte.

Da ermannten sich endlich die deutschen Fürsten. Zu Speier versammelten sich im März mehrere Bischöfe und erließen ein Schreiben an den Papst, worin sie um endliche Beilegung des unheilvollen Zwistes baten. Aber ihr Gesuch blieb ebenso erfolglos als ein gleichzeitig von den Reichsstädten erlassenes. Nun vereinigten sich die Kurfürsten zu einem für die deutsche Verfassungsgeschichte äußerst bedeutsamen Schritte. Zu Oberlahnstein kamen sie alle mit Ausnahme des von Frankreich gewonnenen Böhmenköniges zusammen und schwuren, die Sache des Reiches aufrecht halten zu wollen; am folgenden Tage begaben sie sich nach Rense, wo seit den ältesten Zeiten die Wahlfürsten in hochwichtigen Rechtsangelegenheiten zusammen zu kommen pflegten, und unterzeichneten hier die Urkunde, die unter dem Namen **des ersten deutschen Kurvereines** bekannt ist. Sie erklärten: **„das sei von Recht und alter Gewohnheit des Reiches, daß, wenn einer durch die Kurfürsten, sei es durch alle oder durch die Mehrzahl, zum römischen Könige erwählt worden, es keineswegs einer Bestätigung des römischen Stuhles bedürfe, um die Verwaltung der Güter und Rechte des Reiches zu handhaben**

und den Titel eines Königes zu führen". Nach dem Vorgange zu Rense versammelte sich im August des Jahres 1338 ein großer Reichstag zu Frankfurt. Hier machte sich sofort der Unmut der Versammelten, insbesondere aber der Baiern, in einer Weise Luft, daß es schien, wenn der Kaiser nur winke, so würden Hunderttausende rachgierig aufbrechen nach Paris und Avignon. Bei der feierlichen Eröffnung des Reichstages hielt der Kaiser vom Throne herab eine Rede voll Feuer, deren Inhalt die Gemüter mit tiefer Bewegung erfüllte. In Ausdrücken eines bitter gekränkten und von Wehmut erfüllten Herzens berührte er die verschiedenen, schon mit Johann XXII. und dann mit Benedikt XII. gepflogenen Unterhandlungen und bemühte sich, die Ungerechtigkeit allen klar und anschaulich zu machen: daß noch immer auf seiner Person der Bann, auf ganz Deutschland das Interdikt laste. Er und seine Väter seien, so lautete die feierliche Beteuerung, zu allen Zeiten eifrige Anhänger der katholischen Religion und Kirche gewesen, und doch behandle man ihn wie einen verstockten Ketzer. Nie sei ihm eingefallen, dem apostolischen Glaubensbekenntnisse zuwiderlaufende Lehren und Meinungen zu hegen oder gar in Umlauf zu setzen; getauft und erzogen nach Vorschrift des römisch-katholischen Glaubens, sei es sein einziges Verlangen, auch in demselben zu sterben, trotzdem schließe ihn der, welcher Christi Statthalter auf Erden heiße, von dem Reiche Gottes aus, ja, welche Härte! ihn wolle man als Ursache der ewigen Verdammnis von vielen Tausenden, von Millionen und Millionen Christenseelen bezeichnen; und noch das Allerhärteste! dem inständig um Lossprechung Bittenden werde sie verweigert, außer er thue, was die eigene Ehre und das Wohl Deutschlands verbiete, er entsage der höchsten Würde nach Begehren einer fremden, eifersüchtigen Macht, die schon lange dahin arbeite, das Reich von den Deutschen zu bringen. Er frage hier alle versammelten Stände des Reiches, ob er auf eine solche Forderung eingehen

dürfe, ob einer von ihnen um solch schmählichen Preis die Lossprechung vom Banne erkaufen würde. In der Art redete, bewegt und bewegend, der vielgeprüfte Kaiser, öfter durch feurigen Zuruf unterbrochen, der ihm recht gab und fast in wilde Verwünschungen seiner Feinde ausschlug. Als darauf Ludwig erklärte, er habe fruchtlos gethan, was in seinen Kräften gestanden und zu thun erlaubt war, die Getreuen des Reiches müßten jetzt Rat schaffen, weil weder er noch sie wünschen könnten, daß ein so betrübter Zustand fortdauere, oder daß man die höchste Krone dem feindseligen und habgierigen Nachbar zu Füßen lege, die Stände müßten sich aussprechen, die Prälaten und Kurfürsten vornehmlich, welche Kraft hätten, Bann und Interdikt unter dergleichen Umständen für ihn und Deutschland aufzuheben, da machte sich der in den Gemütern kochende Ärger Luft, und wie mit einer Stimme schrie die zahlreiche Versammlung: „Weg mit Bann und Interdikt! Unerträgliche Tyrannen haben Kaiser und Reich damit beschwert! Wo noch Suspension, wo noch Hemmung des öffentlichen Gottesdienstes besteht, ist das durch Gesetz zu beendigen. Welcher Geistliche, hoch oder niedrig, noch länger widerstrebt, den treffe die Reichsacht!“ Der Reichstag bestätigte auch noch die Beschlüsse der Renser Versammlung und erweiterte sie dahin, daß die Wahl der Kurfürsten auch zur Führung des Kaisertitels berechtige. Das im Deutschordenshause zu Sachsenhausen verkündete Gesetz lautete nun: **„Nach dem Rate und mit Zustimmung der Kurfürsten und Stände des Reiches erklären wir, daß die kaiserliche Würde unmittelbar von Gott allein herstammt; daß der von allen oder der Mehrheit der Kurfürsten Erwählte sofort und durch die Wahl allein König und Kaiser wird, folglich der Anerkennung und Bestätigung des apostolischen Stuhles nicht bedarf.“** Durch die Beschlüsse zu Rense und Frankfurt war die Ehre und Würde des deutschen Reiches in einer wichtigen Aktion gewahrt worden, die Reichsstände

hatten in seltener Übereinstimmung ausgesprochen, daß sie in dem großen Kampfe ihr gewähltes Oberhaupt gegen päpstliche Übergriffe und Anmaßungen zu schützen und zugleich ihre, ihres Königes und des Reiches Rechte aufrecht zu halten gedächten. Allenthalben wurden jetzt trotz Bann und Interdikt die gottesdienstlichen Handlungen wieder vorgenommen, und mit strengen Maßregeln schritt man gegen widerstrebende Priester ein.

Ende Ludwigs des Baiern.

Die Folgen der Vorgänge zu Rense und Frankfurt, des Bundes zwischen den Fürsten und Ständen des Reiches mit dem Kaiser, zeigten sich bald. Aller Widerspruch gegen Ludwig verstummte, alle Feindseligkeiten waren beendet. Es erhielt der Kaiser gerade zu dieser Zeit auch noch einen mächtigen Bundesgenossen in seinem Schwager, Eduard III. von England, der Ansprüche auf die französische Krone machte. Dieser erschien auf einer Reichsversammlung in Koblenz und führte Klagen gegen den Franzosenkönig. Der Reichstag fand dieselben begründet und erklärte sich einverstanden mit dem Kriege gegen Philipp. Doch der schlaue Franzose wußte der Gefahr zu begegnen. Da er Ludwigs Verlangen nach einer Aussöhnung mit dem Papste nur zu gut kannte, so stellte er ihm eine Versöhnung mit der Kurie in Aussicht, wenn er das englische Bündnis verlasse, einem französischen sich zuwende. Der wankelmütige Fürst ließ sich durch das Trugbild verlocken; aber kaum hatte Philipp seinen Zweck erreicht, so dachte er nicht mehr an die Erfüllung seines Versprechens. Die Deutschen grollten ob der Unbeständigkeit ihres Kaisers, der Papst blieb unerbittlich wie vorher.

Die Trennung zwischen Kaiser und Papst wurde noch größer, als Ludwig, um in den Besitz von Tyrol zu gelangen, die Erbin dieses Landes, Margareta Maultasch, mit seinem

Sohne vermählte. Zwar hat die zuverlässige Geschichtschreibung nachgewiesen, daß Ludwig nicht, wie man früher zu behaupten pflegte, aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die schon bestehende Ehe der Margareta mit dem jungen luxemburgischen Prinzen Johann getrennt hat, daß er ebenfalls nicht den durch das kanonische Recht geforderten päpstlichen Dispens wegen zu naher Verwandtschaft der Margareta mit seinem Sohne durch einen kaiserlichen ersetzt hat, aber das einfache Nichtbeachten der kanonischen Hindernisse, die Einsegnung des neuen Ehebündnisses durch einen dem Kaiser ergebenen Priester übte auf den Papst fast dieselbe Wirkung, als wenn der Kaiser an die Stelle der geistlichen Autorität die weltliche gesetzt hätte. Es verfeindete diese That den Kaiser auch mit vielen seiner Unterthanen, und die öffentliche Meinung sah in dem plötzlichen Tode des Bischofes von Freisingen, der bei einem Gebirgsritte gestürzt und verunglückt war, ein Gottesgericht, da derselbe ursprünglich bestimmt war, das verbotene Ehebündnis einzusegnen. Mit Rücksicht auf diese Volksstimmung sagt ein gleichzeitiger Chronist: „Der gute Geruch, worin der Kaiser bisheran stand, begann sich in einen üblen zu verwandeln." Die deutschen Fürsten aber betrachteten des Kaisers Streben nach Vermehrung seiner Hausmacht noch ganz besonders mit Argwohn und Unmut. Da in dieser Zeit auch das Hinscheiden des immer noch eine gewisse Milde bekundenden Papstes Benedikt und die Wahl des weltklugen, franzosenfreundlichen und deutschfeindlichen Klemens VI. erfolgte, so traten für den Kaiser wieder schlimme, unheilvolle Zustände ein.

Der neue Papst, den ein im allgemeinen sehr milde urteilender Zeitgenosse schildert als „Freund der Weiber, lüstern nach Macht und Ehre und geneigt, die Seinen zu fördern, und aus Geldgier nicht zurückscheuend vor der »Schmach der Simonie«", und von dem er weiter sagt: „daß er aus ganzer Seele Franzose sei, der französischen Politik

ein natürlicher Verbündeter und von jeher ein Gegner der deutschen Kaiser", dieser Klemens VI. verfuhr von Anfang an in der feindseligsten Weise gegen Ludwig. Er riet dem Erzbischofe Balduin von Trier, nach einem andern Thronkandidaten sich umzusehen, ja, sogar als Ludwig sich dazu verstand, ein päpstliches Formular zu unterzeichnen, welches die Bedingungen der Versöhnung enthielt, und worin er sich verpflichtete, den Kaisertitel abzulegen und Italien nicht wieder zu betreten, und als er das Gesuch stellte, den Standpunkt einnehmen zu dürfen, auf dem er vor dem ersten Prozesse Johanns XXII. gestanden, und ihn nur als römischen König anzuerkennen, da konnte ihm diese Demütigung den Segen der Kirche nicht wieder verschaffen. Klemens sandte ein neues Formular, das die Rechte des Reiches wesentlich verletzte. Aller Oberherrlichkeit über Italien solle Ludwig entsagen, hieß es, ohne Erlaubnis des hl. Stuhles keine Gesetze im Reiche geben, die bereits von ihm gegebenen bis zu ihrer Bestätigung durch den Papst suspendieren, die von ihm eingesetzten Bischöfe und Äbte aus ihren Pfründen verjagen, alle deutschen Fürsten, geistliche und weltliche, ihres geschworenen Eides entbinden und sie verpflichten, dem Papste und der Kirche gegen ihn, den Kaiser, zu helfen, wenn er je diese Versprechungen nicht erfülle.

Ludwig, der trotz der Feindseligkeit des Papstes demselben in der unterwürfigsten Weise geschrieben hatte, — „Wie ein Säugling", so lauten seine Worte, „sich sehnt nach der Mutterbrust, so lechzet mein Herz nach der Gnade Ew. Heiligkeit und der Kirche", — Ludwig sah endlich ein, daß er durch Demütigung bei dem päpstlichen Stuhle nichts erreiche. Er erklärte, als die päpstlichen Forderungen ihm zugestellt wurden, nicht ohne die Beistimmung der Stände eine Entscheidung treffen zu können. Auf einem Reichstage zu Frankfurt und einem Fürstentage zu Rense gaben die Fürsten und freien Städte die Erklärung: **„Der Papst gehe darauf aus, das**

Reich der Kirche unterzuordnen und es zu schädigen, den Kaiser betrachte er als seinen Vasallen, und die päpstlichen Artikel seien den Rechten und Gewohnheiten des Reiches zuwider.“

Am Grünendonnerstage des Jahres 1346 schleuderte Papst Klemens von neuem den fürchterlichsten Bannfluch gegen Ludwig. Er wurde aus aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, seiner Güter verlustig, unfähig zu jedem Amte, jedem Zeugnisse oder zur Vornahme irgend einer giltigen Handlung erklärt; ein ehrliches Begräbnis solle ihm verweigert werden, alle Fürsten zu seiner Vertilgung verpflichtet sein. Die entsetzlichsten Verwünschungen, für welche die Ausdrücke aus der Terminologie der altjüdischen Rachereligion gesucht werden mußten, da die Sprache des milden, verzeihenden Christentumes sie nicht bot, schlossen das Aktenstück. Aber Klemens begnügte sich nicht mit dieser Absetzung Ludwigs, er enthob auch seine geistlichen Freunde ihrer Stellen, so den Erzbischof von Mainz, und drang auf die Neuwahl eines Kaisers in der Person des ihm befreundeten Königssohnes von Böhmen, des nachmaligen Karl IV. Dieser hatte dem Papste versprochen, wenn er römischer König werde, wolle er alle Schenkungen früherer Könige und Kaiser an den römischen Stuhl bestätigen, alle Regierungshandlungen Ludwigs des Baiern für nichtig erklären, an dem Tage seiner Kaiserkrönung Rom wieder verlassen und weder vorher noch nachher ohne des Papstes Erlaubnis die Stadt betreten, sich nicht in die italienischen Angelegenheiten einmischen, alle Streitigkeiten zwischen dem deutschen und französischen Reiche der Entscheidung des Papstes anheimgeben u. a. Des Papstes Bemühungen waren von Erfolg. Die drei geistlichen Kurfürsten, der König von Böhmen und der Herzog von Sachsen wählten Karl zum Könige, nachdem er zu den schmachvollen Versprechungen, die er dem Papste geleistet hatte, auch noch manche Rechte den Fürsten geopfert und durch Geldspenden ihre Stimmen erkauft hatte.

Aber mit dem Namen besaß Karl noch lange nicht die Herrschaft. Der Pfaffenkaiser, wie er genannt wurde, fand in Deutschland wenig Anhang. Die Thore der Krönungsstadt Aachen blieben ihm verschlossen. Die Reichsstädte standen auf Ludwigs Seite. Auf einem Städtetage zu Speier erklärten sie die neue Wahl für gesetzwidrig und ungiltig, und auch von den Fürsten und Herren stand die Mehrzahl auf der Seite des vielgeprüften Kaisers, dessen Stellung dadurch so sicher war wie je zuvor.

Es schien, als sollte Karl nur um den Preis eines Bürgerkrieges in den Besitz der so heiß ersehnten Krone gelangen. In Bonn hatte ihn der Kölner Erzbischof gekrönt, in Tirol, am Rheine, in Schwaben kam es schon zum Kampfe zwischen den Anhängern der beiden Kaiser. Da durchflog das deutsche Reich die Nachricht, König Ludwig hat das Ziel seines Lebens erreicht. Auf einer Bärenjagd unweit München hatte ein Schlagfluß plötzlich den Tod ihm gebracht. „Allmächtiger,“ hatte er noch ausgerufen, „verzeih mir armen Sünder! Oft habe ich gefehlt, aber du weißt es, nie habe ich dich im Herzen und im Glauben verleugnet.“ In der Frauenkirche zu München ruht aus der im Leben ruhelose Fürst von den Kämpfen und Leiden seiner irdischen Wanderschaft.

Ludwig war der letzte deutsche Kaiser, dessen Regierung durch den großen Kampf der beiden Gewalten erschüttert wurde, die Jahrhunderte hindurch um die Beherrschung der Welt gerungen hatten. Noch niemals hatten einem deutschen Könige so mächtige Bundesgenossen in diesem Streite zur Seite gestanden wie Ludwig dem Baiern.

Glückliche politische Konstellationen, das Zusammenfallen der deutsch-nationalen Interessen mit den papstfeindlichen Bestrebungen, die wachsende Einsicht der Laien in die Ausschreitungen und Übergriffe der Kurie, die Entfremdung selbst der untern Volksklassen und zahlreicher Geistlichen von dem blinden Gehorsame gegen die päpstliche Autorität, eine neu

entstehende Wissenschaft endlich, die mit den Waffen einer gründlichen Gelehrsamkeit und einer vorurteilslosen Objektivität, bald durch neue philosophische Systeme, bald durch kräftige politische Streitschriften, dem Kampfe gegen das Papsttum eine neue Bedeutung verlieh. Aber obschon der Baier sich dreiunddreißig Jahre lang bemühte, die erste Krone der Christenheit auf seinem Haupte zu erhalten, obschon er den durchaus unerreichten Vorbildern, den mächtigen Stauferkaisern, nachstrebte, den Kaisern, die mit Hartnäckigkeit und Hochsinn die Imperatorenwürde sich wahrten, so hatte er doch seine Gemütsstärke und seine Ausdauer nur wenig gewürdigt und die Bedeutung der oben erwähnten Bundesgenossenschaft nicht hinlänglich erkannt. Deshalb erstrebte er für sich Versöhnung mit dem Papste um jeden Preis, weil er davon die Sicherheit seines Seelenheiles abhängig glaubte. Trotzdem gelang ihm dies nicht. Aber mochte der Kaiser in dem Kampfe der beiden großen Gewalten zuweilen als schwach erscheinen, für das deutsche Reich war der Prinzipienstreit nicht erfolglos: die Unabhängigkeit der Kaisergewalt und des Wahlrechtes der Fürsten vom Papste wurde mit Entschiedenheit ausgesprochen.

Die Entstehung der Schweizer Eidgenossenschaft und die Sage von ihrem Freiheitskampfe gegen die österreichischen Herrscher.

Wie die Deutschen gern erzählen von dem großen Freiheitskampfe im Teutoburger Walde, wie sie gesagt und gesungen von dem wackern Helden Arminius oder Hermann dem Cherusker, ja, wie ihn die Sage sogar in der Berge Tiefen verzaubert, so rühmen sich auch die stammverwandten Schweizer des Kampfes, aus dem ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit emporgeblüht ist, so erzählen sie in Geschichte und Dichtung von dem kühnen Schützen und Volksmanne Wilhelm Tell, so versetzen sie ihn auch in die Tiefe ihrer Berge. Aber wenn auch Held Arminius der ausschmückenden Dichtung anheimgefallen ist, zuverlässig und wahr sind die Nachrichten, welche der große Römer Tacitus über ihn der Nachwelt überliefert hat, und ewig unverrückbar steht in den Annalen der Geschichte der große Freiheitskampf der Germanen gegen die Römer. Wie ganz anders verhält es sich mit den Erzählungen der Schweizer! Weder weiß die wahre Geschichte etwas von dem schönen Phantasiegebilde der Erhebung

gegen die österreichische Bedrückung, noch kennt sie den Nationalhelden Wilhelm Tell. Da aber in diesen lieblichen Dichtungen der Freiheitssinn eines tüchtigen Volksstammes verkörpert ist, da in ihnen die Freude an kühner That und hochherziger Gesinnung zur Erscheinung gelangt, so mag auch hier, nachdem in kurzen Zügen der wahren Geschichte Rechnung getragen, die durch unsern Lieblingsdichter Schiller verewigte Sage ihren Platz finden.

Die Schweiz war ein Teil des sogenannten burgundischen Reiches gewesen, das unter dem Stammvater der fränkischen Dynastie an Deutschland gekommen war. Im Norden des Landes hatten sich die Habsburger an Macht über die andern kleinen Herren erhoben, und von ihrer Grafschaft Aargau aus übten sie die Reichsvogtei über die Landschaften am Vierwaldstättersee. Als die Habsburger damit umgingen, die Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden ihrer Hausmacht zu unterwerfen, erwarb zuerst der Kanton Uri vom Kaiser Friedrich II. die Reichsunmittelbarkeit. Später, nach Rudolf von Habsburgs Tode, gelang es auch den beiden andern Kantonen, Schwyz und Unterwalden, die Loslösung von der habsburgischen Vogtei zu erzwingen. Zur Erhaltung ihrer Freiheiten schlossen die drei Waldstädte 1291, im Todesjahre Rudolfs, den sogenannten **ewigen Bund**, der die Grundlage der **schweizerischen Eidgenossenschaft** geworden ist. Die Schweizer erklärten mit diesem Akte die Hoheitsrechte, die sie während der Regierung Rudolfs den Habsburgern hatten zugestehen müssen, als nicht zurecht bestehend und waren gewillt, dies auch im offenen Kampfe zu behaupten. Daher trat bald ein bitterer Kriegszustand zwischen Österreich und den Waldstädten ein. Derselbe dauerte bis in das Jahr 1293, in welchem Rudolfs Sohn, Albrecht, den Frieden wiederherstellte. Als aber die Österreicher mit Adolf von Nassau einen Kampf um die Krone unternahmen, da stellten die Schweizer sich auf die Seite Adolfs, der sich gern herbeiließ, neue Freiheitsbriefe auszustellen. Freilich stellte die Schlacht bei Göllheim das frühere Verhältnis wieder her, doch änderte Albrecht nichts an der bestehenden Ordnung im Lande. Nach seinem blutigen Tode willigte Heinrich VII. ein, die Freiheitsbriefe Friedrichs II. und Adolfs von Nassau zu bestätigen. Zwar versprach er dem Herzoge Leopold, als dieser Klage führte, die Angelegenheit einer genauen Prüfung zu unterziehen und den Habsburgern ihre erbrechtlich überkommenen Güter und Rechte in den Waldstädten zurückzugeben; allein der plötzliche Tod des Kaisers änderte die Sachlage. In dem nun folgenden Zwischenreiche störten die Schwyzer vielfach den Landfrieden, und als der Thronstreit zwischen Ludwig dem Baiern und Friedrich von Österreich entbrannte, da traten sie entschieden auf des ersteren Seite. Damit war die Losung zum Kriege zwischen Habsburg und den Waldstädten gegeben. Die Eidgenossen setzten sich in Verteidigungszustand und befestigten die Zugänge und Engpässe ihres Landes. Mit stolzer Siegeszuversicht zog Friedrichs Bruder, Leopold, gegen Schwyz. Als er aber mit seinen Reisigen durch den Engpaß zwischen den Ägerisee und dem Berge Morgarten zog, wälzten die auf den Höhen aufgestellten Landleute Steine und Baumstämme auf die arglosen Reiterscharen, die, auf dem steilen Boden ohne festen Halt, in furchtbare Verwirrung gerieten und den andringenden Bauern keinen Widerstand zu leisten vermochten. Da fiel mancher Rittersmann unter dem Streitkolben und der Hellebarde der rüstigen Landleute; viele ertranken auch in den Fluten des Alpensees; an 1500 Rittersleute sollen in dem Engpaß erschlagen worden sein. Damit hatte die Freiheit der Eidgenossen die erste glänzende Probe bestanden. Um für die Zukunft das tapfer erstrittene hohe Gut zu wahren, erneuerten die drei Waldstädte zu Brunn den ewigen Bund. Als König Ludwig den Eidgenossen die frühern Freiheitsbriefe bestätigte, hatten sie das erstrebte Ziel erreicht. Sie waren

in der That völlig unabhängig; denn die lockere Reichsgewalt hatte wenig Bedeutung. Die fortdauernde Gefahr von Österreich, mit dem sie in der Folge bei Sempach 1386 siegreich sich maßen, bewahrte den jungen Bund vor Erschlaffung und Trennung und führte ihm immer neue Glieder zu: so Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern. Bei der Neugestaltung des Reiches im Jahre 1648 wurde die in der That schon längst bestehende Lostrennung der schweizerischen Länder von Deutschland auch rechtlich anerkannt. — So lautet die wirkliche Geschichte der Eidgenossenschaft. Sie kennt nichts von der Bedrückung der österreichischen Vögte, deren Namen ihr ebenso fremd sind, sie weiß nichts von einer Verschwörung auf dem Rütli; den Namen Tell und die an ihn sich anknüpfenden Ereignisse überliefert kein gleichzeitiger Geschichtsschreiber. Die in das Jahr 1307 verlegten Thatsachen werden erst um 1470 zum erstenmale erwähnt. In verschiedenen sich widersprechenden Erzählungen wachsen dann die Nachrichten. Diese werden gesammelt, vereinigt und in die Form gebracht, die jahrhundertelang Glauben fand, von dem berühmten Chronisten Tschudi von Glarus († 1572). Aber auch dieser weiß noch nichts von manchen Einzelheiten: so nicht, daß Tell aus Bürgeln stammt, daß er der Schwiegersohn von Walter Fürst, daß er zwei Söhne Walter und Wilhelm gehabt, ja, er weiß noch nichts von der Verschwörung auf dem **Rütli.** Alle diese Details entdeckt zu haben, ist das zweifelhafte Verdienst eines Geschichtsschreibers der Neuzeit, des bekannten Johannes von Müller († 1809). Und woher hat er sie? Teils aus frommen Fälschungen, welche sich zwei Geistliche in Uri erlaubt, um die Existenz des Tell zu retten, und teils aus seiner eigenen regen Phantasie.

Folgendermaßen lautet nun die **Sage** von der Befreiung der Schweiz. König Albrecht setzte, um durch List und Gewalt alle Schweizerlande sich zu unterwerfen, zwei Landvögte ein, Geßler von Brunneck und Beringer von Landenberg;

jener hatte bei der Stadt Altorf in Uri einen Zwinghof, dieser aber saß zu Sarnen in Unterwalden. Beide waren herrische, übermütige Leute, die das Landvolk verachteten und mit arger Willkür bedrückten, und wer bei dem Könige klagte, den traf nur noch härterer Druck und Spott und Hohn dazu. Geßler ritt einst vor dem Hause des wohlhabenden Werner Stauffacher zu Schwyz vorüber und sagte: „Ich will nicht, daß die Bauern so schöne Häuser bauen ohne meine Erlaubnis, und daß sie leben, als ob sie selbst Herren wären; ich will ihnen das schon verbieten.“ Zu der nämlichen Zeit kam sein Untervogt Wolfenschieß auf Roßberg in das Haus Konrad Baumgartens und benahm sich gegen die Frau desselben mit solcher Ungebühr, daß der erzürnte Landmann herbeieilte und ihn mit der Axt erschlug. Landenberg ließ dem Bauer Heinrich an der Halden aus dem Melchthale in Unterwalden um einer geringen Sache willen zwei schöne Ochsen vom Pfluge wegnehmen, und als der alte Mann darüber jammerte, sagte der Knecht des Vogtes höhnend: „Wenn die Bauern Brot essen wollen, mögen sie den Pflug selber ziehen.“ Darob ergrimmte Heinrichs Sohn, Arnold, schlug nach dem Knechte des Landvogtes mit seinem Stocke und zerbrach ihm zwei Finger. Die Rache des Vogtes fürchtend, ergriff er die Flucht; aber jener ließ den alten Vater des Flüchtigen ergreifen und ihm die Augen ausstechen. Arnold hatte inzwischen bei Walter Fürst von Attinghausen im Lande Uri Zuflucht gesucht, und zu diesem kam auch Werner Stauffacher, von seiner Frau angetrieben, sich mit Walter Fürst zu beraten, weil sie über Geßlers Worte nicht zur Ruhe kommen konnte. Die drei kamen überein, sie wollten lieber den Tod leiden, als noch länger solche Schmach ertragen. Sie erforschten ihre Freunde und Verwandten, und in der Nacht des Mittwochs vor dem Tage Martini, am 7. November 1307, kamen sie in stiller Gebirgseinsamkeit wieder zusammen auf dem Rütli oder Grütli,

einer von Felsen umschlossenen Wiese am Vierwaldstättersee. Jeder hatte zehn gleichgesinnte Männer aus seinem Lande mitgebracht; die drei aber erhoben ihre Hände zum Himmel und schwuren, mannhaftig miteinander die uralte Freiheit zu behaupten und den Enkeln zu bewahren, die Vögte aus dem Lande zu jagen, doch ohne Blut zu vergießen oder jemandes Rechte zu kränken; auch solle keiner in diesen Sachen etwas nach eigenem Gutdünken wagen, keiner den andern in der Gefahr verlassen. Einmütig erhoben auch die übrigen dreißig ihre Hände und schwuren bei Gott und den Heiligen denselben Eid. Zur Ausführung des Vorhabens wurde der nächste Neujahrstag bestimmt; bis dahin sollte jeder in sein Haus zurückkehren und sich ruhig verhalten. Das war der Anfang der schweizerischen Freiheit, und diese kleine Schar mutiger Männer, durch die Liebe zum Vaterlande zur innigsten Freundschaft vereinigt, unternahm es, das Joch des mächtigen fremden Zwingherren zu brechen. Unter denen, die sich auf dem Rütli verbunden hatten, befand sich auch Walter Fürsts Schwiegersohn, Wilhelm Tell, welcher aus Bürgeln im Lande Uri, am Eingange in das Schächenthal, eine halbe Stunde von Altorf, gebürtig war. Er war bekannt als der trefflichste Bogenschütze im ganzen Lande. »Am Sonntage nach Othmari, den 18. Wintermonates, ging dieser redliche, fromme Landmann zu Altorf, wo Geßler, als Zeichen der österreichischen Hoheit, einen Herzoghut auf einer langen Stange hatte aufstellen lassen, etlichmal an dem aufgehängten Hute vorüber und that ihm kein Reverenz, wie der Landvogt geboten hatte; das ward dem Geßler angezeigt. Also morgens darnach, am Montage, beruft er den Tellen für sich, fragt ihn trutzlich, warum er seinen Geboten ungehorsam wäre und dem Könige; auch ihm zu Verachtung dem Hute keine Reverenz bewiesen hätte? Der Tell gab Antwort: „Lieber Herr, es ist von ungefähr, und nit aus Verachtung geschehen, verzeiht mir's, wär ich witzig, so hieß ich nit der Tell, bitt

um Gnad, es soll nit mehr geschehen.“ Nun war der Tell ein guter Armbrustschütz, daß man ihn besser kaum fand, und hat hübsche Kind, die ihm lieb waren, die beschickt der Landvogt und sprach: „Tell, welches unter deinen Kindern ist dir das liebste?“ Der Tell antwortet: „Herr, sie sind mir alle gleich lieb.“ Da sprach der Landvogt: „Wohlan, Tell, du bist ein guter Schütz, als ich hör, nun wirst du die Kunst vor mir müssen bewähren und deiner Kinder einem einen Apfel von seinem Haupte müssen schießen, darum hab eben acht, daß du den Apfel treffest, denn trifft du ihn nit des ersten Schusses, so kostet es dich dein Leben.“ Der Tell erschrak, bat den Landvogt um Gotteswillen, daß er ihm den Schuß erließe, weil es unnatürlich wäre, daß er nach seinem lieben Kinde sollte schießen, er wolle lieber sterben. Der Landvogt sprach: „Das mußt du thun, oder du und das Kind sterben.“ Der Tell sah wohl, daß er's thun mußt, bat Gott inniglich, daß er ihn und sein lieb Kind behüte. Nahm seine Armbrust, spannt sie, legt auf den Pfeil, und steckt noch einen Pfeil hinten in das Koller, und legt der Landvogt dem Kinde, das nicht mehr denn sechs Jahr alt war, selbst den Apfel auf sein Haupt. Also schoß der Tell dem Kinde den Apfel von der Scheitel des Hauptes, daß er das Kind nit verletzt. Da nun der Schuß geschehen war, verwundert sich der Landvogt des meisterlichen Schusses, lobt den Tellen seiner Kunst und fragt ihn, was das bedeute, daß er noch einen Pfeil hinten ins Koller gesteckt hätte? Der Tell erschrak aber und gedachte, die Frag bedeute nichts Gutes, doch hätte er gern die Sache glimpflich verantwortet, und sprach: „Es wäre also der Schützen Gewohnheit.“ Der Landvogt merkte wohl, daß ihm der Tell entsaß, und sprach: „Tell, nun sag mir fröhlich die Wahrheit, und fürcht dir nichts darum, du sollst deines Lebens sicher sein, denn die gegebene Antwort nimm ich nicht an, es wird etwas anders bedeutet haben.“ Da redet Wilhelm Tell: „Wohlan, Herr,

sintemalen ihr mich meines Lebens versichert habt, so will ich euch die gründliche Wahrheit sagen, daß meine wahre Meinung gewesen, wann ich mein Kind getroffen hätte, daß ich euch mit dem andern Pfeile erschossen, und ohne Zweifel euer nit gefehlt wollt haben." Da der Landvogt das hört, sprach er: „Nun wohlan, Tell, ich habe dich deines Lebens gesichert, das will ich dir halten, dieweil ich aber deinen bösen Willen gegen mich erfahren, so will ich dich führen lassen an einen Ort, und allda einlegen, daß du weder Sonn noch Mond nimmermehr sehen sollst, damit ich vor dir sicher sei." Hieß hiemit seinen Diener ihn fahen und gebunden gen Flülen führen. Er fuhr auch mit ihnen und nahm des Tellen Schießzeug, Köcher, Pfeil und Armbrust auch mit sich, wollt es selbst behalten. Also saß der Landvogt samt den Dienern und dem gebundenen Tellen in einem Schiffe, wollt gen Brunnen fahren, und darnach den Tellen über Land durch Schwitz in sein Schloß gegen Küßnacht führen, und allda in einem finstern Turm sein Leben lassen enden; des Tellen Schießzeug ward im Schiff auf den Bieten oder Grausen beim Steuerruder gelegt. Wie sie nun auf den See kamen und hinauf fuhren, bis an Achsen das Ecke, da fügt Gott, daß ein solcher grausamer, ungestümer Sturmwind einfiel, daß sie all meinten, elend zu ertrinken. Nun war der Tell ein starker Mann und wohl erfahren auf dem Wasser. Da sprach der Diener einer zum Landvogte: „Herr, ihr seht eure und unsere Not und Gefahr unseres Lebens, darin wir stehn, und daß die Schiffmeister erschrocken und des Fahrens nit wohl berichtet, nun ist der Tell ein starker Mann und kann wohl fahren, man sollt ihn jetzt in der Not brauchen." Also ward er aufgebunden, stand an dem Steuerruder und fuhr redlich dahin, doch lugt er allweg auf das Schießzeug, das zunächst bei ihm lag, und auf ein Vorteil, hinauszuspringen, und wie er kam nah zu einer Platten, (die seither den Namen der Tellen-Platten behalten und ein heilig Häuslein dabin

gebaut ist), bedäucht ihm, daß er daselbst wohl hinausspringen und entrinnen möcht, schrie den Knechten zu, daß sie handlich zu gehn, bis man für dieselbe Platten käme, denn sie hätten dann das Böseste überwunden, und als er neben die Platten kam, drückt er den hintern Gransen mit Macht (wie er denn ein starker Mann war) an die Platten, erwischt sein Schießzeug und sprang hinaus auf die Platten, stieß das Schiff mit Gewalt von sich, ließ sie auf dem See schweben und schwenken, der Tell aber lief über Morsach durch das Land Schwitz bis auf die Höhe an der Landstraße, zwischen Art und Küßnacht, da eine hohle Gaß ist, da lag er verborgen, denn er wußt, daß der Landvogt allda fürreiten würde gen Küßnacht zu seiner Burg; der Landvogt und seine Diener kamen mit großer Not und Arbeit übern See gen Brunnen, ritten darnach durch Schwitzerland, und wie sie der gemeldten hohlen Gasse naheten, hört er allerlei Anschläg des Landvogtes wider ihn, er aber hat seine Armbrust gespannt und durchschoß den Landvogt mit einem Pfeile, daß er vom Rosse fiel und von Stund an tot war.« (Tschudi.)

Der Ruf von der That erscholl durch das ganze Land und ermutigte manches zagende Gemüt; gleichwohl aber wurden die Verschworenen dadurch nicht bewogen, ihren Plan vor der festgesetzten Zeit auszuführen.

Am Neujahrsmorgen des Jahres 1308 begab sich Landenberg in die Kirche, um die Messe zu hören. Da begegneten ihm zwanzig Männer aus Unterwalden mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hühnern und Hasen, die sie nach der im Lande herrschenden Sitte ihm zum Geschenke brachten. Vergnügt gebot ihnen der Landvogt, die Gaben in die Burg zu bringen. Aber kaum waren sie in das Burgthor getreten, als einer von ihnen in das Horn stieß. Auf dieses Zeichen steckte jeder ein bisher im Busen verborgen gehaltenes Eisen auf seinen zugespitzten Stock; aus dem Erlenholz eilten noch dreißig ihrer Gesellen ihnen zu Hilfe, und so bemächtigten sie sich

des Schlosses und nahmen die Burgleute gefangen. Als Landenberg dies hörte, floh er über die Wiesen von Sarnen gen Alpnach. Er wurde eingeholt, man that ihm jedoch nichts zu leide, weil man sich vorgenommen hatte, kein Blut zu vergießen, sondern man brachte ihn nur an die Grenze und ließ ihn schwören, daß er nicht wieder das Gebiet der Waldstädte betreten wolle. Durch ähnliche List, wie Sarnen, wurden auch die übrigen Burgen genommen. In Roßberg z. B. ließ sich ein Jüngling aus Unterwalden von einem Mädchen, das ihm befreundet war, an einem Seile in ihre Kammer ziehen; auf dieselbe Weise brachte er noch zwanzig Jünglinge hinein, und mit ihrer Hilfe bemächtigte er sich des Burgamtmannes und seiner Knechte. Bald erklangen von Alp zu Alp die Hörner und gaben die verabredeten Zeichen, daß alles glücklich gelungen sei, und nachdem so die Vögte verjagt, die Burgen gebrochen waren, kamen am 6. Januar dreißig Abgeordnete aus den drei Waldstädten zu Brunnen zusammen und beschworen auf zehn Jahre den Bund.

Nachdem die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft von den Beimischungen der Sage gesäubert worden, hat man sich vielfach bemüht, den Namen Tell wenigstens noch als historisch festzuhalten. Doch vergeblich. Der Hauptnationalheld der Schweiz bleibt unter allen Umständen ein erfundener. Die an seinen Namen sich anknüpfende Erzählung vom Apfelschusse wird schon im 12. Jahrhunderte in der Schweiz erwähnt, sie wird uns erzählt in der von Männern aus Bremen und Münster nach Island gebrachten Sage von Eigil dem Schützen, den König Neidung zu dem Wunderschusse veranlaßte. Sie ist in England bekannt als That eines William of Cloudesley, der dem Schweizer Schützen wohl den Vornamen gegeben hat, ein Schotte M. Load thut denselben Schuß, in Skandinavien weiß König Harald Blauzahn einen gewissen Palnatoki zu der Unthat zu zwingen, und in Dänemark war ein Toko der Tell des Nordens. Der Name des

Schweizerhelden gehört wohl der Eigilsage an. Dieser Schütze besaß einen Sohn Orendel, dessen Name earendel mit „iubar, Strahl, Pfeil“ übersetzt wird. In der Zeit, wo die Erzählung von Tells Schuß in der Schweiz zuerst erzählt wird, wuchsen aus Personennamen die Familiennamen hervor. Der Name Orendel wurde damals in manchen Schriften in der Form Erendell und Erenthelle gebraucht. Dies ward in Tell gekürzt, weil man die erste Silbe für jenes vor Namen stehende „Ehren“ ansah, das, aus Herr erwachsen, bald ein zierendes Beiwort wurde, z. B. **Ehren** Olivarius Textdreher bei Schlegel, Ehren Loth bei Bürger.

Mag nun auch der Name Tell darauf verzichten müssen, als geschichtlicher zu gelten, ruhmvoll wird derselbe fortleben, so lange die Schweizer ihrer schönen Erzählungen gedenken, so lange deutsche Litteratur ihren Ehrenplatz in der Welt behauptet.

Das Zeitalter der großen Kirchenspaltung.

Zustände in der Kirche.

Am Ende der Hohenstauferzeit befand sich das Papsttum auf dem Gipfel der Macht. Aber die großartigen Kämpfe mit dem Kaisertume hatten die Hierarchie veranlaßt, Wege einzuschlagen und Mittel in Bewegung zu setzen, die den Sieg fast zu einer Niederlage machten. Der Mißbrauch der geistlichen Strafmittel, das Verlangen nach weltlichen Schätzen zur Durchführung der immer sich erneuernden Kämpfe, die Verweltlichung der kirchlichen Würdenträger, — meist zu versorgende nachgeborene Söhne des Adels, die, in Gold und Seide gekleidet, den Falken auf der Faust, mit Sporen an den Füßen zur Jagd und zu Turnieren oder mit Schwert und Panzer in die Fehde zogen, aber um das Seelenheil ihrer Herde sich nicht kümmerten, nicht Messe noch Predigt hielten, — ferner das nicht allein ungeistliche, sondern tief unsittliche Leben eines großen Teiles der niedern und der höhern Geistlichkeit, die Veräußerlichung des Gottesdienstes: alle diese Dinge hatten das Ansehen der Kirche und ihrer Lenker gewaltig erschüttert und schwer geschädigt. Allüberall

erhob sich der Schmerzensschrei des noch nicht ganz verkommenen Volkes, und es forderte laut und dringend eine „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern." Merkwürdige Erscheinungen gingen aus dieser Sehnsucht nach einer Erneuerung des christlichen Lebens hervor. Viele, sehr viele glaubten, die Kirche sei so entartet, daß sie mit all ihren Gnadenmitteln nicht vermögend sei, der Seele zum ewigen Heile zu verhelfen. Deshalb suchten sie in ernsterem, ja, schmerzhafterem Ankämpfen gegen die sündige Welt und die Gelüste des Fleisches, unabhängig und losgelöst von der bisherigen religiösen Gemeinschaft, den Weg zum Reiche Gottes. Ein Grundgedanke ist aber all diesen Neuschöpfungen eigen: **die Verwerfung der stolz und mächtig gewordenen Hierarchie, die Betonung des Prinzipes der apostolischen Armut gegenüber dem genußsüchtigen und verweltlichten Klerus, die Hervorhebung einer innern Erweckung und Glaubenswärme gegenüber dem Begnügen mit der vielfach veräußerlichten Form.** Aber auch viele, die mit Mißbilligung auf diese selbständig die Reformation der Kirche in Angriff Nehmenden blickten, traten mit Wort und Schrift für eine Erneuerung der kirchlichen Zustände ein. Wohl war ein solcher Wunsch bald auch den Gleichgiltigsten aufgenötigt worden. Siebzig Jahre hatten die Päpste, gleich den Juden von Babylon, in der Abhängigkeit von den französischen Königen gelebt. Dreiundsiebzig Jahre lang (1305—1378) war eine Institution, der das Wohl der Menschheit ohne Unterschied des Stammes und der Nation am Herzen liegen sollte, in die Dienstbarkeit der selbstsüchtigsten aller Nationen geraten, und als wollte sie für diese Abhängigkeit nach außen hin sich entschädigen, hatte sie ihre Ansprüche der übrigen Welt gegenüber ins maßlose gesteigert. Ein avignonischer Papst legt sich zuerst die dreifache Krone bei. Selbstverständlich mußte man auch nach Mitteln Umschau halten, diese Ansprüche aufrecht erhalten zu können. Nun wird eine entsetzliche

Finanzwirtschaft ausgebildet. Kaufpreise werden festgesetzt für alle Kirchenämter; die Simonie, die man an den Kaisern so sehr getadelt und so hart gestraft hatte, sie war am päpstlichen Hofe die Regel geworden. Bann und Interdikt wurden als Einnahmequellen benutzt, indem man einzelnen Geistlichen für Geld die Erlaubnis gab, gottesdienstliche Verrichtungen vorzunehmen, oder indem man hochmögender Herren Gunst durch solche Ausnahmebewilligungen erstrebte.*) Kurz, aus

*) Friedrich VI., der mächtige und einflußreiche Burggraf von Nürnberg, erhielt von dem die Simonie in ärgerlichster Weise übenden Papste Bonifaz IX. die Erlaubnis, eine Gattin zu küren trotz allzu naher Verwandtschaft, an einem Tragaltare sich die Messe lesen zu lassen, nach Gutdünken für sich und seine Gemahlin den Beichtvater zu wählen, die Zisterzienermönche an seinem Tische mit Fleisch zu bewirten, — eine Speise, welche diese Ordensbrüder sonst nicht essen durften —, außerdem übersandte diesem Reichsfürsten das Kirchenoberhaupt eine Urkunde, wodurch verboten wurde, den Ort, an dem er sich befand, mit dem Interdikte zu belegen, und eine zweite, wodurch ihm erlaubt wurde, auch dort, wo das Interdikt verhängt war, stille Messen zu hören. Die letztere lautet: „Bonifatius, der Knecht der Knechte Gottes, Gruß und apostolischen Segen seinem geliebten Sohne, dem edeln Friedrich, Burggrafen von Nürnberg, und seiner in Christo geliebten Tochter, der edeln Frau Elisabeth, seiner Gemahlin. Die Lauterkeit Eurer Ergebenheit verdient es, daß wir Euren Wünschen, zumal denjenigen, die das Heil Eurer Seelen zu fördern dienlich sind, soviel wir mit Gott vermögen, willfahren. Deshalb gestatten wir, Euren Bitten Gehör gebend, kraft gegenwärtiger Verordnung, daß Ihr, wenn Ihr vielleicht an einen Ort kommen werdet, der dem kirchlichen Interdikte verfallen ist, bei verschlossenen Thüren, ohne Hinzuziehung von Exkommunizierten und Interdizierten, ohne Glockengeläute vor Euch und Eurem Hausgesinde eine stille heilige Messe und stillen andern Gottesdienst halten lasset, sofern Ihr nicht selbst oder jene Veranlassung gegeben habt zu dem Interdikte und Ihr und jene nicht speziell dem Interdikte verfallen seid. Demnach soll es keinem Menschen gestattet sein, diese unsere Erlaubnis unbeachtet zu lassen. Wenn aber jemand dieses unternehmen sollte, so würde er dem Unwillen des allmächtigen Gottes und seiner hl. Apostel Petrus und Paulus verfallen."

dem Seelengeschäfte war ein Geldgeschäft geworden; das Geld aber wurde zur Scham- und Sittenlosigkeit, zur Ausgelassenheit und Schwelgerei benutzt. Grauenhaft sind die Schilderungen der Zeitgenossen von diesen Zuständen, so z. B. des Nikolaus von Clemanges, der von 1394—1407 am Hofe zu Avignon als Sekretarius des Papstes Benedikt XIII. verweilte. In der mit Unrecht ihm abgesprochenen Schrift: de corrupto statu ecclesiae (Über den verdorbenen Zustand der Kirche) heißt es: „Als ich gestern die Bibel in die Hand nahm und in dem zufällig aufgeschlagenen ersten Briefe Petri an die Worte kam: »Es ist Zeit, daß anfange das Gericht am Hause Gottes«, da ergriff mich ein gewaltiger Schrecken. Sofort fielen mir die schweren Leiden ein, welche die Kirche jetzt erduldet, und welche ihr noch bevorstehen; sofort aber erkannte ich auch die Ursachen. Denn weil die Diener der Kirche das grade Gegenteil von dem sind, was sie sein sollten, da sie statt der himmlischen Gesinnung: statt der Keuschheit, der Selbstbeherrschung, der Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Demut, Eintracht und Friedfertigkeit, kurz, aller Tugenden die entgegengesetzten Laster an sich haben, so ist es nicht zu verwundern, daß Gott nach dem Ausspruche des Psalmisten: »Ich hasse die Versammlung der Gottlosen« vielerlei Unglück über die Kirche verhängt." Dann findet der berühmte Schriftsteller „in der Begehrlichkeit, der Genußsucht und Prunksucht der Geistlichkeit die Wurzel aller Übel. Während der Apostel sagt: »Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns zufrieden sein«, suchen **die obersten Priester,** je erhabener sie ihre Stellung erachten über alle anderen, dies auch desto mehr durch Repräsentationsaufwand an den Tag zu legen. Da nun das römische Besitztum (der Kirchenstaat) nicht mehr ausreicht, so streben sie nach auswärtigen Besitzungen und maßen sich zu diesem Zwecke alle Besetzungsrechte an. Auch diese Rechte genügten nicht lange ihrem Geldbedürfnisse, und nun führten sie die Exspektanzen ein (die Versprechung künftig

zu besetzender Stellen), und wehe! wenn man auf die päpstlichen Bewerber keine Rücksicht nahm. Wie viele Exspektanzen hat es aber seitdem zu allen Zeiten gegeben, und was für Leute, Personen ohne Bildung, die das Latein kaum besser verstanden als etwa das Arabische, ja, die fast A und B nicht zu unterscheiden vermochten; und trotzdem waren ihre Sitten noch schlechter. Darum ist jetzt der geistliche Stand so allgemein und so tief verachtet. Doch auch diese Geldquelle reichte für die Päpste nicht aus. Nun wurden den Geistlichen Steuern auferlegt, es kamen die **Annaten***), Palliengelder, allerlei Zehnten und andere Abgaben auf; weltliche Fürsten erhielten um den Preis bestimmter an den Papst zu leistender Geldzahlungen das Recht, von ihrem Klerus Abgaben zu erheben. Der schlimmste Mißbrauch aber war der, daß die Kurie durch Einziehung der Einkünfte von erledigten

*) Unter **Annaten** verstand man ursprünglich ein freiwilliges Geldgeschenk, welches der zu einem geistlichen Amte Geweihte dem Weihenden darzubringen pflegte. Aus dieser Sitte machte die römische Kurie für die neu angestellten Bischöfe und Äbte die Verpflichtung, eine Abgabe an die päpstliche Kammer zu entrichten. Seit dem 13. Jahrhunderte erhoben die Päpste eine derartige Steuer von den Bischöfen, daß ihr Betrag nicht selten bis zur Höhe des Jahreseinkommens sich steigerte. Neben diesen Geldern verlangte die Kurie auch noch weitere Summen unter dem Namen Annaten, auf die sie infolge der Anschauungen über die Lehnspflicht eine Berechtigung zu haben glaubte. Wie nach Erledigung eines weltlichen Lehens die Einkünfte desselben bis zur Wiederverleihung an den Lehnsherrn fielen, wie Bischöfe und Prälaten die Gelder der von ihnen abhängigen Pfründen während ihrer Erledigung einzogen, so verlangten seit dem 14. Jahrhunderte die Päpste die Einkünfte der unbesetzten Bistümer. Nicht minder reichliche Mittel gewannen die Häupter der Christenheit aus den sogenannten **Palliengeldern.** Da seit dem Anfange des 13. Jahrhundertes die erzbischöfliche Jurisdiktion geknüpft war an den Empfang des vom Papste zu verleihenden Palliums (erzbischöfliches Amtskleid), und da dasselbe nur gegen Aushändigung großer Summen übermittelt wurde, so waren auch die Pallien große Geldquellen für die Kurie.

Stellen alle Visitationen und dergl. verhinderte. Zur Eintreibung aller dieser Gelder hatten die Päpste ihre besondern Leute, die auch aus einem Steine noch Geld herauszuziehen verstanden. Vieles Anstößige, so fährt der Schriftsteller fort, muß ich übergehen, die Betrügereien, die Bestechlichkeit, die Ungerechtigkeit der Kirchenhäupter. Jeder Papst erläßt neue Gebote, ohne die alten aufzuheben, nur um recht viele Fangstricke zu haben; je größer die Zahl der Prozesse ist, desto größer ist die Freude, und ohne Kampf kommt niemand in eine Stelle. Viel mehr Geistliche sind als Räuber denn als wahre Hirten in ihre Ämter eingedrungen; das Haus Gottes ist zur Räuberhöhle geworden."

Nach dieser Schilderung der bei der päpstlichen Kurie herrschenden Verderbnis entwirft Nikolaus von Clemanges ein Bild von der Verkommenheit, dem Hochmute, der Habsucht der Kardinäle, von ihrem sittenlosen Lebenswandel, ihren Bankgeschäften, dem Verbrechen der Simonie. „Aber man darf sich nicht wundern, daß diese Prälaten Geld verdienen wollen. Es hat sie genug gekostet, ehe sie in ihr Amt kommen konnten; nun stürzen sie sich wie ausgehungerte, dürre Fliegen auf die Menschen, um sich mit ihrem Blute vollzusaugen, nun wollen sie die Ernten einsammeln, für welche sie als weise Ackerbauer reichlichen Samen ausgestreut haben. — Geld ist ihr einziger Wunsch.

Geld verschafft aber auch alle möglichen Vorrechte. Geistliche und Laien können sich durch Bezahlung von der Beobachtung der Sittengesetze loskaufen; für Geld kann man, ohne das Geringste gelernt zu haben, hohe Stellungen erlangen. Wer recht faul ist und dabei der Schwelgerei sich ergeben möchte, der sucht Pfarrer zu werden. Da kann er dann mit seinen Amtsbrüdern mehr als Jünger Epikurs denn als Jünger Christi in die Kneipen gehen, prassen, spielen, lärmen und lästern. Mit diesen Vorbereitungen tritt man dann an den Altar.

Von den Bischöfen kommen manche niemals zu den erkauften Herden. Sie kennen nur das Geld ihrer Gläubigen. Von einem Schutze der Armen, der unschuldig Verfolgten, der Verlassenen ihrerseits ist gar keine Spur vorhanden. Jesaias sagt richtig von ihnen: »Sie sind Genossen von Dieben; alle lieben Geschenke u. s. w.« Noch schlimmer als diese ihren Herden fernbleibenden Hirten sind die bei ihnen weilenden. Die blutjungen Kirchenfürsten geben in aller Sittenlosigkeit den Ton an; im Grunde aber thun anwesende und abwesende Bischöfe dasselbe: sie berauben ihre Untergebenen, die einen in Person, die andern durch ihre Vertreter.

Domherren und Kapläne machen es wie die Bischöfe: sie sind ebenso ungebildet, führen denselben Lebenswandel, sind höchst zänkisch und saugen das Volk aus auf alle mögliche Weise. Die ganze Lasterhaftigkeit der Mönche zu erzählen, könnte nur Ekel erregen. Sie sind die zuchtlosesten und genußsüchtigsten von allen Geistlichen. Den Lebenswandel der Nonnen zu schildern, verbietet die Schamhaftigkeit.

Solche Zustände der Kirche verhalten sich zu denen der ersten Jahrhunderte wie der Schmutz zum Golde. Auf welche Weise kann Christus aber wieder statt der Schlacken reines Gold erhalten? Er muß das Unkraut ausreißen aus seinem Weinberge, das bloße Ausschneiden hilft nichts, er muß neue Weinstöcke pflanzen."

Alle diese von dem frommen Manne beklagten Mißstände waren aber noch verdoppelt worden, als Gregor XI. seinen Sitz nach Rom verlegte. Da er schon im folgenden Jahre starb, und die Italiener unter den Kardinälen einen Papst aufstellten, der in Rom seinen Sitz nahm, die Franzosen aber diese Wahl für ungiltig erklärten und nun einen Papst wählten, der sich mit ihnen nach dem ersehnten Avignon begab, so hatte die Christenheit jetzt zwei Kurien zu versorgen, die mit denselben ungemessenen Ansprüchen die Gläubigen brandschatzten. Mit gedungenen Söldnern verfochten beide

Kirchenfürsten durch blutigen Kampf in Italien die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl, mit Flüchen und Bannstrahlen verfolgten sie sich selbst und die beiderseitigen Anhänger. Vierzig Jahre lang dauerte das Schisma, welches die ganze Welt dem Banne überantwortete. In Italien, Deutschland, den nördlichen und östlichen Ländern fand der römische Papst meist Anerkennung; in Frankreich, Spanien und Neapel der zu Avignon. Beide Päpste beteten zu Gott um Herstellung der Einheit, aber keiner war zur Entsagung geneigt. Selbst der Tod des einen oder des andern Kirchenfürsten schuf keine Besserung. Die Kardinäle wählten neue an die Stelle der alten. Entsetzlich war die Verwirrung in der Christenheit.*) Vergeblich beantragte die Pariser Universität ein allgemeines Konzil; vergebens erhoben gelehrte, gottesfürchtige Männer

*) Zur Charakterisierung der entsetzlichen Zustände möge dienen die Inhaltsangabe eines Briefes des päpstlichen Sekretärs Dietrich von Niem (Neheim in Westfalen), der über dreißig Jahre der römischen Kurie gedient, eifrigst für eine Reformation der Kirche gearbeitet hat und im Jahre 1417 auf dem Konzile zu Konstanz gestorben ist. Unter seinen vielen das Schisma behandelnden Schriften befindet sich auch ein satirischer Brief, den er den Teufel an den Erzbischof Johannes von Ragusa, einen Hauptbeförderer der Spaltung, entsenden läßt. Der Brief ist in der Unterwelt, in dem Centrum der Erde, in dem Palaste des Entsetzens und in der Gegenwart der unendlichen Menge der Teufel ausgestellt. Nachdem Satanas, der König der Finsternis, der Fürst des Hochmutes, der Würger aller Verdammten, dem Johannes Heil und ewigen Hochmut gewünscht hat, spricht er ihm seine Freude aus, daß er nach den Berichten der Teufel durch seine bösen Werke, seine verruchten Lügen und durch seine Predigten das herrliche Schisma aufrecht erhält und seine, des Satanas, Gesetze verbreitet, daß er von Jugend auf arge Schandthaten verübt, und daß er dafür Sorge getragen hat, der Hölle immer neue Opfer zuzuführen. Hieran schließt der Höllenfürst die Mahnung, sich doch ja nicht durch die Lehren Christi bewegen zu lassen, von dem betretenen Wege abzuweichen, sondern stets danach zu streben, durch Predigten das Herz des Papstes immer mehr zu verstocken und zu bewirken, daß die Kirche nicht geeinigt werde, damit die Christenheit durch das

ihre warnende Stimme. Erst die alles Maß übersteigende Zerrüttung der Kirche veranlaßte eine große Anzahl Kardinäle, sich von ihren Päpsten loszusagen und eine Kirchenversammlung nach Pisa zu berufen, wo die beiden Häupter der Christenheit zu erscheinen hätten. Der Welt schien ein Hoffnungsstern aufgegangen zu sein, der eine Beilegung des unseligen Zwiespaltes verkündigte. Wer in Pisa nicht erschien, waren die beiden Päpste. Sie sprachen den Bann aus über die ungehorsamen Kardinäle und ihre Anhänger und hielten für sich nur wenig besuchte Konzilien ab. Erwartungsvoll aber schauten die Christen nach Pisa, wo sich die Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte aus allen Ländern persönlich einfanden oder durch Bevollmächtigte vertreten ließen, außerdem Doktoren und Abgesandte der Universitäten wie der

Schisma immer mehr zugrunde gerichtet werde. Auch dem Volke möge er durch unverschämte Lügen und scharfsinnige Argumente klar machen, daß der Papst des Teufels Schisma nicht beseitigen könne. Zum Lohne verspricht Satanas dem Johannes, er werde es bei seinem innigstgeliebten (!) Papste erwirken, daß er zum Kardinale erhoben würde, und damit nicht genug, der Höllenfürst stellt dem Prälaten alle möglichen Ehren, selbst die Papstwürde, in Aussicht. Auch die dem geistlichen Herren bereits wohlbekannten Genüsse des Lebens — ergötzliche Gastmähler, volle Tafeln, berauschende Weine ꝛc. ꝛc. — sollen in erhöhtem Maße ihm zuteil werden. — Schließlich eröffnet Satanas dem Johannes, nach einer wiederholten Mahnung, noch lange auf der Erde für das Schisma zu wirken, welche Belohnung er in der andern Welt zu erwarten habe. Aus Dankbarkeit hat ihm der Höllenfürst in dem untersten Teile des ewigen Chaos den heißesten Platz zurecht machen lassen, zwischen den Erzbösewichten Arius und Muhamed, die sehnsüchtig seine Ankunft erwarten. „Lebe wohl", so schließt der Brief, „und sei so glücklich, wie einst unser bester Sohn, Simon der Zauberer, war."

Diese satirische Schrift und die Wortspielereien, die man mit den Namen der Päpste trieb, geißeln deutlich genug die entsetzlichen Zustände der Kirche. Urbanus (VI.) galt den Zeitgenossen für einen Turbanus (Weltverwirrer); ein Gregorius (XII.) war ihnen ein Errorius (Erzketzer); in Benediktus (XIII.) erkannte man einen Malediktus (Verfluchten) ꝛc. ꝛc.

Könige und Fürsten: eine glänzende Versammlung, die wohl als Vertretung der ganzen Christenheit gelten konnte. Durch den Kanzler der Pariser Universität, Jean Charlier aus Gerson, wurde die Ansicht dieser Körperschaft in beredter Weise verteidigt, **daß die Kirche, kraft der Einsetzung Christi, selbständig sei auch ohne Papst, und daß ein allgemeines Konzilium über dem Papste stehe und befugt sei, über ihn zu richten und ihn sogar abzusetzen.** Getreu diesen Grundsätzen sprach dann die Versammlung die Absetzung der beiden Päpste aus und wählte als neuen, einzig rechtmäßigen Papst einen siebzigjährigen Kardinal aus Mailand, der sich Alexander V. nannte. Obschon derselbe mit den übrigen Kardinälen vor seiner Einsetzung geschworen hatte, das Konzil nicht aufzulösen, bis die Kirchenverbesserung zustande gebracht sei, so schloß er dieselbe doch, nachdem er die Beschlüsse der Versammlung bestätigt, und bestimmte nur, daß nach drei Jahren neue Beratungen eröffnet werden sollten. Da die beiden abgesetzten Päpste sich diesem Spruche nicht fügen wollten, vielmehr gegen die Versammlung und gegeneinander und die wechselseitigen Anhänger den Bannfluch erneuerten, so war nichts anderes erreicht, als daß die Summe der Päpste um einen vermehrt worden, die Kirche aus einer **zwiespaltigen** eine **dreispaltige** geworden war.

Verhältnisse des deutschen Reiches.

Wie in der Kirche gegen Ende des 14. und am Anfange des 15. Jahrhundertes wenig Erfreuliches zu finden war, so herrschten auch im deutschen Reiche zu dieser Zeit vielfach klägliche und unbefriedigende Zustände. Der Nachfolger Ludwigs des Baiern, **Karl IV.**, hatte zwar im Einverständnisse mit dem Papste am Ostersonntag des Jahres 1355 die Kaiserkrone erworben, aber noch am Tage der Krönungsfeier verließ er die von Parteien zerrissene Stadt, wie er es einstmals

dem Papste versprochen hatte. Auf einem Reichstage zu Metz hatte er auch ein Reichsgrundgesetz zustande gebracht, **„die goldene Bulle"**, um die Wahl und die Krönung des römischen Königes, den Rang und das Wahlrecht der Kurfürsten sowie ihre Rechte bei der Reichsregierung festzusetzen; aber statt einer Sicherung der so sehr gesunkenen Ordnung erzeugten diese Bestimmungen nur eine fast völlige Vernichtung der ohnehin nur kaum noch erkennbaren Einheit. Die Kurfürsten wurden zu unabhängigen Landesfürsten, und was diesen gewährt worden, mochten die übrigen Herrscher nicht entbehren. So zerfällt nun Deutschland in eine ganze Reihe selbständiger Staaten, und die unaufhaltsame Auflösung der Reichseinheit wußte kein Kaiser mehr zu verhindern. Aber auch der Gesetzlosigkeit, dem ewigen Fehdewesen, der Vergewaltigung der Schwächern durch die Stärkern vermochten die Imperatoren nicht mehr zu steuern. Der bekannte Kaufmannsspruch der Kurmärker: „Vor Krachte und vor Itzenplitze, vor Köckeritze, Lüderitze behüt uns lieber Herre Gott" konnte mehr oder weniger auf alle Gegenden Deutschlands angewandt werden. Eigentümliche Schöpfungen zur Sicherung der Gewaltherrschaft oder zur Abwehr gingen aus diesen Zuständen hervor: Ritterbündnisse, Städtebündnisse, Ausnahmegerichte (das Femgericht). Unter solchen Verhältnissen zogen die Kaiser es vor, ihre Thätigkeit dem eigenen Erblande zuzuwenden. Den Böhmen war Karl ein sorgsamer Regent. Von weittragenden Folgen war die Gründung einer **ersten deutschen Universität in Prag** im Jahre 1348. Sein Sohn und Nachfolger **Wenzel** kümmerte sich gleich wenig um die Angelegenheiten des Reiches. In Baiern, Schwaben, Franken und den Rheingegenden wüteten die verheerendsten Kämpfe zwischen den Fürsten, dem Adel und den Städten, während der Kaiser, ein leidenschaftlicher Freund der Jagd, oft monatelang in den böhmischen Wäldern sich aufhielt. Nun mußte endlich auch den Fürsten die Erkenntnis sich aufdrängen, daß

der Untergang aller die notwendige Folge solcher Gesetzlosigkeit sein müsse. Daher kamen vier Kurfürsten zu Oberlahnstein zusammen und entsetzten „den unnützlichen, versäumlichen Entgliederer des Reiches". Sie wählten zu seinem Nachfolger den einzigen weltlichen Fürsten aus ihrer Mitte, **Ruprecht von der Pfalz**. Als dieser, nach einem vergeblichen Versuche, die Ordnung wieder herzustellen, aus dem Leben schied, da stellte das in drei Parteien gespaltene Kurfürstenkollegium drei Kaiser auf. Die einen blieben bei dem für abgesetzt erklärten Wenzel, die andern wählten seinen Bruder **Sigmund**, noch andere deren Vetter Jobst von Mähren. So hatte das deutsche Reich, als drei Päpste die Christenheit verwirrten, drei Kaiser an seiner Spitze. Aber diese Dreispaltigkeit war nicht von langer Dauer. Da Jobst bald starb, Wenzel in seine Absetzung sich fügte, so wurde nun Sigmund einstimmig als Kaiser anerkannt.

Das Konzil von Konstanz.

Die mittelalterliche Welt, die in ihrem Bestehen wesentlich abhängig war von der Heilighaltung der über Kaisertum und Papsttum früher herrschenden Anschauungen, schien durch die Zeitereignisse des letzten Jahrhundertes in ihren Fundamenten unterwühlt und dem Zusammensturze nahe gekommen zu sein. Den wankenden Bau zu stützen, noch einmal eine Form zu finden, die Kirche und Reich wieder zu Ansehen und Herrschaft bringen könnte, das erachtete Sigmund als Hauptaufgabe seines Lebens. Kein anderes Mittel konnte dazu geeigneter erscheinen, als die Berufung eines **allgemeinen Konziles**, mit dem eine allgemeine Reichsversammlung sich verbinden sollte. Zu dem Zwecke wandte sich der Kaiser an den Nachfolger des in Pisa erhobenen Papstes, an Johann XXIII. Wohl kein Papst hätte ungeeigneter sein können, die Reformation der Christenheit zu übernehmen. Von all den Inhabern

des päpstlichen Stuhles, die durch ihr unkirchliches und ungeistliches Leben die höchste Würde der Christenheit verunzierten, zeichnete er sich durch Sitten- und Gewissenlosigkeit, durch Trug und Frevel jeder Art unrühmlichst aus. Einem vornehmen Geschlechte entstammt, hatte er nach einer wilden Jugend als Seeräuber durch Leidenschaft und Kühnheit sich verrufen gemacht; dann lebte er unter dem Namen eines Studenten in Bologna. Unter dem ihm gleichgearteten Bonifaz IX. war er schnell zu hohen kirchlichen Würden gelangt. Durch seinen Einfluß war in Pisa der altersschwache Alexander V. gewählt worden, und nach dem Tode dieses ganz von ihm abhängigen Greises, dessen Ende man vielfach seinem Gifte zuschrieb, bestieg er selbst als Johann XXIII. den Stuhl Petri. Jetzt versammelte er das zu Pisa verheißene Konzil. Aber von einem solchen Papste mochten nicht viele eine Reformation der Kirche erwarten; nur wenige italienische Prälaten fanden in Rom sich ein. Da der Papst um diese Zeit in große Bedrängnis geriet durch den König von Neapel, so benutzte Kaiser Sigmund die Gelegenheit, von Johann die Zustimmung zur Berufung eines freien, allgemeinen Konziles zu erwirken. Es wurde als Versammlungsort ausersehen die auf der Grenzmarke von Deutschland in lieblicher Gegend gelegene Reichsstadt Konstanz. Zwar mit düstern Ahnungen, aber im Vertrauen auf den Anhang der zahlreichen italienischen Prälaten, auf seine Schätze und die diplomatischen Künste entschloß sich Johann XXIII. dem unausweichlichen Drängen des Kaisers und der ganzen Christenheit Folge zu leisten. Nach allen Richtungen der Welt ergingen jetzt Schreiben und Botschaften des Papstes und des römischen Königes, die zu der großen Kirchenversammlung einluden. Große Aufgaben harrten der Geladenen: denn außer der Beilegung der Spaltung und Durchführung der Reform sollten auch die in Böhmen entstandenen, an die Person des Johannes Hus sich anknüpfenden, religiösen Wirren Gegenstand der Verhandlung bilden.

Johannes Hus.

Karl IV. hatte im Jahre 1348 nach dem Vorbilde der Pariser Universität eine Hochschule in Prag gegründet. Dieselbe wurde wie in vier Fakultäten (Theologie, Philosophie, Rechtswissenschaft und Medizin) so auch in vier Nationen eingeteilt: die böhmische, bairische, polnische und sächsische. Die polnische Nation bestand auch größtenteils aus Deutschen (Schlesier, Thüringer und Preußen), und so hatten die Fremden ein großes Übergewicht über die czechischen Böhmen. Da die Universität nach freier Wahl und Stimmenmehrheit geleitet wurde, so waren die Deutschen im Besitze der Herrschaft und der Vorteile, die aus den reichen Pfründen und den akademischen Würden erwuchsen. Diese Verhältnisse änderten sich, als der gegen die Deutschen erbitterte Wenzel die Bestimmung traf, daß fortan bei allen Akten und Abstimmungen die Böhmen drei Stimmen, die Fremden nur eine Stimme haben sollten. Die deutschen Nationen gerieten in heftige Bewegung, sie mochten sich diesen Anordnungen nicht fügen und verließen lieber die Stadt. An zwanzigtausend suchten nun ein Unterkommen an den übrigen deutschen Universitäten, namentlich in Erfurt und an der neu entstehenden Hochschule in Leipzig. Zu dieser Czechisierung der Universität hatte wesentlich beigetragen Johannes Hus. Derselbe war geboren im Jahre 1369 im Marktflecken Husinecz, studierte in Prag Theologie und Philosophie, wurde Lehrer, Dekan, Rektor der Universität. Er zeichnete sich aus durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, Sittenreinheit. Am Hofe König Wenzels, bei dessen Gemahlin Sophia er das Amt des Beichtvaters versah, war er gern gesehen. Besonders aber hing das Volk mit Verehrung an dem gewaltigen Prediger. Dieser war mit den Schriften eines englischen Theologen Wicliffe, der in vielen Punkten vom herrschenden Kirchenglauben sich entfernte,

(in der Lehre von der Brotverwandlung, von der Messe, von der Ohrenbeichte, von der Erlaubtheit weltlichen Besitzes, von dem Primate), bekannt geworden*) und war denselben

*) In dem Traktate: Über Christus und seinen Gegner, den Antichrist, aus dem am besten der große Gegensatz zwischen den Anschauungen Wiclifses und denen der römischen Kirche erkennbar ist, stellt der Reformator zum Beweise, daß der Papst der Antichrist sei, folgende Antithesen auf:

1) Christus ist die Wahrheit — der Papst aber das Prinzip der Falschheit und Lüge (in Worten, Schriften, Werken).
2) Christus war arm — der Papst besitzt und erstrebt weltliche Herrschaft.
3) Christus ist ein Muster von Sanftmut und Demut — der Papst von Stolz und Grausamkeit.
4) Christi Gesetz ist vollkommen und ausreichend — des Papstes Gesetze sind grausam und gerichtet auf Erpressungen bei den Gläubigen.
5) Christus glänzt durch Missionseifer und Missionsmahnung — der Papst und die Seinen thronen in den herrlichsten Palästen oder schließen sich ab in Klöstern.
6) Christus verachtet weltliche Macht — der Papst macht Anspruch auf das Regiment über alle irdischen Reiche.
7) Christus predigt Gehorsam gegen den Kaiser — der Papst schwächt die weltliche Gewalt.
8) Christus und seine zwölf Jünger sind ein Bild der Einfachheit — der Papst und seine Kardinäle Muster der Schlauheit und Verweltlichung.
9) Christus litt und starb für die Seinen — der Papst stiftet Kampf und Streit unter den Christen.
10) Christus beschränkt seine Mission auf Judäa — der Papst missioniert in allen Ländern, — aber nur aus Herrsch- und Gewinnsucht.
11) Christus ist prunklos und dienstbereit — der Papst ist umgeben von Glanz und Pracht und fordert von Kaisern und Königen Knechtesdienste.
12) Christus verachtet Weltruhm und Geldgewinn — vom Papste ist alles käuflich.

Nach diesen Sätzen wirft der Autor die Frage auf: „Kann der Gläubige, der Christi Jünger sein will, den Papst sich als Vorbild nehmen?" Die Antwort ist: „Nimmermehr, denn dann wäre eine rechte Nachfolge Christi unmöglich."

noch näher getreten, als er mit dem böhmischen Edelmanne Hieronymus von Prag befreundet wurde, der in Köln, Heidelberg, Paris und Oxford den Studien obgelegen und an letzter Universität ein begeisterter Anhänger Wiclifses geworden war. Die Lehrsätze des Engländers wurden von den beiden czechischen Freunden an der Universität vertreten, die Deutschen dagegen bekämpften diese Ansichten. Durch seinen Einfluß am Hofe wußte Hus die Änderung der Universitätsstatuten und damit die Auswanderung der fremden Nationen zu bewirken. Bald trat auch der Erzbischof von Prag gegen die Neuerungen auf. Er befahl unter Androhung des Bannes die Auslieferung aller Bücher Wiclifses und ließ sie öffentlich verbrennen. Über Hus verhängte er den Kirchenbann. Der kühne Reformprediger wurde aber dadurch in seiner Thätigkeit nicht behindert. Er appellierte von dem Urteile des Erzbischofes an das des Papstes. Doch Johann XXIII. bestätigte den erzbischöflichen Spruch und lud den Reformeiferer vor die Kurie. Bald nahm der Zwiespalt eine noch heftigere Gestalt an. Als der Papst gegen den König von Neapel das Kreuz predigen ließ, eiferten Hus und Hieronymus von Kanzel und Katheder gegen diese Kreuzbulle und trugen dieselbe sogar in höhnendem Aufzuge unter den Pranger, allwo sie dieselbe verbrannten. So schied sich Hus immer mehr und mehr von der bestehenden Kirche. Die Gegner warfen ihm nun vor, er rege das Volk auf gegen die Geistlichkeit, die Böhmen gegen die Deutschen, nenne Rom den Sitz des Antichristes, predige Mißachtung der Kirche und ihrer Strafgewalt, erkläre jeden Geistlichen, der für die Spendung eines Sakramentes Bezahlung fordere, für einen Ketzer und habe öffentlich den Wunsch ausgesprochen, seine Seele möge eben dahin kommen, wo die Seele Wiclifses sei. Bald waren stürmische Auftritte in Prag die Folgen dieser religiösen Streitigkeiten. Auf den Wunsch Wenzels, dem diese Aufregung Besorgnis einflößte, verließ der Reformator Prag, begab

sich auf das Schloß Kozi und beschäftigte sich mit der Abfassung gelehrter und polemischer Schriften. Vergeblich versuchte der Erzbischof von Prag, durch eine Synode den gestörten Frieden wieder herzustellen. Die Parteien entfernten sich immer weiter voneinander, die Kluft schien nur ausfüllen zu können — das allgemeine Konzil.

Verlauf des Konziles zu Konstanz.

Keine glänzendere Versammlung hatte die Christenheit noch gesehen, als das Konzil von Konstanz. Gegen achtzehntausend Geistliche waren hier anwesend, darunter Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte, außerdem Doktoren des Rechtes und der Gottesgelehrtheit. Aber auch die deutschen Kur- und Reichsfürsten, zahllose Grafen, Herren und Städteboten, Gesandte aller christlichen Fürsten fanden sich ein, um mit dem römischen Könige Sigmund und dem Papste Johann über Reich und Kirche rats zu pflegen. Alsbald wimmelte die Stadt auch von Glücksrittern und Abenteurern, Spielleuten, Dirnen und fahrendem Volke aller Art. Die Fremdenliste wies täglich die Zahl von fünfzigtausend Anwesenden auf, die Zahl der Besucher mag wohl die dreifache gewesen sein.

Mit trüben Ahnungen zog Papst Johann von Bologna aus, um sich zum Konzile zu begeben. Als er von der Höhe auf den See herniederschaute, das tiefe Thal und die hohen Berge betrachtete, da soll er bange ausgerufen haben: „Das ist die Falle, in der man Füchse fängt.“ Auch Kaiser Sigmund erschien nach einiger Zeit in der Konzilsstadt. Er kam mit seiner Gemahlin und vielen geistlichen und weltlichen Fürsten von Aachen, wo er die römische Königskrone auf sein Haupt gesetzt hatte. Als die Aufgaben der Versammlung festgestellt wurden: „die Verteidigung des katholischen Glaubens gegen die Irrlehrer, die Herstellung der kirchlichen Einheit durch Beseitigung des Schismas, die Kirchenverbesserung

an Haupt und Gliedern“, da zeigte sich bald, wie sehr Johann XXIII. sich verrechnet hatte. Weder konnte er die von ihm gewünschte Reihenfolge der Verhandlungen durchsetzen, noch die ihm wegen der großen Zahl der italienischen Prälaten besonders wünschenswerte Abstimmung nach Köpfen. Es wurde bestimmt, daß die Anwesenden nach Nationen ihre Stimme abgeben sollten. Diese Nationen: die Italiener, die Deutschen (dazu gehörten auch die Ungarn, Polen, Skandinavier), die Franzosen, die Engländer und später auch noch die Spanier, berieten in Sonderversammlungen und faßten hier nach Stimmenmehrheit Nationalbeschlüsse. Wofür sich dann in der allgemeinen Kongregation der Abgeordneten aller Nationen die Mehrheit dieser vier oder fünf Stimmen entschieden hatte, das wurde in der allgemeinen Sitzung als Konzilsbeschluß bekannt gemacht. Nicht minder empfindlich für den Papst war die Zustimmung des Konziles zu der Ansicht, daß den Doktoren der Gottesgelehrtheit und der beiden Rechte, den niedern Geistlichen, welche Predigt und Seelsorge versähen, mehr zukomme, über Glaubenssachen zu verhandeln, als der Menge von Titularbischöfen und Äbten, jenen „gekrönten Eseln“, wie sich ein Kardinal fast unehrerbietig auszudrücken beliebte. Dem kirchlichen Ansehen müsse die Gelehrsamkeit zur Seite stehen. Auch die Fürsten und Gesandten dürften von dem Stimmrechte über das Schisma nicht ausgeschlossen werden.

Als Johann XXIII. erkannte, wohin die Bestrebungen der Versammlungen zielten, verstand er sich notgedrungen zu der Erklärung, er wolle auf seine Würde verzichten, wenn auch die beiden andern Päpste ihrer angemaßten Würde entsagten. Er hoffte, bald schon Gelegenheit zu finden, die Zusage aus dem Wege zu räumen. Mit großer Arglist war er bemüht, Spaltungen unter den Versammelten hervorzurufen. Als aber der Kaiser die Wahl eines neuen Papstes vorschlug, da entfloh Johann mit Hilfe des ihm befreundeten Erzherzoges

Friedrich von Österreich in der unwürdigen Verkleidung eines Stallknechtes von Konstanz nach der österreichischen Stadt Schaffhausen. Dorthin berief er unter Androhung des Bannes die Kardinäle und die italienischen Prälaten und nahm alle frühern Zugeständnisse als erzwungen zurück. Nun schien die letzte Stunde der Synode gekommen zu sein. Viele italienische Prälaten, auch der mit Johann befreundete Erzbischof von Mainz, verließen Konstanz. Nur der Festigkeit einiger hervorragenden und einsichtsvollen Männer war es zu danken, daß die Verhandlungen fortgesetzt wurden. Unter dem Einflusse des edlen Kanzlers der Pariser Universität, Gerson, und seiner Freunde wurden in der dritten und vierten Sitzung Grundsätze von gewaltiger Bedeutung und kaum übersehbarer Tragweite ausgesprochen: **„Es könne ein allgemeines Konzil ohne seine Einwilligung durch den Papst nicht verlegt oder aufgelöst werden; das gegenwärtige bestehe daher auch noch nach der Flucht des Papstes in aller Kraft fort, jeder, auch der Papst, müsse, was den Glauben und die Ausrottung des Schismas betreffe, der allgemeinen Kirchenversammlung gehorchen, und diese habe, wie über alle Christen, so auch über den Papst zu gebieten.“** Nach diesem Grundsatze machte man nun dem Papste den Prozeß, und da er auf dreimalige Vorladung nicht erschien, wurde er aller seiner geistlichen Würden für verlustig erklärt. So war der Kirchenfürst beseitigt, von dem der Jesuitenpater Curci sagt, er habe sich als offenbarer Schurke viel würdiger des Stranges als der päpstlichen Stirnbinde gezeigt. Nun legte auch der zweite Papst, Gregor, sein Amt freiwillig nieder und ward wegen dieser friedlichen Gesinnung zum Kardinalbischofe von Porto erhoben. Da das dritte Kirchenhaupt, Benedikt, sich nicht gewillt zeigte, seine Würde aufzugeben, so wurde er als Meineidiger, Schismatiker und Häretiker einfach abgesetzt. Über den Herzog Friedrich aber, den Beschützer Johanns, ward als Friedensbrecher und Hochverräter

an Kirche und Reich die Acht und der Bann verhängt. Man verbot, ihm zu helfen, ihm Kost, Futter, Hilfe oder Anschläge zu geben, bei ihm zu verweilen oder Frieden mit ihm zu halten. Von allen Seiten brachen die Gegner nun in seine Besitzungen ein. In wenigen Tagen sollen vierhundert Herren und Städte ihm Fehde angesagt haben. Da mußte der stolze Herzog sich fügen. Er eilte zu den Füßen Sigmunds, versprach in einer Urkunde, seine Länder von Tirol bis zum Elsaß dem Könige auszuliefern, Papst Johann nach Konstanz zurückzubringen und selbst als Bürge zu bleiben, bis das Versprechen erfüllt sei. Fürchterlich hatten unterdessen die Feinde in seinen Besitzungen gehaust. Stolze Festen, wo die Urkunden des Hauses Habsburg lagen, wurden erstürmt und zerstört, die Stammburg des Geschlechtes wurde ein Trümmerhaufen, viele Städte erhielten die Reichsfreiheit. „Friedrich mit der leeren Tasche“ nannte man den einstmals mächtigen Fürsten. So waren die drei Päpste beseitigt. Es erhob sich nun die bedeutungsvolle Frage, ob das Konzil zunächst die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern in Angriff nehmen oder zur Wahl eines neuen Papstes schreiten sollte. Für die Vornahme der Reform stimmten die Deutschen und Engländer, die Papstwahl erstrebten die romanischen Nationen: die Italiener, Spanier und auch die Franzosen. Die Vertreter der Universität Paris hatten sich diesen Wünschen angeschlossen und die Nationen mit sich gezogen. Am 11. November des Jahres 1417 wurde der Kardinal Otto von Colonna, ein Mann aus edelm römischem Geschlechte, auf den Stuhl Petri erhoben. Er legte sich den Namen Martin V. bei und wurde mit Jubel von der ganzen Christenheit begrüßt. „Das ist“, so sprach man, „die eiserne Säule, auf der“, nach den Worten des Propheten, „der Frieden der Christenheit beruhen wird.“ Kaum war der Papst an die Spitze der Kirche getreten, so war er bemüht, das ihm unbequeme Konzil zu beseitigen. Da die Nationen in ihren

Reformwünschen nicht übereinstimmten, so versuchte Martin V. durch Einzelabkommen mit den Synodalmitgliedern sich zu verständigen. Nachdem ihm dieses gelungen war, schloß er die merkwürdigste Kirchenversammlung des ganzen Mittelalters. In prachtvollem Aufzuge, glänzend in päpstlichem Schmucke, den weißen Zelter gelenkt rechts vom Kaiser, links vom Kurfürsten von Brandenburg, verließ der Nachfolger Petri die Konzilsstadt, um von seinem Kirchenstaate Besitz zu nehmen.

Schon einige Zeit vorher hatte das Konzil die ganz Böhmen in Aufregung versetzende Angelegenheit des Johannes Hus zu erledigen sich bemüht. Auf kaiserliche Aufforderung hin und nach Zustellung eines ihm Sicherheit versprechenden Geleitsbriefes war derselbe nach Konstanz gekommen. Hier war er, trotz des kaiserlichen Wortes, gefangen genommen und ins Gefängnis geführt worden. Auch sein getreuer Schildträger, Hieronymus, kam in die Gewalt des Konziles. Es wurden vierundvierzig Sätze aus seinen Schriften dem Gefangenen zur Verantwortung vorgelegt. In dem ersten öffentlichen Verhöre erbot sich Hus zum Widerruf, wenn man ihn aus der hl. Schrift und den ältesten Kirchenvätern des Irrtumes überführe. Als er seine Sätze verteidigen wollte, ward er stürmisch unterbrochen. Ruhiger verlief das zweite Verhör. Man trat seinen Ansichten entgegen, selbst Sigmund ergriff das Wort und riet zur Nachgiebigkeit. In dem letzten Verhöre wurden die anstößigen Lehrsätze aus des Angeschuldigten Schriften verlesen. Als Hus sich weitläufig verteidigen wollte, wurde ihm dieses nicht gestattet, vielmehr forderte das Konzil Eingeständnis des Irrtumes und öffentlichen Widerruf. Aber alle Bemühungen Wohlgesinnter, auf diese Weise dem Wirrsale ein Ende zu machen, scheiterten an der unerschütterlichen Überzeugung des Angeklagten. Nun schritten die Väter zum Urteile über den Unnachgiebigen. Seine Bücher wurden dem Feuer überliefert, er selbst als „offenbarer, unverbesserlicher Ketzer“ gebrandmarkt und dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit übergeben. Die Priestergewänder wurden ihm abgenommen, und eine Papiermütze ihm aufgesetzt, bemalt mit drei Teufeln und mit der Inschrift versehen: „Das ist ein Erzketzer“. Dann wurde er zum Holzstoße geführt und erlitt hier den Tod mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers. Sein Freund Hieronymus von Prag hatte anfangs zu einem Widerrufe der Lehre Wicliffes und Hussens sich verstanden. Bald nachher aber bekannte er sich wieder zu jenen Doktrinen und starb nun mit gleicher Standhaftigkeit den Tod des Meisters.

Das Konzil mochte meinen, mit dem Tode der Führer die große Bewegung in Böhmen erstickt zu haben; aber die nun folgenden Hussitenkriege, in welchen die Verehrer des Hingerichteten nicht nur ganz Böhmen, sondern alle Nachbarländer siegreich durchzogen, in denen mehrere Reichsheere in schmählichster Weise schon beim Herannahen der Gegner die Flucht ergriffen, beweisen, wie unrichtig diese Anschauung gewesen war. Die Volkssage hat an das Ende des von seinen Anhängern so hochgehaltenen Mannes sich angeknüpft und ihm die Worte in den Mund gelegt: „Heute bratet ihr eine Gans (Husa böhmisch, Gans deutsch), aber nach hundert Jahren wird ein weißer Schwan kommen, den ihr nicht werdet verbrennen können.“ Sie wollte Hus damit zum erleuchteten Propheten erheben, dessen ahnungsvoller Geist, die Dunkelheit der Zukunft zerreißend, in nicht allzuweiter Ferne bereits die weltbewegende Gestalt des Reformators Luther erblickte.

Kaiser Maximilian, der letzte Ritter.

Das Konzil von Konstanz hatte den deutschen Kaiser noch einmal als weltliches Haupt der Christenheit gesehen, aber die geringe Verwirklichung der vielen Hoffnungen, die man auf die Verhandlungen, kirchliche sowohl als politische, gesetzt, waren nur ein weiterer Beweis, daß die Idee in keiner Weise der Wirklichkeit entsprach. Die entsetzlichen Hussitenkriege hatten dann in noch augenfälligerer Weise dargethan, wie nicht nur der deutsche Kaiser, sondern das gesamte deutsche Volk nicht mehr den Vorfahren glich, welche den berühmten Rainald von Dassel zu dem Ausspruche veranlaßten: „Deutschland hat einen Kaiser, alle übrigen Länder nur Landkönige.“ Als Sigmund endlich starb, da kam das Haus zur Regierung, welches die Kaiserwürde bis zu ihrem Erlöschen in seinem Besitze behalten sollte, nämlich das Haus **Habsburg**. Der erste dieser österreichischen Fürsten, **Albrecht II.**, herrschte nur ein einziges Jahr, aber sein Nachfolger saß über ein halbes Jahrhundert auf dem nach seiner Ansicht noch alle Throne überragenden Fürstensitze. Wohl kein deutscher Kaiser hat so schlecht die Pflichten seiner hohen Würde verstanden, so wenig dieselben erfüllt als **Friedrich III.** Während im Reiche die Kriegsstürme ungezügelt tobten, in seinem Erblande der Aufruhr

sein Haupt erhob, der letzte Rest des noch tausend Jahre nach dem Untergange Westroms fortlebenden oströmischen Reiches eine Beute der Türken wurde, und deren eiserner Fußtritt schon an des Reiches Grenze erdröhnte, saß der Kaiser über astrologischen Träumereien, trieb Gartenzucht, sammelte Juwelen, braute Heiltränke und tröstete sich über den schlimmen Lauf der Welt mit dem Gedanken: Es strafe und räche sich alles mit der Zeit. Dennoch ist dieser Fürst der Begründer der österreichischen Macht geworden, nicht dadurch, daß er seine Feinde bekämpfte und besiegte, sondern daß er sie überlebte und beerbte. Er hatte nicht ganz Unrecht, wenn er mitten in seinen Rechnungen und Notizen, auf seinen Tischgeräten und über den Thüren die Vokale A. E. I. O. U. anbrachte, denen er die Bedeutung beilegte **A**ustriae **E**st **I**mperium **O**rbis **U**niversi oder **A**lles **E**rdreich **I**st **Ö**sterreich **U**nterthan. Es ist, als ob er in den Sternen das Glück des Hauses Österreich gelesen hätte.

Der Nachfolger dieses Kaisers, der eine Regierungszeit aufzuweisen hat, so ausgedehnt wie kein anderer vor ihm und nach ihm, war sein Sohn Maximilian. In ihm schienen die charakteristischen Eigentümlichkeiten der beiden sich berührenden großen Zeitepochen, des Mittelalters und der Neuzeit, vereinigt zu sein: die idealen Anschauungen und Bestrebungen der Vergangenheit und die politische Berechnung und die Verwendung der Mittel einer modernen Staatskunst.

Maximilians Jugendzeit.

Maximilian war ein schöner Jüngling, von hohem, stattlichem Wuchse, edler Haltung, mit lebhaften, blauen Augen, großer, stark gebogener Nase (das charakteristische Merkmal der Habsburger), hoher, mächtig gewölbter Stirn und blonden Locken. Als Kind hatte er wenig Hoffnung auf eine bedeut-

same Zukunft erregte, aber nach seinem zwölften Jahre entwickelten sich die bis dahin nicht hervorgetretenen Fähigkeiten in wunderbarer Weise. Künste und Wissenschaft zogen ihn an, die Geschichte wurde sein Lieblingsstudium. Sie bot ihm Vorbilder; vor allem begeisterte ihn die Gestalt Karls des Großen. Fast alle Sprachen seiner Unterthanen wußte er sich anzueignen, und in sieben Sprachen verstand er nachmalig seinen Kriegsobersten Befehle zu diktieren. So sehr versenkte er sich in das Studium, daß er, gleich dem Staufer Friedrich II., selbst Schriftsteller und Dichter wurde. Er schrieb über Kriegskunst, Gartenbau, Fischfang, Jagd und Baukunst und diktierte seinem Geheimschreiber Max Treitzsauerwein eine romanhafte Beschreibung seines Lebens unter dem Titel: „Der Weiß-Kunig". Mit der Pflege der geistigen Anlagen verband er die Ausbildung seiner Körperkräfte. Er war Meister in allen ritterlichen Übungen, keiner seiner Zeitgenossen wußte wie er das Streitroß zu tummeln, das Schwert zu schwingen und den Speer zu handhaben. Schon in frühester Jugend gab er Proben seiner Kraft und seines Mutes. Als einstmals auf einem Reichstage zu Worms ein französischer Ritter von riesenartiger Größe erschien und die tapfersten deutschen Ritter zu einem Waffengange herausforderte, da wagte lange Zeit kein Kämpfer, mit diesem Goliath in die Schranken zu treten. Endlich sprengte ein feiner Ritter in glänzender Waffenrüstung mit geschlossenem Visiere dem übermütigen Fremden entgegen. Kurz war der Kampf der beiden Gegner. Der riesenhafte Franzose ward zum Erstaunen aller gar bald aus dem Sattel gehoben und in den Sand gelegt. Unendlicher Jubel erscholl von seiten der Zuschauer über diese deutsche Kühnheit und Kraft. Aber die Freude ward erst recht groß, als der Sieger das Visier aufschlug, und alle Anwesenden nun den Kaisersohn, den jungen Maximilian erkannten.

Maximilian auf der Martinswand.

Neben den ritterlichen Übungen liebte Maximilian ganz besonders die Jagd. Den Gemsen kletterte er nach bis auf die steilsten Felsenkuppen und wagte sich dabei an so gefährliche Stellen, daß alle aus seiner Umgebung für sein Leben zitterten. In der Gegend von Innsbruck verfolgte er eine Gemse so eifrig, daß er auf den äußersten Gipfel der steilen Martinswand geriet und hoch oben in der Luft schwebte. Er konnte nicht mehr vorwärts, nicht mehr rückwärts, und so viel auch sein Auge nach einem Auswege forschte, nirgends war es möglich, den Fuß aufzusetzen, nirgends Gelegenheit, die Schritte rückwärts zu lenken. Zwei Tage und Nächte mußte der allzukühne Jäger ohne Speise und Trank hier zwischen Himmel und Erde schweben. Mit Angst hatte das Gefolge den entschwundenen Herrn gesucht, da endlich entdeckte man seine verzweifelte Lage. Bald sammelte sich scharenweise das treue Tirolervolk und blickte traurig hinauf zu dem Herrn, dem es keine Rettung bringen konnte. Auch Max verzweifelte an einer Erlösung aus dieser Not. Er gab den unten Harrenden ein Zeichen, daß er sich zum Tode vorbereiten wollte. Man holte einen Priester, brachte das Allerheiligste, hob dasselbe empor und zeigte es dem Fürsten. Dieser fiel auf seine Kniee und empfahl seine Seele dem barmherzigen Gotte. Aber während er noch betete, hörte er hinter sich ein Geräusch; er wandte sich um und sah einen jungen Tiroler. Der reichte ihm treuherzig die Hand und sagte: „Gnädiger Herr, seid getrost! Gott lebt noch, der Euch aus der Gefahr erretten wird. Folgt mir nach und fürchtet Euch nicht, ich will Euch dem Tode entführen." Und es gelang dem braven Manne, der jede Felsspitze genau kannte, seinen fürstlichen Herrn sonder Gefahr hinwegzubringen und ihm das Leben zu erhalten. Man weiß nicht, ist es ein

Bergmann oder ein Leibschütz gewesen, der den Kaisersohn rettete, denn während alles den Wiedergeschenkten umjubelte, entzog sich der Retter unbemerkt den Dankbezeugungen der Glücklichen. Unter dem Volke aber verbreitete sich die Sage, es sei ein Engel gewesen, den Gott vom Himmel herab dem braven Max zur Hilfe gesendet.

Maximilians Vermählung mit Maria von Burgund.

Auch das erste politische Auftreten dieses Fürsten hat etwas Abenteuerliches und gleicht dem Beginne einer Ritterdichtung. Liebe und Ehre rufen ihn als achtzehnjährigen Jüngling auf den Kampfplatz, und er besteht den Streit gegen den schlauen, in allen Ränken und Listen erfahrenen Franzosenkönig Ludwig XI. auf die ehrenvollste Weise. Friedrich III. hatte seinem Sohne die Erbtochter des Herzoges von Burgund als Gattin ausersehen. Große Besitzungen hoffte er damit zu erwerben. Erstreckte sich doch das Reich Karls des Kühnen von der Nordsee bis zum Mittelländischen Meere. Aber der Burgunder forderte als Gegengeschenk die Königskrone vom deutschen Kaiser. Argwohn und Mißtrauen zerschlugen die wohlangelegten Pläne. Als Karl der Kühne in seinen Eroberungskriegen ein frühes Ende gefunden, da geriet seine Tochter Maria in schwere Bedrängnis. Ludwig XI. von Frankreich bemächtigte sich der südlichen Länder ihres Reiches (Bourgogne und der Franche Comte), die übrigen hoffte er durch eine Vermählung der damals zwanzigjährigen Maria mit seinem erst siebenjährigen Sohne zu gewinnen. Da wandte sich die Geängstigte an den ihr früher verlobten deutschen Fürsten. Sie lud ihn ein, sobald als möglich zu ihr zu eilen. Freudig erfüllte Max den Wunsch der anmutigen Werberin. Als er in die Niederlande kam, harrte seiner überall ein jubelndes Volk. In der Hofkapelle zu Gent

wurde die Vermählung vollzogen. In silberner Rüstung strahlte der herrliche Kaisersohn, Maria war geschmückt mit einem weißen, reich mit Gold gestickten Damastkleide, mit einem Hermelinmäntelchen, goldenem Gürtel und der Krone von Burgund.

Voller Ingrimm vernahm Ludwig die nicht mehr zu verhindernde Verbindung. Mit den Waffen wollte er jetzt erwerben, was seine List ihm nicht gebracht; aber kühn trat ihm Max entgegen, zwang ihn zum Waffenstillstande, und als er diesen brach, schlug er ihn in einer blutigen Schlacht. Doch noch schlimmere Kämpfe standen dem jungen Fürsten bevor. Das burgundische Reich bestand aus vielen an Rechten ungleichen Provinzen. Die Privilegien immer zu mehren, die bestehenden zu sichern, das war das stete Streben dieser Landschaften. Gar häufig kreuzten sich nun die Wünsche des Fürsten und der Unterthanen, und Unruhen und Aufruhr waren nicht selten davon die Folge. Gleichwohl würde Max derselben bald Herr geworden sein, wenn nicht seine geliebte Gemahlin schon nach fünfjähriger Ehe durch den Tod ihm entrissen worden wäre. Fröhlich begleitete sie einstmals den jagdliebenden Gatten auf der Falkenbeize. Als sie mutig mit ihrem Rosse einen Graben überspringen wollte, da bäumte sich das Tier und warf die kühne Reiterin so unglücklich gegen einen Baumstamm, daß sie sich gefährlich am Oberschenkel verletzte. Da sie aus falscher Scham den Schaden verheimlichte, so wurde derselbe unheilbar. Schon bald wurde sie dem trostlosen, ja, fast verzweifelnden Max durch den Tod entrissen. Schwere Zeiten harrten des hart betroffenen Fürsten. Sein und der Maria erst vierjähriger Sohn Philipp erbte die burgundischen Länder. Nur mit Mühe konnte er als Vormund desselben und als Regent sich Anerkennung verschaffen. Während dieser Zeit wurde er in Deutschland noch zu Lebzeiten seines Vaters als Nachfolger erkoren; das entfremdete ihn aber noch mehr den Niederländern. Ja, als er

einstmals auf Einladung der Bürgerschaft nach Brügge gekommen war, um dort das Lichtmeßfest zu begehen, da sperrte man die Thore, schloß die Läden und rüstete sich zum Angriffe gegen den eigenen Fürsten, der nun ein Gefangener seiner Unterthanen war.

Max und sein Hofnarr Kunz von der Rosen.

In dieser Zeit des Verrates und der Untreue wurde Max durch einen rührenden Beweis treuester Anhänglichkeit erfreut. Er hatte einen „lustigen Rat", Kunz von der Rosen. Derselbe war in seine Dienste getreten, als er nach den Niederlanden zog, und hatte sich durch Tapferkeit und Redlichkeit so ausgezeichnet, daß ihn Max zu seinem Trabanten wählte und ihn beritten machte. Da derselbe in seltenem Grade die Gabe des Witzes besaß und ein treues, hingebendes Gemüt offenbarte, gewann er bald die entschiedenste Zuneigung und das unbedingte Vertrauen seines Herrn. Vergeblich hatte Kunz mit den Räten den König gewarnt, nach Brügge zu gehen; aber wenn er auch die Gefangennahme seines Herrn nicht hatte verhindern können, so wollte er doch die Befreiung desselben versuchen. Er ließ sich zwei Schwimmgürtel machen, um während der Nacht durch den Schloßgraben zu der Burg zu gelangen, in die man Maximilian gebracht. Der sollte dann mit Hilfe des zweiten Schwimmgürtels aus der bösen Stadt sich retten. Als er sich aber in den Graben hinabgelassen, da fielen ihn die dort schwimmenden Schwäne so heftig an, daß er kaum mit dem Leben davonkam. Es waren die Schwäne wohl nicht minder französisch gesinnt wie die Bürger von Brügge.

Nun ersann der getreue Kunz einen zweiten Rettungsplan. Er erlernte das Haar- und Bartscheren, begab sich dann in das Franziskanerkloster und erbat sich von dem Prior eine

Mönchskutte und einen Klosterbruder als Begleiter. Mit diesem wollte er, nachdem ihm eine Platte geschoren war, als vorgeblicher Beichtvater des gefangenen Königes denselben aufsuchen, um mit ihm die Kleider zu tauschen und so denselben der Gefangenschaft zu entziehen. Als der Guardian ihn fragte, wo er denn bleiben wolle, antwortete er: „Ich werde des Königes Kleider anlegen, und wenn die von Brügge den König suchen, werden sie an dessen Statt einen Narren finden, mit dem sie alsdann anfangen können, was sie wollen. Mir ist genug, ob sie mir gleich alle Marter und den Tod selber anthun, wenn ich nur meinen Herrn errette, und diese Rebellen von einem Narren betrogen werden."

Ohne Mühe gelangte der treue Diener zu seinem Herrn. „Sieh doch!" sprach er zu ihm, „finde ich dich da, mein frommer König! Warum bist du mir nicht gefolgt, da ich dich gewarnt? Nun siehe, ich habe um dich mein Leben gewagt, du mußt mir aber jetzt besser folgen." Maximilian war tief gerührt; aber er konnte sich nicht entschließen, das Leben des treuen Dieners in Gefahr zu bringen, um seine Freiheit zu erlangen, und wies sein Anerbieten zurück. Weinend verließ ihn Kunz. „Lieber König," sagte er zürnend, „ich sehe wohl, daß du noch so narrend bist als zuvor, und mir nit folgen willst. So behüte dich Gott, mein narrender König! denn du bist gar zu fromm für die Fläminger." — Nie hat Maximilian diesen Beweis herrlichster und treuester Gesinnung vergessen.

Sechzehn Wochen war Max zu Brügge ein Gefangener, da endlich wurde er freigelassen. Der Papst hatte die aufrührerischen Städter mit dem Banne belegt; in Deutschland war ein Heer zur Hilfe geworben: da erschraken die Bürger, sie schlossen mit dem Gefangenen einen Vertrag und öffneten ihm die Thore. Bald wurde der Befreite der Erbe des nach dreiundfünfzigjähriger Regierung gestorbenen Königes.

Maximilian und die Reformbestrebungen im Reiche.

Wie einstmals alles nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern gerufen, so hatten die Zustände des deutschen Reiches allmählich auch dem Gleichgiltigsten den Wunsch abgenötigt, es möchte ein thatkräftiger, glücklicher Regent die überall aus den Fugen geratenen Reichsverhältnisse wieder in haltbarer, den einzelnen wie die Gesamtheit befriedigender Weise ins rechte Geleise bringen. Als nun nach dem in stumpfer Gleichgiltigkeit den Schicksalsschlägen gegenüberstehenden Friedrich III. der schon vielfach erprobte Maximilian den Kaiserthron bestieg, da hoffte man, daß dieser rege, feurige Geist, dieser mit einer Fülle großer Ideeen sich tragende, in weltbewegenden Plänen und Gedanken lebende Fürst schon die Mittel und Wege finden werde, die zerrütteten und zerklüfteten Zustände einer segensreichen Umgestaltung entgegenzuführen. Schienen ja auch die Machtmittel dieses Fürsten ganz andere zu sein als die seiner Vorgänger. Die langen Kriege in Österreich selbst hatten ihren Abschluß gefunden, und Max war in den Besitz der gesamten Erblande getreten; dazu kam seine burgundische Statthalterschaft; auch hatte er durch eine zweite Ehe mit Blanka, der Herzogstochter von Mailand, noch Beziehungen zu Italien gewonnen. Als der junge Kaiser nun im Jahre 1495 einen Reichstag nach Worms entbot, da fanden sich, in der Erwartung wichtiger Dinge, die drei Reichsstände — der Fürsten, der Herren und der seit Rudolf von Habsburg auch berufenen Städte — zahlreich ein. Maximilian eröffnete die Versammlung mit einer Darstellung der Weltlage, wies hin auf die Gefahren, die dem hl. Reiche vom Auslande, insbesondere von Frankreich, drohten und forderte auf zur Festsetzung einer bestimmten und geordneten Kriegsverfassung gegen alle Reichsfeinde. Allen leuchtete die Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Vorschläge

ein; indessen wollte man sich doch nicht durch irgendwelche Zusage binden, ehe nicht eine leidliche, ehrbare Ordnung im Reiche geschaffen sei. Aber der zur Verwirklichung dieser Ordnung führende Weg erschien anders den Ständen, anders dem Kaiser. Erstere waren immer mehr und mehr zur Unabhängigkeit und Selbständigkeit vorgeschritten. Dynastische und eigensüchtige Beweggründe waren die Triebfeder ihres Handelns, und während alle Nachbarvölker des deutschen Reiches in nationalem Gefühle sich erhoben, erstarkten, neue staatliche Gestaltungen suchten und fanden, blieb man in Deutschland bei der Zersplitterung in zahllose Selbstherrlichkeiten und hütete eifersüchtig die sogenannten „Freiheiten". Der Kaiser dagegen, dem fast keine anderen Rechte geblieben waren, als: Privilegien zu erteilen, die Reichslehen zu verleihen und die Reichstage zu berufen, konnte nur in der Erhöhung der Centralgewalt, in einer Beschränkung der schrankenlos gewordenen Partikularmacht das Heilmittel erblicken. Indessen es siegte die Anschauung der Stände über die des Herrschers. Von der ständigen Einsetzung eines Kammergerichtes und eines Reichsrates, also von einer Teilung der höchsten Gewalt zwischen dem Fürsten und den Ständen, von einer Umwandlung der kaiserlichen Monarchie in eine aristokratisch-ständische Regierung erhoffte man die Heilung aller Schäden. Maximilian sah in diesem Vorschlage eine große Beschränkung seiner oberherrlichen Rechte. Namentlich den Reichsrat wünschte er zu vermeiden, oder wenigstens sich unterthänig zu machen. Da er aber die Unterstützung der Stände zur Aufrechthaltung und Geltendmachung der Reichsrechte dem Auslande gegenüber zu erhalten bemüht war, so verstand er sich zur Einsetzung eines Reichsgerichtes und zur Publikation eines ewigen Landfriedens. Es sollte fortan nicht mehr, wie bisher, in das Belieben des einzelnen gestellt sein, mit den Waffen in der Hand sein Recht geltend zu machen, vielmehr wurde nun der Grundsatz aufgestellt und angenommen, daß jeder

Privatkrieg, jede eigenmächtige Waffenthat ohne Ausnahme ungesetzlich und strafbar sei. Als höchste Instanz in Sachen des Landfriedensbruches galt fortan das Reichskammergericht, welches zuerst in Frankfurt, dann in Worms, in Speier und zuletzt in Wetzlar seinen Sitz hatte.

Zum Danke für diese Zugeständnisse des Kaisers bewilligten die Stände eine allgemeine Reichssteuer, den sogenannten „gemeinen Pfennig". Von fünfhundert Gulden sollten vier Jahre lang jährlich ein halber, von tausend ein ganzer bezahlt werden, von Ärmeren sollten immer vierundzwanzig Männer und Frauen, Priester und Laien einen Gulden beisteuern. Dieses Geld war bestimmt zur Unterhaltung des Kammergerichtes und zum Kriege gegen die Reichsfeinde.

Mochten diese Wormser Beschlüsse die Billigung Maximilians nur wenig finden, immerhin hatten sie das Gute, daß alle Deutschen noch einmal sehr ernstlich als Reichsunterthanen auftraten, denen sämtliche Lasten und Anstrengungen gemeinsam wären. Allerdings erschien der Kaiser, wenn ihm auch die höchste Würde verblieb, wenn ihm auch die Rechte eines obersten Lehnsherrn nicht verkürzt wurden, in allen Geschäften nur als Vorsitzer des reichsständischen Kollegiums. Wie Maximilian diese seine Stellung auffaßte, bekunden die Worte, die er im Unmute über die vielfachen Schwierigkeiten, welche ihm bereits begegnet waren, einstmals ausstieß: „Der König von Frankreich", sagte er, „herrscht über Esel, denn sie tragen, was er ihnen auflegt; der König von England über Engel, denn sie vollbringen willig, was er ihnen gebietet; der König von Spanien über Menschen, denn sie folgen ihm, aber nur in rechten Dingen; ich selbst aber über Könige, denn die Fürsten gehorchen mir nur, so viel ihnen beliebt." Und ein andermal sagte er: „Wenn ich Gott Sohn wäre, würde ich mir von Gott Vater nichts anderes erbitten, als König von Frankreich zu werden."

Wohl hatte Maximilian Grund zu solch unmutvollen

Worten. Denn selbst die in Worms zustande gekommenen Reformbeschlüsse stießen allenthalben auf Widerstand. Die Ritterschaft, welche auf dem Reichstage nicht vertreten war, mochte von einem ewigen Landfrieden nichts wissen; vielen Geistlichen war das rein weltliche Kammergericht nicht recht; fast allgemein aber war man unzufrieden über die Auferlegung der Reichssteuer. Nicht nur die ausländischen Fürsten, die deutsches Land besaßen, wie die Könige von Polen und Dänemark, nicht nur die meist nur lose mit dem Reiche noch zusammenhängenden Länder, wie Lothringen und die schweizerische Eidgenossenschaft, mochten kein Opfer bringen: es protestierten im Lande selbst viele gegen diese Last, und die fränkische Ritterschaft verbat sich diese Neuerung, daß man sie zu Steuern heranziehe, da sie als freie Franken doch nur zum Waffendienste verpflichtet sei. Daß unter solchen Verhältnissen die Reform nicht tiefe Wurzeln schlug, daß das Kammergericht, dessen erster Kammerrichter **Graf Eitel Friedrich von Zollern** war, mehrmals auseinanderging, weil die Besoldung der Richter ausblieb, daß der Landfrieden noch häufig keine Beachtung fand: wer wollte das wunderbar finden? Aber ebensowenig zu verwundern ist, daß Maximilian unter solchen Verhältnissen nur wenig zur Förderung des Ansehens des Reiches nach außen hin zu leisten in der Lage war.

Vergeblich hatte er in Italien, wo Franzosen, Spanier, der Papst, die einzelnen Republiken (Venedig) um die Ausdehnung ihrer Macht besorgt waren, die Rechte des Reiches und die ihm aus seiner Heirat mit der mailändischen Herzogstochter erwachsenen Ansprüche zur Geltung zu bringen versucht. Das Ungenügende der Reichsunterstützung, aber auch die Ungeduld und Unbeständigkeit des Kaisers, die Unfähigkeit desselben, mit dem Gelde hauszuhalten, — große Summen vergeudete er, den Wert des Geldes ganz verkennend, für nichtige Zwecke, und im Augenblicke der Not

befand er sich in der schlimmsten Verlegenheit —, alle diese Dinge waren der Grund, daß Maximilian sowie das deutsche Reich in den vielfach verschlungenen Zeitereignissen nur eine unbedeutende Rolle spielten. Die Zeiten waren für immer vorbei, in denen ein kühnes, ritterliches Wagnis den Erfolg zu sichern in der Lage war. Jetzt galt es nicht mehr, mit den rasch aufgebotenen Vasallen einen Ritt in Feindesland zu thun, den Gegner niederzuwerfen und nach ehrenvoller Beendigung der Fehde bald heimzukehren, es war auch nicht mehr das Übergewicht des Geistes und der persönlichen Kraft, welches große Unternehmungen gelingen machte: nun mußten große Heereshaufen besoldet werden, nun galt es, mit einem Reichtum an äußern Hilfsmitteln, mit einer unerschütterlichen Ausdauer und Zähigkeit, mit diplomatischer Gewandtheit und Verschlagenheit dem Gegner den Rang abzulaufen. Alle diese Mittel entbehrte Maximilian, und er, der in frühern Zeiten dem herrlichsten, tapfersten und hochherzigsten Kaiser wohl an die Seite hätte treten dürfen, mußte jetzt hinter den schlauen, kalt berechnenden Fürsten von Spanien und Frankreich zurückstehen.

Und doch hätte er so gerne die ideale Macht des Kaisertumes noch einmal zur Geltung gebracht. Er glaubte sich noch immer berufen, gleich den alten Imperatoren, Recht, Friede und Ordnung in Europa soviel als möglich zu schützen, das Ansehen der Kirche zu erhöhen und die Macht der Christenheit gegen den allgemeinen Feind, der seit der Eroberung Konstantinopels auch eine allgemeine Gefahr heraufbeschworen, die Türken, zu rüsten. In diesen seinen idealen Bestrebungen kam er auf Gedanken, die wegen ihrer Außergewöhnlichkeit und ihrer Kühnheit uns fast wie Traumgebilde erscheinen könnten, denen er aber mit vollem Ernste und mit der Hoffnung auf Verwirklichung nachgegangen ist. Als Papst Julius II. im Jahre 1511 in eine schwere Krankheit verfiel, da that er ernstliche Schritte, um, nach dem Ableben dieses

Nachfolgers Petri, zur Kaiserkrone auch noch die päpstliche hinzuzugewinnen. Mit den beiden höchsten Würden der Christenheit bekleidet, hoffte er, der Welt den Frieden und das Glück zu vermitteln. Mag, mit Rücksicht auf die damalige Lage der Welt, der Gedanke des Kaisers nicht in dem Maße abenteuerlich und unmöglich gewesen sein, wie er uns heute erscheinen will, mochte durch den Tod seiner Gemahlin Blanka auch ein Haupthindernis bei der Verwirklichung der Idee gehoben sein: immer hatte doch Maximilian bei dieser wie bei den meisten übrigen Bestrebungen seines Lebens das Maß der äußern Mittel nicht gehörig berechnet; die Idee stand zu großartig neben der kleinlichen Wirklichkeit.

Maximilians Bemühungen zur Vergrößerung Österreichs.

Wie viele Bestrebungen Maximilians auch resultatlos blieben, selbst die so sehr gewünschte Kaiserkrönung in Rom konnte er nicht erreichen, und er mußte sich daher begnügen mit dem Titel **eines erwählten römischen Kaisers:** in einer Hinsicht wußte er seine Wünsche in hohem Maße zu verwirklichen. Seine Bemühungen, die Macht des österreichischen Hauses durch vorteilhafte Vermählungen zu befestigen und zu erweitern, sind in solcher Weise mit Erfolg gekrönt gewesen, daß er, der doch keine einzige Eroberung gemacht, mit Recht als der zweite Gründer des österreichischen Staates betrachtet wird. Seinen Sohn Philipp vermählte er mit Johanna, der jüngern Tochter Ferdinands von Aragonien und Isabellas von Castilien. Durch den Tod ihres Bruders und ihrer ältern Schwester wurde diese nachgeborene Tochter Erbin von Castilien, als ihre Mutter aus dem Leben schied. Philipp starb, erst achtundzwanzig Jahre alt, und Johanna, schon längst tiefsinnig, fiel infolge dieses Verlustes in unheilbaren Wahnsinn. Das Reich kam an ihren ältesten Sohn Karl,

der auch nach dem Tode seines Großvaters Ferdinand dessen Herrschaft Aragonien erbte. Ebenso erwarb Maximilian durch die Vermählung seiner Enkel Ferdinand und Maria, der Geschwister Karls, mit Anna und Ludwig, den Kindern des Königes Wladislaus von Ungarn und Böhmen, seinem Hause die Erbansprüche auf diese Länder. Diese ungarische Heirat betrieb der Kaiser so eifrig, daß er, als dieselbe an der Jugendlichkeit seines Enkels zu scheitern drohte, gewillt war, selbst die Prinzessin zu ehelichen. Indes, es blieb ihm erspart, noch eine dritte Ehe zu schließen, und Ferdinand heiratete, allerdings erst nach dem Tode des Großvaters, die ungarische Fürstin. Auf diese erfolgreichen Bemühungen um das Wachstum Österreichs bezieht sich das Epigramm:

Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube!
Nam, quae Mars aliis, dat tibi regna Venus.

Kriegen laß and're, doch du, o glückliches Österreich, freie!
Andern erweitert den Staat Mars und Venus ihn dir.

Maximilians letzte Lebensjahre.

Österreichs Aussichten wuchsen durch solche Bestrebungen immer mehr, das deutsche Reich aber konnte zu keiner segensreichen Umgestaltung gelangen. Da der gemeine Pfennig so vielfachen Widerspruch hervorgerufen hatte, so kam man später auf den Gedanken, die nötige Kriegsmannschaft durch eine Art Aushebung zusammenzubringen. Je vierhundert Einwohner sollten einen Mann zu Fuß ins Feld senden, die Fürsten und Herren die Reiterei stellen, Geistliche, Dienstboten und Juden eine Kriegsabgabe liefern. Der Kaiser ging freudig auf diesen Entwurf einer neuen Reichsheerverfassung ein, ja, zum Danke für diese Bewilligung stimmte

er jetzt dem früher zurückgewiesenen Plane zu, einen permanenten Reichsrat mit der Handhabung der neuen Ordnung zu betrauen. Dieser Rat sollte ein beständiger Ausschuß der Stände sein, in dem der Kaiser kein anderes Recht besaß, als demselben zu präsidieren. Große Rechte hatte Maximilian demnach eingebüßt, und doch sah er sich mit Rücksicht auf die ihm zu überweisende Kriegsmacht bitter getäuscht. Die Aushebung stieß auf ebenso große Schwierigkeiten wie früher der gemeine Pfennig. Die Folge davon war, daß der Kaiser nun auch wieder dem Reichsrate seinen alten Widerwillen zeigte, denselben bekämpfte und zuletzt wieder beseitigte. So herrschte die alte Unordnung, die alte Unsicherheit, die alte Machtlosigkeit. Alle Versuche, eine haltbare Verfassung für Krieg und Frieden zustande zu bringen, waren gescheitert; dazu kam noch, daß auch kein allgemein anerkanntes Gericht vorhanden war.

Da das Neue keine Geltung sich hatte verschaffen können, so kam man vielfach wieder auf die alten Einrichtungen zurück. Zur Aufbringung eines Heeres wurden die Reichsstände nach ihrer Größe zur Stellung einer bestimmten Truppenzahl verpflichtet. Dieser sogenannte „Matrikularanschlag“ und das wieder erneuerte Kammergericht sind dreihundert Jahre lang die beiden vornehmsten Einrichtungen gewesen, in denen sich die Einheit des Reiches ausgesprochen hat. Zur Unterstützung der Urteile des Kammergerichtes wurde Deutschland in zehn Kreise geteilt. An der Spitze eines jeden Bezirkes stand ein Kreishauptmann mit einigen Räten, die Recht und Frieden schirmen und die Urteile des Reichsgerichtes vollstrecken sollten. Aber vorläufig stritten sich Kaiser und Stände um die Besetzung der Stellen. Vielfach stand die Einrichtung nur auf dem Papiere. Erst nach dem Tode Maximilians, unter seinem Nachfolger, wurde die ganze Kreiseinrichtung erneuert und in Thätigkeit gesetzt. Während in dem deutschen Reiche so alle vollkommenen Verbesserungen scheiterten, war die

übrige Welt in ein neues Stadium getreten. Amerika wurde entdeckt, ein Seeweg nach Indien gefunden, das Schießpulver hatte eine Revolution in der Kriegsführung hervorgebracht, die Buchdruckerei war eine neue Weltmacht geworden, im Bauernstande zeigten sich neue unheimliche, alle sozialen Verhältnisse bedrohende Gärungen, und in Wittenberg hatte ein unscheinbarer Mönch Sätze aufgestellt und verfochten, die das ganze Lehrgebäude und die ganze Regierungsgewalt der Kirche erschütterten.

Maximilian erlebte wenige Monate vor seinem Tode noch den Schmerz, daß ihm die Ausführung zweier Pläne mißlang. Lange Zeit hatte er gehofft, die Deutschen zu einem Türkenkriege bewegen zu können; aber obschon ein päpstlicher Legat, der dem Kaiser einen geweihten Hut und Degen überbrachte, den Fürsten die Angelegenheit dringend empfahl, so waren doch alle Bemühungen erfolglos. Ebensowenig vermochte Maximilian die Nachfolge seines Enkels Karl von Spanien durchzusetzen. Diesen seinen Plan durchkreuzten der Papst und der König von Frankreich. Letzterer hoffte, durch Bestechung der Kurfürsten selbst die Krone zu erhalten. Zwar verheimlichten die Wahlfürsten ihre Beziehungen zu dem Reichsfeinde, (der Kurfürst von der Pfalz bittet Franz I. von Frankreich, seinen Brief zu verbrennen, — er befindet sich noch heute in Paris —), aber zur Wahl Karls noch zu Lebzeiten des Kaisers waren sie in keiner Weise zu bewegen. Allerdings offenbarten sie später ein Verständis für die von Karl ihnen angebotenen Geldgeschenke.

Kränkelnd und mißmutig über das Fehlschlagen seiner Hoffnung, verließ Maximilian Augsburg, wo der Reichstag sich zusammengefunden hatte. An der Rennsäule auf dem Lechfelde sah er sich noch einmal um und rief, von trüber Ahnung ergriffen: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg mit deinen frommen Bürgern! Wohl haben wir manchen guten Mut in dir gehabt, nun werden wir dich nicht mehr

sehen.“ Als er nach Innsbruck kam, weigerten sich die Bürger, denen er noch Zehrungskosten für seinen Hofstaat schuldig war, seinen Wagen und seine Pferde aufzunehmen, und sie ließen dieselben trotz der rauhen Witterung die ganze Nacht hindurch auf der Straße stehen. Eine solche Behandlung kränkte den Kaiser um so tiefer, je weniger er Macht besaß, die Bürger seinen Zorn darüber fühlen zu lassen, und seine Krankheit verschlimmerte sich dadurch zusehends. Er fuhr den Inn hinab nach Wels in Österreich. Da mußte er liegen bleiben. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er sich das Abendmahl reichen, legte sein Totenhemd an und erwartete in frommer Ergebung den letzten Augenblick. Die sein Lager umstanden, weinten; er aber rief ihnen zu: „Was weint ihr, daß ihr einen sterblichen Menschen hinscheiden sehet?“ Er starb am 12. Januar 1519 im sechzigsten Jahre seines Lebens. Sein Leichnam wurde unter dem Altarsteine zu Wiener-Neustadt beigesetzt; Kaiser Ferdinand I. errichtete ihm später zu Innsbruck ein schönes Denkmal.

Charakteristik Maximilians.

Nicht mit Unrecht hat man Maximilian den letzten Ritter genannt. Er lebte zu einer Zeit, in welcher das Rittertum durch die veränderten Zeitverhältnisse von der mittelalterlichen Höhe herabgesunken war, ja, allen Grund und Boden eingebüßt hatte, noch ganz in den idealen Anschauungen dieses Standes. Abenteuer aufzusuchen, herrliche Thaten persönlicher Tapferkeit zu vollbringen, das scheint ihm noch immer die Aufgabe, die er zu lösen habe. Und wie er der Ausführung sich befleißigt, das erkennen wir aus der Lebensbeschreibung, die er seinem Geheimschreiber in die Feder diktiert, das leuchtet hervor aus dem Werke des Nürnbergers Melchior Pfinzing, das den Titel führt „Teuerdank“. Das sind

Lebensbeschreibungen eines Helden, der auf Abenteuer denkt, aber nicht eines Kaisers. Mochte dieser Ritter auch einen wohlwollenden, heitern Charakter besitzen, leicht begeistert sein für alles Gute und Schöne, selbst durch Geist und Witz ausgezeichnet, lebhaft und thätig und gerade dadurch einen Gegensatz bilden zu dem träumerischen und pedantischen Vater: so hatte er doch nur zu viel von dessen Kleinigkeitskrämerei geerbt. Immer beschäftigt, brachte er doch nie etwas Tüchtiges zustande; immer die Miene eines genialen Selbstherrschers annehmend, ließ er sich doch von seiner ganzen Umgebung vielfach beeinflussen und leiten. Nicht mit Unrecht hat man schon in seiner Zeit von ihm gesagt: er glaube, alles selbst zu thun, und lasse sich doch immer vom ersten besten Eindrucke leiten, er hege allerlei Pläne, aber wenn sie zutage kämen, gerate ihm doch alles anders, als er gewollt habe. Im Reichsrate und im Felde war er fast nie an seinem Platze, nur da gefiel er sich und zeichnete sich aus, wo er durch persönliche Tapferkeit und Galanterie gleich einem gewöhnlichen Ritter glänzen konnte. Daß er den französischen Ritter Barri im Zweikampfe niederwarf, daß er in jedem Turnier siegte, daß er als der kühnste Gemsenjäger in den Alpen gepriesen wurde, daß er, auf dem Turmgeländer des neugebauten Ulmer Domes mit einem Fuße stehend, den andern in die Luft hinausstreckte: solche Beweise von Athletenkraft und Tollkühnheit waren ihm mehr wert als Beweise von großer Regentenbefähigung, ja, nicht selten versäumte er über solchen Spielereien die Reichsgeschäfte und ließ sich die Feinde über den Kopf wachsen. Während er sich allerdings durch seine Herablassung beliebt machte, vergab er doch zugleich sehr viel seinem Ansehen und verleugnete zu viel die dem Kaiser des hl. römischen Reiches zuständige Würde. Einstmals verehrten ihm die Juden einen Korb mit goldenen Eiern. Da ließ er die Schenkgeber festnehmen, denn solche Hennen, sagte er, müssen mir noch mehr legen. In Ulm

beredete er die Frauen zu einer neuen Mode; in Nürnberg ließ er sich von den Frauen entwaffnen und gefangen nehmen, um noch einige Tage länger mit ihnen zu tanzen. In Regensburg ritt er einst zum Reichstage ein, indem er einen ganzen Zug leichtsinniger Frauen am Schweife seines Rosses nach sich zog. Die freie Reichsstadt hatte nämlich den fahrenden Weibern den Eintritt versagt, aber der Kaiser schmuggelte sie in eigener Person unter großem Gelächter wieder ein. So war der Kaiser und so war jene Zeit. Indessen darf doch nicht ein zu scharfes Urteil über Maximilian gefällt werden. Er hat das Gute gewollt, ja, er konnte sich begeistern für großartige Ideeen. Er förderte Kunst und Wissenschaft mehr als der größte Teil der früheren Kaiser. Besonders ließ er sich das Geschichtsstudium angelegen sein, und zu großem Ruhme gereichen ihm die Worte des Geschichtsschreibers: „Er hatte zu keiner sach als zu den Historien mehr lust und ein solches sprüchwort gehabt: welcher fürst nit sorg hat, seine und seiner vorvordern geschiechte zu beschreiben, mit läßigkeit seines namens ewiger gedächtniß fürgeet, sei alles neides und haß würdig. Es sei auch der kein liebhaber des gemeinen nutzes, der ein solche fruchtbare erkenntniß in der finsterniß liegen lasse. Denn soliche nachläßigkeit wäre die ursach gewesen der zerstörungen viel großmächtiger Herrschaften, gemeinden und stetten, das unerfahren, ungelernt, grob fürsten zu regieren, darinen gefunden worden.“ Darum sparte er auch, wie es bei Max Treizsauerwein heißt, keine Rast und schickte Forscher aus, die in allen Klöstern und Stiften, in Büchern und bei gelehrten Leuten sich nach dem Geschlechte der Könige und Fürsten erkundigen sollten. Er sammelt Münzen, läßt dieselben zeichnen und zur Geschichtsschreibung verwenden. Vor allem aber interessierte ihn alles, was die Vergangenheit des deutschen Volkes irgendwie aufklären konnte, und mit vollem Rechte durfte er den von einem Rheinfranken ihm zugeschriebenen Spruch gebrauchen:

Deutsch bin ich und sinne ich,
Deutsch handle ich und bleib ich.

Aber weit über Deutschland hinaus reichte sein Streben. Wenn er mit der Kaiserkrone die Papstwürde verbinden wollte, so hoffte er, dadurch der Welt den Frieden und das Glück zu bringen; und wie gern hätte er Italien dem Reiche wiedergewonnen, Frankreichs Übermut bestraft und die allgemeinen Feinde der Christenheit, die Türken, bekriegt; aber die im schmachvollsten Eigennutz versunkenen Reichsglieder rührten sich nicht, den Kaiser zu unterstützen; mitten unter den beständigen Fehden im Reiche hielten sie seine Thatkraft gefesselt, mitten unter den Reichtümern Deutschlands ließen sie den Kaiser darben, machten ihn zum Gespötte des Auslandes. Die Zeit, in welcher der deutsche Kaiser an der Spitze der Welt gestanden, in der das deutsche Reich durch seine einheitliche Macht allen Nationen überlegen gewesen, war unwiederbringlich dahin. Deutschland zerfiel in eine fast unübersehbare Anzahl von Einzelstaaten, die nach immer größerer Selbständigkeit und Unabhängigkeit strebten, und schon war auch der Mann erstanden, durch dessen Sätze eine neue Zerklüftung die Länder erfüllen sollte: das war **Martin Luther.**

Die mittelalterliche Idee vom römischen Kaisertume deutscher Nation.

Durch alle Jahrhunderte des Mittelalters, von den Tagen des großen Karl bis zu den Zeiten des letzten Ritters, des Kaisers Maximilian, begegnen wir einer Anschauung von der Kaiserwürde, die uns die Thatsache wohl erklärlich zu machen vermag, daß die deutsche Nation nach dem Untergange dieser Würde ihre Blicke immer und immer zurückwandte nach dem entschwundenen Zauberbilde, und daß sie eben so unablässig Ausschau hielt, ob nicht ein leuchtender Morgenstern das Wiederaufgehen dieser untergegangenen Sonne verkünden wolle. Wie dachte denn die Vorzeit von dieser Herrscherwürde, was glaubte sie davon, welche Rechte sprach sie derselben zu, und wie vermochten diese Ansichten, das Kaisertum mit einem Zauber zu umkleiden, dessen Macht Jahrhunderte überdauerte? Eine allseitig befriedigende Antwort auf diese Frage werden wir durch die genauere Betrachtung der bis dahin behandelten bedeutungsvollen Geschichte des mittelalterlichen Kaisertumes gewinnen.

Die äußerst wichtige erste Kaiserkrönung, deren die deutsche Geschichte Erwähnung thut, ist die vom Weihnachtstage des

Jahres 800. Durch den Papst Leo III. wurde der Frankenkönig Karl in der Peterskirche zu Rom in gleicher Weise wie ehemals die christlichen Kaiser des großen Römerreiches mit der Imperatorenkrone geziert, und das anwesende Volk erhob denselben Jubelruf, mit dem man früher die römischen Kaiser begrüßt hatte. Die gleichzeitigen Chronisten erzählen dieses folgenreiche Vorkommnis mit den Worten, es sei im Jahre 800 das Kaisertum von den Griechen auf die Franken übertragen worden. Dieser höchst merkwürdige und äußerst inhaltreiche Ausspruch findet seine Erklärung in der Anschauung, welche die Christenheit zur Zeit Karls des Großen und schon Jahrhunderte vorher von der römischen Kaisergewalt besaß.

Der Prophet Daniel redet von vier großen Weltmonarchien, deren letzte bis an das Ende der Zeiten dauern soll. Als die erste bezeichnet man das assyrisch-babylonische Reich, die zweite war das medisch-persische, nun folgte die dritte, die griechisch-mazedonische Herrschaft, und die vierte und letzte erschien in dem römischen Reiche. Diese auf dem biblischen Glauben erwachsene Ansicht von der Dauer des römischen Reiches bis zum Ende der Tage fand eine kräftige Stütze in den antik-heidnischen Überlieferungen. Die Erzählungen von der Gründung Roms betonen, daß nach Schicksalsbestimmungen diese Stadt das Haupt der Welt sein würde, daß ihre Grenzen niemals zurückgeschoben, ihre Jugend nimmer schwinden würde. Die Entwickelung des heidnischen Roms bewahrheitete diesen Glauben. Als nun im Laufe der Jahrhunderte die römische Republik in die Hände von Einzelherren — imperatores — geriet, da wurden diese Herrscher die Träger jener uralten Prophezeiungen. Sie wurden das Haupt der Welt, die steten Fortsetzer der immerdauernden Gewalt. Diese Anschauung konnte selbst durch die Thatsache nicht beeinträchtigt werden, daß ein Kaiser das **eine** Reich in mehrere Teile zerlegte, daß gewaltsam hier und da sich mehrere Ehrgeizige den

Kaisertitel beilegten und somit ein Zerfallen der Weltmonarchie zu bewirken schienen. Die Idee von der Einheit des Reiches blieb immer erhalten, und von den vielen Gekrönten war doch nur einer der berechtigte Träger der Weltherrschaft. Als diese heidnischen Kaiser zu christlichen Fürsten geworden waren, da kamen zu der antik-heidnischen Überlieferung noch die biblisch-christlichen hinzu. Jetzt wurde das römische Reich und die kaiserliche Würde mit einem neuen Nimbus umkleidet. Die weissagenden Worte des Propheten Daniel ließen die letzte Weltmonarchie als Gottesreich erscheinen und den Herrscher desselben als den Lenker dieser Theokratie. Wie einstmals im jüdischen Reiche Gott selbst als der unmittelbare Leiter des auserwählten Volkes betrachtet wurde, wie die Könige nur die speziellen Absichten dieses obersten Herrschers in dem von ihm geheiligten Lande und mit dem von ihm so hoch bevorzugten Volke zur Verwirklichung bringen sollten: so mußten nun auch die christlichen Kaiser die Ausbreitung, die Beschützung und Erhaltung der Lehre Christi sich angelegen sein lassen, so mußten sie darauf hinstreben, die Worte: „Es wird eine Herde und ein Hirt sein“ von Tag zu Tag der Wahrheit zu nähern. Es besaß demnach der römische Kaiser eine berechtigte Herrschaft über alle Menschen; die Grenzen seines Reiches erstreckten sich bis zum Ende aller Länder; die Dauer dieser Herrschaft reichte bis zum letzten der Tage. Dieser Anschauung entsprechend, handeln auch die Kaiser. Sie werden die Beschützer und die Lenker der kirchlichen Autorität, sie sorgen für die Erhaltung des christlichen Glaubens durch Zusammenberufung von Konzilien, sie leihen den Beschlüssen der Synoden ihren weltlichen Arm. Eine zeitlang schien allerdings diese christliche Weltmonarchie in zwei Teile zu zerfallen; sie schied sich in eine westliche Hälfte mit dem ewigen Rom an der Tiber und in eine östliche, die in Neurom, in des Konstantinus Stadt, ihren Mittelpunkt sah. Aber trotz dieser Trennung lebte ungeschwächt

das Bewußtsein fort, daß beide Reiche nur gelegentlich, zur leichtern Beherrschung sich geschieden, daß sie für immer zusammen gehörten, ein organisches Ganzes bildeten und nach Bedürfnis auch wieder unter ein einziges Haupt vereinigt werden könnten. Ja, selbst als Westrom eine Beute der germanischen Völkerstämme geworden, da betrachtete der Kaiser von Ostrom diese von den nordischen Barbaren gegründeten Staaten als seine Vasallenreiche. Manche deutsche Heerkönige fügten sich diesen Anschauungen; in den unterworfenen Römern lebte immer dieser Glaube, und saß ein mächtiger Kaiser am Bosporus, so suchte er, mit Gewalt der Waffen seine rechtmäßigen Ansprüche zur Geltung zu bringen (Justinian); konnte aber der Krieg die Rechte nicht sichern, so brachten kaiserliche Erlasse, auf Purpurpergament mit Goldbuchstaben geschrieben, sie wenigstens in Erinnerung. Diese ideale Anschauung von der Bedeutung des Römerreiches und von der Würde, der Stellung und den Pflichten seines Herrschers standen zur Zeit Karls des Großen mit der Wirklichkeit gar sehr im Widerspruche. Die sogenannten imperatores mundi — die Herrscher der Welt — in Neurom waren zu machtlosen, meistenteils sogar verächtlichen Fürsten herabgesunken. Barbarische Janitscharenhaufen erhoben unbekannte, gemeine Menschen aus dem Staube der Niedrigkeit auf den Thron und stürzten sie nach Belieben wieder davon; die Kirche, die früher ihren Schutz und ihren Halt in den Kaisern gesucht und gefunden hatte, bat vergeblich bei diesen Fürsten um Hilfe.

Während das Kaiserreich im Osten äußerlich und innerlich zurückgegangen war, erwuchs im Westen eine neue, wahrhaft kaiserliche Macht, die der Idee nach in dem byzantinischen Kaiser ihr Oberhaupt sehen mußte, in der Wirklichkeit sich aber ganz anders stellte. Es war das in jugendlicher Kraft aufstrebende Frankenreich, und sein Herrscher leistete alles das, was die Theorie vom römischen Imperator verlangte. Dieser Fürst war der große Karl. Er stand als der mächtigste

König an der Spitze des ganzen Abendlandes; er beherrschte nach der Besiegung der Langobarden die Hauptlande des alten römischen Westreiches mit den Hauptstädten; er war Schirmvogt der Kirche, beschützte den Papst und die christlichen Glaubensboten unter den Heiden; er war Vertreter der Christenheit gegenüber dem Muhamedanismus; denn an ihn und nicht an den griechischen Kaiser wandte sich der gewaltige Harun al Raschid; kurz, Karl nahm faktisch die Stelle des römischen Kaisers ein. Dieser Gegensatz zwischen der immer noch recht lebendigen idealen Anschauung von der Oberherrschaft des byzantinisch-römischen Kaisers, — derselbe ist noch allüberall der zeitbestimmende Herrscher; noch immer datieren nach seinen Regierungsjahren die Päpste ihre Bullen; alle Urkunden werden mit der Jahreszahl der Kaiserherrschaft bezeichnet; die Chroniken der Mönche knüpfen ihre Mitteilungen an ihre Regentenzeit —, dieser Gegensatz von der Unterordnung des mächtigen Frankenkönigs und der bestehenden Wirklichkeit war auf die Dauer unhaltbar, unerträglich. Es mußte demselben ein Ende gemacht, es mußte eine Lösung der schwebenden Frage gefunden werden. Die Lösung zeigte sich bald dem forschenden Auge Karls. Wie die Herrschaft von den kraft- und machtlos gewordenen Merovingern an die jugendlich aufstrebenden, in der Fülle der Macht sich befindenden Karolinger hatte **übertragen** werden können, so vermochte nicht minder dieser Fürstenstamm einzutreten in die Rechte des kraft- und machtlos gewordenen oströmischen Kaisers; und was Karl schon längere Zeit mit Sorgsamkeit vorbereitet, was er eifrig erstrebt, was er heiß ersehnt, es ward ihm am 25. Dezember des Jahres 800 zuteil. Mit der Krönung des Papstes, mit dem jubelnden Zurufe des Volkes wird ihm die bis dahin nominell von den griechischen Kaisern verwaltete Weltherrschaft übertragen. Er ist fortan der alleinige, rechtmäßige Nachfolger der alten römischen Imperatoren, er bezeichnet diese als seine Vorgänger, sein Reich als römisches

Reich; er tritt ein in die Überlieferungen des römischen Staatslebens. Der ganze Zauber, der aus den antik-heidnischen und biblisch-christlichen Erinnerungen an den Namen des Römerreiches sich knüpfte, geht auf ihn über. Er ist der Rechtsnachfolger jenes Fürsten, von dem der Heiland gesagt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist"; sein Reich ist kein national beschränktes, sondern der ganze Erdkreis. Das ist die Anschauung, welche Karl, seine Zeitgenossen, seine Nachfolger, und welche die beraubten Byzantiner von der Bedeutung der im Jahre 800 in Rom vollzogenen Kaiserkrönung besaßen. Die Chronisten lassen vom Jahre 800 ab den neuen Imperator durch seine Regierungsjahre die Zeitabschnitte bestimmen. Es schließt sich Karl in diesem seinem Amte an seine byzantinischen Vorgänger so einfach und unmittelbar an, als wäre er in der regelrechtesten Erbfolge-Ordnung an die Spitze des von den früheren Kaisern regierten Reiches getreten. Die Worte: imperium translatum (derivatum) est a Romanis ad Francos (die Weltherrschaft ist übertragen worden von den Oströmern auf die Franken) liefern die einzige, aber auch durch ihre Deutlichkeit schon genügende Erklärung für die auffallende Erscheinung. Die Byzantiner empfanden diese von dem bedeutsamsten Teile der Christenheit gebilligte und anerkannte Thatsache mit Unwillen. Sie verweigerten den deutschen Fürsten einen Titel, der nach ihrer Anschauung denselben nicht gebührte, und selbst noch als die deutschen Kaiser schon jahrhundertelang diese Bezeichnung geführt, da nannte Isaak Angelos den großen Barbarossa nur den mächtigsten Fürsten Alemanniens. Was das Zeitalter Karls des Großen von der diesem Herrscher zuteil gewordenen Kaiserwürde dachte, das verknüpfte man auch durch die folgenden Jahrhunderte mit der von den Karolingern auf das deutsche Reich übererbten Krone und mit dem der Herrschaft des großen Franken gleichgestellten deutschen Reiche. Wie man nur **einen** Gott und **eine** Taufe sich dachte, nur **eine**

große Herde, als deren Hirt der allmächtige und allgütige Stifter der christlichen Religion sich erwies, so kannte man auch nur **einen** Kaiser, dazu berufen, im Auftrage Gottes die Christenheit zu beherrschen und zu einer Gemeinschaft zu versammeln. Unzählige Kundgebungen aus allen Perioden des Mittelalters legen Zeugnis ab für diesen Glauben. Unter den Nachfolgern Karls schreibt Otto III. an seine Großmutter, daß ihm von Gott die Weltherrschaft übertragen worden sei. Heinrich III. redet die auf der Synode zu Florenz versammelten Väter in folgender Weise an: „Schauet hin auf den ganzen Erdkreis, soweit die Christenheit reicht, der nicht bestehen kann, wenn nicht einer da ist, auf dessen Autorität alle insgesamt ihre Blicke richten, an dessen Herrschaft sie gebunden sind, dessen Willen sie gehorchen; schauet hin auf die hl. Majestät der Päpste, deren Autorität zerfließt, wenn sie nicht durch das Schwert und die Macht der Kaiser gestützt wird." Heinrich IV. nennt in der schlimmsten Lage seines Lebens, als er vor seinem aufrührerischen Sohne fliehen mußte, die ganze Welt sein eigen. „Obwohl die ganze Erde", so sagt er, „soweit sie bewohnt wird, die Grenze meines Reiches bildet, so wollte ich doch um dieses Reiches willen mein Leben nicht lassen." Friedrich Barbarossa nimmt in den Unterhandlungen mit dem Sultane Saladin die Länder des Orientes in Anspruch, die Provinzen, die von „Crassus und Antonius", den Feldherren seiner Vorgänger, von Feldherren, die noch dem heidnischen Rom gedient, erorbert worden wären. Heinrich VII. nennt sich den Fürsten der Fürsten, den Herrn des Erdkreises, und findet es unerhört, daß der Knecht der Knechte ihn zu einem Vasallen herabdrücken wolle. Die goldene Bulle Karls IV. bezeichnet den Kaiser als das weltliche Haupt des Erdkreises, und Kaiser Sigmund findet, daß er durch des ewigen Königes Verfügung zum Regimente über den ganzen Erdkreis berufen ist, er befiehlt auf seinem Todesbette, seine Leiche mehrere Tage öffentlich auszustellen, „damit jeder-

mann sehen möge, daß all der Welt Herr tot und gestorben sei."

Dieser Anspruch auf Weltherrschaft wurde auch willig von den übrigen Fürsten der Christenheit anerkannt. Der Polenkönig wünscht Friedrich III. Glück zu dem Diademe der Weltherrschaft; ein französischer Herrscher fordert die Wahlfürsten auf, zu bedenken, wem sie die Zügel des Weltreiches in die Hände legten: drei Erdteile hätten den Blick auf die wichtige Entscheidung in Frankfurt gerichtet! Wohl das sprechendste Zeugnis jedoch für diese Thatsache ist das Schreiben, welches Heinrich II. von England an den großen Barbarossa sandte (vergl. Bd. I, Seite 340), worin es heißt: „England, und was sonst zu unserer Herrschaft gehört, bieten wir Euch dar und vertrauen es Eurer Gewalt an, damit alles nach Eurem Willen eingerichtet werde, und in jeglichem der Wille Eures Reiches geschehe. Es sei also zwischen unsern Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß Euch, als dem Größten, der Befehl verbleibe, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nicht fehlen wird."

Und was die Fürsten glaubten, das bekannten die Unterthanen. Die Stimmen der Herrscher fanden ein tausendfältiges Echo in der öffentlichen Meinung. Es war die tief in den Gemütern wurzelnde Überzeugung, daß der Fürst, der in Rom die Krone empfange, — und nur der deutsche König war dazu berechtigt, — der erste Monarch, das weltliche Oberhaupt der Christenheit, der wirkliche Träger der Weltherrschaft sei. Geistliche und Laien, Juristen und Theologen sprechen sie aus. Die hervorragendsten Denker geben ihr Ausdruck. „O, ihr Bewohner Italiens," ruft Dante in begeisterter Rede aus, als Heinrich VII. sich seinem Lande näherte, „ich ermahne euch, daß ihr seinem Anblicke mit Verehrung entgegenharret, ihr, die ihr aus **seinen** Quellen trinket, die ihr auf **seinen** Meeren fahret und das Innere der Inseln und die Höhen der Alpen bedecket, die **ihm** gehören." „Wir haben", so schreiben die Wähler an Friedrich III., „Ew. Königl. Gnaden zu einem Haupte, Schirmer und einem Vogte der ganzen Christenheit gewählt." Reinald von Dassel erklärt, die Deutschen hätten einen Kaiser, alle übrigen Völker nur Landkönige.

Selbst manche Päpste leben in diesen Anschauungen von der Universalherrschaft der Kaiser. „Wenn du die Kaiserkrone gewinnst, so werden alle Königreiche dir untergeben sein", so schrieb im Jahre 879 der römische Papst an den deutschen König. Diese Gewalt der Kaiser erstreckte sich lange Zeit auch auf die geistlichen Häupter der Christenheit. Karl der Große wird der Regent der Kirche genannt, und der Papst sinkt neben dem hohenpriesterlichen Kaiser fast nur zum Vorsteher der ersten Körperschaft des Reiches herab (vergl. Bd. I, Seite 205); der große Sachse Otto I. und der gewaltige Heinrich III. setzen Päpste ein und ab, sie machen die Giltigkeit jeder Papstwahl von ihrer Zustimmung abhängig. Aber diese Überordnung des Kaisertumes über die Papstgewalt dauerte nur so lange, als die Nachfolger Petri meist unbedeutende oder gar verkommene Menschen waren; als aber durch das Eingreifen der deutschen Fürsten sittenreine und edeldenkende Priester den römischen Bischofsstuhl einnahmen, da wurde die Anschauung allgemein, daß Kaiser und Papst in gleicher Weise von Gott berufen seien, die Christenheit zu regieren. Nun kommt die Theorie zur Geltung, daß das weltliche und geistliche Haupt die Lehensträger des Allerhöchsten seien, daß sie die Schwerter zu führen berufen wären, von denen der Evangelist Lukas (XXII, 38) redet. Papst und Kaiser haben sich gegenseitig zu fördern und zu unterstützen. Indes, dieses friedliche Nebeneinanderleben der beiden höchsten Gewalten dauerte nicht lange. Bald besteigt ein Mann den römischen Stuhl, der mit den universellen geistlichen Anschauungen der Kirche die Überlieferungen des alten Rom in bezug auf Weltherrschaft verband. Es

war der Mönch aus Clugny, der als Papst den Namen Gregor VII. trägt. Derselbe leitete aus der Sitte der Kaiserkrönung für den Papst Rechte und Befugnisse her, die vielleicht schon Karl der Große gefürchtet. Obschon dieser Fürst, wie man aus einem Glückwunschschreiben des gelehrten Alkuin (vergl. Bd. I, Seite 206) ersieht, die Kaiserkrönung von langer Hand vorbereitet hatte, so erklärte er doch, wenn er gewußt, was Leo III. für den Weihnachtstag des Jahres 800 beabsichtigt hätte, so wäre er nicht in die Kirche gekommen. Diese Worte finden ihre Erklärung durch die Art und Weise, wie Karl seinem Sohne Ludwig die Krone verschaffte. Er hieß ihn mit eigener Hand das Diadem vom Altare Gottes nehmen, damit er bekunde, **daß er sie nicht als Menschenlehen, sondern von Gottes Gnaden trage.** (Vergl. Bd. I, Seite 208.) Die Nachfolger Ludwigs erwarben aber wieder in Rom die Krone der Weltherrschaft, und diese Thatsache benutzte der einen durchgreifenden, nach allen Ländern der Welt hinreichenden Einfluß des Papsttumes erstrebende Gregor zur Aussprechung und Geltendmachung von Ansprüchen, die das bisherige Verhältnis zwischen den beiden höchsten Gewalten des Christentumes völlig verkehrten. Wohl nichts ist geeigneter, zu zeigen, wie nun die Theorie von der Gleichberechtigung des Kaisertumes und des Papsttumes den Anschauungen der Überordnung dieses über jenes hat weichen müssen, als folgende Behauptung des Kirchenfürsten: „Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und durch den Mond, das kleinere. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser und Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil nur dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des hl. Stuhles über die Macht der Throne, und der Kaiser ist dem Papste unterthan und ihm Gehorsam schuldig.“ Mit Recht konnte Heinrich IV. von Gregor VII. nun sagen, er beanspruche das Königtum und das Priestertum (Regnum und Sacerdotium). Er klagt, der Papst habe durch diese Anmaßung

die weise Anordnung Gottes verachtet, die nicht wollte, daß einer die beiden Gewalten besitze, sondern die befahl, daß zwei sich darin teilen sollten, wie dieses sich aus den Worten ergebe, die Christus gesprochen, als man ihm zwei Schwerter zeigte. Er sagte: „Das ist genug“, andeutend, daß das eine geführt werden solle von der weltlichen, das andere von der geistlichen Macht zur Erreichung der von dem Stifter der Kirche gewollten Ziele. In die Fußstapfen Gregors traten seine Nachfolger. Nun benutzten die Päpste das ihnen zugefallene Recht der Kaiserkrönung zur Geltendmachung der Anschauung, der Kaiser sei ein Lehensmann des Papstes; nun schafft man in Rom das Bild, dessen wir Bd. I, Seite 339 Erwähnung gethan, und das die Unterschrift führte:

„Der Kaiser harrte vor dem Thor,
Bis er das Recht der Stadt beschwor,
Des **Papstes Lehensmann** ward er drauf,
Wofür ihm der die Kron' setzt auf;“

nun wagt der päpstliche Gesandte auf dem Reichstage zu Besançon vor dem großen Barbarossa ein Schriftstück zu verlesen, in welchem das Kaisertum ein Benefizium (vergl. Bd. I, Seite 344) des Papstes genannt wird; nun kann Innocenz III. den Ausspruch thun: bei einer Doppelwahl im Reiche stehe dem Papste principaliter et finaliter (grundsätzlich und endgiltig) (vergl. Bd. I, Seite 397) die Entscheidung zu; nun erhoben die Päpste zur Zeit Ludwigs des Baiern dem Reichsoberhaupte gegenüber solche Ansprüche, daß der Kaiser, die geistlichen und weltlichen Fürsten, die Untergebenen Bann und Interdikt nicht scheuen, um die Rechte des Reiches und des Herrschers zu verteidigen. Es war der einstmals so wunderbar leuchtende Glanz der deutschen Kaiserkrone durch diese Stellung der Päpste gegen die Herrscher der Welt verblaßt.

Doch nicht bloß das Verhältnis der römischen Kurie zum Kaisertume hat der idealen Auffassung von der Würde der Krone gewaltigen Abbruch gethan, auch die mittelalterlichen staatlichen Zustände brachten es mit sich, daß manche der mit dem Diademe und dem Titel der Weltherrschaft Gezierten in der Wirklichkeit nur geringe Machtmittel besaßen. Die Lehensfürsten gehorchten nur insoweit willig und dienstfertig, als der Oberherr durch persönliche Tüchtigkeit, durch unbeugsame Festigkeit, durch unbezwingliche Kraft sich Geltung zu verschaffen wußte. Solcher Fürsten weiset die deutsche Geschichte allerdings eine große Anzahl auf. Sie haben das stolze Ideal von der Weltherrschaft der deutschen Imperatoren der Wirklichkeit nahe gebracht. Otto der Große versammelt, als er das letzte Osterfest zu Quedlinburg feierte, die Fürsten, Grafen und Bischöfe des Reiches; der Herzog von Polen erschien und unterwarf sich dem Urteile des Kaisers; Boleslav von Böhmen brachte dem Lehnsherrn Tribut und Geschenke; Harald, der Dänenkönig, schickte durch Gesandte die Zeichen der Unterwerfung; selbst die Ungarn, die alten Reichsfeinde, entsendeten zwölf Männer zur Begrüßung des Oberherrn; es erschienen Vertreter von Rom, Benevent, von Konstantinopel, Boten der Russen und Bulgaren, und alles, was die Welt in ihrer Weite bewegte, hallte wieder im Kreise des Kaisers. Heinrich dem III. gehorchten außer Deutschland noch Italien und Burgund unmittelbar, Ungarn erkannte seine Lehnshoheit an, Böhmen diente ihm willig, und Dänemark war ihm ein getreuer Vasall, ja, ein König der Angelsachsen hielt für ihn seine Flotte in Bereitschaft. Die großen Reichsfeste, die Friedrich I. und Friedrich II. zu Mainz begehen (vergl. Bd. I, Seite 373 u. 426), lassen uns diese großen Kaiser als den Mittelpunkt der Christenheit erkennen. Zu Heinrich VI. aber, dem gewaltigsten der Staufer, standen fast sämtliche abendländische Fürsten im Lehensverhältnisse; eine moslemische Gesandtschaft aus Nordafrika legte die Ladung von fünfundzwanzig

Saumtieren zu seinen Füßen, die christlichen Staaten in Asien erkannten ihn als ihren Schutzherrn an, und der Griechenkaiser Isaak Angelos mußte sich zu einem Tribute bequemen.

Mag nun das Kaisertum wegen dieser universellen Idee glanzvoll und bewundernswert erscheinen, wichtiger und folgenreicher ist dasselbe für die Deutschen noch durch seine nationale Bedeutung. Erst das Kaisertum hat die verschiedenen Stämme zu einem einigen Volke gemacht, erst mit der Macht des alten Reiches ist der Gedanke der nationalen Einheit erwachsen und zum Bewußtsein gekommen. Es werden zwar die Stammesunterschiede nicht verwischt; aber durch die Idee des deutschen Reiches werden sie zu einer reicheren und in sich vollendeteren Einheit gemischt. Der Sachse und der Franke, der Schwabe und der Baier, sie alle wußten, daß sie an erster Stelle Deutsche waren, und die Deutschen waren das Volk der Macht, das Volk, bei dem die Entscheidung der Dinge stand, das Volk der Völker. Diese Bedeutung des Kaisertumes hat demselben auch dann noch, als die ideale Anschauung des Mittelalters sich verflüchtete, die hohe Achtung, den Nimbus, ja, den alten Zauber bewahrt. Auch die Neuzeit mit ihrer nüchternen Denkweise weiß, welchen Schatz sie in der allerdings nicht mehr im mittelalterlichen Glanze strahlenden Würde besitzt. Mag nun auch infolge der konfessionellen Gegensätze die frühere Anschauung von dem universellen Gottesreiche vielfach verlassen werden, — manche protestantischen Schriftsteller wollen die von den Anhängern der Allgewalt des Papstes aufgestellte Behauptung: „Wie Samuel den Saul der Herrschaft entkleiden und dieselbe dem David übertragen durfte, so war auch Leo III. berechtigt, den Oströmern die Weltmacht zu nehmen und den Franken zu verleihen, so waren alle folgenden Päpste befugt, die ihnen nicht mehr zusagenden Kaiser abzusetzen und anderen ihre Würde zu geben", dadurch entkräften, daß sie erklärten, die Krönung Karls des

Großen bedeute keine Übertragung (translatio) der Weltherrschaft, sie sei nichts mehr und nichts minder als eine Erneuerung (renovatio) der im Jahre 476 erloschenen weströmischen Kaiserwürde, — mag durch diese allen Nachrichten der Zeitgenossen Karls des Großen widersprechenden, allen Anschauungen der mittelalterlichen Welt widerstrebenden Aufstellungen für manche Deutsche die geistliche Seite der Kaiserwürde eine zeitlang verdunkelt worden sein, immer und immer doch blieb die Empfindung für ihre nationale Bedeutung. Viele Kundgebungen der edelsten Männer des Reiches beklagen tief und schmerzlich das Sinken der kaiserlichen Macht und die Schwächung des herrlichen Einheitsgedankens. Und als sogar durch die Gewaltherrschaft des Korsen dem tausendjährigen Bestande des Kaisertumes ein Ende gemacht worden war, da dachten und schrieben, redeten und sangen die Besten der Nation von der Wiederkunft der die Einheit der Deutschen bezeichnenden Würde. Lange mußten die deutsche Sprache und die deutsche Litteratur allein das einigende Band des vielfach gespaltenen deutschen Volkes sein; aber endlich erschien doch der Tag, an dem die Sehnsucht von vielen Millionen gestillt wurde. Am 18. Januar des Jahres 1871 sah die Welt wieder einen Herrscher mit der Krone sich zieren, die einstmals alle anderen Diademe überstrahlte. Zwar macht weder dieser Fürst noch auch das von ihm beherrschte Volk den alten Anspruch einer Obergewalt geltend über andere Fürsten und Länder; aber wohl verbindet man wieder mit den Namen **„deutscher Kaiser, deutsches Reich"** den Gedanken, daß nun wie ehedem die einzelnen Stämme zu einer reicheren und in sich vollendeteren Einheit verbunden sind, daß es zwar noch Baiern und Sachsen und Würtemberger und Preußen ꝛc. gibt, daß alle aber zuvörderst und zumeist — **Deutsche** sind.

Aus dem Frauenleben der letzten Jahrhunderte des Mittelalters.

Einleitung.

Die erste Blütezeit unserer deutschen Litteratur, die Zeit der Minnedichter, überliefert uns zahllose Zeugnisse von der hohen Verehrung, welche die Deutschen den Frauen gezollt, von der geachteten Stellung, die das weibliche Geschlecht bei allen Gesellschaftsklassen einnahm. Es war diese Thatsache nicht allein begründet in der von den Urzeiten her den Germanen innewohnenden Anschauung von der Heiligkeit und Erhabenheit der Frau, ein anderer Grund dafür ist auch zu suchen in der Stellung, welche die Mutter des Weltheilandes in der christlichen Heilsentwickelung einnimmt, und in der Rückwirkung der ihr dargebrachten Verehrung auf alle Mitglieder ihres Geschlechtes. Weil aber infolge der eben angeführten Gründe das Verhältnis der Frau zum Manne ein ganz anderes ist, als bei allen Völkern des Altertumes, so ist auch die Lebensweise, die Bildung des weiblichen Geschlechtes eine derartige, daß nun die Wertschätzung, die Bevorzugung desselben als vollkommen begründet erscheint. Während das

Mittelalter in seiner höchsten Blüte-Entfaltung kaum den einen oder den andern hervorragenden Laien aufzuweisen hat, der in den „geistlichen Künsten", im Lesen und Schreiben, Erkleckliches geleistet, oder der in den Wissenschaften besondere Kenntnisse besessen, — die Ausbildung im Waffenhandwerke genügte den Rittern, und selbst hochangesehene Dichter (Wolfram von Eschenbach, Ulrich von Lichtenstein) vermochten nicht zu lesen, nicht zu schreiben —, finden sich zahlreiche Frauen, die nicht allein in den echt weiblichen Fertigkeiten des Nähens, Webens, Stickens erfahren sind, unter deren Händen nicht nur die Spindel schnurrt, der Webstuhl klappt und auf kostbaren Teppichen, glänzenden Gewändern und bunten Decken in Gold und Silber schimmernde Gestalten und Blumen und Arabesken entstehen: sondern die auch von früh auf, sei es unter der Leitung einer weltlichen Erzieherin, sei es in einer berühmten Klosterschule, gelernt haben, den Sinn der in Reih und Glied aufmarschierenden Buchstaben zu ergründen und die wunderlichen Zeichen gefällig nachzubilden; viele Frauen verstanden nicht bloß zu lesen und zu schreiben, es war ihnen die lateinische Sprache nicht unbekannt, sie waren eingeführt in manche ernstere Wissenschaften. Was Wunder, wenn sie nun sowohl in den trauten Räumen des eigenen Heims als auch bei großen, öffentlichen Festen eine hervorragende Rolle spielen, nicht selten der Mittelpunkt sind, von dem alle geistige Anregung ihren Ausgang nimmt. Und diese Bedeutung der Frauen steigert sich noch, als durch die großen und wunderbaren Heldendichtungen die Lust am Singen und Sagen immer zunahm, als das Vorlesen der seltsamen Abenteuer, der herrlichen Thaten der Ritter und der musikalische Vortrag der zarten Minnelieder die beliebteste Unterhaltung bildete. Nun kam die Bekanntschaft mit den schwarzen künstlichen, inhaltreichen, geheimnisvollen Schriftzeichen, die in der Jugend erlernte Fertigkeit, die Harfe zu rühren, die Zither zu schlagen und die Fidel zu spielen, den Schönen erst recht

zu gute. Da dieselben aber auch schon infolge der fraulichen Gemütsart für alles Zarte, Zierliche, Schöne und Schickliche ein besonderes Verständnis besaßen, und da infolge ihres großen Einflusses die Kenntnis dieser Dinge — die Höveschheit — auch von dem männlichen Geschlechte gefordert wurde, so erschienen die Frauen nun auch als die Verbreiterinnen des Anstandes, der feinen Sitten und des guten Tones.

Es waren die Frauen auch selbst durch ihre ganze äußere Erscheinung, durch ihre Tracht, ihre Kleidung, ihr Auftreten in der Öffentlichkeit und ihr Walten im Hause, durch ihren Verkehr mit den Familienmitgliedern und mit der großen Welt die Muster der „Höveschheit".

Die Frauen trugen in der Blütezeit des Mittelalters einen Rock, der, den Hals freilassend, um Arme, Schultern, Brust und Hüften sich eng anschmiegte, sich „heimelich" anlegte, und so den ganzen Wuchs in seiner Schönheit erkennbar machte. Von den Hüften herab, wo ein Gürtel das Gewand umschloß, erweiterte sich dasselbe und fiel in faltiger Masse auf die Füße, diese einhüllend, denn es war wider den Anstand, dieselben sichtbar werden zu lassen. Über den Rock warf man ein ähnliches Obergewand. Um mit dem Unter- und Oberkleide einen gefälligen Schmuck zu erzielen, trug man das obere Gewand gewöhnlich ärmellos und meistens auch etwas kürzer als das untere. In der Regel wurde es auch in der Art getragen, — und das war eine besondere Vorschrift des Anstandes —, daß man mit der linken Hand an der Seite dasselbe in die Höhe nahm, wodurch einerseits das untere Kleid sich mit seiner andern Farbe sichtbar machte, andererseits sich ein reicherer Faltenwurf bildete. Es war eine Aufgabe für den gebildeten Geschmack, die verschiedenen Farben harmonisch zusammenzustellen. Die Stoffe waren meistens nicht gemustert, es konnten aber durch den Besatz am Halse, an den Ärmeln und am Fußsaume andere Farben zu denen der Kleider hinzutreten. Einen Mantel zog man

nur bei feierlichem, öffentlichem Erscheinen an. Er lag von rückwärts her gleichmäßig auf beiden Schultern und wurde vorne durch eine breite Borte oder eine Schnur gehalten, welche an beiden Enden mit einem scheibenartigen Schmucke am Mantel befestigt war. Es war Sitte, daß man den Daumen der linken Hand in diese Schnur legte und sie damit ein wenig anzog oder herabdrückte; ein Teil des Mantels aber wurde unter dem rechten Arme in die Höhe genommen, was wiederum einen malerischen, reicheren Faltenwurf veranlaßte.

Der Kopfputz war meist einfach. Die Unverheirateten scheitelten das Haar und ließen es frei auf Nacken und Schultern hinunterwallen. Nicht selten diente auch ein Blumenkranz oder ein Reif von edlem Metalle, der das frei herabfließende Haar einzwängte und zusammenhielt, als Hauptschmuck. Der dünne Reif verwandelte sich allmählich in ein kostbares Diadem. Die Frauen verhüllten das Haar mit einem Schleier oder mit einem aus Bändern und Borten gefertigten Kopfputze.

Handschuhe, die hausmütterliche Tasche am Gürtel oder statt der Tasche ein an seidener Schnur getragener kleiner Handspiegel vervollständigten den Anzug einer mittelalterlichen Schönen.

Im höchsten Glanze erschienen die Frauen bei den Waffenspielen, die bei großen Reichsfesten, bei Wehrhaftmachung junger Ritter, bei frohen Familienfesten veranstaltet wurden. Dann waren sie die Königinnen des Festes und hatten erwünschte Gelegenheit, sich nicht nur im köstlichen Schmucke zu zeigen, sondern auch durch Anstand, feines Betragen und gesellige Bildung sich auszuzeichnen. Nicht minder anziehend ist die Erscheinung der Frau daheim im Kreise der Familie. Sie weiß die Mägde bei der Arbeit in Küche und Keller zu überwachen, sie weiß sie anzuleiten bei schöner, kunstreicher Arbeit, sie führt geschickt die spitzige Nadel und die schneidernde

Schere, sie fertigt die Anzüge für Männer und Frauen und schmückt sie mit zierlichen Stickereien, sie lehret die Mädchen und wehret den Knaben, und sind Gäste im Hause, so entzückt sie dieselben durch ihr freundliches Wesen, durch ihre sittigen, sinnreichen Worte. Das Symbol der Hausfrau war lange mit Recht die Spindel und das Schlüsselbund, und Kaiserinnen und Königinnen fühlten sich durch diese Bezeichnung hoch geehrt.

Zur Zeichnung einer Frau, entsprechend den vorstehenden Angaben, mögen hier stehen die Worte des Dichters Gottfried von Straßburg, mit denen er uns eine Schilderung der Königstochter Isolde entwirft, die in Begleitung ihrer Mutter Isot in eine im Königssaale anwesende Versammlung tritt. „Leicht und stätig schwebt die blonde Isolde neben der Mutter einher, schön gestaltet um und um, lang, schlank, schwank. Ihr Rock und Mantel war von braunem Samt, und war der Rock da, wo die beiden Seiten zu den Hüften niedersinken, gefranzet und geenget und mittels des Gürtels, der da lag, wo er liegen soll, an den Leib gezwungen. Fest fügte sich der Rock der Gestalt und stand nirgends ab und schmiegte sich von oben bis unten glatt an die Glieder. Aber nach unten hin erweiterte er sich zu reichem Faltenwurfe. Der Mantel war innen und außen mit Streifen von Hermelin verziert, weder zu kurz noch zu lang und mit Zobelpelz verbrämt, dessen Grauschwarz mit dem Hermeline sich wohl vertrug. Vor der Brust war mittels einer Schlinge von weißen Perlen der Mantel an die Agraffe befestigt, und hier hatte Isolde den Daumen der linken Hand eingeschlagen. Mit zwei Fingern der rechten dagegen hielt sie »nach höfischer Art« weiter unten den Mantel zusammen, sodaß er faltenreich die Füße umwallte und seine reiche Pelzverbrämung und sein seidenes Futter sehen ließ. Auf dem Haupte trug die königliche Jungfrau einen schmalen, mit Smaragden und Saphiren belegten Goldreif, dessen Vorhandensein nur das

bunte Flimmern der Edelsteine verriet, denn sonst hätte man das Metall von dem Goldblond der Locken nicht unterscheiden können. Indem sie froh neben der Mutter einherging, war ihr Gang und Schwang gemessen, ihr Tritt war weder zu kurz noch zu lang. Aufrecht und freisam kam sie geschritten, glattgestrichen wie ein glänzender Vogel. Gleich dem Falken auf seinem Aste ließ sie ruhig und stät die Augen umhergehen, und da war keiner, dem die zwei Spiegel nicht als süße Wunder erschienen wären. Als eine Wärme spendende Sonne verbreitete sich ihrer Schönheit Schein durch den Saal. Von zweierlei Art aber war das Grüßen von Mutter und Tochter, während sie mitsammen die Hallen entlang schwebten: die Königin grüßte die Versammlung mit Worten, die Prinzessin verneigte sich stumm; die Mutter redete, die Tochter schwieg."

Neben diesen Schilderungen von glanzvollen Frauengestalten überliefert uns die Geschichte auch Zeichnungen von solchen, die, obschon sie nicht das dunkle Gewand der Klosterfrauen anlegten, dennoch auch im Weltleben eine Gesinnung und Lebensweise bewährten, die wohl als klösterliche, weltverachtende bezeichnet zu werden verdient. Wie uns neben den herrlichen weltlichen Rittergestalten die frommen, einfachen Ordensritter begegnen, so finden wir neben den strahlenden Kaiserinnen und Königinnen auch demütige, die Krone fast nur als Last empfindende Fürstinnen, Nonnen auf dem Throne. Die herrlichste Erscheinung unter ihnen ist

Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

Es war zur Zeit des in der Sage so vielfach verherrlichten Sängerkrieges auf der Wartburg, als der ungarische Dichter und Zauberer Klingsohr die Prophezeiung aussprach, im fernen Ungarlande werde in dem Augenblicke dem Könige Andreas von seiner Gattin Gertrude eine Tochter geschenkt,

welche einstmals als Landgräfin von Thüringen einen unsterblichen Ruhm sich erwerben würde. Der sangesfrohe Landgraf Hermann bewahrte diese Worte des Dichterssehers in seinem Herzen und sendete, als die im Jahre 1207 geborene Prinzessin Elisabeth erst drei Jahre alt war, eine Gesandtschaft nach Ungarn, welche um die Hand derselben für seinen elfjährigen Ludwig anhalten sollte. Die Werbung wurde mit Vergnügen angehört, und bald zog die dem jungen Landgrafen verlobte ungarische Königstochter nach Deutschland zur Wartburg, um an dem Hofe des kunst- und poesieliebenden Schwiegervaters erzogen zu werden. Hier entwickelte sich in dem Gemüte der jungen Elisabeth die entschiedenste Neigung zu strengen Bußübungen. Vor allem trachtete sie danach, sich selbst zu beherrschen, weshalb sie oft ein kindliches Spiel, grade wenn es ihr am meisten Vergnügen machte, plötzlich unterbrach. Auf einem Balle gestattete sich dieselbe nie mehr als einen Tanz. Prunkvolle Kleidung verschmähte sie von Kindheit an; auch im Äußern wollte sie demütig sein. In der Kirche nahm sie eiligst die Krone, die sie, wie die Schwestern ihres Verlobten, zu tragen angehalten wurde, vom Haupte, mit den Worten: „Fern sei es von mir, eine goldene Krone zu tragen in Gegenwart meines Königes und Heilandes, der eine Dornenkrone trug." Jegliche Gelegenheit benutzte sie, ihre Gedanken zu Gott zu erheben. Wenn sie mit den Kindern auf einem Beine hüpfte, so nahm sie die Richtung zur Schloßkapelle hin, um einen Augenblick hineinzuschlüpfen oder auch nur die Wände und die Schwelle des Gotteshauses zu küssen; wenn sie mit ihren Altersgenossen sich auf die Erde legte, um sich mit ihnen zu messen, so dachte sie an Kniebeugungen vor ihrem Schöpfer. Woher kam dieser religiöse Sinn der Prinzessin? Ihre Umgebung auf der Wartburg konnte nur wenig dazu dienen, solchen Ernst und solche Frömmigkeit zu befördern. Elisabeth brachte die Anlagen und die Neigungen zu derartigem ungewöhnlichen

Thun aus der Heimat mit. Aus ihrem elterlichen Hause war bereits ein Bischof, ein Patriarch, eine Äbtissin hervorgegangen; eine Herzogin, die nachmalig heilig gesprochen wurde, verdankte demselben ihr Dasein. Grade diese Herzogin, die Tante Elisabeths, scheint der jugendlichen Verlobten des Landgrafen von Thüringen als Muster vor Augen gestanden zu haben. Von ihr wird sie in den ersten Kinderjahren schon vernommen haben, von ihr rühmend erwähnt gehört haben, daß sie von früh auf allen Leichtsinn gemieden, sich nie unter spielende Kinder gemischt, daß sie in geringen Kleidern einhergegangen, daß sie während des Gottesdienstes auf ihr Angesicht niedergefallen sei, um den Boden zu küssen. Solche Erzählungen mußten unzweifelhaft auf Elisabeth einen tiefen Eindruck machen, und die religiösen Übungen, Ansichten und Bestrebungen der jungen Königstochter sind wohl auf diese Einwirkungen aus den Zeiten der ersten Kinderjahre zurückzuführen. Elisabeth zog sich durch ihr dem Geiste, der auf der Wartburg herrschte, ganz fremdartiges Beginnen sehr bittere Erfahrungen zu. Zu den Liebhabereien des Kindes mochten die Erzieher und die Altersgenossen duldsam schweigen, an der heranreifenden Jungfrau fand man sie seltsam, unerträglich. Da aber auch die zu höheren Jahren emporblühende Prinzessin sich nicht von dem abwendig machen ließ, was sie als vorteilhaft, ja, als geboten erachtete, so setzte sie sich der Gefahr aus, entweder verachtet oder gehaßt zu werden. Kein einziger Bericht aus diesem Abschnitte ihres Lebens erzählt, daß die künftige Schwiegermutter oder die schönen Schwägerinnen auch nur ein freundliches Wort mit dem fremden Königskinde gesprochen hätten. Die infolge der Lebensweise Elisabeths hervorgerufene Mißstimmung erhielt neue Nahrung in dem Ausbleiben der für sie ausbedungenen und zugesicherten Ausstattung. Nun wagte man es sogar, ihrem Bräutigame, der seit 1216 seinem Vater in der Regierung des Landes gefolgt war, den Vorschlag zu machen,

die für ihn nicht mehr passende Braut in die Heimat zurückzuschicken. Aber dieser Angriff auf die scheinbar schutzlose, trauernde Ausländerin gab nur die Veranlassung zu einer entscheidenden Erklärung Ludwigs. Als ihm der wackere Walter von Vargila, der die Tochter seines Königes aus Ungarn nach Deutschland geleitet hatte, von den Reden, die man am Hofe führte, Mitteilung machte, da entgegnete der Landgraf: „Man sage, was man sage, so spreche ich, daß Elisabeth mir lieb ist, und ich auf dieser Erde nichts Lieberes habe.“ Nun mußte alle Mißgunst schweigen, und im Jahre 1221 wurde die vierzehnjährige Königstochter des zwanzigjährigen Fürsten eheliche Gemahlin. Jetzt begann für Elisabeth die glücklichste Zeit ihres Lebens. „Ach, welch ein selig, heilig Paar“, ruft ein Schriftsteller aus, „kam hier nach Gottes Willen zusammen!“ Beide Gatten hingen mit der zärtlichsten Liebe aneinander; sie nannten sich Bruder und Schwester und speisten, gegen die damals an Fürstenhöfen herrschende Sitte, an einem Tische miteinander. Wenn Ludwig sich auf ritterlichen Zügen befand, übte Elisabeth daheim die stillen Tugenden der Milde und Wohlthätigkeit. Sie spann und nähte Gewänder für Arme; sie gab den Notleidenden alles, was sie erübrigen konnte, und zur Zeit einer Hungersnot speiste sie täglich neunhundert Menschen. Kranke besuchte sie in der schmutzigsten Hütte, spendete ihnen Trost und verrichtete bei ihnen die niedrigsten Dienste. In jeder Nacht mußte eine ihrer Dienerinnen sie zur bestimmten Stunde wecken. Dann betete sie oft so lange, bis sie, vom Schlummer überwältigt, niedersank. Auch vor körperlichen Schmerzen scheute sie nicht zurück. Zuweilen befahl sie einer Dienerin, sie bis aufs Blut zu geißeln. In der Neigung zu so furchtbaren Selbstpeinigungen wurde sie noch bestärkt durch ihren Beichtvater, Konrad von Marburg, einen Priester, der in der vollständigsten Selbstentäußerung das höchste Ideal der Tugend erblickte. Auf den Einfluß dieses Mannes ist auch

wohl die Äußerung Elisabeths zurückzuführen, sie müsse es beklagen, daß sie sich einstmals vermählt habe. Wo bleibt, so fragt man erstaunt, bei einer solchen Gesinnung die Liebe zu dem edlen Gatten, wo der Dank für die erwiesene Geduld und Freundlichkeit. Und doch ist dieser Ausspruch leicht erklärbar. Seitdem in der Apokalypse (14, 4) die Ehelosen als Jungfrauen gepriesen wurden, die dem Lamme folgen, wohin es geht, war der Ruhm der Jungfräulichkeit in der Christenheit von Jahrhundert zu Jahrhundert gestiegen; sie war vorzugsweise das Ideal, dem die Unzähligen zustrebten, welche sich dem vollkommenen Leben als Mönche und Nonnen widmeten; und grade zur Zeit Elisabeths hallte die Welt wieder von dem Lobe derer, die alles verließen, um nach den Regeln des hl. Franziskus oder des hl. Dominikus ein seliges Leben in der größten Armut zu führen. Auch die Landgräfin war von Bewunderung für diese Ordensmitglieder erfüllt; sie fühlte eine Sehnsucht nach Weltentsagung; sie wählte einen Beichtvater aus den gepriesenen Orden; sie gelobte ihm, vorbehaltlich ihrer häuslichen Pflichten, unbedingten Gehorsam, ja, für den Fall, daß ihr Gatte vor ihr das Zeitliche segnen werde, Ehelosigkeit bis zum Grabe. Voll treuester Liebe zu ihrem Gemahle und in der Hingabe an die mit dem ehelichen Leben verbundenen Pflichten konnte sie doch, bei der durch jene ihrem Gemüte willkommenen Zeiterscheinungen nahe gelegten Vergleichung zwischen dem Ehestande und dem als dem vollkommensten Stande gepriesenen, es bedauern, daß sie infolge ihrer Vermählung von der höchsten Lebensstufe ausgeschlossen sei. Diese Erwägungen hatten für Elisabeth aber die Folge, daß sie nun mit allem Eifer sich bemühte, innerhalb ihres Standes nach dem höchsten geistigen Gute, der Vollkommenheit, zu ringen, die Gemeinschaft mit Gott zu erstreben durch dauernde Übung der kirchlich verordneten Mittel des Gebetes, des Fastens und der Barmherzigkeit.

Es bedeutet der obenerwähnte Ausspruch Elisabeths demnach

durchaus nicht ein Erkalten ihrer Liebe zu dem Gemahle; er bezieht sich nur auf das geistige Gebiet ihres Lebens, auf das sie schon von Kindheit an mit so großem Erfolge hingeleitet war, und welches ihr Beichtvater wieder so sehr in den Vordergrund zu rücken vermochte.

Ludwig billigte den religiösen Eifer seiner Gemahlin, er verstand ihre Gesinnung, er vermochte dieselbe zu ehren und zu verteidigen, selbst dann, wenn sie ihm Unbequemlichkeiten verursachte. Kniete sie an seinem Bette, so ergriff er wohl ihre Hände und mahnte sie, ihrer selbst zu schonen; schenkte sie den Armen soviel, daß selbst die landgräflichen Einnahmequellen geschmälert wurden, so antwortete er den deshalb klagenden Beamten: „Laßt sie nur Gutes thun und wehret ihr nicht, wenn uns nur die Wartburg verbleibt"; ja, als sie sogar einmal einen Aussätzigen mit auf ihr Schloß genommen und auf das Bett ihres Eheherrn gelegt hatte, und ob dieser That Ludwigs Mutter die bitterste Klage bei dem Sohne erhob, da pries dieser das Thun Elisabeths als einen dem Heilande erwiesenen Dienst.

Da ihr Beichtvater solchen religiösen Eifer noch durch allerlei Vorschriften steigerte, so sah Ludwig sich allerdings genötigt, um nicht durch blindes Übermaß der Selbstquälerei das Leben seiner teuren Ehehälfte, der Mutter seiner Kinder, — Elisabeth hatte ihm einen Sohn und zwei Töchter geschenkt —, zu gefährden, ihr liebevolle Vorstellungen zu machen und seine Wünsche zu offenbaren. Das hat denn Veranlassung zu mancher schönen Sage gegeben. Einst, so erzählt man, verließ Elisabeth die Wartburg mit einem schweren Korbe, um den Armen Almosen zu bringen. Am Fuße des Schloßberges begegnete ihr der Gemahl, der noch vor kurzem den Wunsch geäußert, sie möge bei ihren Wohlthaten ihr eigenes und der Ihrigen Wohl nicht übersehen. Mit strengem Tone fragte er die durch seine Ankunft Überraschte, was sie denn trage. Erschrocken über die ihr ungewohnte Anrede, stotterte

sie, es wären Blumen, die sie den Armen brächte. Dem Landgrafen schien diese Antwort nicht glaubwürdig; er öffnete den Korb, und es war nichts anderes darin als — Blumen.

Mit welch inniger Liebe Elisabeth ihrem Gemahle zugethan war, zeigt die ergreifende Geschichte ihrer Katastrophe, die mit dem Augenblicke beginnt, wo sie, erfreut über die Rückkehr Ludwigs von einer längeren Reise, traulich seine Taschen durchsucht und in denselben das Kreuz entdeckt, durch dessen Annahme er sich verpflichtet hatte, an dem Kreuzzuge Friedrichs II. teilzunehmen. Vor Schrecken sinkt die wie durch einen Blitzstrahl aus heiterem Himmel von diesem unerwarteten Zeichen Betroffene zu Boden. Einige Wochen später, am Johannistage 1227, vermag sie von dem mit seiner Ritterschar ausziehenden Gatten sich nicht zu trennen; sie schließt sich dem Zuge an und zieht weiter und immer weiter mit, bis endlich der Abschied geboten ist. Da zeigt Ludwig ihr einen Ring und sagt, der Überbringer desselben werde ihr wahre Botschaft vermelden, sie möge gut lauten oder bös. Im Spätherbste erhält sie die Nachricht, ihr Gatte sei am 11. September in der Nähe von Otranto gestorben. Nun ruft sie aus: „Tot, tot ist mir jetzt die Welt mit ihrer Freude und Ehre.“ Sie durcheilt untröstlich die Gänge des Schlosses, bis die Mauern ihren Wanderungen ein Ziel setzen. Wahrhaft großartig ist ihr Erscheinen an dem Sarge ihres Gatten, welchen die rückkehrenden Kreuzfahrer aus Italien in die Heimat brachten. „Herr,“ so ruft sie zu Gott, „du weißt wohl, daß mir, hätte es nach deinem heiligen Willen sein sollen, sein Leben und sein liebliches, fröhliches Angesicht lieber gewesen wäre, als alle Freude, Wonne, Ehre und Lust dieser Welt. Nun aber will ich deinem Willen, mein allerliebster Herr, nicht widerstreben.“

Der Tod des Gemahles war nicht der einzige Schmerz, der die Unglückliche betraf. Der Treubruch ihres Schwagers,

Heinrich Raspes, der gegen alles Recht und alle Billigkeit die Gattenlose mit ihren Kindern aus ihren Besitzungen vertrieb und sie zur landesflüchtigen Bettlerin machte, gab ihr Gelegenheit, mit Geduld alle Leiden und Trübsale zu ertragen, ihr Gottvertrauen zu bewahren auch in der namenlosesten Bedrängnis. Endlich erretteten sie aus der furchtbaren Lage die Geschwister ihrer Mutter: Mathilde, Äbtissin eines Klosters zu Kitzingen, und Ekbert, Bischof von Bamberg. Durch Vermittelung ihres bischöflichen Oheims und der heimgekehrten Kreuzritter, vor allem aber Rudolfs von Vargila, ward ihr unter Zusage von fünfhundert Mark jährlicher Einkünfte und Zuerkennung des ihr von Ludwig als Witwensitz angewiesenen Marburg die Wartburg wieder geöffnet. Jedoch das Zusammenleben mit ihren alten Gegnern konnte für sie nicht tröstlich sein; auch dachte die jugendliche Witwe an nichts weniger als an ein ruhiges Leben auf der herrschaftlichen Burg. Elisabeth wünschte, um zur höchsten Vollkommenheit sich heranzubilden, in ein Kloster sich zurückziehen oder — und darum bat sie ihren Beichtvater unter Thränen — vor den Thüren ihren Unterhalt erbetteln zu dürfen. Nachdem ihr die gewünschte Erlaubnis verweigert war, vollzog sie am Karfreitage des Jahres 1229 in der Kapelle der Minderbrüder einen feierlichen Akt der Entsagung. Die Hände auf den Altar legend, erklärte sie, daß sie auf das Gegenwärtige und das Vergangene, den eigenen Willen, alle Herrlichkeit der Welt und alles, was Christus im Evangelium (vergl. Math. 19, 29) zu verlassen befiehlt, verzichte. Sie würde auch des von Heinrich Raspe ihr zugesprochenen Besitztumes sich entäußert haben, wenn der Beichtvater sie nicht daran gehindert hätte. Nun verläßt Elisabeth die Wartburg und begibt sich in Begleitung zweier Dienerinnen, Gude und Eisentrud, nach Marburg, einem kleinen Orte an der Grenze Thüringens. Hier bezieht sie aber nicht ihren Witwensitz, das Schloß, sondern ein für sie aus Holz und Lehm errichtetes

Haus am Fuße des Burgberges. Der Einzug ist begleitet von zwei für sie sehr bedeutsamen Ereignissen. Elisabeth zieht mit ihren Dienerinnen den grauen Rock des dritten Franziskanerordens an, und als erste seelsorgliche Maßregel traf Konrad die grausame Bestimmung, daß zuerst die eine, später die andere der beiden Dienerinnen von ihr entfernt werden sollte, damit alle Gedanken an die ehemalige Größe aus dem Herzen der nonnenartigen Fürstin gerissen werden möchten. Die beiden weggeschickten Mägde wurden ersetzt durch eine von ganz häßlichem Äußern und durch eine zweite, welche harthörig war und von mürrischem Charakter.

So hatte Elisabeth nach dem Tode ihres Gatten, getreu dem schon früher gegebenen Versprechen, der Ehelosigkeit sich gewidmet; schon gebunden durch das erste Gelöbnis, fügte sie demselben ein zweites hinzu, das des unbedingten Gehorsames; sie hätte auch noch gerne das dritte auf sich genommen, das der freiwilligen Armut, wenn Konrad sie nicht daran gehindert. Es konnte demnach die fromme Frau hoffen, daß sie der ersehnten Vollkommenheit möglichst nahe gekommen sei. Die Thatsache, daß Konrad der frommen Büßerin verweigerte, sich ihres Besitzes zu entledigen, wurde Veranlassung, daß sie durch die Art seiner Benutzung den Ernst ihres Wunsches bekunden wollte, daß sie aber auch mit dem „ungerechten Mammon" sich möglichst viele Freunde für die Ewigkeit zu erwerben bemüht war. Arme und Kranke waren mehr die Nutznießer ihrer Schätze als sie selbst. Das Wenige, was sie für ihren Lebensunterhalt bedurfte, erwarb sie mit ihrer Hände Arbeit. Aber selbst die Freude am Wohlthun sollte sie nicht uneingeschränkt genießen; auch hierbei mußte sie der Abtötung gedenken und des Gehorsames sich befleißigen. Mit Geißelhieben that der strenge Beichtvater ihr Einhalt, damit sie nicht zu viel thue. Doch wenn sie heute genötigt war, sich zu bescheiden, so empfand sie um so größere Wonne, wenn sie morgen spenden durfte. Sie wurde krank, wenn

sie nicht Liebe erweisen konnte. Was Elisabeth in diesen Zeiten ihres Erdendaseins den einzelnen Gutes und Liebes gethan, dessen wird das deutsche Volk nie aufhören mit Dankbarkeit zu gedenken; was sie für die Zukunft stiftete, das Hospital für arme Kranke und Pilgrime in Marburg, das steht noch heute in lebendiger Blüte vor unseren Augen, — ein Denkmal reiner Liebe, die nichts für sich behalten wollte.

Ein solches Leben voll Arbeit, Entsagung, geistigen Ringens mußte die schwachen Kräfte der frommen Frau schon früh erschöpfen. Am 19. November 1231 erreichte die noch nicht vierundzwanzigjährige Fürstin das Ziel ihres irdischen Daseins. Konrad von Marburg erstattet freudenvoll einen Bericht über die Frömmigkeit, über das während des Gebetes vor Wonne strahlende Antlitz und über die Wunder der Hingeschiedenen nach Rom. Infolge dessen wurde die Verewigte schon vier Jahre nach ihrem Tode unter die Heiligen versetzt. In feierlichster Weise stellte man am 1. Mai 1236 ihre Gebeine zur Verehrung aus. Selbst Kaiser Friedrich II. kam zu diesem Feste nach Marburg. In vollem kaiserlichen Schmucke, die Krone auf dem Haupte, umgeben von geistlichen und weltlichen Fürsten, setzte er der Heiligen, die während ihres Lebens geglaubt hatte, in Niedrigkeit und Demut nie genug thun zu können, eine goldene Krone auf. Seitdem wallten Unzählige zu ihrem Grabmale und erflehten die Hilfe der früher stets so Hilfsbereiten. Mögen nun auch heute gar manche einer Vollkommenheit, wie sie die Kirche der edlen Fürstin als erstrebenswertestes Gut anpries, gegenüber den Pflichten des häuslichen Berufes, die daneben in den Hintergrund treten mußten, nicht mehr den früher ihr zugeschriebenen Wert zuerkennen wollen, mögen manche es für keinen Vorzug ansehen können, daß Elisabeth, wie sie mit innigem Danke zu Gott bekannte, es dahin gebracht hatte, um der Liebe zum Schöpfer willen, ihre Kinder nicht anders zu betrachten wie jeden ihrer Nächsten: immer werden

auch sie bekennen müssen, daß die früh Verewigte mit den Mitteln, die ihr die Kirche bot, treulich und freudig bis zu ihrem seligen Ende um ihr Heil gekämpft, daß fromme, treue Selbstaufopferung der Charakter der hl. Elisabeth ist.

Der zweiweibige Graf von Gleichen.

An dieselbe Landgrafschaft Thüringen und an denselben Kreuzzug Friedrichs II., der in die Geschichte der hl. Elisabeth so schicksalsschwer eingreift, knüpft sich die Erzählung von der Doppelehe des Grafen von Gleichen. Dieser Lehensmann des Landgrafen begleitete denselben nach Italien, sah seinen Herrn schon frühzeitig ins Grab sinken, sandte den Leichnam desselben in die Heimat und übernahm die Anführung der thüringischen Kreuzfahrer. Im heiligen Lande hatte er das Unglück, in die Hände der Sarazenen zu geraten. Er wurde nach Alexandrien geschickt und den Baugefangenen des Sultans zugefügt. Der Zufall fügte es, daß dieser, nachdem der Graf schon viele Jahre die Ketten der Sklaverei getragen hatte, auf ihn aufmerksam wurde und von ihm die Anlage eines europäischen Parkes verlangte. Obwohl der vornehme Ritter vordem niemals mit derartigen Arbeiten sich befaßt, so ging er wohlgemut an die Ausführung, änderte mit Hilfe zahlreicher ihm zur Verfügung stehender Arbeiter einen schattenreichen, mit kostbaren Gewächsen bepflanzten Lustgarten völlig um und hatte das Glück, den Sultan, den das Allbekannte gelangweilt hatte, durch die Neuheit des ihm Gebotenen zu interessieren und zu befriedigen. Häufig lustwandelte derselbe in den ihm willkommenen Anlagen, häufig erschien auch bald in den kiesigen Wegen und an den mit ungewohnten Blumen prangenden Beeten seine Tochter **Melechsala**. Eines Tages geschah es, daß diese mit dem christlichen Gärtner eine Unterhaltung anknüpfte, daß sie Gefallen fand an dem infolge der

ihm gewährten Freiheit zu neuer Kraft und Schönheit erblühenden Ritter. Sie wünschte, denselben als Gatten zu gewinnen, und machte ihm den Vorschlag, er möchte zur Religion des Propheten sich bekennen, leicht werde er dann zu den höchsten Würden des Reiches sich emporschwingen und die Möglichkeit sich schaffen, um die Hand der kaiserlichen Tochter zu werben. Das Bild, welches die in fast überirdischer Schönheit strahlende Melechsala dem in den Fesseln der Sklaverei schmachtenden deutschen Ritter entwarf von der seiner harrenden Zukunft, war verlockend und verführerisch; aber trotzdem vermochte es nicht, den ehemaligen Kreuzfahrer zum Verräter Christi und seiner Lehre zu machen. Diese Anhänglichkeit des Sklaven an den Christengott, dieses Verzichten desselben auf Ehre, Glanz und Glück machten einen so tiefen Eindruck auf das Herz der Prinzessin, daß sie den Gärtner bat, ihr von seinem Gotte zu erzählen, seine Lehren ihr mitzuteilen, die Hoffnungen der Christen ihr zu offenbaren. Der Graf war ein beredter Verkündiger seines Glaubens; bald hatte er ein neues Mitglied seines Bekenntnisses gewonnen. Melechsala verlangte nach der Taufe, verlangte nach dem Lande, wo ihr gestattet wäre, offen den liebgewonnenen Christengott zu bekennen, verlangte aber auch, künftig den herrlichen Grafen von Gleichen als Gatten lieben und ehren zu dürfen. Gern vernahm dieser von den Plänen zur Flucht; freudig gedachte er der Rückkehr in die Heimat; aber schmerzlich berührte ihn der Wunsch der edlen Prinzessin, in der Folge als Ehegenossin ihm angehören zu dürfen, — er hatte ja daheim ein treues Weib, er hatte liebe, jetzt wohl schon stattlich erwachsene Kinder.

Daheim auf der Stammfeste der Grafen von Gleichen saß Ottilia, des ehemaligen Kreuzfahrers ehrenfeste Gattin. Sie hatte sorgsam die Güter ihres Eheherrn verwaltet, liebevoll die Kinder erzogen und sehnsüchtig der Wiederkunft des Fernen geharret. Doch Kaiser Friedrich war wohl aus dem

Oriente zurückgekehrt, mit ihm waren die Ritter aus Thüringen gekommen, die das Schwert der Ungläubigen oder das mörderische Klima verschont; aber der heißersehnte Gatte war nicht erschienen, auch wußte niemand, von dem Verschwundenen Auskunft zu geben. Der Graf war nämlich, als er sich zufällig von dem Heere entfernt hatte, in die Hände der Ungläubigen geraten, und deshalb vermochte keiner von den in die Heimat gekommenen Rittern der ängstlich forschenden Ottilia zu sagen, wo ihr Eheherr geblieben, ob er tot sei oder lebe. Vergeblich hatte die trauernde Gräfin zuverlässige Boten ausgesendet, Nachforschungen anzustellen in betreff des Verschollenen; nicht einem einzigen war es geglückt, die geringste Nachricht über den Gesuchten zu entdecken. Doch Ottilia gab die Hoffnung nicht auf, den teuren Gatten dennoch in der Heimat zu begrüßen. Sie sendete einen neuen Boten mit zahlreichen Aufträgen. Aber der glaubte genug gethan zu haben, wenn er nach Venedig sich begebe und hier alle aus dem Oriente Kommenden überwache und nach dem Verschwundenen befrage. Lange saß er vergeblich in der alten Lagunenstadt; Fremde kamen, Fremde gingen; keiner wußte etwas vom Grafen von Gleichen. Da landet eines Tages ein Schiff aus Alexandria. Ihm entstieg ein Mann, den der Späher wohl für seinen alten Herrn hätte halten mögen, wenn nicht die fremdländische Tracht und die Veränderung, welche die Zeit in das Antlitz des Grafen geschrieben, ihn zweifelhaft gemacht hätten, auch war der Fremde in Begleitung einer vornehm aussehenden, aber tief verschleierten Dame. Doch seine Neugier war geweckt, und die Hoffnung, den Zweck seiner Sendung endlich erfüllt zu sehen, trieb ihn an, Auskunft zu suchen über den Ankömmling. Diese hatte er auch bald von einem Diener des Grafen erlangt, und nun eilte er zu dem so lange Erwarteten, so vielfach Gesuchten und endlich Gefundenen. Mit Staunen erkannte der Ritter seinen alten Diener, emsig forschte er

nach Gattin und Kindern, und bald wußte er alles, was während seiner Abwesenheit in der Heimat sich begeben. Er schrieb einen langen Brief, versiegelte denselben und schickte den alten Diener vorauf mit der Botschaft an seine Gemahlin. Das Schreiben aber enthielt folgende Nachricht: Der Graf erzählte der Gattin von seiner Gefangenschaft, von seinem Zusammentreffen mit der Tochter des Sultans, von dem Wunsche derselben, ihn zum Großwürdenträger des Reiches zu erheben und an seiner Seite als Gattin zu leben. Er schilderte seine Anhänglichkeit an Christus und seine Lehre, den Eindruck, welche diese Glaubenstreue auf die muhamedanische Fürstin gemacht, und endlich den Entschluß derselben, durch die Taufe in die Reihe der Christen einzutreten. Da aber als Christin in der alten Heimat ihres Bleibens nicht war, so habe sie die Mittel gefunden, mit ihm die Flucht aus Ägypten zu unternehmen und nach Venedig sich einzuschiffen. Der Himmel sei dem Unternehmen günstig gewesen, und nun weilten sie in der Lagunenstadt, um nach Rom zu pilgern, zum Papste, damit durch dessen Hand die Aufnahme der Fürstin in die christliche Kirche vollzogen werde. Nur mit schwerem Herzen hatte der Graf diesen Nachrichten noch folgendes hinzugefügt. Da ihm nicht bekannt gewesen, ob nach den vielen Jahren seiner Abwesenheit seine liebe Gemahlin in der Heimat noch lebe, so habe er seiner Lebensretterin und Befreierin aus Knechtschaft und Schmach, für den Fall des Hinscheidens seiner lieben Trauten in der Heimat, seine Hand angeboten. Weil nun aber diese noch lebe, so wolle er den hl. Vater bitten, ihm zu gestatten, neben der ersten Gemahlin noch die fremde Fürstin heimführen zu dürfen; er hoffe, daß seine Ottilia mit ihm sich der Prinzessin Melechsala, der allein sie ja sein Leben, seine Freiheit, seine Rückkehr verdankten, erkenntlich erweisen würde. Der Bote zog nach Thüringen; Graf von Gleichen und Melechsala pilgerten nach Rom. Die Ankunft des merkwürdigen Paares,

die Erzählungen von den Schicksalen des Kreuzfahrers, die Schilderungen von der Schönheit der muhamedanischen Prinzessin, die Mitteilung, daß sie durch den Papst die Taufe verlange, erregten das größte Aufsehen in der Weltstadt. Unter großen Feierlichkeiten nahm der Vater der Christenheit die bisher Ungläubige in die Reihe der Gläubigen auf. Als der Graf nun seine Bitte vorbrachte, mit Zustimmung der Kirche die neue Christin neben seiner Ottilia zur Gattin erheben zu dürfen, da stutzte der Papst und versagte die Erlaubnis. Aber die Verzweiflung Melechsalas, das erneute Flehen des Grafen siegten endlich über die Bedenken des hl. Vaters. In bester Form stellte dieser dem glücklichen Paare eine Urkunde aus, die dem Grafen von Gleichen gestattete, die Prinzessin Angelika — diesen Namen führte Melechsala als Christin — neben seiner Gemahlin Ottilia als zweite Ehegenossin zu nehmen.

In Thüringen saß eines Tages Frau Ottilia am Fenster und spähte in die Landschaft, ob der schon so lange auf Kundschaft entsendete Bote noch immer nicht wiederkehre. Da plötzlich sieht sie in der Ferne auf stürmisch einhersprengendem Rosse einen Mann auftauchen. Er nimmt die Richtung zum Schlosse, er trägt hoch erhoben einen Brief; es ist der erwartete Bote. Die Füße wollten der zur Schloßtreppe hinfliegenden Gräfin fast die Dienste versagen, so zitterte sie vor Erwartung und Freude. Rasch riß sie den Brief an sich, küßte die ihr bekannten Schriftzüge ihres Eheherrn, öffnete das Schreiben und las, las mit klopfender Brust, las bis zu Ende und ließ traurig die Hände niedersinken mit der so sehnlichst erwarteten und nun doch so wenig sie befriedigenden Nachricht. Nach langem, trübem Sinnen raffte sie sich empor, — sie war zu einem Entschlusse gelangt. Wenn der hl. Vater die Doppelehe gestatten würde, so wollte sie sich in Opferfreudigkeit und liebevoller Hingabe dem Gatten gegenüber nicht durch die Fremde übertreffen lassen.

Hatte diese die Heimat, die Eltern, die Herrschaft dahingegeben für den geliebten Mann, so wollte sie einen Teil ihrer Rechte opfern und freudig die Genossin neben sich dulden. Mit der größten Sorgsamkeit traf sie nun alle Vorbereitungen zum Empfange ihres Gemahles und seiner Begleitung.

Graf Gleichen hatte die Heimreise angetreten. Mit sorgender Seele nahte er dem vom hohen Felsen winkenden Stammschlosse; er wußte nicht, wie Frau Ottilia seine Bitte aufgenommen. Eben überlegte er, wie er wohl am besten zum erwünschten Ziele gelange, siehe! da naht ein feierlicher Zug. Bald erkennt er inmitten seiner festlich und fröhlich einherziehenden Leute seine traute Gemahlin. Sie stürzt ihm entgegen, fällt in seine Arme, schmiegt sich an seine Brust und fragt, wo er denn seine Lebensretterin gelassen, wann sie seine neue Gattin begrüßen dürfe. Voller Entzücken, kaum seinen Ohren trauend, winkt nun der Graf eine Sänfte heran; ihr entsteigt das liebliche Fürstenkind, es eilt in die ihr entgegengebreiteten Arme Ottiliens, und hochbeglückt zieht der Graf inmitten der Seinigen in die Burg seiner Väter. Bald begab er sich zum Weihbischofe von Erfurt, um die Vermählung mit Angelika zu besorgen. Der hohe Prälat vernahm mit Staunen die Worte des Grafen; er betrachtete um und um die Dispensationsurkunde des Papstes; er bestimmte endlich den Tag zu dem seltsamen Feste. Als derselbe erschienen war, zog der Graf mit seiner schönen Braut, umgeben von allen thüringischen Edlen und Rittern, in das von Neugierigen gefüllte Gotteshaus. Ottilia hatte als Hochzeitsmutter dem fremden Fürstenkinde eine goldene Krone aufs Haupt gesetzt, geziert mit der jungfräulichen Myrte. Der Segen des Priesters verband die Brautleute, und nun begab man sich zum Schlosse zur muntern Hochzeitsfeier. Wie staunte aber der Graf, als ihm Ottilia eine dreischläfrige Bettsponde zeigte, die sie heimlich beschafft. Sie war mit der Farbe der Hoffnung überzogen und mit einem Dache in

Form eines Kirchenhimmels geziert. Auf der seidenen Decke, die über die Flaumenpolster ausgebreitet war, befanden sich kostbare Stickereien, von der Hand Ottiliens gefertigt. Lange lebten noch in Friede und Freude die glücklichen Gatten. Die schöne Prinzessin blieb kinderlos; sie pflegte und liebte die Sprößlinge ihrer Mitgenossin, als wären sie ihre eigenen. In demselben Jahre war allen drei Gatten das Ende der Tage beschieden. Zuerst starb Angelika, bald folgte ihr Ottilia, und nach kurzer Zeit legte der Graf den müden Leib zur Ruhe. In der Peterskirche zu Erfurt ruhen die drei im Leben so eng Verbundenen. Noch heute erinnert ein Grabmal an den zweiweibigen Grafen von Gleichen.

Die Erzählung von der Doppelehe des Grafen von Gleichen hat Jahrhunderte lang als wirkliche Geschichte gegolten, und in allen Geschichten Thüringens ist sie als solche verzeichnet. Und doch ist sie nichts anders als eine merkwürdige Sage. Die Geschichtsfabel, welche an den Kreuzzug Friedrichs II., also an das Jahr 1227 anknüpft und berichtet, daß Gregor IX. im Jahre 1240 die Dispensationsurkunde ausgestellt habe, wird in der oben vorgeführten Form erst 1584, also viert-halb Jahrhundert später, erwähnt. Die Veranlassung zu ihrer Entstehung und Ausbildung hat ein Grabstein gegeben, auf dem ein Ritter mit zwei weiblichen Gestalten ausgemeißelt ist. Eine dieser Frauen trägt einen eigentümlichen, mit Sternen gezierten Kopfschmuck. Der Stein ist das Grab-monument des im Jahre 1494 verstorbenen Grafen Sigmund von Gleichen. Dieser hatte nicht nebeneinander, sondern nach-einander zwei Frauen. Die erste hieß Agnes von Querfurt, die zweite Katharina Gräfin von Schwarzburg. Die Frauen, welche zu beiden Seiten des Ritters abgebildet sind, tragen gleiche Kleidung und einen vom Kopfe bis zu den Knieen herabwallenden Schleier. Der Kopfputz der einen ist einfach, der der andern mit Sternen geziert. Die Sterne sind das Abzeichen ihrer mütterlichen Herkunft. Sie stammte nämlich

von einer Fürstin von Kleve und war deshalb berechtigt, diese Auszeichnung zu tragen. Diese einfachen geschichtlichen Thatsachen traten bald für die Beschauer des Grabsteines in den Hintergrund, und nun entstand eine Deutung desselben, welche die Grundlage wurde zu der allmählich weit ausge-sponnenen Erzählung von der Doppelehe des Grafen von Gleichen. Die beiden Frauenbilder neben dem einen Ritter, deren Kleidung durch nichts unterschieden war als durch den Sternenkranz der einen, werden nun nicht mehr als nach-einanderlebende Frauen des Grafen gedeutet, sondern als gleichzeitige Ehegattinnen desselben Eheherrn. Das Diadem der einen kennzeichnet sie als die Vornehmere, als die aus hohem Herrscherhause Entsprossene. Sobald in der Weise das Gespinst der Sage begonnen, wuchs es naturgemäß weiter; nun fand man einen Türkenweg in der Nähe des Schlosses und in demselben eine Türkenstube, man fand noch einen Türkenturban und merkwürdigerweise nach all den Jahr-hunderten auch noch Reste der sonderbaren Bettsponde. Vor dem Jahre 1584 finden wir all dieser wichtigen Reliquien, finden wir der ganzen Geschichte auch nirgendwo Erwähnung gethan. Noch weniger aber haben emsige Forscher, die durch Auffindung der päpstlichen Urkunde den Zweifel an der Rich-tigkeit der anmutigen Erzählung glaubten beseitigen zu können, das gesuchte Aktenstück zu entdecken vermocht; weder in Rom, noch in Erfurt, noch im Archive der Grafen von Gleichen war eine Spur von dem Schriftstücke zu finden. Die Er-zählung von der schönen Melechsala und der opferfreudigen Ottilia, von der friedlichen Doppelehe des Grafen von Gleichen ist und bleibt eine merkwürdige — **Geschichtsfabel.**

Eine unerwünschte Landsmännin.

In der Zeit, in welche von der Sage die Geschichte der schönen Melechsala verlegt wird, hat sich eine andere Erzählung gebildet, deren Entstehung auf einen ähnlichen Urgrund sich zurückführen läßt, wie der ist, dessen wir bei der oben erzählten Geschichtsfabel gedachten, die aber mit Rücksicht auf die Bedeutung jene erste weit überragt. Es ist **die Sage** von

der Päpstin Johanna.

Karl der Große hatte Missionare aus England verschrieben, die den noch heidnischen Germanen das Christentum predigen und die alten Wodansdiener zu Jüngern des Gekreuzigten machen sollten. Einem derselben wurde in Mainz eine Tochter geboren, der er den Namen Johanna gab. Als das Mädchen heranwuchs, zeichnete es sich durch Vorzüge des Körpers und des Geistes vor allen Altersgenossen aus. Bald entwickelte es eine große Neigung zu den Wissenschaften, und der Vater beauftragte einen Mönch aus Fulda mit dem Unterrichte seiner Tochter. Diese machte ungewöhnliche Fortschritte und bewies eine solche Wißbegier, daß die Kenntnisse des Lehrers nicht ausreichten, den Anforderungen der Schülerin zu genügen. Eines Tages redete der Mönch der immer weiterstrebenden Johanna von der Stadt Athen, von den gelehrten Männern daselbst, von den unversieglichen Quellen der Wissenschaft. Nun war das Mädchen sofort entschlossen, hinzuwandern zu dem gepriesenen Orte, um dort Nahrung zu finden für ihren hungernden Geist. Sie legte Männerkleider an, und in Begleitung des Fuldaer Mönches zog sie fort von Mainz gen Süden, nach dem ersehnten Athen. Hier lag sie lange den Studien ob, glänzte vor allen Schülern

durch ihre Kenntnisse und wurde angestaunt von jung und alt. Als ihr Begleiter gestorben war, griff sie wieder zum Wanderstabe und pilgerte in der nicht mehr abgelegten Verkleidung nach Rom. In der berühmten Tiberstadt ließ sie sich nieder und eröffnete daselbst eine Schule. Bald strömen, angelockt von dem Rufe ihrer Gelehrsamkeit, zahlreiche Schüler herbei. Allüberall erzählte man von den großen Kenntnissen des fremden Professors. Da sie auch ein sittsames, eingezogenes, einfaches Leben führte, so genoß sie in allen Kreisen die größte Achtung. Da stirbt Papst Leo IV., und einstimmig ruft der Wille der Römer sie auf den päpstlichen Stuhl. Sie nannte sich als Papst Johann VIII. Anfangs erfüllte das neue Kirchenoberhaupt die Erwartungen der Wähler. Sie lebte fromm und ehrbar, verfaßte mehrere herrliche Meßpräfationen und erfüllte gewissenhaft die Obliegenheiten des Berufes. Manche hohe Würden vergab sie an würdige Männer und weihte dieselben und wies sie ein in ihr Amt. Aber nach einiger Zeit verläßt sie die Bahn der Zucht. Sie strebt nach Wohlleben und Genuß, und durch satanische Versuchung fällt sie dem Verderben anheim. Schon hatte sie zwei und ein halbes Jahr auf dem Stuhle Petri gesessen, da genas sie bei einer feierlichen Prozession auf offener Straße eines Kindes. Vor Schrecken und Scham gab sie auf der Stelle den Geist auf (858). Die Erzählung berichtet weiter, sie hätte diese Katastrophe selber gewünscht. Es war ihr der Satan erschienen und hatte ihr angekündigt, er werde sie zu sich nehmen und zu seiner Gesellschaft; aber nicht lange nachher offenbarte ihr ein Engel im Traume, daß sie dem ewigen Verderben entrinnen werde, wenn sie die zeitliche Schmach nicht scheue. Johanna wählte die letzte und fand deshalb in der oben erzählten Weise ihr Ende.

Diese jahrhundertelang als zuverlässigste Thatsache verbreitete Mitteilung von dem Mädchen aus Mainz ist nichts anderes als eine der merkwürdigsten Geschichtsfabeln. Von den

unzähligen Zeugnissen, die den Glauben an die Echtheit der Erzählung darthun, sei nur hier des Vorkommnisses gedacht von dem Konzile von Konstanz. Hus, der den Primat des Papstes leugnete, begründete seine Ansicht auch damit, es sei zur Zeit der Päpstin Johanna die Kirche zwei und ein halbes Jahr lang ohne Papst gewesen, daraus folge, daß sie überhaupt nicht des sichtbaren Oberhauptes bedürfe. Keiner der höchst gelehrten Anwesenden bestritt die Existenz der erwähnten Päpstin. In der neuern Zeit will der Geschichtschreiber Luden das Vorhandensein des ungewöhnlichen Hauptes der Christenheit durch folgende Erwägungen erhärten. „Es ist nicht zu begreifen," so meint er, „wie irgend jemand auf den Gedanken gekommen sein könne, eine solche tolle Lüge zu ersinnen. Er müßte doch entweder aus reinem Mutwillen, um das Papsttum zu verhöhnen, seine Lüge ersonnen, oder er müßte irgend einen Zweck mit derselben zu erreichen gesucht haben. Aber unter dem halben Hundert von Schriftstellern, welche der Päpstin Johanna gedenken, ist auch nicht ein einziger, den man einen Feind des Papsttumes nennen dürfte. Sie sind Geistliche, Mönche, arglose Männer und merken diesen Vorfall in derselben trockenen Weise an, in welcher sie andere Dinge mitteilen, die ihnen sonderbar, wundervoll, löblich, häßlich, überhaupt bemerkenswert vorgekommen sind." Auch einen Zweck kann Luden sich nicht denken, der irgend einem Menschen durch eine solche Lüge hätte erreichbar scheinen können. Und zudem sei nicht zu begreifen, wie man vom elften Jahrhunderte an die Nachricht hätte glauben können, ohne irgend einen Zweifel, wenn sie falsch gewesen wäre.

Und doch ist sie falsch. Durch unwiderlegliche Zeugnisse steht fest, daß auf den im August des Jahres 855 gestorbenen Leo IV. schon im September desselben Jahres Benedikt III. gefolgt ist. Da somit an der Stelle, wo man den sogenannten Johann VIII. unterbringen möchte, kein Raum für ihn ist, da derselbe auch anderswo keinen Platz finden kann, weil die

Regierungszeit der Päpste überall feststeht, so muß „der Papst, der ein Weib" gewesen sein soll, in das Reich der Fabel verwiesen werden. Von den vielen Zeugnissen, welche die Zeit bekunden, wann Benedikt III. seinem Vorgänger Leo IV. gefolgt ist, sei hier nur einer Münze Erwähnung gethan, eines römischen Denares, auf dem sich das Bildnis des Papstes Benedikt und des Kaisers Lothar befindet. Da dieser am 28. September 855 starb, so muß der Papst schon vor diesem Tage den im August desselben Jahres erledigten Stuhl Petri bestiegen haben.

Wie ist nun die merkwürdige Sage entstanden? Manche Geschichtschreiber sehen in derselben eine Satire auf das im neunten Jahrhunderte in Rom herrschende Weiberregiment, andere eine boshafte Verleumdung seitens der der römischen Kirche feindlichen orientalischen u. dergl. Der wirkliche Entstehungsgrund derselben ist die falsche Deutung einer in Rom aufgefundenen Statue mit einem Kinde, die unrichtige Auslegung einer dazu gehörigen abgekürzten Inschrift und die fälschlich damit in Verbindung gebrachte Vermeidung einer Straße bei öffentlichen Prozessionen. Die einfache Erklärung, daß diese Straße zu eng war, übersah man; die fehlenden Buchstaben der Inschrift ergänzte man so, wie sie die Phantasie, welche durch die Statue zur Schaffung einer Päpstin veranlaßt worden war, gebrauchen konnte. Die Bildsäule stellte aber einen Mithraspriester dar mit einem dienenden Knaben. Diese Priester führten den Titel pater patrum. Wie leicht war es nun, diese Bezeichnung der Inschrift für das Haupt der Christenheit in Anspruch zu nehmen.

Gehört die Sage von der Päpstin Johanna eigentlich mehr in die Kirchengeschichte als in die deutsche Geschichte, so ist sie für uns doch wichtig schon wegen der Beziehung derselben zum Konzile von Konstanz und zu Hus, aber auch wegen der Erzählung von ihrer Herkunft aus Mainz. Nachdem die Sage in Rom sich gebildet, und nachdem man erkannt, daß

in derselben eine für die Kirche recht unerwünschte Thatsache enthalten sei, war man bemüht, die Päpstin der Nation zuzuweisen, die man dem Papsttume überhaupt nur wenig zugethan erachtete, — der deutschen. Waren die Deutschen ja nicht selten mit Heeresmacht **vor** Rom und **in** Rom erschienen, um Päpste ein- und abzusetzen, sie gefangen zu nehmen oder zur Flucht zu nötigen. „Omne malum ab Aquilone. Alles Übel kommt vom Norden", so sagte man in Rom. Als Hauptstadt des deutschen Reiches betrachtete man diesseit und jenseit der Alpen aber Mainz. Zudem galt diese Stadt in dem auch in Italien heimischen Sagenkreise von Karl dem Großen als Heimatsort des Erzverräters Ganelo. Es war deshalb Mainz wohl wert, die Geburtsstadt der Päpstin zu sein.

Noch bedeutsamer aber ist die Sage zur Charakterisierung des Kulturzustandes der Zeit, in welcher sie allgemeine Verbreitung gefunden hat. In der Periode, die wir mit dem Namen Interregnum bezeichnen, begegnen wir der seit 1240 oder 50 erwähnten Erzählung immer häufiger; die anfangs aus wenigen Worten bestehende Nachricht über „den Papst, der ein Weib war", — man kennt noch nicht Namen, nicht Heimat, nicht Regierungszeit — wächst immer mehr und wird zuletzt zu einer noch viel weiter ausgesponnenen Geschichte als die ist, die wir im vorstehenden gegeben haben. Wie wundersüchtig und wundergläubig man damals war, ist erkennbar aus der nun auch entstehenden Barbarossasage (vergl. Bd. I, Seite 389—90), aus den wunderbaren Erzählungen von der Geburt und dem Lebensende der hl. Elisabeth ꝛc. An Stelle der herrlichen Geschichtserzählungen, wie sie die Zeit der Karolinger, der Sachsen, Franken und Staufer uns bieten, finden wir nun trockene Chroniken, gespickt mit wunderbaren und nur wenig geschichtlichen Scharfsinn bekundenden Nachrichten. Es hat mit dem Hinschwinden der politischen Bedeutung unseres Volkes das Sinken der geistigen Größe gleichen Schritt gehalten.

Frauen aus dem erlauchten Hause der Habsburger.

Hohenzolr, du werliches huß,
Wie wyt hast du gesehen uiber wß!
All vmb vnd vmb im schwabenland
Waert du ob allen huisern bekannt,
Daz, die dich je hand gesehen,
Wol muigent sprechen vnd iehen,
Daz werlicher hus in dem land nit gewesen ist,
Denn du bißher gewesen bist!

So singt ein alter einheimischer Dichter von der Stammfeste **des** Geschlechtes, aus dem die Gemahlin Rudolfs von Habsburg ihren Ursprung hatte. Es muß die Zollernburg um das erste Jahrtausend, wohl gleichzeitig mit dem auf dem Nachbarberge entstandenen Stauferschlosse, erbaut worden sein. In ihr hauste ein Geschlecht, das nach Schicksalsbeschluß von dem hohen Felsen seinen Flug ins Land beginnen und in immer mächtigerer Entfaltung seiner Schwingen zu lichter Sonnenhöhe emporsteigen sollte. Schon früh zerteilte sich der Stamm in mehrere Zweige. Einer derselben führte neben dem Namen Zollern auch die Bezeichnung **von Hohenberg**. Berühmte Vertreter dieses Hauses erwähnt die Geschichte. Auf dem Kreuzzuge Friedrich Barbarossas soll ein Hohenberger die Fahne der Franken, der andere die Reichsfahne getragen haben. Den höchsten Glanz aber erreichte dieser Zollernzweig in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundertes. Damals war Burchard V. der Stammesälteste des Geschlechtes. Er war vermählt mit Mathilde, einer Tochter des Pfalzgrafen Rudolf von Thüringen. Dieselbe schenkte ihrem Gatten mehrere Söhne und Töchter. Von den letztern gelangte zu hohen Ehren und zu immerdauerndem Fortleben in der Geschichte

Gertrud, die Gemahlin Rudolfs von Habsburg, die König- und kaiserreichste Ahnmutter der Weltgeschichte.

Nicht immer bietet fürstliche Herkunft, die Erlangung einer Herrscherkrone die Gewähr für ein ungetrübtes, immerdauerndes Glück. Das erfuhr auch die Gräfin Gertrud. Durch einen unglücklich niederfahrenden Blitzstrahl verlor sie ihren Vater, und auch als sie die Gemahlin des frommen Grafen Rudolf von Habsburg geworden, da klopfte noch manchmal Kummer und Sorge an ihre Thür. Sie sah den Gatten in zahllose Streitigkeiten verwickelt wegen seines Erbes, sie sah ihn mit dem Banne der Kirche belastet wegen eines Krieges mit dem Bischofe von Basel. Aber wenn auch fürstliche Macht nicht sicherstellt gegen die Zufälle des Schicksales, so vermag doch sittlicher Wert und sittliche Größe auch das nicht überall vom Geschicke begünstigte Dasein zu einem glücklichen, friedlichen zu gestalten. Gertrud war ihrem Gemahle eine treue, sorgsame Hausfrau, ihre Ehe war eine reich gesegnete: drei Söhne und sechs Töchter schenkte sie ihrem Gatten. Mit großer Freude vernahm sie die Erhebung ihres Gemahles zum römischen Könige. Stolz auf das Glück ihres Hauses, zog sie mit zur feierlichen Krönung nach Aachen. Hier wurde auch sie mit dem Diademe geschmückt, an das sich noch immer die Erinnerung von Glanz und Würde und Macht knüpfte. Aber wie wenig die Gegenwart der Vergangenheit entsprach, das merkte auch Gertrud, die als Königin sich Anna genannt, wenn sie das Verhältnis ihres königlichen Eheherren zu den Reichsfürsten betrachtete. Die Königswähler waren Herrscher neben dem Oberherren. So harrete der Töchter Gertruds allerdings eine glanzvolle Zukunft. Die fünf mächtigsten Reichsfürsten wurden nämlich Schwiegersöhne der deutschen Königin, und die sechste Tochter wurde die Gemahlin des Erbprinzen von Sizilien; aber des deutschen Königes Macht reichte nur soweit, als das Gewicht

seiner Persönlichkeit die zahllosen eigensüchtigen Interessen niederzuhalten und die Bereitwilligkeit der Fürsten zu wecken vermochte, mit ihm alle das Reich verwirrenden Greuel- und Gewaltthaten zu bekämpfen. Es war demnach auch das Leben des Königes Rudolf ein ebenso vielbewegtes, unruhvolles wie das des Grafen. Gertrud hatte ihre höchste Befriedigung gefunden in den Erfolgen ihres Gatten; sie hatte umsichtig und liebevoll des Hauses gewaltet, sie hatte die Töchter, wenn auch mit Schmerz wegen der Trennung, so doch auch wieder mit Zufriedenheit wegen des glanzvollen Geschickes, das ihrer wartete, aus dem Hause scheiden sehen; nur als die letzte, die Lieblingstochter, weit hinüberzog über die Berge nach Italien, da brach der zärtlichen Mutter beim Abschiede das Herz. Im August des Jahres 1281 machte der Tod dem segensreichen Wirken der edlen Fürstin ein Ende. Das Andenken an diese Zollernfürstin, die mit dem ersten königlichen Habsburger Deutschlands Krone getragen, ist ein gesegnetes geblieben bei Mit- und Nachwelt; viele fürstliche Geschlechter zählen sie zu ihren Vorfahren; sie ist die König- und kaiserreichste Ahnmutter der Weltgeschichte.

Elisabeth, die Gemahlin König Albrechts I.

Konrad IV., der Sohn des berühmten Friedrich II., war vermählt mit Elisabeth, der Tochter des Herzoges Otto II. von Baiern. Als der edle Staufer, noch nicht sechsundzwanzig Jahre alt, mit Hinterlassung des nachmalig so unglücklichen Konradin das Zeitliche gesegnet, da vermählte sich seine jugendliche Witwe mit dem Grafen Meinhard von Tirol. Aus dieser Ehe entsproßten vier Söhne und zwei Töchter. Von diesen war eine, Elisabeth, die Gemahlin Albrechts I. Graf Meinhard war ein Gesinnungs- und Schicksalsgenosse des Grafen Rudolf von Habsburg. Anfangs besaßen beide

Fürsten nur geringe Machtmittel, sie waren eifrige Anhänger der Staufer und ihrer Politik, sie bewiesen eine eiserne Ausdauer in dem Bestreben, die Hausmacht zu mehren. Als dem Grafen Meinhard das gelungen, da reichte er dem mittlerweile zur Königswürde emporgestiegenen Rudolf die Hand und bot ihm die Mittel, den Böhmenkönig niederzuwerfen. Mit dessen Besitzungen wurde nun die beiderseitige Hausmacht gegründet und gefestigt. Meinhard erhielt zu seinen Ländern noch Kärnten. Die Verbindung der beiden fürstlichen Häuser sollte noch eine engere werden. Rudolfs ältester Sohn wurde der Gemahl Elisabeths, der Tochter Meinhards. Politische Gründe waren wohl die Veranlassung zu dem Ehebündnisse, dennoch war dieses ein ungewöhnlich glückliches. Denn obschon Albrecht als Fürst hart, selbstbewußt, unzugänglich war, so entwickelte er als Gatte die schönsten und liebenswürdigsten Tugenden. Ein Reimchronist aus dieser Zeit erklärt sich außerstande, die Liebe dieses Fürsten zu seiner Gattin zu schildern; das vermöge nur der, welcher über die Kunst eines Wolfram von Eschenbach oder Hartmanns von Aue verfüge. Elisabeth verdiente aber auch in jeder Hinsicht die Wertschätzung ihres Gemahles. Die Erziehung, welche sie im elterlichen Hause genossen hatte, befähigte sie nicht allein, den Pflichten der Hausfrau zu genügen, sie war auch imstande, in den wichtigsten Fragen der Politik sich zurecht zu finden, und nicht selten hat sie zum Vorteile ihres Gatten, ihres Vaters, ihrer Kinder mit ihrer geschickten Hand die verwickeltsten Streitfragen gelöst. Diese ihre große Klugheit und politische Bedeutung mochte wohl mit dazu beitragen, daß der Papst Bonifatius VIII., als er vernahm, ihr Gemahl Albrecht I. habe den deutschen Königsthron bestiegen, sie mit der verruchten Gattin des Ahab, der Jesabel, verglich; stammte sie ja doch aus dem von den Päpsten als Otterngezücht bezeichneten Geschlechte der Staufer — sie war Konradins Stiefschwester —. Der Papst wollte auch von

einem Könige Albrecht nichts wissen, und erst als das Kirchenoberhaupt durch einen Kampf mit dem Könige von Frankreich seine Macht bedroht sah, vertrug er sich mit dem Gemahle Elisabeths. Der aber mußte zu dem Versprechen sich bequemen, keinen der Söhne seiner staufischen Ehegenossin zum römischen Könige wählen zu lassen. Mochte Elisabeth bei dem Kirchenfürsten keine Anerkennung finden, ihre Kinder, ihre Unterthanen priesen sie als die zärtlichste Mutter, als die sorgsamste Fürstin, als die mildthätigste Frau. Zweiunddreißig Jahre hatte die edle Herrscherin in glücklichster Ehe gelebt, da zerrissen verruchte Mörderhände das schöne Band. Von dem eigenen Neffen war eine Verschwörung gegen das Leben König Albrechts angezettelt worden. Angesichts der Habsburg erlag der deutsche König den Mordstreichen Johann's von Böhmen. Elisabeth hatte von der Gefahr, in welcher ihr Gatte schwebte, vernommen; sie war von Rheinfelden, wo sie weilte, ihm entgegengeeilt; sie kam zu spät, das Verbrechen war verübt. In lebhaften Farben schildert der oben schon erwähnte Reimchronist den Seelenschmerz der unglücklichen Witwe; er entschuldigt damit die grausame Rache, welche sie an den Mördern genommen. Zwar entkam Johannes Parricida; er soll, nachdem er vom Papste Klemens Verzeihung für seine That erlangt habe, als Augustinermönch in Pisa gestorben sein, oder, wie andere erzählen, auf dem habsburgischen Stammgute Eigen unerkannt als Büßer gelebt haben. Auch ein Genosse der Blutthat, Eschenbach, flüchtete und lebte fünfunddreißig Jahre im Würtembergischen als Schäfer; ein dritter, Palm, starb im Elende in Basel. Einer aber, Wart, wurde ergriffen, an den Schwanz eines Pferdes gebunden, geschleift und lebendig auf das Rad geflochten; erst nach drei Tagen, während welcher seine Gattin in heißem Gebete an seiner Seite verweilte, machte der Tod den gräßlichen Leiden ein Ende.

Nach dem Tode Albrechts widmete Elisabeth sich mit

doppeltem Eifer dem Wohle der Ihrigen. Zahlreiche Urkunden reden von den wohlthätigen Stiftungen und von den trefflichen Anordnungen derselben. Reichlich bedachte sie mit ihren Schätzen die Gotteshäuser, und für des gemordeten Gatten Seelenruhe bestellte sie und stiftete sie viele Seelenmessen. Sie selbst folgte dem Hingeschiedenen im Jahre 1313 in die Ewigkeit. In ihrer Stiftung Königsfeld, einem auf der Stätte des Mordes gegründeten Nonnenkloster, wurde sie begraben. Wahre Frömmigkeit, innige Gattenliebe, unermüdliche Sorge um das Wohl aller ihr Nahestehenden sind die leuchtenden Tugenden dieser aus dem glorreichen Stamme der Staufer in das erlauchte Geschlecht der Habsburger verpflanzten Elisabeth.

Elisabeth, die Gemahlin Friedrichs des Schönen von Österreich.

Nur wenige Mitteilungen hat die Geschichte über die Gemahlin des als ein Muster von deutscher Treue bei der Nachwelt rühmlichst fortlebenden Sohnes Albrechts I., des wackeren Friedrich des Schönen, überliefert. Der ferne Süden, das schöne Aragonien war das Heimatland Elisabeths. Sie mochte sich glücklich preisen, als sie die Gemahlin des Fürsten ward, der allüberall als der schöne Friedrich bezeichnet wurde. Denn mit diesen Vorzügen des Körpers verband der edle Habsburger die herrlichsten Eigenschaften der Seele. Er hatte vom Vater den hohen Sinn, das königliche Gemüt, von der Mutter die Liebe zum Beglücken und Wohlthun geerbt. Wie zufrieden, wie heiter hätte Elisabeth an der Seite eines solchen Lebensgefährten ihr Dasein verbringen mögen, wenn nicht die Ungunst des Geschickes ihm einen Nebenbuhler geschaffen bei dem Streben nach **der** Krone, die der Vater und der Großvater getragen. Unabsehbare Kämpfe erwuchsen dem hochgemuten Habsburger aus seiner Erhebung

auf den deutschen Königsthron. Aber mit Mut und Entschlossenheit zog er endlich in die Schlacht von Mühldorf, in die Königsschlacht. Als stolzer deutscher König hatte er das Walfeld betreten, als Gefangener verließ er dasselbe, um hinter Trausnitz' düstern Mauern sein Leben zu vertrauern. Daheim aber am fürstlichen Hofe saß die einstmals so glückliche, nun namenlos unglückliche Gemahlin und weinte Tag und Nacht über das Mißgeschick ihres Eheherrn. Der unversiegbare Thränenstrom vernichtete in kurzer Zeit ihr Augenlicht, und dichte Finsternis umlagerte die früher so hell und so klar in die Welt schauenden Lichtsterne. Da plötzlich dringt freudige Kunde zu den Ohren der schon hoffnungslosen Frau. Der Gemahl ist frei, er kehrt zurück, er ist schon nahe. Noch einmal jubelt die Schmerzensreiche; doch ach, die erloschenen Augensterne suchen vergeblich den herrlichen Ritter. Kaum erkennt die unglückliche Frau den Klang der Stimme, der ehedem sie so sehr entzückte. Die lange Gefangenschaft hatte auch die Schnellkraft dieser Blume der Ritterschaft untergraben. Nicht gebrochen aber hatte sie den hohen Sinn und die Achtung vor Liebe und Treue. Als Friedrich das Versprechen, welches er als Gefangener gegeben, in seiner Freiheit nicht zu halten vermochte, da kehrte er, getreu seinem Worte, in die Haft zurück. Schon mußte Elisabeth glauben, von neuem und nun für immer des edlen Gemahles beraubt zu sein. Doch das Geschick fügte es besser. Als Mitkönig nahm der Nebenbuhler den die Treue über alles schätzenden Habsburger an. Zehn Jahre noch sah die Welt das staunenswerte Beispiel, wie Fürsten, die bis auf den Tod miteinander um die Herrschaft gerungen, in brüderlicher Eintracht den Thron nun teilten. Zehn Jahre lebte noch die treue Gattin an der Seite ihres treuen Ritters. Dasselbe Jahr sah Friedrich und Elisabeth die Summe ihrer Erdentage vollenden. Mag diesem Fürstenpaare nur ein kurzes und trübes irdisches Dasein beschieden gewesen sein, ewig wird dasselbe strahlen in der Geschichte als Muster von Liebe und Treue.

Heiratsangelegenheiten aus den Zeiten der luxemburgischen Kaiser.

Heinrich VII., der erste Kaiser aus dem luxemburgischen Hause, erneuerte noch einmal die von seinen Vorgängern aufgegebenen Ideeen des römischen Kaisertumes. Er wurde ein Opfer dieser Bestrebungen und fand in Italien ein frühes, vielbeklagtes Ende. Die übrigen Mitglieder seines Hauses sind ihm nicht auf den stolzen Bahnen gefolgt. Sie fanden nicht die Kraft in sich, die Träger von Anschauungen zu sein, wie sie die großen Kaiser aus dem Stamme der Sachsen, der Franken, der Schwaben vertraten; die Erwerbung einer Hausmacht, die Sorge für dieses eigene Reich beschäftigte sie in höherem Grade als die Wahrung und Mehrung der Rechte des römischen Kaisers deutscher Nation. Daher gehören sie auch mehr der Spezialgeschichte dieser Länder an als der großen Geschichte des deutschen Volkes. Aus diesem Grunde würde auch die Geschichte der Frauen dieser Fürsten nicht das Interesse beanspruchen dürfen wie die Schilderung der Schicksale jener Herrscherinnen, deren wir bisher Erwähnung gethan. Deshalb beschränken wir uns auf die Erzählung einiger Heiratsberedungen, die dazu dienen sollen, das unermüdliche Ausschauen nach neuen Ländern zu kennzeichnen, die zugleich aber auch ein Beispiel sein mögen, in welcher Weise in jenen Jahrhunderten Verlöbnisse und Ehebündnisse geschlossen wurden.

Karl IV., den Kaiser Max den „Erzvater Böhmens, den Erzstiefvater Deutschlands“ nannte, hatte einen Sohn Wenzel. Als derselbe noch in den ersten Tagen seines Erdendaseins sich befand, erkor ihm der Vater mit weitschauender Berechnung schon die Braut. Auf der Burg zu Nürnberg hauste der Zoller Friedrich V. Große Besitzungen nannte er sein

eigen; aber er besaß keinen Sohn, dem er sie hätte vererben können. Nur Töchter hatte ihm seine würdige Gemahlin geschenkt. Die älteste Tochter dieses Burggrafen — Elisabeth war ihr Name — war die ausersehene Braut des wenige Tage alten Wenzel. Das Verlöbnis wurde in förmlichster Weise begangen und von den beiderseitigen Eltern durch heilige Eidschwüre bekräftigt. Die Mutter des kindlichen Bräutigames mußte nach ihrer Genesung die Billigung dieses Verlöbnisses durch eine öffentliche Erklärung bezeugen. Damit aber dem Kaiser auf keinen Fall das mit der Hand der Prinzessin Elisabeth erstrebte Vermögen entgehe, bestimmte er, daß, falls sein eben verlobter Sohn vom Tode dahingerafft würde, für ihn der älteste Bruder, der inzwischen dem Vater noch geboren werden möge, in das Verlöbnis mit der Burggräfin eintrete. Sollte aber diese das Zeitliche segnen, so möchte sie durch eine inzwischen dem Burggrafen geschenkte andere Tochter ersetzt werden. Sollten aber beide Kinder am Leben bleiben, dann, bestimmte man, müsse die wirkliche Vermählung derselben schon innerhalb zehn Jahren vollzogen werden. Doch nicht lange dauerte die scheinbar so unauflöslich vereinbarte Verbindung. Als dem Könige von Ungarn eine Erbtochter geboren wurde, da erachtete Karl ein Königreich für wünschenswerter als eine Burggrafschaft. Mit Zustimmung Friedrichs V. und seiner Gemahlin wurde die so feierlich vereinbarte Verlobung des Königssohnes mit der Burggräfin wieder aufgelöst. Die Eltern der Braut mochten in dem Mißverhältnisse des Lebensalters ihres Kindes und dessen Verlobten eine Beruhigung erblicken gegenüber der beleidigenden Handlungsweise des Kaisers. Da auch der Papst die Auflösung des Bundes genehmigte, so konnte Karl nun die Gewinnung des ungarischen Königskindes versuchen. Da starb diese Prinzessin, und nun hatte der schlaue Luxemburger kein Königreich gewonnen, wohl aber eine Burggrafschaft aufgegeben. Elisabeth wurde die Braut und die Gemahlin

Ruprechts von der Pfalz, des nachmaligen Gegenkönigs von Wenzel.

Doch Karl IV. verzichtete nicht so leicht auf einmal liebgewonnene Pläne. Seine Gemahlin Elisabeth gebar ihm einen zweiten Sohn, Sigmund, als er zufällig in Nürnberg verweilte. Wie sehr es ihn auch nach Böhmen zu Frau und Kind hinzog, er wich nicht vom burggräflichen Hofe, bis es ihm gelungen war, Friedrich V. zur Abschließung eines zweiten Ehekontraktes für seinen eben geborenen Sohn und eine der Töchter des Burggrafen zu vermögen. Er hatte schon früher durch einen kaiserlichen Akt den Nürnberger Herrn ermächtigt, seine Besitzungen auf eine beliebige Tochter zu vererben. So mochte es, trotz der Vermählung der ehemaligen Braut Wenzels, dennoch gelingen, die Burggrafschaft zu erhaschen. Der diesmal vereinbarte Vertrag redete von einer Doppelheirat zwischen den gegenwärtigen und zukünftigen Kindern der Vertragschließenden. Er ist eines der merkwürdigsten Aktenstücke bezüglich der Art, wie man im Mittelalter die Ehe zu einem Mittel für die Befriedigung der Ländersucht und dergleichen mißbrauchte.

Der Kaiser verlobte seinen Sohn Sigmund mit des Burggrafen Tochter, — der Name Katharina ist erst später in die bereits vollzogene Urkunde eingetragen worden —. Wird dem Burggrafen innerhalb der nächsten fünf Jahre ein Sohn geboren, so soll dieser einer Tochter des Kaisers vermählt werden, falls demselben eine solche innerhalb desselben Zeitraumes zuteil wird. Stirbt der verlobten Kinder eins, und wird den Eltern an Stelle des Hingeschiedenen ein anderes geboren, so muß dieses anstatt des verstorbenen Kindes in den Verlobungskontrakt eintreten.

So ernst nahm man es mit diesen Eheversprechungen der zum Teil noch ungeborenen Kinder, daß ausführliche Urkunden zugleich über Heimsteuer, Widerlage, Morgengabe und dergleichen Nebenverabredungen die genauesten Bestimmungen

enthalten. Um aber die burggräflicherseits obwaltenden Zweifel über die Trauwürdigkeit des Versprechens des Kaisers zu beseitigen, verpflichteten sich die Väter beider Paare nicht nur, wie früher, durch Eidschwüre, sondern auch durch die Übernahme einer Konventionalstrafe für den Fall des Wortbruches von hunderttausend Gulden — eine Geldsumme, wofür damals Fürstentümer feil standen!

Und doch ward auch dieser Vertrag gebrochen. Da Friedrich V. noch zwei Söhne erhielt, so war der ganze schöne Plan zur Erwerbung der Burggrafschaft hinfällig. Nun hatte der früher so eifrig begehrte Kontrakt für den ländersüchtigen Karl keinen Wert mehr; ja, er erschien ihm als eine Last, als im ungarischen Königshause eine neue Erbtochter das Licht der Welt erblickte. Trotz des noch bestehenden Bundes, trotz der festgesetzten Strafsumme warb der Kaiser sofort um die Hand dieser Tochter für seinen Sohn Sigmund. Er wußte mit dem Burggrafen sich zu verständigen bezüglich der Lösung der Verlobung, und da man den Papst nicht noch einmal angehen wollte um Trennung eines feierlich geschlossenen Bundes, so beschloß man, die Prinzessin Katharina zu veranlassen, statt des Brautschleiers den Nonnenschleier ins Haar zu flechten. So lange die Mutter Katharinas lebte, erreichte der Kaiser sein Ziel nicht; aber drei Monate nach dem Hinscheiden derselben war die aufgegebene Braut Klarissin in einem Kloster zu Hof.

Der wiederholte Bruch so feierlich geschlossener Bündnisse hat dem luxemburgischen Hause wenig Segen gebracht: die Zollernfürstinnen aber möchte man glücklich preisen, daß ihr Schicksal nicht mit dem ihrer einstmaligen Verlobten verbunden blieb. Wenzel, der schon in der Wiege mit einer Burggräfin und mit einer Königin verlobte, heiratete, neun Jahre alt, die Tochter Herzog Albrechts I. von Baiern. Wenig Glück mag die fromme Johanna an der Seite des maßlos dem Trunke, dem Jähzorne, der Jagd ergebenen

Fürsten gefunden haben. Schon früh nahm der Tod sie weg von der Seite des ungebärdigen Eheherren. Sie wurde von den furchtbaren Jagdhunden, die der manchmal mehrere Monate in den böhmischen Wäldern lebende Herrscher beständig um sich hatte, zerrissen. Eine zweite Gemahlin, Sophia, war eine treue Anhängerin und ein Beichtkind des in Konstanz als Märtyrer seiner Überzeugung gestorbenen Johannes Hus. An eine dieser Frauen knüpft sich die Erzählung von dem sogenannten hl. Johannes von Nepomuk. Dieselbe lautet:

Am Morgen nach Sigmundsfest (3. Mai) rief Wenzel den Priester Johannes von Nepomuk zu sich, einen gottesfürchtigen Mann, der Magister an der Prager Universität, Domherr und Beichtvater der Königin war, und drang mit allem Fleiß in ihn, zu sagen, welche Sünden die Königin gebeichtet habe. Der Priester gab darauf zur Antwort: „Mein Herr König, ich weiß das nicht mehr, und wenn ich es wüßte, würde es mir doch nicht zukommen, Euch es mitzuteilen, so wenig als es Euch geziemt, mich darum zu fragen.“ Wenzel, von Zorn entbrannt, ließ den Priester in einen unterirdischen Kerker werfen und ihn vom Henker, den er seinen Gevatter nannte, auf die Folter legen; als er ihm auch damit nichts auspressen konnte, befahl er, ihn nachts auf die Prager Brücke zu führen und gebunden ins Wasser zu stürzen. Daraufhin wurden noch in derselben Nacht und in der folgenden viele brennende Lichter über dem Körper des Ertränkten gesehen. Die Prager Prälaten aber zogen den Leichnam bei dem Kloster zum hl. Kreuze aus dem Wasser, begruben ihn in der St. Veitskirche und deckten einen Stein darauf. Seitdem sind zahlreiche und mannigfache Wunder dort geschehen, und darum nannten ihn viele Gläubige einen Märtyrer Gottes und einen Heiligen. In dieser Form überliefert uns der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhundertes lebende böhmische Geschichtschreiber Hajek die Legende vom hl. Johannes von Nepomuk. Wir nennen die Erzählung

eine Legende, weil sie auch zu den zahlreichen Geschichtsfabeln zu zählen ist. Die Entstehung dieser in einem Geschichtswerke des 16. Jahrhundertes uns begegnenden, an Personen aus dem Ende des 14. Jahrhundertes anknüpfenden Fabel ist folgende. König Wenzel geriet mit dem Erzbischofe Johann von Genzenstein in Streit wegen des Schlosses Rudnitz und einiger anderen Krongüter, deren sich die Kirche bemächtigt hatte. Der Hauptratgeber und Helfer des Bischofes war sein Generalvikar Johannes aus dem Dorfe Pomuk. Diesen ließ der König, da er ihn als den vorzüglichsten Veranlasser und als die Seele des Streites betrachtete, in die Fluten der Moldau werfen und ertränken (20. März 1393). Die eben erwähnte geschichtliche Thatsache wurde die Unterlage zu der oben erzählten Legende. Johannes Hus hatte in seinen Lehren gegen die Ohrenbeichte geeifert. Die Böhmen waren dem sittenstrengen Reformator mit Begeisterung gefolgt; sie hatten sein Bildnis allerwärts aufgestellt; sie feierten sein Gedächtnis am 16. Mai. Hundert Jahre nach dem Feuertode des in Konstanz verurteilten Johannes Hus, nahm Luther die Lehre von der Beichte, wie der Prager Professor sie vorgetragen, in sein Lehrsystem auf. Nun schloß sich der größere Teil der Böhmen dem neuen Reformator an. Nachdem man hundert Jahre lang mehr oder minder heftig wegen des Glaubens in Deutschland miteinander gehadert, kam es zum sogenannten dreißigjährigen Kriege. Gleich im Anfange dieser Unglücksperiode wurde das protestantische Böhmen niedergeworfen, und der Jesuitenorden begann unter dem Schutze der Regierung die Bekehrung der von der katholischen Kirche Abgewichenen. Vor allem kam es nun darauf an, die Erinnerung an Hus zu verdrängen, seine Lehren von der Beichte zu entkräften. Deshalb schafft man die Erzählung von dem Priester, der ein Märtyrer wird seines Berufes, da er das Beichtsiegel zu brechen sich weigert. Man knüpft an den geschichtlichen Johannes von Pomuk an und macht ihn zum Beichtvater der Königin.

Aber man ist ungeschickt. Die fromme Johanna starb 1386; Johannes aus Pomuk wurde 1393 ertränkt. Nun dachte man an Wenzels zweite Gemahlin. Doch die war eine Anhängerin und ein Beichtkind des so heftig bekämpften Hus. Was nun thun? Man behauptete, es gebe zwei Priester mit dem Namen Johannes aus Pomuk, beide seien von Wenzel in die Moldau gestürzt worden, der eine wegen politischer Streitigkeiten mit dem Könige, der andere wegen Beobachtung des Beichtgeheimnisses. So war der Beichtheilige geschaffen. Um nun den Magister Johannes Hus, der immer noch bei den Böhmen in hohem Ansehen stand, zu verdrängen, wurde der Gedenktag des neuen Märtyrers auf den 16. Mai gesetzt, auf den Tag, an dem man in früheren Zeiten den Reformator zu feiern pflegte. Wie zur Zeit der Einführung des Christentumes die Missionare an die Stelle des Wodan den hl. Michael setzten, wie an den alten heidnischen Kultstätten Klöster gebaut wurden, wie die Verehrung, welche man einst den Göttern gezollt, auf die Heiligen übertragen wurde, so nahm den Platz des Magister Johannes der Beichtheilige Johannes ein. Ja, nicht allein der Festtag des Reformators kam in des neuen Märtyrers Besitz, auch die Statuen, die einstmals an den Bekenner von Konstanz erinnerten, wurden in Bildnisse des neuen Heiligen umgestaltet. Dem Magisterhute fügte man noch einen Sternenkranz zu, und die Bibel mußte einem Kruzifixe weichen. Der lange schon als Heiliger verehrte Johannes aus Pomuk wurde im Jahre 1729 am 19. März auch förmlich unter die Heiligen versetzt. Die neuere Geschichtschreibung aber hat die eine zeitlang als wahre Geschichte angesehene Erzählung von der Ermordung des Priesters wegen der Wahrung des Beichtgeheimnisses in die Reihe der zahlreichen Geschichtsfabeln verwiesen (vergl. Tell, Schweppermann, die Päpstin Johanna ꝛc.).

Wie die häuslichen Verhältnisse Wenzels nur wenig Anziehendes bieten, so auch die seines Bruders und Nachfolgers

Sigmund. Derselbe vermählte sich zwar mit der an die Stelle der Burggräfin Katharina ihm erkorenen Prinzessin Maria aus Ungarn; aber sie starb schon früh, und eine zweite Heirat brachte dem jugendlichen Witwer nur Kummer und Unglück. Er lebte in beständigem Unfrieden mit der unwürdigen, ungeliebten Gattin und verwies sie endlich vom Hofe, aus dem Lande, in die einsame Pußta des Ungarnreiches. Sehnsüchtig gedachte er nun manchmal der frühern Braut, und oftmals mag das Bild derselben vor seiner Seele gestanden haben, wenn er an der stillen Wohnung der Klosterfrau vorbeizog.

Zur Kennzeichnung der Art und Weise des Verkehres einzelner Kaiser mit den Frauen ihrer Zeit möge hier neben dem Seite 249 von Maximilian Erwähnten noch eine Nachricht dienen über einen Aufenthalt Sigmunds in Straßburg (1414). Weil der Kaiser den Tanz und den Umgang mit gebildeten Frauen überaus liebte, so luden ihn die „von der zornischen Familie“ zum Essen und Tanz ein. Gern wolle er kommen, scherzte Sigmund, wenn die Damen ihn geleiten wollten, er kenne den Weg nicht. So erschienen denn um 6 Uhr morgens hundert adelige Frauen und Jungfrauen in der Wohnung des Reichsoberhauptes, dasselbe abzuholen. Da Sigmund noch schlief, gingen etliche Vornehmere hinauf, ihn zu wecken. Er warf sich in einen weiten Rock und empfing den lieblichen Besuch, folgte der Einladung, und beim Schalle der Trommeln und Pfeifen begab sich der Zug durch mehrere Straßen zur Domkirche, wo man entdeckte, daß der Kaiser sich nicht die Zeit genommen hatte, sich gehörig zu beschuhen. Da kauften ihm denn die Edelfrauen in der benachbarten Kurbengasse um 14 Pfennige ein Paar Schuhe, halfen ihm, dieselben anlegen; dann erhob sich der Aufzug und begab sich zum Festorte. Dort erst kleidete sich der Kaiser völlig an und brachte in der reizenden Umgebung den Tag in der heitersten Stimmung zu. Vor seiner Abreise verteilte

er hundertfünfzig goldene Fingerringe an Damen; die fehlenden versprach er nachzuschicken. Als der muntere Fürst die Stadt verließ, fand er eine Meile vor der Stadt, auf der „grünen Au", dieselben Damen; sie hatten ihm noch ein Abschiedsmahl bereitet. Mit freundlichen Erinnerungen schied Sigmund aus dem schönen Kreise. Die fehlenden Ringe wurden treulich geschickt.

Die schöne Agnes Bernauerin.

Während in der Blütezeit des Rittertumes eine scharfe Trennung zwischen Adeligen und Bürgerlichen bestand, während namentlich die schönen Bürgerstöchter und Bürgersfrauen fast ängstlich von dem Verkehre mit den vornehmen Ritterdamen ferngehalten wurden, ist gegen Ende des Mittelalters, infolge der Verarmung mancher burgbewohnenden Familie, infolge des glänzenden Wohlstandes zahlreicher Bürgershäuser, allmählich eine Annäherung, ja, nicht selten eine enge Verbindung zwischen den früher so schroff geschiedenen Ständen erfolgt. Zahlreiche Adelige wählen sich aus den schönen, reichen Bürgerstöchtern die Gattinnen, und bei den Gastmählern und Bällen der Könige und Fürsten spielen die durch ihren kostbaren Schmuck, nicht selten auch durch ihre Kenntnisse und ihre gefälligen Formen die Abkömmlinge alter Geschlechter in Schatten stellenden nichtadeligen Schönen eine große Rolle. Umgekehrt beteiligten sich auch Könige und Fürsten, Grafen und Edle an den prachtvollen Festen, welche die reichen und mächtigen Bürgerkorporationen in den Mauern ihrer einem Riesenschlosse nicht unähnlichen Städte zu feiern pflegten. Aus der Teilnahme des Herzoges Albrecht von Baiern an den Turnieren und Banketten, welche die Bürger von Augsburg veranstalteten, entwickelte sich das Schicksal **der schönen Agnes Bernauerin.**

Agnes war die Tochter eines Baders. Nach einem Bilde von ihr zu urteilen, welches einstmals in Straubing gezeigt wurde, muß sie von ungewöhnlicher Schönheit und von berückendem Liebreize gewesen sein. Sie besaß eine hohe, schön gewölbte Stirn. Goldene Haare umrahmten dieselbe und flossen lang und weich über Nacken und Schultern hinab, so weit und in solcher Fülle, daß sie in dieselben sich einwickeln konnte. Aus einem lieblichen Antlitze strahlten klare, blaue Augen und verkündeten Reinheit der Seele und Herzensgüte. Als Herzog Albrecht das schöne Bürgerskind bei einem Turniere erblickt hatte, fühlte er sich so von demselben entzückt und gefesselt, daß er beschloß, dasselbe als Gattin heimzuführen. Da er aber den Widerspruch seines Vaters fürchtete, so wollte er seine Ehe vor der Welt verheimlichen. Nachdem in aller Stille die kirchliche Verbindung vollzogen war, begab sich das schöne Paar auf das mütterliche Schloß des Gemahles nach Vohburg und erfreute sich hier, unbeachtet von der Welt, der glücklichsten Ehe. Indes, das Geheimnis blieb nicht immer gewahrt. Man erzählte dem Vater Albrechts, sein Sohn lebe in einer seinem Stande nicht entsprechenden Verbindung; seine Gefährtin werde Herzogin und Gemahlin genannt. Der alte Fürst berief seinen Sohn, er forderte ihn auf, sich mit einer edlen Fürstentochter standesgemäß zu verbinden; aber Albrecht wies zum großen Verdrusse des Vaters alle Vorschläge zurück. Doch der gab die Hoffnung nicht auf, den Störrigen von des Baders Tochter abwendig zu machen. Er veranstaltete zu Regensburg ein großartiges Turnier. Als hier auch sein Sohn sich einfand, da ließ er denselben durch die Kampfrichter zurückweisen, weil er nicht standesgemäß lebe und unritterlichen Umgang pflege.

Erbittert über diese öffentliche Beschimpfung, machte Albrecht nun vor aller Welt den bisher verheimlichten Bund bekannt, umgab seine Gemahlin mit einem ihr gebührenden Hofstaate und ließ sie wie eine Herzogin ehren. Als er aber

einstmals abwesend war, da überfiel sein Vater die ihm verhaßte Schwiegertochter; zuerst versuchte derselbe durch allerlei lockende Versprechungen, aber auch durch Schreckmittel und Drohungen, sie zu der Erklärung zu veranlassen, sie sei nicht die rechtmäßige Gemahlin des Baiernherzoges. Doch weder durch Güte noch durch Gewalt war Agnes zu einem solchen Geständnisse zu bewegen; deshalb ließ der erbitterte Fürst die Gehaßte von dem Viztumsgerichte zu Straubing als Hexe und Zauberin und Verführerin seines Sohnes zum Tode verurteilen. Nun wurde Agnes auf die Donaubrücke geschleppt und von Henkershand in den Fluß geschleudert. Weil die Fluten die Unglückliche nicht verschlangen, dieselbe vielmehr unter lautem Hilferufen an das Ufer schwamm, so eilten die rohen Schergen herbei, wickelten eine Stange in ihr aufgelöstes, langes, goldenes Haar und drückten sie so unter Wasser.

Albrechts Schmerz und Empörung über die Greuelscene war grenzenlos. Er sammelte ein Heer und fiel sengend und brennend in das Gebiet seines Vaters ein. Als aber der Kaiser und viele Fürsten auf Veranlassung des alten Herzoges den Erbitterten mit den Mördern zu versöhnen bemüht waren, da kam endlich ein Ausgleich zwischen Vater und Sohn zustande. Dieser stiftete zahlreiche Messen für die Seelenruhe „der ehrbaren Frau Agnes", jener ließ über dem Grabe der Ermordeten eine schöne Kapelle erbauen. Auch einen marmornen Grabstein weihte man der schönen Bernauerin auf dem sich ihr Bild in Lebensgröße befand, — eine Auszeichnung, die nur Fürstinnen und Äbtissinnen zuteil wurde —, samt einem Hunde und einer Eidechse, den Sinnbildern der Treue und des häuslichen Glückes.

Albrecht hat nie die holde Gemahlin aus Augsburg vergessen. Zwar verstand er sich auf Wunsch seines Vaters zu einer zweiten Ehe mit Anna von Braunschweig; aber zum Zeichen, wie sehr er der verstorbenen Gattin noch immer gedenke, unterzeichnete er den Heiratsvertrag am Festtage der

hl. Agnes. Auch in der Erinnerung des Volkes lebte „der Engel von Augsburg" noch lange. Schon im 15. Jahrhunderte sang man in Volksliedern von dem traurigen Ende der schönen, tugendhaften und unglücklichen Agnes Bernauerin.

Hatte das Frauenleben in den letzten Zeiten des Mittelalters eine wesentliche Umgestaltung erfahren, treten neben den vornehmen Ritterdamen nicht selten Bürgerinnen und Bäuerinnen bedeutsam hervor, so begegnen uns doch insbesondere unter den Fürstinnen noch manche Erscheinungen, die würdig sind, den großen Gestalten der früheren Jahrhunderte an die Seite gesetzt zu werden. Zu diesen gehört vor allen die Jugendgemahlin Maximilians I. Wie dieser Fürst noch ein Abbild des herrlichen Rittertumes der Vorzeit ist, so erscheint seine Lebensgefährtin mit Rücksicht auf ihre Schicksale, ihre Denk- und Sinnesweise als eine Genossin der früher geschilderten großen Kaiserfrauen.

Maria von Burgund, die Gemahlin Maximilians von Österreich.

Die Heimat Marias.

Die Grafschaft Burgund (Franche Comté), gelegen zwischen dem schweizerischen Jura, der Rhone, der Saone und dem Herzogtume Lothringen, war in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes von dem Könige Johann von Frankreich an seinen Sohn Philipp lehensweise übertragen worden. Dieser vermählte sich mit Margareta von Flandern, der Tochter des letzten burgundischen Herzoges aus dem Stamme der französischen Könige. Dadurch wuchs die Macht des Herrschers

von Burgund derart, daß er neben Frankreich eine selbständige Stellung gewann. Durch Heirat, Erbschaft und Kauf brachten die Nachfolger Philipps des Kühnen, — Johann der Unerschrockene, Philipp der Gute, Karl der Kühne —, zu den schon umfangreichen Besitzungen noch die Grafschaften Hennegau, Holland und Seeland, Namur und Luxemburg, Brabant mit Antwerpen, Mecheln und Limburg hinzu. Die Herrscher dieses Landes zeichneten sich insgesamt durch die glänzendsten Eigenschaften aus, nicht nur im Kriege durch Tapferkeit, Kühnheit und Feldherrnblick, sondern auch im Frieden durch Weisheit und Besonnenheit in der Verwaltung der so verschieden gearteten Provinzen. Der burgundische Hof war die wahre Schule der Ritterschaft; nirgendwo wurden so glänzende Waffenspiele gefeiert, nirgendwo herrschte die so viel gepriesene „Höveschheit" wie in der Umgebung dieser Fürsten. Philipp der Gute stiftete bei Gelegenheit seiner Vermählung den Orden vom goldenen Vließe. Nirgendwo herrschte aber auch eine solche Gewerbthätigkeit, ein so großer Kunstfleiß, ein solcher Wohlstand wie in den niederländischen Städten. Dieselben waren daneben im Besitze großer Freiheiten, die den Herzogen ein Dorn im Auge waren. Hier entfaltete die deutsche Kunst in der Malerei und Skulptur ihre herrlichsten Blüten. Auch die Wissenschaften wurden nicht vernachlässigt, und an manchen Orten waren bedeutende Büchersammlungen. Als Philipp der Gute starb, hinterließ er seinem Sohne außerordentliche Reichtümer, bloß seine Geschirre von Gold und Silber wogen 72 000 Mark.

Der Vater Marias.

Karl der Kühne, gleich ausgezeichnet durch Natur und Erziehung, trug sich, seitdem er der Herrscher eines Landes geworden war, das von den Sanddünen der Nordsee bis zu

den brandenden Fluten des Mittelmeeres reichte, mit den kühnsten Entwürfen und stolzesten Hoffnungen. Er benutzte jede Gelegenheit zur Erweiterung seiner Herrschaft; Zütphen und Geldern, Ortschaften im Elsaß und in Schwaben wurden seinem Reiche einverleibt. Gierig richtete er seine Blicke nach der Schweiz; er sparte nicht Geld, nicht Versprechungen, um unter dem Volke einen Anhang zu gewinnen. Eine Beleidigung, die man einem seiner Diener zugefügt, brachte ihn unter die Waffen gegen die Bewohner der Alpenberge. Die wandten sich an den Herzog Renatus von Lothringen, der sich auch durch die Ländersucht des Burgunders bedroht sah. Als Renatus den Hilfesuchenden seine Unterstützung versprach, da überfiel Karl diesen neuen Gegner, besetzte sein Land und bestimmte seine Hauptstadt Nanzig zum neuen Mittelpunkte seines Reiches. Nun sollte der Vernichtungskrieg gegen die Schweiz beginnen. Karls Heer war herrlich gerüstet und besonders durch die Menge des Geschützes furchtbar. Aber in den beiden Tagen bei **Granson** und **Murten** siegte die treue Beharrlichkeit und die Tapferkeit des schweizerischen Landvolkes über die burgundischen Scharen. Doch der Herzog blieb auch im Mißgeschicke unerschütterlich. Da Renatus von Lothringen infolge des Unglückes seines Gegners sein Land wieder erorbert hatte, so zog Karl von neuem gegen **Nanzig**. Die Schweizer schickten, ungeachtet der Winterkälte, eine Heerschar über die Gebirge des Wasgau. Mit Hilfe derselben vernichtete Renatus am 5. Januar 1477 seinen Gegner und sein Heer.

Die Verlobung Marias.

Karl hatte aber nicht allein nach Vermehrung seiner Länder getrachtet, er wünschte sich auch einen Titel, der seiner großen Macht entspreche, und der ihn berechtige, seinen

Platz neben den höchsten Fürsten Europas zu nehmen. Deshalb trat er in Verbindung mit dem römischen Kaiser, der das Recht hatte, die Königswürde zu verleihen. An der Spitze des deutschen Reiches stand Friedrich III. Mag derselbe für die Wohlfahrt der deutschen Nation sich wenig gemüht haben, für die Vermehrung seiner Hausmacht empfand er schon größeres Interesse. Der ehrgeizige Burgunder stellte dem Habsburger den Gewinn des ganzen neu zu schaffenden Königreiches in Aussicht dadurch, daß er auf eine Heirat hinwies zwischen Maria, seiner Erbtochter, und Maximilian, dem Sohne Friedrichs. Freudig versprach der Kaiser als Gegenleistung für diese so lockende Verbindung die Krönung des mächtigen Herzoges. Es wurde eine Zusammenkunft der Fürsten nach Trier beredet, und Karl war seiner Erhebung zum Könige schon so gewiß, daß er mit den Insignien des Königtumes, mit Krone, Scepter und Mantel, erschien. Außerdem umgab ihn ein so glänzendes Gefolge, führte er solche Kleinodien, Schätze und Reichtümer bei sich, daß aller Welt aufs deutlichste bewiesen wurde, er sei der reichste Fürst seiner Zeit. Gegenüber diesem Herzoge erschien das Oberhaupt der Christenheit in einem ärmlichen Aufzuge. Sein Gefolge war klein, die Ausstattung dürftig. Was nützte es, daß Karl den Kaiser mit den größten Ehrenbezeugungen empfing; Friedrich III. und die Deutschen sahen sich zurückgesetzt, in Schatten gestellt durch diesen Herzog und seine Burgunder. Kein Wunder, daß Mißtrauen und Unbehagen die Verhandlungen zwischen den hohen Fürsten trübten. Der Kaiser wünschte zuerst den förmlichen Abschluß der ihm in Aussicht gestellten Verlobung, Karl bestand auf der Vornahme der Krönung. Bald waren die Fürsten, die zusammengekommen waren, um durch freundschaftliche Verbindungen sich möglichst nahezutreten, durch Eifersucht und Mißgunst sehr weit voneinander entfernt. Friedrich III. verließ in der Stille die Moselstadt und beteiligte sich an einem Kriege zwischen dem

Erzbischofe von Köln und dem Domkapitel. Da der Kaiser das letztere unterstützte, so stellte sich der Herzog aus Haß auf die Seite des ersteren. So standen sich beide Fürsten mit den Waffen gegenüber. Städte wurden bestürmt, verheerende Züge unternommen. Endlich kommt es zum Waffenstillstande, und nun beginnen die Unterhandlungen zwischen Friedrich und Karl bezüglich der Verlobung ihrer Kinder von neuem. Jetzt wird die künftige Vermählung endgiltig beschlossen. Der Bräutigam sandte seiner Braut Juwelen zum Geschenke; diese dankte dem freundlichen Geber eigenhändig und schickte ihm einen kostbaren Ring. Marias Vater erlebte die Versorgung seiner Tochter nicht mehr. In der oben erwähnten Schlacht von Nanzig fand er ein frühes Ende. (Bei Granson verlor ich den Mut, bei Murten das Gut, bei Nanzig das Blut. Volkslied.)

Die Vermählung Marias.

Maria war eine Fürstin voll Anmut und Liebreiz. Sie besaß eine herrliche Gestalt, die durch eine kostbare und äußerst geschmackvolle Kleidung zur vollsten Geltung gelangte. Aus dem Hermelinbesatze ihres schwarzen Obergewandes hob sich züchtig ein Hals, den selbst die beiden Streifen feinsten Linnens über dem dreieckigen Ausschnitte an ihren Schultern nicht in Schatten zu stellen vermochten, und ein Antlitz schaute darüber hervor, das, weich wie ein Kinderangesicht und offen wie ein Buch, zu sagen schien: Sehet her! — ich bin zum Lachen geschaffen, aber an Thränen gewöhnt. — Und in der That: dieselben Lippen, die geschlossen einen Schmerzenszug in die linke Wange gruben, dieselben braunen Augen, die aus Schmerz um so manchen herben Verlust wie hinter einem Trauerflor schimmerten, sie konnten sich wie durch Zauberschlag in das Gegenteil verwandeln, sobald nur ein heiteres Wort ihre wahre Natur zum Vorscheine

lockte. Braun wie die Augen war auch das wundervolle Haar, das in reichlicher Fülle die klare Stirne umrahmte und weich auf Nacken und Schultern herniederfloß. Auf dem lieblichen Antlitze dieser edlen Fürstin lagerten seit dem Tode des Vaters die Wolken des Kummers und der Sorge. Der König von Frankreich, der schon lange habgierig nach den burgundischen Landen geschielt, hatte gleich nach dem Tode Karls des Kühnen einen Teil seines Reiches als erledigtes Lehen in Besitz genommen, einen andern Teil überfiel er mit seinen Truppen, den Rest des Maria noch verbliebenen Erbes hoffte er durch eine Vermählung derselben mit seinem erst siebenjährigen, mißgestalteten Sohne zu gewinnen. Doch die zwanzigjährige Fürstin dankte für den ihr angebotenen Bräutigam. Als nun Ludwig XI. boshaft die Unterthanen Marias zum Aufstande reizte, da wandte sich die Verlassene an den wackern Königssohn aus Deutschland und bat ihn, der bedrängten Braut zu Hilfe zu eilen. Die Botschaft erregte große Freude am Kaiserhofe. Friedrich III. schickte eine Gesandtschaft nach Burgund und ließ der edlen Fürstin Geschenke und das Bildnis seines Max überbringen. Als Gegengeschenk erhielten die willkommenen Boten das Abbild Marias in ganzer Figur. Bald erschien der ersehnte Bräutigam selbst. Seine Reise durch die Niederlande glich einem Triumphzuge. Allüberall wurde er festlich empfangen. Am 19. August 1477 in früher Morgenstunde fand in der Hofkapelle zu Gent die Vermählung statt (vergl. Seite 235). Nach Beendigung der kirchlichen Feier schlossen sich die Neuverbundenen innig gerührt in die Arme; Marias Stiefmutter, die Herzogin Margareta, aber umarmte Maximilian, indem sie sagte: „Nun habt Ihr, wonach Euch so sehr verlangte.“ Die Ehe der erlauchten Fürsten war eine äußerst glückliche. Zwar störte der Haß und die Mißgunst des neidischen Franzosenkönig es die Ruhe ihrer Tage, zwar brachten die stets nach neuen Freiheiten gerichteten Bestrebungen der

einzelnen Provinzen manche Sorge und Mühe; aber einen reichen Ersatz für die fehlenden Tage eines sorglosen Genusses fanden die Gatten in der innigsten Seelenharmonie, die sie miteinander verband. Leider war diesem Glücke keine lange Dauer beschieden. Nur fünf Jahre weilte die Blume aus Burgundenland an der Seite des als der letzte Ritter in der Geschichte gefeierten Maximilian. (Vergl. Seite 235.)

Aus dem Kultur- und Geistesleben des deutschen Volkes.

Das Klosterleben.

Mitternacht: durch ferne Schluchten
Klingt das Klosterglöcklein helle:
Fromme Schläfer, schwarze Mönche,
Werdet wach in eurer Zelle.

Werdet wach, ihr frommen Schläfer!
Von dem harten Strohsackbette
Ruft des Ordens strenge Regel
In die Kirche zu der Mette;

In die Kirche, wo die Pfeiler
Wie gebannte Hünen ragen,
Die das schwere Steingewölbe
Keuchend auf den Schultern tragen;

Wo die stillen weißen Bilder
An den grauen Wänden schimmern,
Wo im Chor die ew'ge Lampe
Und geweihte Kerzen flimmern. —

Jüngst erst sind die frommen Männer
Angelangt aus fremden Reichen,
Segensworte auf den Lippen,
In der Hand des Friedens Zeichen;

Ernste Männer, vielgeprüfte,
Die in harter Weltverachtung
Einsam sich der Arbeit weihten,
Dem Gebete, der Betrachtung;

Stille Siedler, die sich mühten,
Mit dem Spaten wilde Schluchten,
Wild're Herzen mit der Lehre
Linden Samen zu befruchten.

Klugen Sinns und unverdrossen
Bauten sie mit Lot und Wage,
Winkelmaß und Säg' und Hammer,
Axt und Kelle, Tag auf Tage;

Bis es ihrem Fleiß gelungen,
Haus und Kirche fest zu gründen,
Bis der Brunnen rauscht im Hofe
Des Konvents in Waldesgründen.

In Gehorsam, Zucht und Armut
Schaffen still die tapfern Streiter,
Reuten aus des Urwalds Riesen,
Dorn und Farn und wüste Kräuter;

Ziehen Wall und Zaun und Hecke,
Hirsch und Keiler abzuwehren,
Daß im Thale wohl umfriedet
Grünen menschenholde Ähren;

Zwängen ein den ungestümen
Bach durch Pfahlgeflecht und Dämme,
Pfropfen milde Südlandsreiser
Auf des Nordens herbe Stämme.

Kräftig sprießt in jungen Gärten
Akelei und Ros' und Quendel,
Dill und Eppich, blasser Salbei,
Eberraute und Lavendel. —

Aber noch ein andrer Acker
Bleibt den Vätern, reicher Boden,
Tiefer Grund, doch schwer zu bauen
Und voll heidnisch wilder Loden.

Traun, da gibt es, viel zu rupfen,
Viel zu zähmen und zu zanken,
Viel zu zerren und zu zupfen
An den ungezognen Ranken.

Auf den braunen Eichenbänken
Sitzt die Brut der deutschen Recken,
Junge Bären; Riesenarbeit
Ist's, sie bildend zu belecken. —

Was auf Hellas' blauen Bergen,
Was einst am Tyrrhenermeere
Dichter sangen, Denker dachten
Später Welt zu Lust und Lehre;

Was der Geist geweihten Sehern
Offenbart in Sturm und Stille,
Wort und Werk des Gottessohnes,
Als er ging in Manneshülle:

Von der Mönche Hand geschrieben,
Blatt auf Blatt mit Müh und Sorgen,
In den Truhen der Abteien
Liegt es liebevoll geborgen.

Rot und blau und grün und golden
Schimmern schön die Anfangslettern,
Reich umrankt von Blumendolden
Und von traumhaft bunten Blättern.

Rührend wünscht der fromme Schreiber
An des langen Werkes Ende,
Daß man seiner armen Seele
Des Gebetes Gaben spende.

F. W. Weber.

Wie der Orient die Wiege des Christentumes ist, so weisen auch die Uranfänge des Mönchlebens hin auf die östlichen Länder. Weltflüchtige Männer, die der allüberall sich breitmachenden Gottlosigkeit und Sittenverderbnis aus dem Wege gehen wollten, hatten grausige Einöden als Wohnorte sich ausersehen. Gleichgestimmte Seelen finden sich hier zusammen und sind alle in derselben Weise bemüht, durch Gebete, durch Entsagung und Kasteiungen den Weltsinn zu ertöten und den Himmel zu erstürmen. Da sie in vereinzelt stehenden Hütten sich ansiedelten, so nannte man sie *μοναχοί*, vereinzelt Lebende (daher das Wort „Mönche"). Bald aber wissen kluge Führer, die Getrennten zu größern Genossenschaften zu vereinen, ihnen eine gemeinsame Lebensart vorzuzeichnen, ihnen Wohnungen zu gewinnen, die zwar noch abgeschlossen, aber doch nicht mehr von der übrigen Welt ganz fern gelegen sind (*κοινόβια*, claustra, Klöster), und eine Thätigkeit ihnen aufzunötigen, welche die Kräfte des Geistes und des Körpers zum eigenen Heile und zum Wohle

der Gesamtheit verwendete. Nun werden öde und unfruchtbare Gegenden bebaut; dem kargen Boden wird der nötige Unterhalt abgerungen; aber auch die Pflege der Armen und Kranken wird nicht versäumt und dem Abschreiben und der Vervielfältigung der hl. Urkunden eine große Sorgfalt gewidmet. Aus dem Oriente wurden diese religiösen Genossenschaften bald nach dem Abendlande verpflanzt. Auf der meerumflossenen, grünen Insel im atlantischen Ozeane, auf dem schon früh dem Christentume gewonnenen irischen Eilande, gelangte die fremde Pflanze bald zu bedeutendem Wachstume und zu hoher Blüte. Der keltische Stamm mit seinem feurigen Sinne und seiner regen Phantasie verstand es, einen Gottesfrieden zu würdigen, der die eigene Heiligung und die Förderung der Mitmenschen erleichterte; er wußte durch die praktische Bearbeitung des Bodens, durch die Betreibung der Gewerbe, durch das Abschreiben von Büchern für jeden Genossen das entsprechende Feld der Thätigkeit zu eröffnen. Bald aber begnügen sich diese Iren nicht mehr mit dem Bewußtsein, in der Heimat als nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft ihrer Pflicht zu entsprechen, sie empfinden das Bedürfnis, hinauszuziehen in die Fremde und den ungesitteten und heidnischen Völkern die frohe Botschaft von dem Reiche Gottes zu bringen, sie teilnehmen zu lassen an den herrlichen Früchten einer gehobenen Kultur. Truppweise wandern sie nach dem Festlande, nach Deutschland, und suchen sich hier die Stelle für ihre selbstgewählte Thätigkeit. Nun gründen sie Klöster, lichten die Wälder, bebauen den Acker, legen Gärten und Obsthöfe an und lassen sich vor allem die Ausbreitung des Christentumes und die Veredlung ihrer Mitmenschen angelegen sein. Alle diese klösterlichen Gründungen tragen bald ein einheitliches Gepräge. Von Italien aus kam die Norm, die den früher nach verschiedenen Regeln lebenden religiösen Genossenschaften allmählich dasselbe Aussehen verlieh. Benedikt von Nursia war es, der durch sein um 529

für seine Mitgenossen auf Monte Cassino entworfenes Ordensstatut der Vater des spätern Mönchtumes wurde. In diesen Ordensregeln ist die urgermanische Idee von dem Häuptlinge, dem sich das Gefolge zu unverbrüchlichem Gehorsame und zu nie wankender Treue verpflichtet, zur Verkörperung gekommen. Der Häuptling ist der Abt (Abbas) des Klosters, seine Mannen sind die Ordensbrüder, die mit ihm in den Dienst des Himmelsherren oder eines Heiligen sich stellen. Sie zerfallen nach altem Germanenbrauche in drei Klassen: Priester, Diakonen und Knaben. Durch die drei Gelübde der Armut, des Gehorsames und der Ehelosigkeit waren sie an den Herren gebunden; ihre Thätigkeit erstreckte sich auf die geistlichen Pflichten, sowie auf den Unterricht der Jugend, die Bebauung des Ackers und die Betreibung der Gewerbe.

Den Iren folgten die Angelsachsen nach Deutschland. Das Haupt derselben war Winfried, der unter dem Namen Bonifatius und eines Apostels der Deutschen in der Geschichte bekannt ist. Zahlreiche Klostergründungen sind auf ihn und seine Nachfolger zurückzuführen. Von den Iren rühren her Reichenau, auf einer Insel im Bodensee, St. Gallen. Die berühmteste Stiftung der Angelsachsen ist Fulda. Die Klöster wurden meistenteils an solchen Stellen angelegt, die als ehemalige Kultstätten der heidnischen Götter entweder noch in hohem Ansehen standen oder dem Aberglauben und den Erzählungen von heidnischen Dämonen und dergl. Vorschub leisteten; es sollte die den heidnischen Göttern und den alten Heroen gezollte Verehrung allmählich beseitigt und auf den Christengott und seine Heiligen hinübergeleitet werden. Nicht selten gab auch die schöne und günstige Lage bei der Auswahl der Baustelle den Ausschlag. Wenn man die Ackerscholle geprüft, Quelle und Teiche besichtigt, das Gestein und das Sonnenlicht auf Wald und Hügel beachtet, die Straßen, den Ausblick in das Land und die Nachbarschaft kennen gelernt und alles günstig befunden, dann wurden die Flur

und das Thal begangen, Gebete gesprochen und die passenden Psalmen gesungen. Nun warf man die Richtschnur, steckte die Pflöcke, maß den Grund der Kirche, dazu die Wohnungen der Insassen. Bald erhoben sich die Mauern, wölbten sich die Kreuzgänge und Schiffe, stieg himmelan der Glockenturm.

Endlich kommt der Tag, an dem die frommen Genossen ihren Einzug halten in das neue Heim. Von einem Mutterkloster sind sie entsendet; von dort oder von sonst einer heiligen Stätte sind kostbare Reliquien gespendet, und einem heiligen Schutzpatrone ist die neue Siedelung anbefohlen. Erweist der Heilige sich hold, geschehen Zeichen und Wunder von ihm, dann ist das Kloster bald weit berühmt. Zum Feste des milden, hilfreichen Schutzheiligen strömen von fern und nah Hohe und Niedrige zusammen. Zahllose Lichter brennen in der schön geschmückten Kirche; feierlicher Gottesdienst, die Erzählung von dem Leben des Heiligen, von seinen Thaten und Wundern erhebt die Herzen; Kranke und Gebrechliche flehen inbrünstig um Hilfe; alle Anwesenden aber begehen in feierlicher Stimmung das hohe Gedenkfest. Rings um die Kirche erheben sich zahlreiche Zelte; Mundvorrat und allerlei Waren liegen zum Verkaufe. Im Kloster selbst aber herrscht ein emsiges, wohlgeregeltes und vielseitiges Leben. Auf dem Vorsteher der Brüder, dem Abte, ruht eine große Verantwortlichkeit. Durch Spenden reicher Gönner, durch die Opfer der Christen, durch Geschenke und Vermächtnisse wuchs das Eigentum des Klosters, und manchmal lagen weithin über einen großen Teil der Länder zerstreut die Ackerstücke und die Hufen des Stiftes. Das Kloster selbst aber glich nicht selten einer kleinen Stadt. Den Mittelpunkt bildete die Kirche; an diese lehnten sich an die Wohnungen der Mönche, durch hohe Mauern von der Außenwelt geschieden. Diese innere Klausur umfaßte die Schlafräume der Bewohner, Vorratskammern, Bibliothek, Arbeitssäle, die Schule, den ansehnlichen Speise- und Beratungsraum und den Kreuzgang,

der einen großen viereckigen, offenen Raum umschloß. Außerhalb dieser der gewöhnlichen Welt verschlossenen Räume lag noch eine ganze Summe von Gebäuden und Einfriedigungen: die Außenschule, Gasthäuser für Fremde, für Vornehme und Geringe, ferner Krankenhäuser und Apotheken, dann die Gebäude für eine große Landwirtschaft: Wohnungen, Viehställe, Scheunen, Vorratsräume, Hühner- und Geflügelhäuser, Gärten für Gemüse, für Blumen und Arzneikräuter, zuletzt der Kirchhof als Obstgarten. Dieser ganze Wabenbau der geistlichen Bienen war eine große, viereckige Anlage, nach außen hin mit Pfahlwerk und Gräben abgeschlossen, später auch noch mit Mauern und Türmen kastellartig umschanzt. Die gottgeweihten Insassen, — Männer und Frauen, denn auch das weibliche Geschlecht hatte bald schon eifrige Mitarbeiterinnen der frommen Thätigkeit der Männer gestellt —, die Mönche und Nonnen bildeten nur eine kleine Minderzahl gegenüber den Dienstleuten, Arbeitern, Schülern und Gästen. Auch die der äußern Klausur Angehörigen mußten sich der strengen Ordnung des Klosters fügen. Die Leitung eines so vielfältigen Ganzen erforderte einen kräftigen Willen und klaren Verstand, und manche hohe Herren und stolze Fürstentöchter haben als Äbte und Äbtissinnen durch ihre Umsicht und Klugheit nicht weniger geglänzt, als ihre mit weltlichen Kronen und Diademen gezierten Verwandten. Eine zeitlang sind diese Klosterschöpfungen für Deutschland von der größten Bedeutung gewesen. Neben den Meiereien der Fürsten waren die Klostergüter am sorgfältigsten bewirtschaftet; in den Gärten derselben wuchsen die wohlschmeckendsten Gemüse, erblühten die herrlichsten Blumen, grünten die heilsamsten Kräuter und lugten die edelsten Obstarten in den verschiedensten Farben zwischen dem grünen Blätterdache der Bäume hindurch.

Außer der Beschäftigung mit dem Ackerbaue und der Gartenzucht findet man in manchen Klöstern das wunderbare Wirken großer Künstlertalente. Wackere Baumeister, fleißige

Bildhauer, geschickte Maler, große Musiker fanden hier alle das Feld ihrer Thätigkeit. In den Nonnenklöstern aber wurden die kunstvollsten Handarbeiten, Webereien und Stickereien, gefertigt. Manche bis auf den heutigen Tag erhaltene Kleinodien rufen bei dem Beschauer ein ebenso großes als berechtigtes Staunen über ihre Schönheit und über die Kunstfertigkeit ihrer Urheberinnen hervor.

Die segensreichste Thätigkeit aber entfalteten die Klosterbewohner in ihren Schulen. Von den ältesten Zeiten des Mönchtumes her hatte sich die Sitte erhalten, die göttlichen Urkunden in zahlreichen, manchmal reizvollen Handschriften zu vervielfältigen. Die Initialbuchstaben und Bildchen verraten eine Sorgfalt und Fertigkeit in der Ausführung, die Arabesken sind so zierlich und mannigfach, daß sie den Handschriften einen kaum zu schätzenden Wert verleihen. Aber nicht bloß die Quellschriften des christlichen Glaubens vervielfältigten die Mönche, auch die Schätze des klassischen Altertumes wurden gesucht, erhalten und vermehrt. Nun wurden in der innern Schule die zum Klosterleben Bestimmten oder dem Kloster zur Erziehung Anvertrauten im Lesen und Schreiben und Rechnen, in der Religion und den Wissenschaften unterrichtet. Selbst die Frauenklöster blieben dieser Thätigkeit nicht fern. Zur Zeit Karls des Großen gab es Nonnen, die an den Bestrebungen der von ihm gegründeten Akademie teilzunehmen vermochten, und zur Zeit der Ottone schrieb die Gandersheimer Nonne Hrotsuit in der Sprache des Terenz ihre Komödien und in dem Versmaße des Virgil ihre frommen Legenden und die Geschichte des großen Otto. Von manchen Äbtissinnen erzählt die Geschichte Ruhmvolles mit Rücksicht auf ihre klassische Bildung.

In den äußern Schulen aber fanden zahlreiche Kinder aus den dem Kloster benachbarten Ortschaften eine ihren Bedürfnissen entsprechende Unterweisung.

Das Bild eines wohlgeordneten Klosters und eines segensreichen Mönchlebens ist aus dem Briefe des Abtes Guibert von Gemblours an den Freund des großen Barbarossa, an Philipp von Köln, zu erkennen. Das Schreiben lautet: „Acht Monate wohne ich in dem Kloster, nicht wie ein Gast, sondern wie ein Bruder behandelt. Hier entsteht kein Hader, kein Zwist, kein Ärgernis; wohlbedachtes Schweigen läßt nichts dergleichen aufkommen. Alle Ämter sind mit bewährten Männern besetzt. Nirgends kann größere Andacht bei dem Psalmengesange, größere Ehrfurcht bei der Feier der hl. Geheimnisse, größeres Entgegenkommen in Aufnahme von Gästen gefunden werden; Treue, Heiterkeit, Dienstfertigkeit in allem; nichts ohne, nichts über das Maß; die Starken tragen die Schwachen, die Untergebenen ehren die Obern, die Obern sind besorgt für die Untergebenen. Haupt und Glieder bilden wahrhaft ein Ganzes. Unter den Brüdern gedenkt keiner gegen den andern seiner Herkunft, seines Amtes, seiner Würde, vormaliger Ehren vor der Welt; alle betrachten sich als Knechte Christi. Durch Wachen und Fasten zähmen sie ihren Leib samt allen Lüsten und Begierden. Die einen sind wie Löwen stark, daß weder Glück noch Mißgeschick ihnen etwas anhaben kann; die andern schwingen sich, dem Aare gleich, von der Niederung der Welt himmelan; alle vereinen Taubeneinfalt mit Schlangenklugheit. In dem Bethause wie in der Werkstätte geschieht alles im richtigen Maße, zur gehörigen Zeit. Täglich speisen drei Arme als Stellvertreter Christi an des Abtes Seite. Keiner genießt je etwas außerhalb des Speisezimmers oder des Krankenhauses; der Natur wird bloß das Notdürftige gewährt; die übrige Zeit wird der Lobpreisung Gottes gewidmet. Was man an Almosen austeilt, läßt sich nicht schätzen, aber noch weniger berechnen, wie viele Seelen sie durch ihre Gebete dem Fegfeuer entreißen. Gäste, die keine Ordensleute sind, werden außerhalb des Klostergebäudes verpflegt. Beim Essen ist der Geist

der Brüder mehr auf das Vorgelesene, als ihr Gaumen auf Speise und Trank gerichtet. Das meiste Aufgetragene bleibt für die Armen übrig. Die Schlafkammer ist stets erleuchtet, die Betten stehen offen, sind rauh. Die Helle, welche auch des Nachts alles beleuchtet, bewährt es, daß sie selbst ein Licht dem Herrn und nicht Kinder der Finsternis sein wollen. Nun sprossen hier Blüten und Früchte jedweder Tugend, davon sind auch die Bücherschränke, die mit den mannigfaltigsten und wertvollsten Schriften angefüllt sind, Zeugen; sind Zeugen die trefflichen Ausleger des göttlichen Wortes, welche täglich, besonders aber an Festtagen, in dem Kapitel durch Belehrung und Zurechtweisung sich samt den andern Geistesnahrung darbieten."

Wenn aus dem bisher Gesagten sich ergibt, daß die Klöster, solange der ursprüngliche Geist in ihnen herrschte, Zufluchtsstätten waren der verfolgten Unschuld, Beschirmer der Schwachen, Ernährer der Armen, Erhalter und Fortpflanzer der litterarischen Trümmer des Altertumes, Wohnstätten der Gelehrten, Denker und Künstler, Beruhigungsorte für manche beängstigten Gemüter, Vorbilder heldenmütiger Entsagung und gemeinnütziger Frömmigkeit, kurz, eine Wohlthat für die Menschheit, so ist um so mehr zu beklagen, daß diese geistlichen Genossenschaften allmählich dem anfänglichen Zwecke sich so sehr entfremdeten. Wohl nichts hat mehr zu dem nach und nach den größten Teil der geistlichen Stifte ergreifenden Verderbnisse beigetragen, als die vielen Schätze und Reichtümer, die sie erwarben. Die freiwilligen Schenkungen der Freunde und Gönner der Klöster, die mit List und Trug erbeuteten Gelder der mißbrauchten Gläubigen, die zahlreichen Ankäufe der Mönche gelegentlich der Kreuzzüge, als viele Ritter, Bürger und Bauern ihr Besitztum dahingaben, um die Mittel zur heiligen Fahrt zu erlangen, alle diese Erwerbungen machten die Besitzer stolz, hochfahrend, üppig, bequem. Nun kümmert man sich nicht mehr um das geistige und leibliche Wohl der

Mitmenschen, nun ist Frönen der sinnlichen Lust und dergl. das stete Streben der entarteten Klosterinsassen. Allerdings erhob sich in dem gesunkenen Stande selbst eine Reaktion gegen diesen unheiligen Geist; es entstanden neue, strenge Orden, die Bettelmönche, welche wieder die alten Gelübde der Armut, des Gehorsames, der Keuschheit betonten; aber auch diese Neuschöpfungen waren nicht in der Lage, das eingedrungene Verderbnis zu ersticken und eine vollständige Erneuerung des Ordenslebens zu ermöglichen. Dadurch aber, daß sie teilweise vom Papste mit der Verfolgung der Ketzer beauftragt wurden, daß sie die Richter waren in den schauerlichen Glaubensgerichten (in dem Inquisitionstribunale), wurden sie ein Gegenstand des Schreckens, des Hasses und der Verachtung. Ein fernerer Grund für die Entartung der geistlichen Genossenschaften ist das Eingreifen derselben in die unseligen Streitigkeiten zwischen Kaisertum und Papsttum. Von der Kurie wurden die Mönche angehalten, den über den Kaiser verhängten Bann, das dem Reiche zugedachte Interdikt zu verkündigen. Statt der Worte des Friedens und der Liebe vernahmen die Gläubigen nun aus gottgeweihtem Munde die mit den Ausdrücken der alttestamentlichen Rachereligion gespickten Bannbullen, statt des Gehorsames und der Unterwerfung unter die Gebote der Obrigkeit predigt man ihnen Aufruhr und Gewaltthat. Kein Wunder, daß ein Stand, der schon längst nicht mehr durch die Heiligkeit seines Wandels, durch die Uneigennützigkeit seines Strebens, durch seine Liebe zum Wohlthun sich allgemeiner Achtung erfreute, nun den ehemals besessenen Einfluß verlor. Kein Wunder aber auch, wenn die Gottgeweihten selbst die ehrfurchtsvolle Scheu, die Hochachtung vor ihren Standesgenossen einbüßen, und wenn allmählich all die früher den Ordensleuten so sehr zur Zier gereichenden Tugenden durch noch zahlreichere Laster verdrängt werden. Nun tritt an die Stelle der Armut eine unersättliche Begier nach Reichtum und Genuß; der Gehorsam

und der Geist der Demut und Unterordnung macht Platz der Zanksucht und dem Hochmute; die künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen finden keinen Raum mehr in den Häusern, wo nur materielles Wohlleben und sinnlicher Genuß erstrebenswert erscheint, die Pflege der Armen und Kranken, die Speisung der Hungrigen, die Tränkung der Dürstenden wird als eine der Würde der hohen geistlichen Herren nicht entsprechende Thätigkeit betrachtet, die Abtötung des Fleisches, die Beobachtung von Sitte und Zucht weichen einer ausgelassenen Zügellosigkeit und Sinnlichkeit. Als Beweis für diese durch unzählige Nachrichten uns überlieferten Thatsachen mögen hier nur die Worte des päpstlichen Sekretäres Nikolaus von Clemanges und des frommen Predigers Geiler von Kaisersberg stehen, Aussprüche von Männern, denen gewißlich niemand Schmähsucht und Mangel an Wahrheitsliebe nachsagen wird, die vielmehr mit dem tiefsten Seelenschmerze der unseligen Verderbnis gedenken; der erste sagt: „Die ganze Lasterhaftigkeit der Mönche zu schildern, ekelt mich. Sie sind trotz ihrer besonderen Verpflichtung und Gebundenheit die zuchtlosesten und genußsüchtigsten Menschen; den Lebenswandel der Nonnen jedoch zu erzählen, verbietet mir die Schamhaftigkeit. Die Klöster sind die Häuser der Unsittlichkeit, und eine Jungfrau verschleiern, heißt geradezu, dieselbe dem Verderben preisgeben.“ Geiler von Kaisersberg brandmarkt die Mönche als „die bösen Unregulierten und Buben, ich kann sy nit anders genennen“, setzt er traurig hinzu.

Hatte das Klosterleben durch solche Zustände fast allüberall den Nimbus verloren, der einstmals dasselbe umkleidete, so erhielt es bald noch einen neuen Stoß durch die Lehre von der Unverbindlichkeit und Verdienstlosigkeit der Gelübde. Diese Lehre stellte ein Augustinermönch aus Wittenberg auf; sein Name ist **Martin Luther.**

Rechtsverhältnisse bei den Germanen und im deutschen Reiche.

1.

Gerichtsverfahren und Gottesurteile (Ordale).

In den ältesten Zeiten hatte jeder Germane, welcher vollberechtigter Besitzer eines freien Grundstückes war, das Recht, unter dem Vorsitze und der Leitung des Gaugrafen über alle in Hinsicht des Eigentumes und der Verletzung der Gesetze vorgebrachten Klagen das Urteil zu fällen. Es war demnach ein solches Gaugericht ein Volksgericht in des Wortes vollster Bedeutung. Dieses Gerichtsverfahren erhielt sich auch noch, als einzelne Bezirke entstanden, die eine eigene Gerichtsbarkeit besaßen (bischöfliche Städte ꝛc.), und als durch die Ausbildung des Lehenswesens und der Hörigkeit die Rechtspflege und die Sorge für die Erhaltung des Friedens den Gaugrafen vielfach entzogen wurde und auf die Lehensherren überging. Weil nun aber die Teilnahme der Freien an den Versammlungen, wo nach alter Weise an den Malstätten Recht gesprochen wurde, ebenso wie die Rechtskunde derselben,

sich minderte, so wurde es Sitte, daß der Graf zuerst die Meinung solcher Männer erforschte, deren Rechtskenntnis einer öffentlichen Anerkennung zu genießen schien. Das Urteil derselben wurde dann den versammelten Gaugenossen zur Billigung vorgelegt. Dieses Verhältnis benutzte Karl der Große, um die Gerichtsbarkeit wenigstens zum Teile den Händen des Volkes zu entziehen und der Regierung einen größeren Einfluß auf die Rechtspflege zu verschaffen. Nach seiner Vorschrift sollten die Urteile nicht mehr von allen freien Grundbesitzern, sondern nur von gewissen, durch seine Beamten auserlesenen Personen (Scabini, Schöffen) gefunden werden. Das Verfahren in Civil- und Verbrechenssachen war im allgemeinen dasselbe. Jede rechtswidrige Handlung setzte den Thäter außer Frieden, ihn durfte niemand aufnehmen, unterstützen und dergl. Mit ihm verfiel seine ganze Genossenschaft, wenn sie weder Gesamtbürgschaft übernahm noch sich von ihm lossagte, der Friedelosigkeit. Der Beleidigte und die Seinen sind demnach berechtigt zur Fehde, und die gerichtliche Verhandlung trägt den Charakter eines Sühneverfahrens, um durch Bezahlung des Wergeldes an den Verletzten oder dessen Genossenschaft und die Buße an den König den Verbrecher in den Frieden zurückzuversetzen. Jedes Vergehen konnte ursprünglich durch Zahlung einer Geldstrafe (Wergeld) gesühnt werden. Die Größe der Summe richtete sich nach dem Stande der Beschädigten. So war z. B. bei den salischen Franken die Strafe für den Mord eines freien Stammgenossen viermal so groß als für die Erschlagung eines zinsbaren Römers, die mit dem Diebstahle eines Habichtes auf gleicher Stufe sich befand. Ebenso wurde auf Verletzung von königlichen Lehensmannen und von Geistlichen eine höhere Strafe gesetzt, sobald die Königsgewalt und die kirchliche Macht zu größerer Geltung gelangt war. Die Todesstrafe hatte ursprünglich nur von der Volksgemeinde verhängt werden können, und zwar bloß wegen Feigheit oder

Verrat. Körperliche Züchtigung konnte allein einen Unfreien treffen. Mit dem Wachstume der Königsgewalt änderte sich auch dieses. Zu den alten Bußen traten körperliche Strafen, ja, Verstümmelungen hinzu. So sollte dem Meineidigen die Hand abgehauen werden, der Straßenräuber ein Auge, im Wiederholungsfalle auch noch die Nase und beim dritten Vergehen das Leben verlieren. Dem Verbrecher sind bestimmte Orte (Freistätten) und Tage bezeichnet, an welchen er unbefehdet sich aufhalten oder erscheinen darf, um mit den Verletzten wegen der Sühne zu verhandeln. Weigern diese die Annahme des gesetzlichen Sühnegeldes, so kann sie der Richter zu dessen Entgegennahme zwingen. Das Verfahren vor Gericht ist mündlich und öffentlich, wobei Fürsprecher (prolocutores) zulässig sind. Ist der Beklagte nicht freiwillig der Klage geständig, so muß der Kläger regelmäßig sich durch seinen Eid vorerst zur Sache legitimieren. Hierbei ist noch häufig die Unterstützung seiner Genossenschaft (coniuratores, Eideshelfer) erforderlich. Als Beweismittel galten bei Civilsachen Zeugen und Urkunden, welche meist der Kläger beibringen mußte. Die beeidete Aussage der Zeugen sowohl wie der Haupteid der Partei konnte von seiten des Gegners durch die Behauptung, sie seien Meineide, entkräftet werden. Geschah dieses, so mußte man zum **Gottesurteile** oder **Ordale** schreiten. Dieses hatte seinen Ursprung in dem Gefühle, daß kein Schuldiger dem Gerichte Gottes entrinnen könne, und daß, wo menschliche Weisheit nicht ausreiche, Gott unmittelbar durch ein Wunder eingreifen müsse, um den Schuldlosen zu schützen und den Schuldigen der verdienten Strafe zu überliefern. Die Gottesurteile wurden unter großen Feierlichkeiten in Gegenwart der Priester abgehalten. Wenn die Beschuldigung auf Friedbruch, Raub, Totschlag, Verrat, Giftmischerei lautete, so war der gerichtliche Zweikampf gewöhnlich das Mittel, die Schuld oder Unschuld zu erweisen. Wer den Kampf ablehnte, galt für überwunden.

Ritter kämpften meistens zu Pferde und in voller Rüstung. Unter Aufsicht der vom Richter dazu bestellten Personen kleideten sich andere Kämpfer nach Willkür in Leder oder Leinwand, doch mußten Haupt und Füße vorn entblößt, der Rock ohne Ärmel, die Handschuhe nur dünn sein. Wer verwundet wurde, niederfiel oder aus dem Kreise wich, war besiegt und erlitt die gesetzliche Strafe. Da die Beweisführung durch Kampf den kirchlichen Anschauungen widerstrebte, so suchten die Geistlichen statt derselben andere zur Geltung zu bringen. Die gebräuchlichsten waren die Feuerprobe, der Kesselfang, die Kreuzprobe, das Würfelspiel, die Schwimmprobe ꝛc. Die Feuerprobe zerfiel in verschiedene Abteilungen. Die erste derselben verlangte, daß der Angeschuldigte, in geringe Kleidung gehüllt, zwischen zwei brennenden Holzstößen hindurchschreiten sollte; eine zweite Art gebot, über glühende Kohlen oder Pflugscharen mit bloßen Füßen zu gehen, — die mittelalterliche Legende läßt die Gemahlin Heinrichs II., die Kaiserin Kunigunde, ihre Unschuld erweisen, indem sie über zwölf glühende Pflugscharen barfüßig, ohne sich zu verletzen, dahinschreitet —; eine dritte Art dieser Probe befahl, ein glühendes Eisen mit bloßen Händen eine bestimmte Strecke zu tragen. Der Kesselfang bestand darin, daß der Beschuldigte einen Ring oder einen Stein aus einem Kessel voll siedenden Wassers hervorholen mußte. Bei der Kreuzprobe wurden der Kläger und der Angeklagte mit ausgestreckten Armen unter ein Kreuz gestellt; wer zuerst die Arme bewegte oder sinken ließ, erschien als der Schuldige. Wollte man durch Würfel zu einem Urteile gelangen, dann bezeichnete man einen von zweien mit einem Kreuze. Wer den zog, den hielt man für unschuldig. Hingegen galt der als überwiesen, der im kalten Wasser, in das er geworfen wurde, nicht untersank. Zu diesen Gottesurteilen kam noch das des geweihten Bissens hinzu. Eine geweihte Hostie wurde unter Verwünschungen in den Mund genommen. Wer dieselbe

mühelos verschluckte und durch den Genuß derselben nicht in Krankheit verfiel, der wurde für schuldlos erklärt.

Es war natürlich, daß sich mancher Aberglaube und Betrug an diese Gottesurteile anschloß, und deshalb erklärten schon früh sich einzelne erleuchtete Männer unter den Geistlichen gegen dieselben; dennoch wurden sie in die Rechtsverfassung aufgenommen, und erst im 15. Jahrhunderte, nachdem allgemein eine neue Gerichtsverfassung eingeführt war, kamen sie allmählich außer Gebrauch.

2.

Die westfälische Feme.*)

Unter den Schöpfungen des Mittelalters, die großenteils eine Folge der zerrütteten und unsicheren Verhältnisse des deutschen Reiches gewesen, ragt die westfälische Feme durch ihre Bedeutung, fast mehr noch durch ihre Verkennung und Verlästerung ganz besonders hervor. Sage, Dichtung und Roman sind geschäftig gewesen, von diesem Gerichte ein Bild zu entwerfen, das schauerlicher kaum gedacht werden kann, und das höchstens in dem fabelhaften Reiche des in der Zeit der Kreuzzüge in Asien auftauchenden Alten vom Berge ein Gegenstück findet. In tiefster Nacht sehen wir die Femrichter in dunkler Waldesschlucht oder in den unterirdischen Gewölben einer Burg zusammentreten; schweigend und vermummt lassen sie sich um die schwarz behangene Tafel nieder, über welche spärliche Lichter ein grausiges Halbdunkel verbreiten. Der Vorgeladene, den man in einem unbewachten Augenblicke ergriffen, mit verbundenen Augen, auf verborgenen Pfaden zur

*) Vergl. Kampschulte.

heimlichen Gerichtsstätte geschleppt hat, wird vorgeführt. Der Ankläger enthüllt das Verbrechen. Sein Schwur gilt als Beweis und gestattet keine Verteidigung mehr. In derselben Stunde wird das Urteil gesprochen, es lautet allemal: Tod. Wir hören das dreifache „Wehe" der vermummten Schöffen; der Freigraf zerbricht den Stab; der Frone tritt hinzu und vollstreckt den Blutspruch. Still und lautlos, wie sie gekommen, verschwinden die Femrichter im Dunkel der Nacht. — Es nützt dem Unglücklichen nichts, sich der Ladung zu entziehen. Das Urteil wird nichts desto weniger gesprochen und — vollzogen. Denn dem rächenden Arme der Feme entgeht niemand; ihre geheimen Boten wandern in die Ferne. „Die heilige Feme durchkreuzt die Welt, sie durchkreuzt die stille, die bewegte Welt."

So Roman und Dichtung. Das Bild aber, welches sie von der Feme geschaffen haben, behauptet sich zum großen Teile auch heute noch, nicht bloß in der Ferne, sondern, auffallend genug, in dem Heimatlande der Feme, auf der roten Erde selbst. Noch heute antwortet der westfälische Landmann, dessen Vater vielleicht selbst noch ein „echter, rechter Freischöffe" war, auf die Frage nach der Feme mit jenen Phantasiegebilden unserer Dichter, Romanschreiber und Touristen, mit Burgverließen, mitternächtigen Sitzungen und qualvollen Torturen — ein sprechendes Beispiel deutscher Gutmütigkeit, die so oft zum eigenen Schaden dem Fremden gläubig nachspricht und diesem auch in heimatlichen Dingen mehr Kenntnis und Urteil zutraut, als sich selbst.

Die Geschichte zeigt uns ein anderes Bild. Es ist wohl wahr: schon manchen Zeitgenossen erschien die Feme als ein furchtbares Gericht, dunkel in seinem Ursprunge, geheimnisvoll in seiner Erscheinung, abschreckend in seinem Verfahren; allerdings hüllte sie sich bis auf einen gewissen Grad in Dunkel ein; allerdings richtete sie in der Zeit ihrer Macht mit einer fast beispiellosen Strenge, allein nie hielt sie den Angeklagten

in Haft, nie wandte sie die Folter an, nie richtete sie in dunkeln Gewölben oder bei Nacht, nie endlich machten die Mitglieder des Gerichtes aus ihrer Mitgliedschaft ein Geheimnis: Freischöffe der heiligen Feme zu sein, war eine Ehre, deren man sich rühmte, die jedermann suchte.

Ein richtiges Verständnis der westfälischen Feme und ein Zurückweisen von Urteilen, wie die eines Schriftstellers des 16. Jahrhundertes: das Femgericht sei ein Schandfleck des deutschen Namens, wurde ermöglicht durch die sorgsame Durchforschung der Archive und die Hervorziehung und Veröffentlichung der Dokumente und Briefe der heiligen Feme, die sonst nur mit Grauen von Uneingeweihten geschaut wurden, und die durch ihre Aufschrift schon von der Kenntnisnahme ihres Inhaltes abschrecken wollten. „Diese schrift ensal nymant lesen noch uffbrechen oder horen lesen, hee sy dan ein frysscheffen des heiligen heymlichen gerichtz", oder: „in diessen Brieff sal Nymant sehin, nymant lesen sehin oder hörin lesin, hee sye dan eyn echt Recht Frysscheff in des heyligen heymlichen Frigen gerichtz", so oder in ähnlicher Weise lauten die Formeln, die als Warnungsruf den zur Erkenntnis des solange unbekannten und verkannten Gerichtes höchst wichtigen Aktenstücken aufgeschrieben sind. Die Nachwelt hat den Mahnruf überhört; die Schriftstücke wurden gelesen, bekannt gemacht, und so liegen nun Ursprung, Wesen, Einrichtung und Bedeutung der Feme im ganzen aufgeklärt vor aller Welt. Das schauerliche Dunkel ist völlig verschwunden. Aus dem verrufenen heimlichen Ausnahmegericht ist ein ehrwürdiges, deutsches Rechtsinstitut geworden, das am längsten die altgermanischen Rechtsanschauungen und die Gerichtsformen der Altvorderen festgehalten, das in seiner Blütezeit eine insbesondere für den damals fast ganz schutzlosen Bauernstand höchst segensreiche Wirksamkeit entfaltet hat. Wenn es später ausartete, so ist es dem allgemeinen Lose aller irdischen Dinge anheimgefallen, aber es liegt darin kein Grund, das Große,

Ehrwürdige und Verdienstliche des Institutes in seiner besseren Zeit nicht anerkennen zu wollen.

Die westfälischen Femgerichte sind der letzte Überrest einer Gerichtsverfassung, die einst allen deutschen Stämmen gemeinsam war. Die Rechtsbücher der Feme selbst führen ihren Ursprung auf Karl den Großen zurück, der sie mit Einwilligung des Papstes Leo unter den neubekehrten Sachsen zum Schutze des Christentumes eingeführt habe. Die Femrichter berufen sich in den uns erhaltenen Urkunden stets auf die durch Karl den Großen geschehene Einsetzung ihres Gerichtes; auch in einer Reihe kaiserlicher Urkunden, selbst in den Verhandlungen des Konziles von Basel, wird des karolingischen Ursprunges der Feme gedacht. Gewiß berichtet die Sage in dieser Gestalt einen Irrtum; aber es liegt ihr eine Wahrheit zu grunde — die Wahrheit, daß die Femgerichte in der That sich an die Einrichtungen des großen Frankenfürsten anschließen und sich naturgemäß aus ihnen entwickelt haben. Die westfälischen Femgerichte sind in ihrem Ursprunge nichts anderes als die altgermanischen, von Karl dem Großen reformierten und namentlich durch die Einführung des Schöffeninstitutes und strengere Unterordnung unter das Reichsoberhaupt neu organisierten freien Volksgerichte. Es waren Volksgerichte unter dem Vorsitze eines kaiserlichen Beamten, des Gaugrafen, mit öffentlichem und mündlichem Verfahren, bei denen sieben oder zwölf aus den Freien des Gaues gewählte Schöffen, gottesfürchtige und unbescholtene Männer, in Vertretung der Gemeinde, das Richteramt versahen. Mit der Auflösung des karolingischen Reiches geriet auch die karolingische Gerichtsverfassung in Verfall. Ihren größten Gegner erhielt sie im Laufe der nächsten Jahrhunderte in den aus den ehemaligen kaiserlichen Beamten sich entwickelnden erblichen Territorialherren, deren Streben vor allem dahin ging, die alten, dem Kaiser untergebenen Volksgerichte zu verdrängen und an deren Stelle ihre eigenen Hofgerichte treten zu lassen.

Allerdings wurde von der Bevölkerung Widerstand versucht; allein nach der Lage der Dinge konnte es nicht fehlen, daß schließlich überall die fürstliche Gerichtsbarkeit den Sieg davontrug. Am wenigsten Widerstand fanden die neuen Machthaber in dem halbslavischen Osten von Deutschland, länger wehrte sich der Südwesten des Reiches; doch siegte auch hier, wie allenthalben, schließlich das Fürstengericht. Nur in einem deutschen Reichslande wurde ein erfolgreicher Widerstand geleistet, und das alte Volksgericht in unmittelbarer Unterordnung unter den Kaiser behauptet. Dieses Land war Westfalen.

Mancherlei Umstände trugen dazu bei. Vor allem der Charakter des Volkes selbst; jenes zähe Festhalten am Alten, das den Westfalen und namentlich den westfälischen Landmann zu allen Zeiten charakterisiert hat und vielfach auch durch die Natur des Landes begünstigt wird; ferner ein stark ausgeprägter Rechtssinn, dessen Spuren auch heute noch nicht verwischt sind. Mit jenem großen Selbstgefühle, wie es Immermanns Feder so meisterhaft in dem „Hofschulzen" geschildert hat, wachte der westfälische Bauer stets über seine ererbten Rechte und Freiheiten, auch wenn ihre Behauptung ihm Opfer auferlegten. Freie Grundbesitzer hielten sich in Westfalen in größerer Anzahl als irgendwo. Die Entwickelung der Landeshoheit stieß hier um so mehr auf Schwierigkeiten, als es an einem hervorragenden Dynastengeschlechte fehlte. Allerdings konnte auch Westfalen schließlich der überall sich ausbildenden Territorialhoheit der Fürsten sich nicht erwehren; aber es rettete doch manches von dem Alten, es behauptete namentlich seine alten Gerichte. Man fuhr hier fort, in alter Weise, in den hergebrachten Formen, an den gewohnten Malstätten die Freien zum Gerichte zu versammeln. Den Vorsitz führte ein „Freigraf", gleichsam der Stellvertreter des alten Gaugrafen, welcher von dem Kaiser selbst den Gerichtsbann empfing. Die neuen Landesherren, obschon sie

auch hier ihre eigenen Hofgerichte einführten, erkannten doch daneben die alten Freigerichte an, sie traten nach und nach zu denselben in eine Art Patronatsverhältnis, das später unter dem Namen der „Stuhlherrschaft“ erscheint.

So blieben also in Westfalen die alten freien Volksgerichte in unmittelbarer Unterordnung unter dem Kaiser neben den neuen, landesherrlichen Gerichten bestehen. Sie trugen den Charakter von kaiserlichen Landgerichten, hatten einen bestimmten Gerichtsbezirk, die Freigrafschaft, und übten innerhalb desselben die Gerichtsbarkeit — über die Freien — in ähnlicher Weise, wie die übrigen Territorialgerichte. Was sie von den gewöhnlichen Gerichten unterschied, war einmal ihr unmittelbares Verhältnis zum Kaiser, dann das zähe Festhalten an den alten Gewohnheiten und hergebrachten Formen: sie traten deshalb in demselben Grade mehr und mehr als eigentümliche hervor, als die übrigen Gerichte in ihrem Verfahren von den alten Rechtsformen sich entfernten. Als kaiserliche Gerichte mögen sie immerhin vor den übrigen ein gewisses Ansehen genossen haben, und spätere Fem-Urkunden berichten, daß namentlich die großen Kaiser „Heinrich und Friedrich“ sich ihrer angenommen und ihre Rechte erweitert hätten; allein im ganzen spielen sie doch während der ersten Hälfte des Mittelalters eine bescheidene Rolle; kaum von ihrer Existenz erhalten wir Kunde.

Eine rasch steigende Bedeutung gewannen aber die westfälischen Gerichte seit dem 13. Jahrhunderte. Die Sage, die es liebt, jede Veränderung an eine bestimmte Persönlichkeit zu knüpfen, führt den Aufschwung derselben auf Engelbert den Heiligen zurück, jenen durch seine strenge Gerechtigkeitspflege bekannten Erzbischof von Köln. Engelbert wird wohl geradezu als der Stifter der Feme bezeichnet. Gewiß mit Unrecht. Es war nur das Natürliche, daß, als im 13. Jahrhunderte mit dem Verfalle der höchsten Gewalten in Staat und Kirche überall in den unteren Schichten der Nation

neues Leben sich regte, als in Süd- und Westdeutschland das Bürgertum in den emporkommenden Städten einen kräftigen Aufschwung nahm, auch die alten Volksgerichte der freien westfälischen Bauern einen neuen Schwung und neue Lebenskraft erhielten. In ihrem unmittelbaren Verhältnisse zum Kaiser lag schon der Keim zur Erweiterung ihrer Kompetenz über ganz Deutschland. So fangen sie jetzt an, den Charakter bloß territorialer Gerichte abzustreifen und als allgemeine Landes- und Reichsgerichte ihre Gerichtsbarkeit über die Grenzen Westfalens hinaus auszudehnen. Eine andere ebenso wichtige Neuerung lag darin, daß sie als höchste kaiserliche Gerichte sich bald ausschließlich der Pflege des peinlichen Rechtes zuwenden und die Ahndung einer bestimmten Klasse von Verbrechen — die alten Femweistümer sprechen von Vergehen **gegen den Christenglauben, gegen das hl. Evangelium, gegen Gott, Ehre und Recht** — als ihr besonderes Vorrecht, als **„Femwroge“** ausschließlich für sich in Anspruch nehmen. Die Zeitumstände waren einer solchen Erweiterung und Erhöhung ihrer Wirksamkeit günstig. Es war eine rauhe, gewaltthätige Zeit. Eine geordnete Rechtspflege gab es fast nirgendwo. Rechtsunsicherheit und Selbsthilfe waren an der Tagesordnung. Der Kaiser war machtlos. Die Fürsten und Großen lagen miteinander in Fehde. Der arme Landmann litt entsetzlich: bei den gewöhnlichen Territorialgerichten der Fürsten war kein Recht zu erlangen. Da mag es schon früh vorgekommen sein, daß auch aus der Ferne manche bei den altehrwürdigen kaiserlichen Gerichten in Westfalen Schutz suchten: bei ihnen durften sie auf ein gerechtes und unparteiisches Urteil hoffen.

Die Schwierigkeit aber lag in der Vollstreckung des gefällten Urteiles. Wer sollte dasselbe vollziehen? Eine öffentliche Macht, die ihren Sprüchen hätte Nachdruck verschaffen können, besaßen die westfälischen Gerichte nicht. Der Bann, den sie als kaiserliche Gerichte über den Ungehorsamen aus-

sprechen konnten, blieb in der Regel wirkungslos. Der Raubritter, der in seiner Burg Kaiser und Reich trotzte, beugte sich noch viel weniger vor dem westfälischen Bauerngerichte. Der Vorgeladene erschien entweder gar nicht, oder er spottete gar der gegen ihn erlassenen Ladung und Sentenz, die er von keiner öffentlichen Macht unterstützt sah. Die Gerichte mußten deshalb, wollten sie sich behaupten, auf Mittel bedacht sein, sich selbst und ihren Spruch gegen Frevel und Mutwillen sicher zu stellen und den gefällten Urteilen den nötigen Nachdruck zu verleihen. Das Mittel, welches sie anwandten, war die **Heimlichkeit:** es war das einzige, welches ihnen in Ermangelung einer öffentlichen Gewalt übrig blieb. Neben den öffentlichen Sitzungen, zu denen jeder freie Mann Zutritt hatte, wurden heimliche eingeführt. Heimlich waren sie nicht in dem Sinne, als ob sie an geheimen Orten oder bei Nacht gehalten worden wären, sondern in dem, daß nur Mitglieder des Gerichtes, nur Freischöffen, Zutritt hatten, und daß das Urteil heimlich gesprochen wurde: sogar der Angeschuldigte selbst empfing in der ersten Zeit nicht einmal eine Ladung. Indes die Heimlichkeit des Verfahrens genügte allein nicht, sie schützte das Gericht nur vor mutwilligem Frevel: noch blieb das Wichtigere übrig, die Vollstreckung des Urteiles. Diese wurde dadurch gesichert, daß die Freischöffen selbst mit dem Amte des Richters zugleich das Nachrichten übernahmen. Die Vollziehung eines Todesurteiles war damals noch nicht entehrend; in manchen Städten hatten die jüngeren Mitglieder des Stadtrates, in Reutlingen allemal der jüngste Ehemann der Stadt diese Exekution vorzunehmen. In gleicher Weise übernahmen jetzt auch die Mitglieder der westfälischen Freigerichte selbst dieses Amt; jeder Schöffe hatte die Pflicht, den Spruch des heimlichen Gerichtes an dem Verurteilten, wo er nur immer dessen mächtig werden konnte, zu vollstrecken. Heimlich, wie die Verurteilung, erfolgte auch die Vollstreckung des Urteiles. Es war diese Heimlichkeit ein furchtbares

Mittel, zu dem das Gericht sich verstieg, aber es findet seine Entschuldigung in der furchtbaren Zeit. Die Zeitgenossen selbst fanden es nicht so schrecklich. Der Erfolg rechtfertigte es. Der Name der heimlichen Gerichte Westfalens klingt bald in allen Dialekten der deutschen Zunge wieder. Verfolgte und Bedrückte aus fernen Gegenden wenden sich an sie um Schutz und suchen bei ihnen das Recht, welches ihnen von den landesherrlichen Gerichten versagt worden. Schon vor Ausgang des 14. Jahrhundertes sehen wir ihr Ansehen auch nach Süddeutschland vordringen. Bald gingen Ladungen des heimlichen Gerichtes durch alle deutschen Länder. Die Kaiser, welche in ihnen noch einen Rest der mehr und mehr hinschwindenden Kaisergewalt erblickten, nahmen sie in Schutz und erkannten sie wiederholt als kaiserliche Gerichte an. Namentlich sehen wir sie seit dem Erlasse des westfälischen Landfriedens 1371, mit dessen Aufrechthaltung Karl IV. insbesondere auch die Freigrafen betraute, einen von Jahr zu Jahr steigenden Einfluß gewinnen. Mochten auch Fürsten ihnen hemmend entgegentreten, Städte sich wider sie verbünden, unaufhaltsam dehnten sie seitdem ihre Macht und Wirksamkeit nach allen Seiten aus. Das Neue und Ungewohnte der Erscheinung, der Ruf strenger Unparteilichkeit, die unerbittliche Strenge der Richter, die Heimlichkeit des Verfahrens, die sichere und rasche Vollstreckung des gefällten Urteiles, endlich auch der Name des großen Karl, des angeblichen Stifters, — alles dies trug ihren Ruhm bis in die fernsten deutschen Lande und verbreitete Furcht und Schrecken unter allen Schuldbewußten.

Es ist einleuchtend, daß die veränderte Stellung und Bedeutung der westfälischen Gerichte, daß namentlich die eingeführte Heimlichkeit fortan das Hauptmerkmal des westfälischen Rechtsinstitutes bildete; wie auf ihr hauptsächlich seine Macht beruhte, so bildete sie auch seinen Hauptnamen: heimliches Gericht, heimliche, beschlossene Acht; iudicium occultum,

obwohl neben den heimlichen Sitzungen noch immerfort öffentliche bestanden. Ja, sogar der rätselhafte, vielgedeutete Name **Feme**, der allerdings urkundlich erst im 13. Jahrhunderte vorkommt, ist mit jener Heimlichkeit in Verbindung gebracht worden. Doch wohl mit Unrecht: das Wort, das allem Anscheine nach von dem altsächsischen, auch im Heliand vorkommenden Verbum fehon, d. i. fähigen, fähig, gut machen, idoneare, abzuleiten ist, bezeichnet das altdeutsche Gerichtsverfahren im allgemeinen, ohne besondere Beziehung auf die Heimlichkeit. Indes nicht bloß die Heimlichkeit, auch die sonst eingetretenen Veränderungen mußten auf den Organismus des Gerichtes einwirken: die Vollstreckung des Urteiles durch das Gericht selbst verlieh dem Schöffeninstitute eine gesteigerte Bedeutung; die Erweiterung des Wirkungskreises machte eine Vermehrung der Mitwirkenden nötig; überhaupt mußte sich infolge der eingetretenen Veränderungen eine strengere Ordnung und Gliederung des Ganzen als Bedürfnis herausstellen. Doch im wesentlichen haben die westfälischen Gerichte auch jetzt noch die Grundzüge der alten Volksgerichte, das altgermanische Verfahren treu bewahrt. Denn Sitz des Gerichtes war und blieb Westfalen, das Land zwischen Rhein und Weser, die rote Erde, eine Bezeichnung, die wahrscheinlich mit der Feme selbst zusammenhängt, indem sie symbolisch auf die vom Kaiser verliehene Blutgerichtsbarkeit hinweiset. Eine alte Femgerichtsordnung wirft die Frage auf: „Wem ist das heimliche Gericht gesetzt?“ und antwortet: „Dem westfälischen Lande ist es gesetzt und keinem andern mehr.“ Nur auf westfälischer Erde konnte ein Femgericht „gehegt“ werden. Nachbildungen, welche anderswo versucht wurden, sind stets mißglückt. Die Femrichter selbst wachten mit Eifersucht darüber, daß der Kaiser kein neues Femgericht außerhalb Westfalens privilegiere. Findet man dennoch den Namen zuweilen auch außerhalb Westfalens, z. B. in Celle, Braunschweig, Magdeburg, so bezeichnet er hier ein wesentlich verschiedenes

Gerichtsinstitut: namentlich fehlt das Hauptmerkmal, die Heimlichkeit. Und nicht bloß im großen und ganzen blieb der Sitz des Gerichtes der frühere, auch die Gerichtsstätten blieben die nämlichen. Es waren die allbekannten alten Malstätten unter einer Eiche oder einer Linde, an einem Hagedorn oder Holunder; dort, wo schon seit unvordenklichen Zeiten Recht gesprochen wurde, hielt auch die Feme ihre Sitzungen, nie in unterirdischen Räumen. Die bestimmten Malstätten, die nur durch kaiserlichen Machtspruch verlegt werden konnten, führten den Namen „Freistuhl“. Ein hervorragendes Ansehen genossen unter den Freistühlen, deren Anzahl sich auf mehrere hundert belief, die Stühle von Dortmund und Arnsberg. Dort traten in außerordentlichen Fällen die Mitglieder des Gerichtes auch wohl zu Generalkapiteln zusammen.

Die äußere Organisation der Femgerichte zeigt eine wohlgegliederte Hierarchie, an deren Spitze der Herzog von Westfalen, der Erzbischof von Köln, als Oberstuhlherr erscheint. Der Oberstuhlherr war der Stellvertreter des Kaisers. An Stelle des Kaisers belehnte er den Freigrafen mit dem Blutbanne, er nahm Appellationen an, schützte die Rechte der Freistühle gegen unberechtigte Angriffe. Vor ihm legte der Freigraf dem Kaiser den Eid ab.

Den nächsten Rang nahmen die Stuhlherren ein, die Eigentümer der Freistühle und Patronatsherren des Gerichtes: geistliche oder weltliche Fürsten, ritterliche Lehensinhaber, zuweilen auch Stadtgemeinden, je nachdem Zufall oder Gewalt, Kauf, Vertrag, Erbschaft über das Schicksal der Malstätte entschieden.

Der gesetzliche Stellvertreter des Stuhlherren und eigentlich die wichtigste Person war der Freigraf. Vom Stuhlherren ernannt, vom Kaiser durch den Oberstuhlherren mit dem Blutbanne belehnt, führte der Freigraf im Gerichte den Vorsitz. Er beruft und leitet die Versammlung, erläßt die Ladung,

verkündet das Urteil. Adelige Abkunft, wie man nach dem Namen schließen könnte, war zur Würde des Freigrafen nicht erforderlich: freie, ehrliche Geburt und westfälische Abstammung genügten. Die gefürchtetsten Freigrafen waren oft schlichte, nicht adelige Landleute. Jener verwegene Freigraf Mangold von Freienhagen, dessen Name in zahllosen Urkunden des 15. Jahrhundertes sich wiederfindet, der durch seine kecken Ladungen die Frankfurter Kaufleute wie den Hochmeister des deutschen Ordens in Schrecken setzte, der sogar Kaiser und Reich zu trotzen wagte, war ein einfacher westfälischer Landmann.

Den Beirat des Freigrafen und den eigentlichen Richterstand bildeten die Freischöffen. Eingeweiht in die Geheimnisse des Gerichtes, führten sie vorzugsweise den Namen der „Wissenden" (Sciti, Vemenoti) im Gegensatze zu den Unwissenden oder „Nichtwissenden". Sie besaßen eine geheime Losung, an der sie sich gegenseitig erkannten. Schöffenbar war jeder frei und ehrlich geborene Deutsche von unbescholtenem Rufe, vom schlichten Landmanne bis hinauf zum Kaiser. Die Anzahl der Schöffen war unbeschränkt, man hat sie in der Blütezeit der Feme auf hunderttausend veranschlagen wollen. Wir finden Schöffen über ganz Deutschland zerstreut, in Straßburg und Augsburg wie in Danzig und Marienburg. Städte ließen Mitglieder des Stadtrates, Fürsten vertraute Ratgeber auf roter Erde wissend machen, um nötigenfalls bei den Gerichten einen Fürsprecher zu haben. Es hat Zeiten gegeben, wo die Mehrzahl der deutschen Fürsten persönlich dem Bunde der Schöffen angehörten. Hat doch im Jahre 1429 der Kaiser Sigmund selbst sich unter dieselben aufnehmen lassen.

Die Ceremonie der Aufnahme — es versteht sich von selbst, daß sie nur vor einem Freistuhle auf roter Erde geschehen konnte — war ernst und feierlich. Knieend, mit entblößtem Haupte legte der Aufzunehmende den Schöffeneid ab,

daß er die Feme heimlich halten und hüten wolle vor Sonne und Mond, vor Wasser und Feuer, vor aller Kreatur, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Mann und Weib, vor Weib und Kind, vor Sand und Wind, außer vor dem, der ein Freischöffe sei, daß er alles, was vor die Feme gehöre, vor diesen oder einen anderen Freistuhl bringen und dies nicht lassen wolle um Lieb noch Leid, weder um Silber noch um Gold, noch um irgend eines Dinges willen, das Gott geschaffen habe. Nachdem er die vorgeschriebene Eidesformel gesprochen, teilte ihm der Freigraf die heimliche Losung mit, die rätselhaften, noch heute nicht entzifferten vier Worte: „Strick, Stein, Gras, Grein" — nebst beigefügter Erklärung. Jene vier Worte bildeten das eigentliche Geheimnis der Feme: auf Verrat derselben stand Todesstrafe. „Dann sagt er ihm", fährt das alte Femweistum fort, „das Notwort, wie es Karolus Magnus der heimlichen Acht gegeben hat, zu wissen: Reinir dor Feweri, und kläret ihm auch das auf, als vorgeschrieben ist" — auch die Bedeutung des Notwortes ist uns Geheimnis. Endlich teilte er ihm den heimlichen Schöffengruß mit:

Ek grüt ju lewe man,
Wat fange ji hie an?

worauf der Angeredete unter einer vorgeschriebenen Handbewegung antwortet:

Allet Glücke kehre in,
Wo de Fryenscheppen sin.

Auch mit den sonstigen Gebräuchen sowie mit den Privilegien und Freiheiten eines Schöffen wurde der Aufgenommene bekannt gemacht. Er war jetzt Genosse des Gerichtes, „echter, rechter Schöffe der heiligen Acht", er hatte Zutritt zu allen

heimlichen Gerichten der roten Erde und stand gleichsam unter dem Schutze der Feme. Er konnte jederzeit als Kläger auftreten; durch seinen Eid war er verpflichtet, jedes „femwrogige" Verbrechen, welches zu seiner Kenntnis kam, vor Gericht aufzudecken; bei erhobener Klage war er berufen, mit seinen Genossen das Amt des Richters wahrzunehmen; auch bei der Vollstreckung der Strafe durfte er seinen Dienst nicht versagen. Er war der Diener der strafenden Gerechtigkeit geworden.

Das unterste Glied in der femrichterlichen Hierarchie bildeten die Freifronen oder Fronboten, welchen die niederen Dienste oblagen. Sie vollzogen die Aufträge der Freigrafen und hatten insbesondere für die Aufrechthaltung der Ordnung und Beobachtung der vorgeschriebenen Formen Sorge zu tragen. Auch sie waren in die Geheimnisse des Gerichtes mit eingeweiht, und auch sie verpflichtete, wie den Freischöffen, das strengste Gebot zur Verschwiegenheit gegen die Nichtwissenden. „Wäre es," sagt ein altes Rechtsbuch der Feme, „daß ein Freischöffe" — und dasselbe galt von jedem Eingeweihten — „die Heimlichkeit oder Losung der heimlichen Acht oder irgend etwas davon in das Gemeine brächte oder unwissenden Leuten einige Stücke davon, klein oder groß, sagte, den sollen die Freigrafen und Freischöffen greifen, unverklagt, und binden ihm seine Hände vorne zusammen und ein Tuch vor seine Augen und werfen ihn auf seinen Bauch . . . und thun ihm einen dreisträngigen Strick um seinen Hals und hängen ihn sieben Fuß höher, als einen verurteilten, verfemten, missethätigen Dieb."

Denselben feierlichen Ernst, der die Ceremonie der Aufnahme begleitete, zeigt auch das Gericht selbst: sein Verfahren, seine äußere Erscheinung, alles war an feste, unerläßlich strenge, den ältesten Zeiten entstammende Formen gebunden. „Denn", sagt ein altes Rechtsbuch, „die Freigerichte sollen vor Gott mehr Zucht in ihrer hohen Ordnung haben, denn

andere." Die Malstätte war mit einer leichten Umzäunung eingefriedigt, auf deren Verletzung schwere Strafe stand. In der Mitte befand sich ein Tisch, mit einem Tuche bedeckt; darauf lagen Schwert und Strick, jenes zur Eidesabnahme, dieser zu Exekution. Zur Seite saßen sieben aus der Menge ausgewählte, gleichsam als Repräsentanten der ganzen Gemeinde angesehene Schöffen mit entblößtem Haupte, ohne Waffen, in einfacher Tracht; nüchtern und schweigend sollen sie den ernsten Verhandlungen folgen und ihres Amtes warten. Die Menge außerhalb der Schranken bildete den „Umstand". Die Sitzungen begannen gewöhnlich um neun Uhr morgens und dauerten bis drei Uhr nachmittags, „wo die Sonne am höchsten steht". Der Freigraf bestieg den Stuhl und eröffnete die Versammlung mit den vorgeschriebenen Ceremonien. Es waren Formen, deren Ursprung in die dunkle Vorzeit zurückreichte, altertümliche Fragen, mit dichterischen Wendungen, Bildern und Reimen. War auf solche Weise das Gericht „bestellt", so begann die Verhandlung. Das Verfahren war kurz, bündig und einfach. Von langen, peinlichen Verhören war so wenig die Rede, als überhaupt von inquisitorischem Verfahren. Der Prozeß bestand aus Anklage, Antwort und Urteil. Nur auf eine bestimmte Anklage konnte ein Verfahren eingeleitet werden nach dem altgermanischen Grundsatze: „Wo kein Kläger, da kein Richter"; auf geheime Denunziationen hin fand nie eine Untersuchung statt. Jeder Schöffe, aber auch nur dieser, konnte als Kläger auftreten; der Nichtwissende, welcher klagbar wurde, war genötigt, einen „Wissenden" als Vorsprecher zu wählen. Auf die Anklage folgte die Antwort des Beklagten, die Verteidigung. Als Verteidigungsmittel galten Urkunden, Zeugen und — wenn der Angeklagte selbst Schöffe war — der Reinigungseid. Doch stand es dem Kläger frei, den Angeklagten zu „überzeugen", d. h. ihn durch eine größere Anzahl von Zeugen und Eidhelfern zu überbieten bis zur Zahl von einundzwanzig, dem Maximum der

gesetzlich zulässigen Eideshelfer. Waren Kläger und Beklagter gehört, so rief der Freigraf einen der Schöffen zum Urteile, der sich hierauf mit den Genossen und Umstehenden beriet. Sie urteilten nach dem alten, strengen Gewohnheitsrechte. Was der Verfasser des Sachsenspiegels sagte:

Dieses Recht hab ich nicht erdacht,
So haben's von alters auf uns bracht
Unsere guten Vorfahren,

konnten auch sie von sich sagen. Das von ihnen „gefundene" Urteil wurde von dem Freigrafen feierlich verkündet und hatte, wenn es von dem Umstande nicht „gescholten", nicht angefochten wurde, Rechtskraft. Es lautete bei erkannter Schuld des Angeklagten immer auf -- Tod, auf Tod durch den Strang, „daß man ihn nehmen soll und hängen ihn an einen Baum zwischen Himmel und Erde", — die altsächsische Strafe für den Landfriedensbruch.

Es war im wesentlichen dasselbe Verfahren, welches bei der heimlichen wie bei der öffentlichen Sitzung stattfand. Die eine folgte oft unmittelbar auf die andere: den Hauptunterschied machte die Ausschließung der Öffentlichkeit. Indem die „Nichtwissenden" entfernt wurden, verwandelte sich das „öffentliche Ding" in die „heimlich geschlossene Acht". Daß indes auch bei dieser die Anzahl der Anwesenden zuweilen eine sehr bedeutende war, ersehen wir aus einer Nachricht, nach welcher bei der heimlichen Verurteilung des Herzoges Heinrich von Baiern im Jahre 1434 nicht weniger als achtzehn Freigrafen und achthundert Freischöffen zugegen waren. Wehe aber dem Uneingeweihten, der einer solchen heimlichen Sitzung beizuwohnen wagte! „Und", so heißt es in einem alten Femweistume, „so ein unwissender Mann sich zeigt an dieser heimlichen Acht und dem Gerichte des Königes und dasselbe belusterde, der hatte verwettet die höchste Wette, und der

Freigraf soll aufstehen und nennen den Mann mit seinem christlichen Namen und binden ihm seine Hände vorne zusammen und thun eine Weide um seinen Hals und hängen ihn an den nächsten Baum, den er haben möge, und der am Freistuhle gelegen ist."

Der Gerichtsverhandlung ging die Vorladung voraus, welche dem Beklagten, gewöhnlich unter der Angabe des Inhaltes der Anklage sowie des Namens des Klägers, vor den Freistuhl zur Verantwortung forderte. Die übliche Frist, die ihm gestellt ward, betrug nach dem altsächsischen Herkommen dreimal fünfzehn Tage, also sechs Wochen und drei Tage; der Freischöffe wurde dreimal geladen und erhielt drei Termine; darüber hinaus wurde zuweilen noch als äußerste Frist ein sogenannter „König Karlstag" bewilligt. Ton und Haltung der Ladungen, deren uns manche erhalten wurden, sind derb und herausfordernd. Man erstaunt heute über die kühne Sprache und den gebieterischen Ton, worin ein einfacher Landmann oft einen angesehenen Reichsfürsten — denn auch über diesen nahm das Gericht, als kaiserliches, eine Kompetenz in Anspruch — oder den Magistrat einer mächtigen Reichsstadt vor seinen Richterstuhl „unter der Eiche" oder „unter der Linde" vorfordert. „Du kommst oder Du kommst nicht," lautet die gewöhnliche Schlußformel, „dennoch wird das Gericht seinen Fortgang haben; Du mögest Dich vor dem schweren Gerichte hüten, will ich Dir getreulich raten." Da das Überbringen eines solchen Schriftstückes nicht ohne Gefahr war, mußte auch hier die Heimlichkeit helfen. Heimlich, im nächtlichen Dunkel, wurde der Ladebrief gewöhnlich überbracht und nicht dem Vorgeladenen persönlich übergeben, sondern an seiner Wohnung oder irgendwo in der Nähe angeheftet: drei ausgehauene Späne bildeten das Wahrzeichen der Feme. So kamen die Ladebriefe der heiligen Feme stets viel sicherer an, als selbst die Ausschreiben des Kaisers, der es wegen der allgemeinen Unsicherheit damals wohl für notwendig hielt,

ein und dasselbe Schreiben in verschiedenen Exemplaren durch mehrere Boten zugleich überbringen zu lassen.

Erschien der Angeklagte auf geschehene Ladung, so war das Verfahren das eben geschilderte: der Prozeß war rasch beendet. Gestand er die ihm zur Last gelegte That, so hatte er sich selbst gerichtet. Das Urteil wurde sofort gesprochen und vollzogen: er wurde ergriffen, gebunden und aufgeknüpft. So geschah es noch im Jahre 1531 dem Bernd Trappe, einem Eingesessenen des Kirchspieles Lette, vor dem Freistuhle zu Merfeld. Über die ihm zur Last gelegte That — einen Diebstahl — befragt, antwortete er: ja, das habe ich gethan. Der Kläger fragt, ob der Angeklagte dafür eine „Wette" schuldig sei. Die Schöffen bejahen es; der Ankläger fragt weiter, was die Wette darum sei? und die Antwort der Schöffen lautet, daß man ihn soll nehmen und hängen an den nächsten Baum zwischen Himmel und Erde. Und auf der Stelle folgt dem Urteil die Vollstreckung. Leugnete der Angeklagte, so suchte man ihn nicht auf peinliche Weise zum Geständnis zu bringen: er hatte einfach durch Brief oder Eideshelfer den Gegenbeweis zu liefern. Gelang ihm dieser nicht, so war er rettungslos verloren.

Erschien der Angeklagte trotz wiederholter Ladung nicht, so trat das sogenannte Vollgericht ein. Noch bis zum letzten Momente, „bis mittags um die dritte Uhr", wurde in der für ihn anberaumten Sitzung selbst auf den Geladenen gewartet. War die Zeit verstrichen, so rief der Vorsitzende den Angeklagten feierlich noch viermal mit seinem christlichen Namen und Zunamen, fragte auch, ob jemand erschienen sei, denselben zu vertreten; hierauf trat der Ankläger hervor, wiederholte knieend die Klage und beteuerte eidlich, — die Hand auf das Schwert gelegt — daß sie wahr sei. Eine weitere Verhandlung war jetzt nicht mehr erforderlich. Der Freigraf erhob sich und sprach, während lautlose Stille die ganze Versammlung beherrschte, mit feierlich gehobener Stimme

die letzte, schwere Sentenz, den Bann des heiligen Gerichtes, die furchtbar schauerliche Verfemungsformel: „Da nun von mir verklagt, verfolgt und verwunnen ist N. N., den ich um seiner Missethat und Bosheit willen habe heischen und laden lassen, als Recht ist der heimlichen Acht, und er in der Bosheit so verhärtet ist, daß er nicht Ehre und Recht pflegen will und das höchste Gericht des Reiches verschmähet, so verfeme und verführe ich ihn hier von königlicher Macht und Gewalt wegen, als Recht ist und Königsbann gebietet und ausweiset, ich nehme ihn aus dem Frieden, den Rechten und der Freiheit, die Papst und der Kaiser gesetzt und bestätigt, und ferner alle Fürsten und Herren, Ritter und Knappen, Schöffen und Freie beschworen haben in dem Lande zu Sachsen, und ich setze ihn aus allen Freiheiten und Rechten in Königsbann und Wette in den höchsten Unfrieden, und ich weise ihn forthin von den vier Elementen, die Gott den Menschen zum Troste gegeben und gemacht hat, und ich mache ihn forthin echtlos, rechtlos, friedelos, ehrlos, sicherlos, mißthätig, fempflichtig, leiblos, also daß man mit ihm thun und verfahren mag, als man mit einem anderen verfemten, verführten und verwaiseten Manne thut. Und er soll nun forthin keines Gerichtes und Rechtes genießen noch gebrauchen. Und er soll keine Freiheit noch Geleit ferner haben noch gebrauchen, in keinen Schlössern noch Städten, außer an geweihten Orten. Und ich vermaledeie hier sein Fleisch und Blut, auf daß er nimmer zur Erde bestattet werde, der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Tiere in der Luft ihn verführen und verzehren. Und ich weise seine Lehen und sein Gut ledig dem Herrn, sein Weib zur Witwe, seine Kinder zu Waisen, seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Tieren, seine Seele aber befehle ich Gott im Himmel, wenn er sie zu sich nehmen will."

Nach diesen Worten nahm er den Weidenstrick und warf ihn weit über sich weg aus den Schranken des Gerichtes.

Die Schöffen rings umher spieen aus, als würde in diesem Augenblicke das Todesurteil vollzogen. Nochmals ergriff hierauf der Freigraf das Wort und gebot allen Anwesenden, allen Königen, Fürsten, Herren und Rittern, allen Freigrafen und allen echten, freien Schöffen, bei der Treue und den Eiden, die sie dem heiligen Reiche und der heimlichen Acht gehuldet und gethan haben, für die Vollstreckung des Bluturteiles Sorge zu tragen.

Der Kläger empfing eine von dem Freigrafen untersiegelte Ausfertigung des Urteiles. Dem Verfemten selbst wurde der gefällte Spruch geheim gehalten. Keine auch noch so leise Andeutung, keine verblümte Ermahnung zur Vorsicht oder Flucht war dem Freischöffen gestattet. Der Verfemte war vogelfrei: sein Name stand im Blutbuche des heiligen Gerichtes. Überall, wo er zu treffen war, und wo sich drei Freischöffen zusammenfanden, konnten, ja mußten sie an dem nichts Ahnenden das Todesurteil vollziehen. Ein in den Baum, welcher zur Exekution benutzt worden war, geheftetes Messer diente als Zeichen, daß man einen Richterspruch der heiligen Feme vollzogen hatte.

Endlich befolgte die Feme in ihrem Verfahren noch einen anderen furchtbaren Grundsatz, welcher bei der „handhaften That“ zur Anwendung kam. Handhafte That hieß es, wenn der Verbrecher entweder auf der That selbst (hebende Hand) oder unter Umständen ergriffen wurde, die ihn unzweifelhaft als den Thäter bezeichneten (blinkender Schein), oder wenn er die That selbst gestand (gichtiger Mund). In einem solchen Falle fand in der Regel ein richterliches Verfahren gar nicht statt. Waren nur drei Schöffen anwesend, — diese Zahl wurde allerdings auch hier gefordert —, so hatten sie das Recht, den Missethäter, als der Feme verfallen, ohne weiteres zu ergreifen, zu binden und aufzuknüpfen. Auch dieses furchtbar summarische Verfahren war in dem altsächsischen Volksrechte begründet. Aber lag hier nicht die Gefahr des

Mißbrauches zu nahe, als daß man ihr hätte entgehen können?

Die höchste Blüte der westfälischen Feme fällt in die Mitte des 15. Jahrhundertes, in die Jahre 1420—60. Noch heute spricht ihre damalige Macht zu uns aus den zahlreichen Stadtarchiven, welche in den verschiedensten Gegenden Deutschlands Fem-Urkunden aufbewahren. Ihre Ladebriefe gingen zu der Zeit von Livland und Preußen bis zu den Schweizer Bergen. Sie nannte sich des heiligen Reiches Obergericht übers Blut, sie sagte von sich, sie übertreffe alle übrigen weltlichen Gerichte, weil alle Freischöffen mit dem höchsten kaiserlichsten, königlichsten Banne, über Blut, Leib und Ehre zu richten, von dem heiligen Rechte belehnt seien, sie nahm eine Jurisdiktion über alle Angehörigen des Reiches ohne Unterschied der Person in Anspruch: nur Geistliche und Juden, Weiber und Kinder galten nach den alten Femweistümern, in Übereinstimmung mit dem ursprünglichen Charakter des Institutes, als eximiert. Exemtionsprivilegien, welche sich einzelne Reichsstände erwirkten, wurden nicht anerkannt, denn kein Privileg gegen die Freistühle — sagt das alte Dortmunder Weistum — sei so alt und kräftig, daß es ihre Rechte schwächen und mindern könne. Es gebühre dem Kaiser nicht, jemand zu befreien und zu begnadigen zur Schwächung der Rechte der Freistühle. Es gibt kein deutsches Reichsland, in dem sich für jene Zeit nicht Spuren einer femrichterlichen Wirksamkeit nachweisen ließen. Wer nur immer in dem weiten deutschen Reiche vor den gewöhnlichen Gerichten nicht zu seinem Rechte gelangen konnte, — denn in diesem Falle wurde alles Femwroge —, wandte sich nach Westfalen. Es ist vorgekommen, daß Kaufleute aus Burgund gegen Bewohner der preußischen Ostseelande bei einem westfälischen Freigrafen Schutz und Recht suchten. In den nur halb deutschen Ländern Schlesien und Preußen war es in jenen Zeiten des Verfalles deutscher Macht die westfälische Feme

fast allein, die noch an Deutschlands Recht erinnerte, und wie großes Gewicht selbst hier noch auf femrichterliche Ladungen gelegt wurde, zeigen die großen Summen, welche der Hochmeister des deutschen Ordens aufwandte, um ein gegen ihn eingeleitetes Verfahren rückgängig zu machen. Die Ladung eines schlichten westfälischen Landmannes wurde mehr gefürchtet, als des Kaisers Gebot. Mächtige deutsche Fürsten wurden durch sie in Schrecken gesetzt, und nicht wenige von ihnen sind damals vor den Richterstuhl der heiligen Feme geladen worden: 1410 der Wild- und Rheingraf, 1427 der Herzog Heinrich von Baiern, 1439 der Herzog Heinrich von Großglogau wegen Beraubung Nürnberger Kaufleute, 1448 der Kurfürst von der Pfalz, 1454 der Herzog Wilhelm von Sachsen.

Selbst dem Kaiser gegenüber wachte die Feme eifersüchtig über ihre Rechte: keinerlei Einfluß auf den Gang eines eingeleiteten Prozesses wurde demselben gestattet. „Ew. Königl. Gnaden", schreibt ein westfälischer Freischöffe 1431 an den Kaiser Sigmund, der sich in den Prozeß Heinrichs von Baiern zu dessen gunsten einzumischen suchte, „schreibet sich zwar, was ich auch als richtig erkenne, einen obersten Richter aller heimlichen und offenen Gerichte, doch hat man mich dessen mit dem Unterschiede belehrt: ein römischer König sei wohl ein oberster Richter der heimlichen Acht, aber wenn er eine Femfrage in eigener Person richten wolle, so gebühre ihm, sie zu richten an einem Freistuhle, — dagegen sei es keinem Kaiser gestattet, eine Femfrage an anderer Stätte zu richten, als an einem Freistuhle, welchen der Kaiser Karl nach göttlicher Eingebung eingesetzt und ordiniert habe."

So herrschte die Feme im 15. Jahrhunderte als der oberste Gerichtshof der Nation, gleichsam als das höchste Appellationsgericht für alle Angehörigen und Schutzbefohlenen des deutschen Reiches, von den einen bewundert, von den andern gehaßt, von allen gefürchtet. Am geringsten war ihr

Ansehen vielleicht — in ihrer Heimat, in Westfalen selbst. Während in der Ferne ihre Ladebriefe große Reichsstädte zittern machten, und die Phantasie ihre Macht und Furchtbarkeit ins Ungeheuerliche ausmalte, sodaß man, wie Johannes de Frankfordia berichtet, sich kaum getraute, öffentlich von ihr zu sprechen, finden wir, daß daheim, auf der roten Erde selbst, sogar ein einzelner Graf oder Ritter dem gefürchteten Gerichte zu trotzen wagte.

Wohl sind frühzeitig Versuche gemacht worden, der umsichgreifenden Macht der Feme Schranken aufzurichten. Schon im Jahre 1396 schlossen die niedersächsischen Städte Braunschweig, Goslar, Hildesheim, Einbeck eine Vereinigung gegen sie; 1426 beschlossen auch die Hansestädte, sich gegenseitig gegen die Ladungen der Freigrafen zu schützen; 1461 traten die angesehensten Fürsten, Herren und Städte am Oberrheine unter Anführung des Kurfürsten von der Pfalz zu einem förmlichen Bunde gegen die Feme zusammen. Allein auch diese Verbindungen gestanden der Feme eine subsidiäre Gerichtsbarkeit in solchen Fällen zu, wo von den ordentlichen Gerichten kein Recht zu erlangen war; nachhaltigen Erfolg hat keine gehabt. Vergebens machten die versammelten Reichsstände schon auf dem Reichstage zu Nürnberg 1438 den Versuch, die Wirksamkeit der Feme auf Westfalen zu beschränken. Sogar die gewaltige Macht der Kirche scheiterte an der Feme: Appellationen an Papst und Konzil, die nicht selten vorkamen, blieben wirkungslos; die Feme behauptete, daß auch keine geistliche Macht etwas wider sie vermöge, und trotzte sogar dem Banne. Noch viel weniger fanden in jenen Zeiten kaiserlicher Ohnmacht Mandate des Kaisers bei ihr Gehör. Ist es doch vorgekommen, daß der deutsche Kaiser selbst vor den Richterstuhl der heimlichen Acht gefordert wurde. Es war im Jahre 1470, daß drei westfälische Freigrafen den Kaiser Friedrich III. nebst seinem Kanzler, dem Bischofe Ulrich von Passau, vor den Freistuhl „zwischen den Pforten

zu Wünneberg" vorluden, um daselbst seinen Leib und seine höchste Ehre zu verantworten. „Ihr kommet oder kommet nicht," schließt das seltsame Schriftstück, „das Gericht muß seinen Fortgang haben, wie sich nach freien Stuhles Recht gebührt. Hierin wissen sich Ew. Kaiserl. Gnaden zu richten, und raten wir Ew. Kaiserl. Gnaden getreulich, es nicht dazu kommen zu lassen."

Mit den letzt angeführten Thatsachen wurde bereits die Zeit der Ausartung der Feme berührt.

Es wäre ganz gegen den natürlichen Lauf der Dinge gewesen, wenn eine solche nicht eingetreten wäre. Der Keim zur Entartung und zu ungemessener Willkür lag in dem ganzen Institute, die Versuchung zum Mißbrauche war zu nahe gelegt, als daß man ihr hätte lange widerstehen konnen. Selbst die Loyalität des westfälischen Charakters schützte nicht dagegen. Beispiele grellen Mißbrauches und empörender Willkür lassen sich schon früh nachweisen, und namentlich zeigen uns die aus Preußen und Schlesien veröffentlichten Urkunden die Wirksamkeit der Feme bereits um die Mitte des 15. Jahrhundertes in einem sehr ungünstigen Lichte. Wie die Femgerichte lange Zeit der Schutz der bedrückten niederen Stände und oft die letzte und wirksamste Waffe gegen die übermütige und übermächtige Verhöhnung des Rechtes waren, so wurden sie nach und nach eine wahre Geißel für Deutschland, für hoch und niedrig, für den Bürger- und Bauernstand, den sie ehedem geschützt hatten, wie für den Ritter und Adel. Die öffentliche Stimme, namentlich in den Kreisen der Gebildeten, der Theologen und Juristen, erklärte sich immer entschiedener gegen sie. Daher das ungünstige Urteil, welches wir schon bei den Schriftstellern des 15. Jahrhundertes über die Feme finden. Geistliche und weltliche Behörden sahen sich zum Einschreiten veranlaßt. Der Papst Nikolaus V. erließ eine förmliche Bulle gegen sie. Fürsten und städtische Obrigkeiten untersagten den Unterthanen bei

verschärften Strafen, noch länger bei den westfälischen Gerichten Recht zu suchen. Ihre geheimen Boten wurden, wo man ihrer habhaft werden konnte, ohne weiteres aufgeknüpft oder, wie es 1472 zwei Femboten in Straßburg geschah, in einen Sack eingenäht und ertränkt. Auf den Reichstagen bildeten die Klagen über die Ausschreitungen der Feme einen stehenden Artikel. Man warf ihr vor, daß sie Ränkeschmiede begünstige, Händel suche, Stadt und Land in Unruhe und Schrecken setze. Und die Wirklichkeit ließ solche Klagen nur zu sehr als gerechtfertigt erscheinen. Man kümmerte sich an den Freistühlen nicht mehr um die alten Satzungen und Schranken; man nahm mit der größten Leichtigkeit Klagen von jedermann an, stempelte auch geringfügige Sachen zu Femfragen, zitierte Personen, die nach den alten Weistümern der Kompetenz der Feme entzogen waren, Geistliche und Juden, zitierte ganze Körperschaften, ja, ganze Stadtgemeinden, z. B. 1447 die Stadt Danzig, 1497 die Stadt Wetzlar, und fällte die ungeheuerlichsten Urteile. Wohin mußte es führen, wenn 1479 vor dem Freistuhle zu Freienhagen alle männlichen Personen des hessischen Kirchspieles Benshausen, die das 14. Jahr überschritten hatten, nach Freistuhlsrecht zum Tode verurteilt wurden. Dazu kamen die empörenden Gewaltthaten, zu denen der Grundsatz der „handhaften That" mißbraucht wurde. Reformen, welche einzelne Kaiser und selbst Generalkapitel der Feme unter dem Drucke der öffentlichen Meinung versuchten, blieben erfolglos und bewiesen nur das Vorhandensein von Mißbräuchen, ohne sie zu beseitigen. Unter den einst durch strenge Unparteilichkeit berühmten Freigrafen finden wir Beispiele völliger Versunkenheit, „hängensmäßige Buben", wie einst die erbitterten Erfurter sich ausdrückten. Käuflichkeit und Bestechlichkeit waren an der Tagesordnung. Noch mehr verloren die Freischöffen ihren alten Ruf. Eine strenge Kontrole über die Unbescholtenheit war bei der Ausdehnung des Institutes über ganz Deutschland nicht mehr möglich.

Unberufene und Unwürdige drängten sich ein. Die „rechten, echten Schöffen der heiligen Feme“ waren oft — namentlich in der Ferne — recht unheilige Ränkeschmiede und Händelsucher, die ihr Amt als eine Erwerbsquelle betrachteten und sich daneben, wie ein Generalkapitelsprotokoll von 1491 meldet, viel auf den Suff legten und öfters trunken waren. Schwindler und arbeitsscheue Abenteurer trieben unter dem Deckmantel der Feme ihr Unwesen und benutzten femrichterliche Ladungen als Schreckmittel zu Erpressungen. Jahre lang wurden so die Städte Breslau und Görlitz durch Nikolaus Weller, einen gemeinen Schwindler, der Hochmeister des deutschen Ordens durch den ränkesüchtigen Hans David geängstigt und zu großen Ausgaben genötigt. Beispiele dieser Art ließen sich noch manche anführen. Auch die „Hegung“ des Gerichtes selbst geschah häufig nicht mehr in der vorgeschriebenen Weise. An die Stelle der alten überlieferten feierlichen Formen trat nicht selten ein tumultuarisches Verfahren: der Angeklagte oder sein Vertreter, wenn ein solcher erschienen war, wurden von der lärmenden Menge überstimmt oder gar in roher Weise mißhandelt. Darf es Wunder nehmen, wenn die öffentliche Meinung sich immer entschiedener zu ungunsten des Institutes aussprach?

Interessantes Licht verbreitet über dieses Treiben der Femgerichte in der Zeit der beginnenden Ausartung das Schreiben eines preußischen Geistlichen, des Sekretärs Stephan Mathie von Neidenburg, welchen der deutsche Hochmeister im Jahre 1450 als seinen Bevollmächtigten an den Freistuhl von Hörde abgeordnet hatte, um gegen ein bei demselben wider den deutschen Orden eingeleitetes Verfahren zu protestieren. Mit lebhaften Farben und in der treuherzigen Sprache seines Jahrhundertes schildert der Verfasser in dem Berichte über den Erfolg seiner Sendung die Mühen, Ängsten und Gefahren, die er ausgestanden: wie er zuerst der Sicherheit wegen mit Hilfe von zwei Dortmunder Boten dem

Gerichte zwei schriftliche Appellationen zugestellt und dann sich selbst vor den Freistuhl begeben, „der in einer Wüstung gelegen“. Dort findet er eine große Menge Bewaffneter versammelt, die ihn gar zornig ansehen und Drohungen gegen ihn ausstoßen, weil er sich weigert, einen Vorsprecher zu wählen. Mit Lärm und „großem Geschrei“ wird endlich, nachdem er vergebens mit Brief und Siegel und kühnen Worten für seinen gnädigsten Herrn, — der schon durch seinen geistlichen Charakter eximiert war, — protestiert, das Gericht „bestellt“. Vorstellungen, Drohungen, Appellationen, Urkunden und Freibriefe, die er vorlegte, bleiben anfänglich unbeachtet und dienen nur dazu, den Zorn der „Knappen, zu den Waffen geboren“, noch zu steigern. Ja, sogar sein Leben geriet in Gefahr, als er sich in seinem Eifer unvorsichtig den Schranken des Gerichtes nähert. „Bei meinen Tagen kam ich nie in größeren Jammer. Ich armer Mann schrie: Ich bin Klerikus, ich bin Publikus Notarius, ich bin Sekretarius! Ich appelliere, ich zitiere, ich banne! Es war alles umsonst. Unser Herr Gott und ein guter Mann half mir und auch den zwei Boten mit Mühe von dem Strange.“ Doch erreichte der mutige Sekretarius soviel, daß schließlich das Verfahren gegen den Ordensmeister wirklich eingestellt wurde. In noch ungünstigerem Lichte erscheint uns das Treiben der Mitglieder der Feme in dem Berichte eines Kammerboten aus dem Jahre 1497, welcher beauftragt war, an den Freigrafen Johann von Valbert ein Mandat des Reichskammergerichtes zu überbringen, um demselben einen bei ihm anhängig gemachten Prozeß gegen die Stadt Wetzlar abzufordern. Der Bote trifft den Gesuchten auf offenem Feldwege und händigt ihm, als „geschworener königlicher Kammerbote“, das Mandat sofort ein. „Da nahm er das Mandat und wollte es lesen. Da konnte er's nach unserem Deutsch nicht wohl lesen und heißt mich, mit in die Herberge reiten. Zu Valbert bat er den Wirt, daß er ihm sollte

lesen, das Deutsch wäre ihm zu hoch. Da las es der Wirt; der konnte es ausbündig wohl lesen.“ Hier kommt es, nachdem man den Inhalt des Schreibens erkannt, zwischen dem Kammerboten, dem Freigrafen, dessen Sohne und einem dritten anwesenden Schöffen zu einer äußerst stürmischen Scene, die der Bericht anschaulich genug ausmalt. Man schalt auf den König, der nichts von den Sachen der Feme verstehe, auf die „Buben“ von Frankfurt, man hieß den Boten einen Verräter und drohte ihm mit dem Tode. „Vater,“ ruft der Sohn in leidenschaftlicher Aufregung aus, „er muß sterben von meinen Händen! Vater, wollt ihr eure kaiserliche Freiheit brechen lassen, die wir von alter kaiserlicher Freiheit haben, länger denn das Kammergericht? Wir müssen einen Boten oder auch zwei henken, so schickt man uns keinen mehr her.“ „Da liefen sie über mich,“ fährt der Berichterstatter fort, „wie die Juden über unsern lieben Herren, und wollten mich erstechen und stachen nach mir.“ Endlich wirft sich der alte Freigraf selbst ins Mittel, entreißt den in Todesangst Schwebenden den Händen der erbitterten Schöffen und entläßt ihn barsch mit den Worten: „Reite hinweg in aller Teufel Namen.“ „Und ich stieg auf mein Pferd“, schließt der Bericht über den Vorfall, „und war froh und ritt hinweg und dankte Gott, daß ich davon kam.“

Es waren die letzten krampfhaften Anstrengungen gegen ein Geschick, das bereits nicht mehr abzuwenden war.

Die heimliche Feme war ein Produkt ihrer Zeit, — einer Zeit, in der, bei dem Mangel einer durchgreifenden Rechtspflege, Selbsthilfe das Normale war. Sie verdankte ihr Emporkommen und ihre Bedeutung den rechtlosen, halbanarchischen Zuständen des späteren Mittelalters und mußte deshalb fallen, als diese aufhörten, auch wenn sie weniger entartet gewesen wäre, wie sie war. Die Reform der deutschen Reichsverfassung zu Ausgang des 15. Jahrhundertes, die Errichtung des ewigen Landfriedens, die Gründung des

Reichskammergerichtes, die Kreiseinteilung des Reiches kündigten der Feme den Untergang an. Das neue Landesfürstentum brach über sie völlig den Stab. Zwar fand der Antrag auf völlige Aufhebung derselben, der schon 1512 auf dem Reichstage von Trier gestellt wurde, nicht die allgemeine Zustimmung, eine gewisse Berechtigung wurde ihr auch noch 1521 zu Worms zuerkannt, allein ihr Todesurteil war dennoch gesprochen, und ihr Untergang ließ sich nicht mehr aufhalten. Vergebens suchte sie der neuen Ordnung zu trotzen, vergebens berief sie sich auf ihr „älteres Recht“ und erließ noch immer Ladung und Sentenz nach altem Freistuhlsrechte, „wie es Karl der Große gestiftet“, vergeblich suchte sie zuletzt Hilfe in krampfhaften Gewaltthaten verzweifelnden Trotzes. Es erging der Feme, wie es den Rittern erging, die hinter Turm und Mauern der veränderten Kriegsführung der neuern Zeit trotzen zu können glaubten, und wie es jedem ergeht, der, dem Fortschritte der Zeit entgegen, Veraltetes und Unhaltbares festzuhalten sucht. Die Hartnäckigkeit, womit sie ihren morschen Bau zu stützen suchte, offenbarte nur ihre Ohnmacht, — man achtete ihrer nicht weiter. Die Nachrichten über sie werden seit der Mitte des 16. Jahrhundertes immer spärlicher, bis allmählich die Geschichte ganz von ihr schweigt. Das letzte Reichsgesetz, welches der Feme gedenkt, ist die Kammergerichts-Ordnung von 1555; nach dieser Zeit wird sie nur noch in einigen westfälischen Landesordnungen erwähnt. Ein Freistuhl nach dem anderen ging ein. Das letzte durch Freischöffen vollzogene Todesurteil fällt in das Jahr 1582, aber der Fall stand damals schon so vereinzelt da, daß er allgemeines Aufsehen erregte. Zu Ende des 16. Jahrhundertes konnte ein deutscher Chronist die Femgerichte bereits als der Vergangenheit angehörig bezeichnen.

Freistühle bestanden freilich in Westfalen auch noch nach jener Zeit in nicht geringer Anzahl; allein sie nahmen nach und nach, der Zeit sich fügend, einen ganz veränderten

Charakter an. Die alte Furchtbarkeit hörte auf. Die heimlichen Sitzungen wurden immer seltener und zuletzt nur noch zum Scheine beibehalten; nur das öffentliche Ding blieb. Auch verzichtete man darauf, femrichterlichen Sprüchen noch außerhalb der roten Erde Geltung zu verschaffen. So wurde das Institut jetzt auf seine älteste Einrichtung und seinen ursprünglichen Wirkungskreis zurückgeführt. Indes auch in dieser bescheidenen Gestalt vermochte es sich den steigenden Ansprüchen der landesherrlichen Gerichte gegenüber nicht zu behaupten. Verlassen von dem Kaiser, aufgegeben von dem Oberstuhlherren, der schon 1618 seine Rechte an den Oberfreigrafen von Arnsberg abtrat, angefeindet von den Landesfürsten, sank die einst durch das ganze Reich gefürchtete heilige Feme im Laufe des 17. Jahrhundertes zu einem gefahr- und harmlosen bäuerlichen Polizei- und Rügegerichte herab. Ihre Kompetenz erstreckte sich in der letzten Zeit nur noch auf die geringfügigsten Vergehen: Feldfrevel, Schimpfreden, Raufereien, und so geräuschlos war ihre Thätigkeit, daß ein deutscher Gelehrter, der gegen Ausgang des vorigen Jahrhundertes ihre Geschichte zu schreiben unternahm, nicht einmal mehr von ihrer Forterxistenz etwas erfuhr. In dieser verkümmerten Gestalt hat sich die Feme bis in unser Jahrhundert hinein erhalten; die Wellenschläge der französischen Revolution spülten auch sie endlich hinweg. Es war im Jahre 1811, als das letzte westfälische Freigericht — zu Gemen im Münsterlande — durch die französische Gesetzgebung aufgehoben wurde. Der letzte Oberfreigraf starb erst 1835. Echte, rechte Freischöffen, schlichte, einfache Landleute, haben im südlichen wie im nördlichen Westfalen bis vor noch nicht langer Zeit gelebt. Von Zeit zu Zeit traten sie noch in der Stille an den alten Malstätten zusammen, sie bewahrten die alte mündliche Tradition von Karl dem Großen, dem Stifter der Feme, sie hatten noch die geheime Losung und kannten ihre Bedeutung. Alle Versuche, sie zur

Mitteilung derselben zu bewegen, sind vergeblich gewesen. Treu dem Schöffeneide, haben sie ihr Geheimnis mit sich ins Grab genommen als die echten Söhne der roten Erde, denen neben dem zähen Festhalten am Alten ihre zurückhaltende Verschwiegenheit noch heute von den einen als Lob, von den andern als Tadel angerechnet wird.

Der Bauernstand.*)

Die alten Germanen, die in den geschichtlichen Nachrichten uns vorzüglich als wilde, tapfere Krieger erscheinen, waren doch wohl in noch höherem Maße friedliche Landbauern. Die Geschichte und das Heldenlied liebt es, das Ungewöhnliche zu verzeichnen; was das Alltagsleben bringt, was in Stunden des Friedens und der Ruhe in der bescheidenen Häuslichkeit sich vollzieht, das findet nur selten einen begeisterten Lobredner. Und doch verrinnt dem größten Teile der Menschen das Dasein in dieser meist nur wenig beachteten Weise, und auch unsern Altvordern, wie sehr sie uns nach den Schilderungen der Römer oder den spärlichen Resten alter Heldenlieder als hochgemute Krieger vorkommen, — Unzählige mögen mit Weib und Kind, mit Knecht und Magd nur in stiller Thätigkeit zwischen den Marken des Feldes und der Trift ihr Dasein verbracht haben. Auf diese friedliche Beschäftigung weisen hin die Spiele der Kinder, die Feste der Erwachsenen, die größte Summe der treu und innig verehrten

*) Vergl. J. Jansen.

Götter. Jahrhundertelang änderte sich nur wenig die Lebensart dieser an der freien Natur und an ihren Gaben sich genügsam erfreuenden Völker; jahrhundertelang weiß die Hand, welche kühn das Schwert im Falle der Not zu schwingen verstand, auch geduldig den Pflug durch das harte Erdreich zu lenken. Aber das früher wenig gekannte Volk tritt endlich an die Spitze der Weltgeschichte, und in weiter Ferne und in der alten Heimat entstehen große, mächtige Germanenstaaten. Jetzt ändert sich vielfach die ehemalige Gleichheit der Beschäftigung, jetzt wechselt die Größe des Besitzes, und fürstliche Mannen, große Herren und nur wenig besitzreiche Bauern bilden die Bürger des Staates. Die harte Not der Zeit, der geringe Schutz von seiten der Landesherren, die ewigen Fehden im Lande, die entsetzlichen Verwüstungszüge feindlicher Völker ließen von Tag zu Tag den Stand der freien Bauern sich mindern, das Besitztum übergehen in die Hände weltlicher und geistlicher Großen. Die staatlichen Verhältnisse des deutschen Reiches haben die schon an der Schwelle seiner Geschichte sich vollziehenden Thatsachen während des ganzen Mittelalters meist gar nicht oder nur ganz wenig verändert. Gegen Ende des ebengenannten Zeitabschnittes befinden sich die Landesherren und die Lehensherren, geistlichen und weltlichen Standes, die Klöster und Stifte, die Ritter und Städte im Besitze des größten Teiles des Grundeigentumes. Die landesherrlichen, geistlichen und adeligen Besitzungen bestanden aber damals im allgemeinen keineswegs aus großen zusammenhängenden Ländereimassen, sondern vorherrschend aus einzelnen Höfen, die in verschiedenen, oft weit von einander entfernten Dörfern gelegen waren. Geschlossene Dörfer, worin eine Gutsherrschaft im Alleinbesitze des Bodens war, fanden sich nur wenige; in sehr vielen gab es zwei, drei oder vier Grundherren, die von ihren Fron- oder Herrenhöfen und den diesen untergeordneten Nebenhöfen das Land bewirtschaften ließen.

Zwischen den Besitzungen der Gutsherren lagen fast in allen deutschen Territorien, besonders dort, wo der Adel zu keiner großen Macht gelangt war, in größerer oder geringerer Zahl freie, keiner Grundherrschaft unterworfene Bauerngüter, und im Nordwesten und Südosten Deutschlands, bei den Friesen und Niedersachsen, in Schwaben, Franken und in den Rheingegenden, in Altbaiern und Tirol, in den Erzherzogtümern und in einigen Teilen von Kärnten und Steiermark, hatten sich manche freie, wohlhabende Bauerngemeinden erhalten. Bei den frei eigenen Gütern wurde fast allenthalben durch den Grundsatz „der Unteilbarkeit des Eigen" der Zersplitterung bei der Vererbung entgegengewirkt und so für die Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes gesorgt. Gewöhnlich erbte der älteste Sohn, und zwar außer dem Gute auch alle Betriebswerkzeuge, alle Wirtschaftsgeräte, das Vieh und die ganze Hauseinrichtung. Der Bauernhof ging auf Kind und Kindeskind über, und die Geschwister des Besitzers erhielten als „nicht zu entfernende" Dienstboten, als gesicherte, der Familie angehörige Leute auf dem Hofe ihren Unterhalt. Gegen Verkauf und Verpfändung des Hofes schützte der Einspruch des Erben, und dieser hatte, nach der Bestimmung des Sachsenspiegels, Schulden, nur so weit die fahrende Habe reichte, zu bezahlen. Durch diese Bestimmung sollte dem Schuldenmachen der Bauern und dem Wucher vorgebeugt werden, „denn wenn der Wucherer weiß," sagt Geiler von Kaisersberg, „daß er von dem Gute nichts oder nur wenig bekommen kann, wird er nit viel borgen".

Unter den freien sowohl als grundherrlichen Bauernhöfen unterschied man Großgüter von drei bis zehn Mansen oder Hufen, jede zu etwa dreißig bis vierzig Morgen berechnet, Mittelgüter mit etwa zwei Hufen, und Kleingüter mit geringerer Morgenzahl. Neben den Bauern gab es unter verschiedenen Namen Köter oder Häusler, welche nur eine Kote, ein Häuschen oder außer dem Häuschen und einem Gärtchen

auch noch etwas Feld besaßen. Für die Ärmeren wurden insbesondere die der Kirche gemachten Schenkungen und die Erwerbungen der Kirche von großer Bedeutung. Denn weil sich darunter nicht bloß zusammenhängende Hufen, sondern auch einzelne Stücke Landes befanden, für deren Bebauung die Kirche selbst sorgen mußte, so bekamen viele Besitzlose geliehenen Besitz und dadurch Arbeit und Unterhalt. Auch ausgedehnte kirchliche Güter wurden bei der wachsenden Bevölkerung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundertes einer immer größeren Zahl von kleinen Bauern übergeben, von denen dann einer als „Träger des Lehens" alle Natural- und Geldpächte zu sammeln, abzuliefern und dafür zu haften hatte. Daneben saßen auf kirchlichen und anderen grundherrlichen Besitzungen freie Pächter, welche zumeist die dritte Garbe zu entrichten hatten, indem die erste für die Bewirtschaftungskosten gerechnet, die zwei anderen als Reinertrag zwischen ihnen und dem Pachtherren geteilt wurden. Andere Bauern hatten Grundstücke unter dem Namen Zinslehen auf Lebenszeit, wieder andere in Erbbestand gegen bestimmte persönliche und dienstliche Leistungen. Viele befanden sich im Hofesverband der Fronhöfe, unter dem Schutze der Grundherren, deren Güter sie bebauten; viele als Kolonen auf gesonderten Hufen.

Aus solchen Hofhörigen und Kolonen bestand die eigentliche Masse der Agrikulturbevölkerung, und in bezug auf sie läßt sich im allgemeinen der Satz aufstellen, daß beim Ausgange des Mittelalters **das Eigentum an dem größten Teile von Grund und Boden sich nicht mehr in der Hand der Grundherren, sondern in der Hand der damit Beliehenen befand, und der Herr selbst daran nur mehr ein Dienst- und Zinsrecht besaß.** Die Güter der Grundhörigen waren demnach, so gut wie die freibäuerlichen, selbständige Besitzungen.

Die Hofhörigen und Kolonen waren nämlich durchgehends

keineswegs Leibeigene. Knechtische Leibeigenschaft, wie sie sich etwa von der Mitte des 16. Jahrhundertes an so vielfach entwickelte, gab es um die Mitte des 15. Jahrhundertes fast nur noch unter den wendischen Bauern in Hinterpommern; im übrigen Deutschland war der Satz des schwäbischen Landrechtes: „wir halten an der Schrift, das nieman sol eigen sin," und der Satz des Kaiserrechtes: „die lüde sint gotes, und der zinß ist des keysers," im allgemeinen längst thatsächlich durchgeführt worden. Die ihren Grundherren Dienst- und Zinspflichtigen durften ohne deren Vorwissen und Erlaubnis das ihnen übertragene Gut nicht verlassen, sie waren an die Scholle gebunden; aber sie waren persönlich frei und besaßen in den meisten Fällen ihr Gut als unwiderrufliche Erbverleihung. Im Wege der Erbfolge ging dasselbe auf einen ihrer Söhne, gewöhnlich auf den ältesten Sohn, oder in Ermangelung von männlichen Nachkommen auf die älteste Tochter über; waren keine Kinder vorhanden, so fiel es an den Grundherren zurück. Von den Kolonatsgütern mußten Steuern entrichtet werden, während die geistlichen und weltlichen Grundherren für ihre eigenen Güter steuerfrei waren, und gerade in dieser Steuereinrichtung liegt ein sicherer Beweis, daß die Kolonatsgüter nicht als volles Eigentum der Grundherren angesehen wurden. Sie waren „gebundenes Eigentum" für Grundherren und Grundhörige zugleich.

Von volkswirtschaftlichem Standpunkte läßt sich diese Grundhörigkeit persönlich freier Kolonen mit ihren Rechten und Pflichten bezeichnen als die auf erblichem Besitze gegründete Versorgung des gemeinen Landmannes. Durch sie erlangte der Bauer das seßhafte Wesen, die beste Grundlage der Unabhängigkeit, und festes Brot war ihm sicher. Die Erbverleihung des Bodens war von wesentlichem Einflusse für den landwirtschaftlichen Betrieb, weil ein Erbpächter an der Verbesserung seines Gutes gemeinlich kein geringeres Interesse hat als ein vollberechtigter Eigentümer desselben. In der

landwirtschaftlichen Benutzung des Grundstückes war der erbberechtigte Kolone sogar in denjenigen Gegenden, in welchen später der Bauer in eine so drückende Lage geriet, zum Beispiel in Pommern, in keiner Weise behindert. Die Gebäude, die Saaten, das Vieh, Bau-, Acker- und Hausgerät waren auch dort sein Eigentum, und die Benutzung der Holzungen zum wirtschaftlichen Bedarfe stand ihm frei. „Diese Bauern in Pommern", sagt der Zeitgenosse Kantzow, „geben ihre bescheidenen zinse und haben auch bestimmten dienst. Dieselben stehen wol und seint reich, und wenn einem nicht geliebet, auf dem hofe lenger zu wonen oder seine kinder darauf wonen zu lassen, so verkawffet ers mit seiner herrschaft willen und gibt der herrschaft den zehenden vom kawffgelde. Und der wieder auf den hof zeucht, gibt der herrschaft auch gelt, und also zeucht der ander mit seinen kindern und gütern frey wegk, dahin er will." Auch über die Grundhörigen auf der Insel Rügen schreibt Kantzow weiter: „Die pawren stehen in diesem lande wol und seint reich, den sie haben ire bescheidene zinse und dienst, und darüber thun sie nichts; und die meisten thun gar keine dienste, sondern geben gelt dafür, daher es khumpt, daß die pawren sich als frei achten, und dem gemeinen adel nicht nachgeben wollen. Darin sie von deswegen so viel mehr gemutet werden, das offte ein armer edelmann einem reichen pawren seine tochter gibt, und die kinder sich darnach halb edel achten."

Wie die erblichen Güter, so konnten auch die bloß zeitlichen, die sogenannten Herrengunst-, Herrengnad-, Freistift-, Landsiedel- und ähnliche Güter niemals nach bloßer Willkür oder „umb eines lieberen landsidels oder höheren pachtes willen" dem Kolonen oder dessen Kindern entzogen werden.

Rechte und Pflichten der Grundherren wie der Grundhörigen waren in den meisten deutschen Ländern in den sogenannten Weistümern und Hofrechten genau festgestellt, und

diese vornehmlich im 15. Jahrhunderte aufgezeichneten Rechtsweisungen liefern „ein herrliches Zeugnis der freien und edlen Art des eingeborenen deutschen Rechtes“. Klagen über Beeinträchtigungen und Rechtsverletzungen von seiten der Grundherren wie der Kolonen waren häufig genug, und in Zeiten der Verwirrung waren Ausschreitungen und Gewaltthätigkeiten gegen die Schwachen nicht selten, aber gemeinlich wurden die Streitigkeiten durch gütlichen Ausgleich oder durch richterlichen Ausspruch geschlichtet.

Die Hofhörigen sowohl wie die anderen grundhörigen Kolonen wurden durch den Grundherren selbst oder dessen Beamte meistenteils auf eine feierliche Weise in den Besitz ihrer Hufen eingewiesen und mußten vor dieser Einweisung oder Belehnung einen Huldigungseid schwören, worin sie sich zur Leistung aller nach bestehendem Rechte schuldigen Verbindlichkeiten verpflichteten. Mit diesem Huldigungseide begann zugleich die Verpflichtung des Grundherren, die Kolonen und ihre Güter zu schützen und für sie im Falle von Erkrankung und Verarmung durch Krieg oder Hungersnot zu sorgen. Waren auch die Kolonen an die Scholle gebunden, so durften doch deren Kinder und Angehörige ohne Erlaubnis des Grundherren als Dienstboten oder als Handwerker auswärts ihr Brot verdienen, sich in fremden Herrschaften, Dörfern und Städten niederlassen und dort sogar das Bürgerrecht erwerben. Wollte der Kolone selbst den Hof verlassen, so mußte er zuvor die rückständigen Zinsen und sonstigen Leistungen entrichten, mit seinen Gläubigern abrechnen und zu dem Ende die Absicht, auswandern zu wollen, öffentlich, zum Beispiel „des sontags in der kirchen“, bekannt machen und sodann „am hellen tage“, das heißt nicht heimlich, von dem Hofe wegziehen. Er sollte daher, wie die Weistümer vorschreiben, „zu schonen mittagh bynnen dem hoeff uffbrechen“, „mit sonnenschein sein feuer auslöschen“, „des abents seinen blunder uffladen und die teichsel keren hinwertz, in welche

rychsstatt oder richshof er dann hinziechen wil, und soll denn von menyklichen an dem zug ungesumpt sin“. In der Abtei Alpirsbach lautete die Vorschrift: „Alle die des gotshus aigen sint, die sont hän ainen freyen gezog (nachdem sie ihren Verpflichtungen zuvor nachgekommen sind), ob sich ainer anderswa baß mag begän; den sol ein vogt belaiten und sol sprechen: var an gottes namen, und kom herwider, so du machst oder es dir wol fügt, so went wir dir gütlich tun, denne wir je getaten.“ Die ehemaligen Inhaber von Kolonatsgütern durften selbst auf ihr verlassenes Gut zurückkehren, wenn sie die darauf lastenden Dienste und Leistungen entrichten wollten.

Die Abgaben der Kolonen bestanden in meist sehr mäßigen, mitunter sogar auffallend niedrigen Pachtquoten, in Naturallieferungen und in persönlichen Diensten und Fronen: in Hand- und Spannfronen, Baufronen, Jagd- und Fischereifronen. Die Zahl derselben war genau bestimmt; in den österreichischen Herzogtümern z. B. hatte kein Kolone über zwölf Tage des Jahres Frondienste zu leisten. Eine besondere Abgabe war der „Sterbefall“, wonach beim Tode eines Kolonen das „Besthaupt“ oder die „beste Habe“, d. h. das beste Stück Vieh oder das beste Kleid, vom Erben abgeliefert werden mußte. Diese Abgabe war der Erbschaftsaccise nahe verwandt, wie sie in den Städten von den Nichtbürgern bezogen wurde; nur war sie gemeinlich nicht so hoch wie diese, welche sich zuweilen bis auf fünfundzwanzig Prozent der Hinterlassenschaft belief. In den österreichischen Herzogtümern, wo das Besthaupt als eine „unzulässige Bedrängnis“ verboten war, wurde von dem Erben des Kolonen ein Todfallgeld mit fünf Prozent von allem liegenden und fahrenden schuldenfreien Eigentume entrichtet; ausgenommen aber waren davon fromme Vermächtnisse, Feld- und Ackergeräte, Kleidung und anderes der Art. In Tyrol erhielt die Grundherrschaft von dem ganzen Nachlasse des Grundhörigen nur einen Ochsen.

Während des Frondienstes wurden die Hörigen von dem Grundherren verköstigt. So gaben die Deutschherren zu Fischingen im Schwarzwalde ihren Frönern „roten wein, rindfleisch und ruckenbrot“. Nach dem Dinghofrechte von Hausbergen bei Straßburg sollte den Frönern einmal im Jahre gegeben werden „über tisch zwei gerichte von fleisch, und soll das fleisch an zweyen enden racken über den schüsselbordt vier finger breit, und sollent da seyn neue becher und neue schüsseln und genug weines“. Die Fronzeit war gewöhnlich beschränkt auf zwei Tage, noch häufiger aber auf einen Tag und eine Nacht, gemeinlich sollten die Froner „uf denselben tag wiederumb heim gelangen“.

Die fälligen Natural- und Geldleistungen wurden vorschriftsmäßig von den Grundhörigen oder Diensthörigen dem Grundherren oder dessen Beamten meistenteils persönlich überbracht und nicht selten durch Gegengaben vergütet, welche an Wert den dargebotenen Zins ausglichen oder selbst überstiegen. Der Zinsmann oder sein Bote ward verköstigt; hier und da auch noch gekleidet, wohl gar mit Musik und Tanz erheitert. Der Förster von Laufen erhielt bei der Ablieferung der Zinsschweine auf der Pfalz zu Konstanz „des besten hübswins ruggen, da die swart dry vinger brait uff sy und desselben swins schwer“. Der Bote, der die Theinen und Schultern eines gemästeten Schweines nach Hirschholm auf das Schloß tragen mußte, wurde „ehrlich mit proviandt“ gehalten; man reichte ihm Essen und Trinken auf „wyszem geschirr“, stellte sein Pferd des nachts „bis an die gurdt in habern“ und entließ ihn „mit dem trinkgelde, wie von alter her“.

Außer den Bringzinsen gab es sogenannte Holzinsen, die von seiten des Grundherren abgeholt wurden. Häufige Vorschriften über die Zinserhebung bekunden einen wohlthuenden Geist der Milde und Schonung. Es sollte das Kind nicht in der Wiege geweckt, und der Hahn auf dem Gatter nicht erschreckt werden. Und wenn die Frau des Zinspflichtigen

gerade im Kindbette lag, so sollte sich der Zinserheber mit dem Kopfe des Zinshuhnes als einem Wahrzeichen begnügen, das Huhn selbst aber der Wöchnerin zur Stärkung zurücklassen. „Alles wo rauch uffgeht, ist dem grundherren ein rauchhoen und dem vogte ein schirmhoen schuldig,“ sagt ein Weistum von Niederprüm und fährt fort: „Item dae ein kindelsbethfrawe wehre, soll man den kopf vom rauch- oder schirmhoen nehmen und den frawen den rompff (d. h. das Huhn selbst) lassen.“

Sehr wichtig für die Stellung der Grundhörigen sind auch die in den Weistümern und Hofrechten enthaltenen Bestimmungen über die Bestrafung derer, die ihre Abgaben nicht zu rechter Zeit entrichteten. Die Strafe bestand meistenteils in einer unbedeutenden Geldbuße oder Lieferung von einigen Broten oder einigen Maß Wein, in der Auspfändung, bisweilen aber auch in dem Verluste des Hofgutes und der Einziehung des Kolonatsgutes. Allein man durfte „bey allem nit leichtfertig zu wercke gehen, sonder soll dem seumigen zeit lassen und nit zu hart bestraffen; und wenn er arm ist, barmherzigkeit mit im üben, ußgenommen die eigentlich schultbaren, die ir sach versümen und widerspenstig sint“. Meistenteils wurden dem säumigen Zinsmanne neue Termine gestattet. „Welcher seinen zins bei sonnenschein nicht gibt,“ verordnet ein Weistum von Kleinfrankenheim im Unterelsaß, „ehe die sonne zu gnaden geht, so bricht er sieben schillinge pfennig und mag ihm alsdann der meiger das gut verbieten in beisein zweier huber dri malen nach einander, allweg das vierzehn tage zwischen jedem gebot verschienen sein. Der das also bricht, soll dem meiger und den hubern, so das verbot getan, zu jedem male zwo masse weins zu geben schuldig sein, und sol das gebot stan jar und tag. Und so nach der verscheinung des jars die zins noch nicht abbezalt, so sol das gut mit der huber spruch dem dinkhofherren heimerkannt werden, damit zu tun als mit seinem eigenen gute; es were

denn sach, das derselbig seumig und ungehorsam huber nicht zu lande gewesen und aber im jar und tag wieder zu land käme; so er dann die versessene zins und alle brüch abrichtet und bezalet, sol in der meiger zu seinem gut ston lassen."

Die Form der bäuerlichen Ansiedelung war sehr mannigfaltig. Als Gruppen vereinzelter Höfe erscheinen die Dörfer meist in den gebirgigen Gegenden, in einem großen Teile von Tyrol, Ober- und Unterösterreich, Steiermark, Kärnten, im bairischen Hochlande und in den Marschländern an den Nord- und Ostseeküsten. In dem Hügel- und Hochflächenlande des Südens und den großen norddeutschen Ebenen gab es große zusammenhängende Dörfer; in Westfalen fanden sich vereinzelte Gehöfte, Herrengüter und Dörfer nebeneinander. Die Bauern in Niederbaiern und Pommern wohnten auf weit ausgedehnten Gütern, die am Rheine auf Kleingütern in größeren Dörfern, die auf dem Westerwalde in Gruppen kleiner Dörfer und Weiler.

Das besonders Charakteristische sämtlicher Dörfer war die aus der alten deutschen Agrarverfassung herstammende Feld- und Waldgemeinschaft der Dorfgenossen. Jedes Dorf hatte nämlich außer den geteilten Gütern noch eine ungeteilte oder gemeine Mark (Allgemeine, Allmeine, Almende), bestehend in Waldungen, Weiden, Wiesen, Heide, Moor und dergleichen, und von dieser ungeteilten Markgemeinschaft, in welcher die Dorfgenossen mit einander standen, wurde die Genossenschaft selbst eine Gemeine oder Gemeinde genannt. An der gemeinen Mark hatte jeder im Dorfe angesessene Mann, nicht bloß der freie, sondern auch der hörige Kolone, seinen Anteil. Aber er mußte „wirklich angesessen" sein, seinen „eigenen rauch", seinen „eigenen heerd", „eigenes muß und brod" oder „gesonderte speise", d. h. eine gesonderte, selbständige Haushaltung besitzen. Für solche Besitzer war die Almende auch in den grundherrlichen Dörfern ein wahres Gemeindegut. Zuweilen jedoch hatten die Hörigen für ihre Berechtigung

an derselben einen kleinen Zins zu bezahlen, z. B. in Hornau und in Kelchheim im Taunus nach einem Weistum von 1482 „eine fastnachthenne", zu Winningen an der Mosel „eine gnedige weinbede", nach dem besseren oder schlechteren Wachstume des Jahres. In manchen Ortschaften aber durften sie ohne Zins „mit irer almende tun nach irem besten nutz", sie hatten Wasser, Weide und Wild, „den fisch uff dem sand, das wild uff dem land, in nutz und notturft" ihrer Nahrung. Verkaufen aber durften sie von der Almende nichts, dagegen durften auch die Grundherren ohne Zustimmung der hörigen Dorfmarkgenossenschaft nichts davon verkaufen oder veräußern, nicht einmal ohne diese Zustimmung Holz hauen und aus der Dorfmark ausführen lassen.

Der hof- oder sonst grundhörige Kolone eines geistlichen oder weltlichen Grundherren hatte demnach nicht bloß ein meist erbliches, wenn auch tributpflichtiges Eigentum an den ihm übertragenen Bodenparzellen, sondern er war auch Miteigentümer des Gemeindelandes.

Im 15. Jahrhunderte bestanden die freien Marknutzungen in den meisten Dorfschaften wesentlich noch in dem Gebrauche der Gemeindeweide, dem Mast- und Weiderechte und in dem Rechte des freien Holzhiebes. Es waren regelmäßige „Holzhiebe- und Holztage" eingeführt, und unter Aufsicht der Gemeindevorsteher, welche die Bedürfnisse der einzelnen prüften, erhielt jeder Angesessene das nötige Bau- und Brennholz, das Holz für Pflüge, Zäune, Weinberge und andere Bedürfnisse. Weil der Viehstand noch immer den Hauptreichtum bildete, so wurde besonders für die Pflege der Weiden in den Feldern und Wäldern gesorgt. Gewöhnlich war genau festgesetzt, wie viel Vieh ein Hofbesitzer haben durfte.

Auch den nicht vollberechtigten Dorfmarkgenossen, den sogenannten Beisassen, zu welchen vornehmlich die Handwerker, Tagelöhner und die Ärmeren und gänzlich Besitzlosen gehörten, gestattete man gewisse Nutzungsrechte in der gemeinen Mark:

sie durften eine Ziege, ein Schwein oder sonstiges Notvieh auf die Gemeindewiese treiben; den Armen wurden wohl Almendgärten oder einzelne Bäume auf der Almende zugewiesen, oder auch Almendstücke auf kürzere oder längere Zeit zum Anbaue und zur Benutzung überlassen; mitunter auch Bauplätze auf der Almende; in vielen Dorfschaften Brenn- oder Bauholz. Die Kindbetterinnen erhielten manchen Ortes, gleichviel ob sie der Gemeinde angehörten oder nicht, eine Lieferung an Holz, und zwar bei der Geburt eines Knaben doppelt so viel als bei der eines Mädchens.

Man nannte solche Leistungen „eine fruntliche gebahrung gegen die, so unsere hülffe noth haben", und dehnte diese „fruntliche gebahrung" in gewisser Weise auch auf fremde Reisende aus. Zahlreich sind in den Weistümern Bestimmungen wie folgende: „Queme ein fremder man und wolte ein mal hie fischen . . . der mocht in die bach gehn fischen." — „Auch jeder ausmärker; er sei wanne er wolle, darf sich ein essen krebs oder fische fahen, doch muß er sie in der mark, in eines wirtes oder märkers haus essen und verzeren." — „Ein vorbeigehender fremder mag trauben essen, so viel er will, aber er soll keine in den sack stoßen; der banwart soll ihn darum nicht pfänden, sondern weiter gehen heißen, und wo er bisweilen irre geht, auf den rechten weg weisen." — „Ein reisender man, der über feldt kömt reiten, der mag so viel garben aufnehmen, als er in einem vollen rennen mit seinen klauen aufnehmen kann." — „Ein fuhrmann, der über wegh kommt, der mag drei garben fordern." Auch für seine müden Tiere durfte der Reisende sorgen. „Were es sach, das ein fremd man queme faren mit seinem geschirr und fiech, das im die nacht in der marg betrete, der mogt seine nachtruge da nemen und mocht sein fiech die nacht uff die gemeinweide treiben." Zur Ausbesserung seines Geschirres konnte der Reisende ungestraft das nötige Holz aus dem Markwalde nehmen.

Die gemeinsame Feld- und Waldmark galt als „ein unverletzlich heilig gut", und darum wurden die in bestimmten Zeiten regelmäßig wiederkehrenden feierlichen Flurumritte oder Flurumgänge zur Besichtigung der Markzeichen und Grenzmale als eine Hauptangelegenheit der Gemeinden betrachtet. Diese Umgänge fanden oft „mit fliegenden fahnen, trommen und pfeifen" statt und waren zugleich religiöse Handlungen. An den Flurgrenzen wurden Altäre gebaut, Evangelien gesungen, und der Dorfpfarrer sprach über die Felder den Segen. In den grundherrlichen oder gemischten Gemeinden machten auch die herrschaftlichen Beamten die Umzüge mit.

In gleich „strengem frieden" wie die gemeinsame Mark lagen auch die geteilten Feldfluren und Wiesen, Gärten, Weinberge und Waldungen. Sie waren einzeln meist mit Zäunen umgeben, deren Verletzung mit schweren Strafen geahndet wurde. Der von den Feldmarken geschiedene bewohnte Teil des Dorfes war gemeinlich durch einen Zaun, einen Graben oder eine einfache Mauer eingefriedigt.

Die Bauart der Bauernhäuser war bei den einzelnen Stämmen verschieden, wie auch die Volkstrachten verschieden waren. In den fränkischen Häusern waren Wohnung, Ställe, Scheuer und Schoppen in einem Vierecke unmittelbar beisammen und nicht durch einen Hof getrennt, sodaß der Bauer im Innern überall hingehen konnte, ohne den Fuß aus dem Hause zu setzen. Der schwäbische Bauer wohnte nicht neben, sondern auf dem Stalle, darum war sein Haus zweistöckig, und daneben in gleicher Höhe unter einem Dache die Scheuer. In den sächsischen Bauernhäusern befand sich der Herd fast in der Mitte des Hauses, die Bauersfrau beherrschte von ihrem Sitze hinter dem Herde das ganze Haus; sie übersah zu gleicher Zeit Kinder und Gesinde, Pferde und Kühe, hütete Keller, Boden und Kammer. Der Platz bei dem Herde war der schönste im Hause. Auf dem Herde brannte das Feuer den ganzen Tag und glimmte die Nacht hindurch; nur

beim Tode des Hausherren wurde nach altem Brauche das Herdfeuer ausgelöscht.

Für den untrennbaren Zusammenhang der Bauernfamilie mit dem Bauernhause war die Hausmarke ein sprechendes Zeugnis. Das nicht selten an den Häusern angebrachte Wahrzeichen einer Pflugschar oder einer Sichel, einer Garbe, einer Weinbergshaue diente zur Kunde, wie stolz der Bauer auf die Ehre seiner Arbeit war. „Der ächte bawersman", sagt das Buch von den Früchten, „hat kein lieber gut als haus und wib und kind und all sin völklin (Gesinde) und achtet die arbeit hoch in ehren und dünket sich wol der beste stand, den got selber eingesetzt hat im paradiese."

Die bäuerliche Arbeit stand in innigem Zusammenhange mit der Gemeinde, welche die einzelnen Familien einer Dorfmark zu einer Genossenschaft mit bestimmt festgesetzten Rechten und Pflichten zusammenfaßte. Jeder Genosse war berufen, an der Handhabung von Frieden und Recht im Innern des Verbandes teilzunehmen, in den Gerichten das Urteil finden zu helfen, in allen Gemeinde-Angelegenheiten sein Stimmrecht auszuüben; in allen Händeln und Streitigkeiten der Gemeinde sollten alle für einen, einer für alle stehen. In dieser genossenschaftlichen Verbrüderung wie in der Gemeinsamkeit der Arbeit, des Berufes und der Siedelung war das Gemeindeleben, welches der Bauer über alles hoch hielt, begründet.

Die von den vollberechtigten Dorfmarkgenossen, Grundhörigen nicht minder als Freien, gewählten Bauermeister, Gemeindevorsteher und Gemeinderäte trafen Anordnungen, nicht bloß über die Benutzung der gemeinen Mark, sondern auch über die geteilten Besitzungen. In Sachen der Dorfschaft galt auch noch beim Ausgange des Mittelalters der Satz des Sachsenspiegels: „Was der bauernmeister um des dorfes frommen willen mit verwilligung der menge setzt, das mag der mindere theil nicht widersprechen."

Im Bodenbau war gewöhnlich die den Gemeindebesitz be-

günstigende und zum Teil aus den Gemeingütern entstandene Dreifelderwirtschaft in Gebrauch; abwechselnd wurde das eine Feld mit Winterfrüchten, das zweite mit Sommerkorn bestellt, das dritte als Brachfeld nur umgepflügt, damit die von der Ernte entzogenen Pflanzennährstoffe durch Verwitterung der Gesteine und Zersetzung der organischen Rückstände in der Ackerkrume wieder ersetzt würden. Manchen Ortes fing man im 15. Jahrhunderte an, einen Teil des Brachfeldes mit sogenannten Brachfrüchten, namentlich mit Wicken und Erbsen, zu bestellen. In ganz Oberdeutschland bis an den Niederrhein fand neben dem eigentlichen Ackerbau der „Bündenbau" statt. Diese Bünden hatten den besten Boden, wurden ohne Brache jedes Jahr bebaut und dienten hauptsächlich zur Erzeugung von Gemüse- und Handelsgewächsen, von Hanf oder Flachs. In den süddeutschen Gebirgen und in den norddeutschen Küstenlandschaften herrschte die Feldgraswirtschaft vor; man ließ auf demselben Felde Kornbau und Graswuchs in bestimmten Jahren abwechseln. In einigen Gegenden des Unterrheines wurde in jedem Jahre in bestimmten Fruchtfolgen die ganze Feldmark bestellt.

In welcher Weise die Felder bewirtschaftet werden sollten, bestimmte durchgehends die Gemeinde: sie setzte die Aufeinanderfolge der Saaten, die Abwechselung der Bau- und Ruhejahre fest und traf Verfügungen über die Viehzucht, die Wiesenbewässerung, die Holzkultur. Keine Nutzung der gemeinen Mark, kein Holz, Stroh, Heu oder sonstiges Futter, kein Rohstoff und keine Verarbeitung durfte ohne Erlaubnis der Gemeinde aus der Dorfmark ausgeführt werden.

Fortschritte in der Landwirtschaft sowohl wie in der damit eng verwandten Forstwirtschaft sind beim Ausgange des Mittelalters unverkennbar. Im allgemeinen war in letzterer allerdings noch die Plänterwirtschaft im Gebrauche, die den Wald als ein ungeteiltes Ganzes behandelt, worin die Bäume je nach Bedarf gehauen werden. Aber man findet schon

Weistümer, worin die Schlagwirtschaft vorgeschrieben wird. So verordnet ein Weistum von Oberwinterthur im Jahre 1472, es solle jährlich bestimmt werden, „in welchem holtz man die houw ußgeben welle, wo es dann aller unschädelichst sige". Älter noch sind Schlagordnungen für rheinische Markwaldungen. Eine große Sorgfalt verwandte man auf die Erneuerung der abgenutzten Holzmassen durch Anpflanzung solcher Holzarten, welche den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Zeit am besten entsprachen. Namentlich waren Eichen und Buchen für die Einfehmung des noch immer in erster Linie landwirtschaftlich wichtigen Schweines von besonderer Bedeutung. Die Technik der Heisterpflanzung hatte bis zum 16. Jahrhunderte bereits eine Durchbildung erfahren, welche der Neuzeit wenig hinzuzufügen gestattete. Man legte Eichelkämpe an und pflanzte die Heister später aus. Die Kämpe wurden eingehegt. Für die Bedeutung, welche damals die Schweinezucht hatte, sei nur das einzige Beispiel angeführt, daß in dem Walde Lußhart zwischen Bruchsal und Philippsburg im Jahre 1437 sich fünfunddreißigtausend Schweine von bischöflich speierschen und achttausend von pfälzischen Unterthanen in Eichelmast befanden, und außerdem noch viele von anderen Waldberechtigten eingetrieben wurden.

Zahlreiche Forstordnungen regelten seit der Mitte des 15. Jahrhundertes die Benutzung des Waldes; aber sie waren, so weit sie von den Landes- und Grundherren ausgingen, in Verbindung mit grausamen Jagdgesetzen ein Hauptgrund des Krieges, der zwischen Grundherren und Bauern um den Wald entbrannte.

Über den damaligen landwirtschaftlichen Zustand im allgemeinen liegen aus zwei deutschen Ländern Nachrichten von Zeitgenossen vor, aus dem Rheingaue und aus Pommern.

„In deutschen landen", heißt es im „Buche von den früchten", „gibt es kein schöner und fruchtpareres land als das Rheingau; da ist gemeinlich wein in überflusz, so das

auch der arme man sich wol daran ersettigen mag. Da ist auch weizen, roggen und obst aller art in großer menge." „Das land von Mainz bis Bingen ist eyn gar volkreich land auf beyden seyten des stromes. Da ist hof an hof und dorf an dorf, und wenn man sehen will, was der reichthumb des bodens und der fleiß der menschen zuwege bringt, muß man dieß lant sehen. Da ist armut wenig zu finden bey solchen, die da wollen arbeyten." „Gar stark ist auch die zucht der bienen allenthalben in dem lande." Bruder Bartholomäus der Engländer, vom Orden der Minoriten, schildert das Land mit den Worten: „Das Rheingau ist ein kleines Gebiet, welches von Mainz abwärts am Ufer des Rheines zwischen den Bergen nach Bingen hin sich erstreckt. Zwar klein nur ist das Ländchen, aber auf beiden Seiten des Rheines bis zu den Gipfeln der Berge hinauf lieblich und fruchtbar. So überaus schön, so unglaublich fruchtbar ist diese Gegend, daß sie nicht bloß die Bewohner, sondern selbst den flüchtig am Ufer vorüberziehenden Wanderer ergötzt und anmutet wie eine Heimat unnennbarer Lust. Der Boden ist daselbst so üppig und fruchtbar, daß er Getreide und Obst in ebenso großer Fülle wie Schnelligkeit hervorbringt. Auf demselben Grundstücke erzeugt derselbe die verschiedensten Obstsorten ebenmäßig wie Nüsse. Bei allem Obstreichtume fehlt es gleichwohl nicht an Getreide. Auch hindert die Obstbaumzucht ebensowenig den Weinbau. Im Gegenteile, ein und dasselbe Äckerlein bringt hier Getreide und Wein, Nüsse und Obst, Äpfel und Birnen und mannigfache andere Erzeugnisse hervor." Ebenso schreibt Johannes Butzbach in seinem bis zum Jahre 1500 reichenden Wanderbüchlein: „Das Rheingau ist ein gar anmutig Land, mit Wein, Getreide, Waldungen, Wasser und den verschiedensten Obstbäumen reich gesegnet; mit vielen stadtähnlichen Dorfschaften übersäet. Mitten durch strömt der Rhein, reich an Inseln und Wiesen, deren einzelne von beträchtlicher Ausdehnung sind. Das Volk ist hier wohlhabend

und tapfer. Es ist daselbst großer Überfluß an Obst. Ich kannte dort einen Bauersmann, der in einem einzigen Jahre aus seinen Kirschen allein auf dem Markte zu Mainz dreißig Gulden gelöst hat."

Die Kultur des Obstes, der edelsten Frucht nach den Trauben, stand überhaupt am Rheine und, wie es scheint, auch in Baiern in hoher Blüte. Das „Buch von den früchten" spricht von ganzen Waldungen von Obstbäumen, die sich wohlgepflegt in rheinischen Dörfern befanden. „Und wird darauf", sagt der Verfasser, „große sorge verwandt, und sint wol vil kunstliche leute da, alle art bäume zu pflegen. Also hab ich auch in Bayern gesehen, das die fruchtbäume sorgfeltiglich gepflegt werden in den gehöfften, und ist liblich zu sehen. Und kan der arm man für wenig heller aepfel, birn, nuß und sunstiges genugsam keuffen für sich und weib und kint für die kalte winterzeit. Und ist darum diese sorge auch ser lobelich und allenthalben nachzuahmen." Unter den Äpfeln gab es am Rheine so viele in Form, Farbe und Geschmack voneinander abweichende Arten, daß sie fast nicht zu zählen waren.

Über Pommern schreibt Kantzow: „Dasselbige land treget überflüssig getreidig, roggen, weitzen, gersten, habern, erbsen, heidekorn und hopfen, also das man nicht das zweintzigste teil im lande bedarf. Darumb verhüret man viele roggen und maltz westwertz in Schotland, Holland, Seheland und Braband, und hoppfen und maltz in Schweden und Norwegen, und sol wol ein einig bürger befunden werden, der im jar wol vierhundert last korns, das seint ungefherlich zehntausend scheffel verschifft. Item man erzewcht im lande gute pferde, große und kleine, viele ochsen, schweine, schaffe und bienen, welche man in viele lande verkaufft; denn das land ist vuller wiesen und weiden. Und von demselbigen viehe hat man auch andere mehr war, die auch weit verhüret wirt, als honig, speck, butter, wulle, häute und unslet, das wol einen geringen

namen hat, aber doch gut geld ins lant bringt. Es hat urhanen, barkhüner, haßelhüner, velthüner, kraniche, schwane, trappen, wilde gense und enten überflüssig; aber man thuet keinen vleiß darzu, das man sie fenget. Allein findet man bisweilen, das nach den velthünern und wilden gensen und enten gestellt wird, doch ists nicht gar gemein, one was die fürsten durch ire weideleut lassen thun. Das ander gevögel scheußt einer, wer da wil und khan. Fischerey hat das land übertrefflich."

Der landwirtschaftliche Aufschwung Deutschlands erzeugte in den meisten Gegenden einen bäuerlichen Wohlstand, von dem die spätere gedrückte Lage der Bauern grell absticht.

In Pommern und Rügen, schreibt Kantzow, „sind die bauern reich". „Sie tragen nu englisch und ander gut gewant, je so schön als ehemals der adel oder bürger gethan haben."

Die Altenburger Bauern waren so wohlhabend, daß sie Mützen von Bärenpelz trugen, Korallenketten mit angehefteten Goldstücken und seidene, damals sehr kostspielige Bänder.

„In Westfalen", läßt Werner Rolewinck die Adeligen des Landes sagen, „bekommt Ein Bauer schon mehr geliehen als zehn von uns zusammen, oder thut Kapitalien aus, wie er will."

In welch günstigen Verhältnissen sich die Bauern in Mittel- und Oberdeutschland befanden, zeigen allein schon die Bauernhaufen, welche zu vielen Tausenden im Jahre 1476 zu dem neuen Volkspropheten, dem „Pauker von Niklashausen", strömten; sie hatten Geld in Menge und Kleinodien und kostbare Gewänder. An einem Tage, berichtet der Chronist Stolle, sollen an Siebzigtausend in Niklashausen versammelt gewesen sein; die meisten Bauern, sagt er, brachten Wachskerzen (zum Opfern) mit, die manchmal so groß waren, daß drei bis vier Männer kaum eine derselben tragen konnten. Das Eifern des Paukers gegen eitlen Kleiderschmuck,

goldene Halsgeschmeide, seidene Gewänder und spitzige Schuhe läßt ebenfalls auf den Wohlstand der Bauern schließen.

Von den elsässischen Landleuten schreibt Wimpheling: „Durch Reichtum sind die Bauern in unserer Gegend und in manchen Teilen Deutschlands üppig und übermütig geworden. Ich kenne Bauern, die bei der Hochzeit von Söhnen oder Töchtern oder bei Kindtaufen so viel Aufwand machen, daß man dafür ein Haus und ein Ackergütchen nebst einem kleinen Weinberge kaufen könnte. Sie sind in ihrem Reichtume oft wahrhaft verschwenderisch in Nahrung und Kleidung und trinken kostbare Weine."

Was man über Kirchweihen und Hochzeiten fränkischer Bauern erfährt, deutet ebenfalls auf materielle Wohlbehäbigkeit.

Über die Kärntener Bauern sagt Unrest in seiner österreichischen Chronik zum Jahre 1478, daß „niemand gewinn gehabt dann die bauern. Das erkhen man bei dem, sie tragen nun besser kleider und trinken bessern wein, denn ire herren".

Nicht umsonst wurde im Jahre 1497 auf dem Reichstage zu Lindau und dann auf mehrern folgenden Reichstagen die Verordnung erlassen „daß der gemaine pawersmann und arbaitend leut in stetten oder auf dem land kain tuch anmachen oder tragen solle, des die ele über ainen halben gulden kostet; auch sollen sie kainerley gold, perlen, samat, seiden, noch gestrickelt claider tragen, noch ihren weibern und kindern zu tragen gestatten".

Der kostbaren Kleidung entsprach nicht selten eine „kostbare Küche". „Dieweil der bawer arbeitet," heißt es im Buche von den Früchten, „so hat er auch rychliche narung und isset vollauf fleisch aller art und visch, brot und obst, und trinket wein offten in übermaß, das aber nit zu loben. Sunst mag wohl der bawrentisch als der gesundeste geschetzet werden."

Tagelöhner, Knechte und Mägde befanden sich beim Ausgange des Mittelalters verhältnismäßig in gleich günstiger materieller Lage wie die Bauern selbst. Sie erhielten nach den fast aus allen deutschen Ländern vorliegenden Nachrichten einen in Vergleich zu anderen Zeiten so erstaunlich hohen Arbeitslohn, daß man behaupten darf: die zahlreiche Klasse von landwirtschaftlichen Lohnarbeitern, die ohne eigenes Besitztum von ihrer täglichen Arbeit leben muß, war niemals, weder früher noch später, materiell so günstig gestellt, als vom Ende des 14. bis in das erste Jahrzehnt des 16. Jahrhundertes.

Um die damaligen Geldlöhne der ländlichen Tagewerker und Dienstboten richtig abzuschätzen, muß man vor allem möglichst genau festzustellen suchen, in welchem Verhältnisse der jedesmalige Geldbetrag zu den gleichzeitigen Preisen der notwendigsten Lebensbedürfnisse in Kost und Kleidung stand. Dieses Verhältnis muß man für bestimmte Länder in bestimmten Zeitabschnitten zu ermitteln suchen, und man gelangt zu einem allgemeinen Ergebnis über die Höhe der Arbeitslöhne, wenn die Nachrichten aus den verschiedensten Ländern im wesentlichen miteinander übereinstimmen.

Für Norddeutschland liegen derartige Nachrichten zunächst aus Sachsen vor. In diesem Lande betrug in den Jahren 1455—1480 der Durchschnittspreis für ein Paar gewöhnlicher Schuhe zwei bis drei Groschen, für ein Schaf vier Groschen, für fünfundzwanzig Stockfische ebenfalls vier Groschen, für eine Klafter Brennholz nebst Anfuhre fünf Groschen, für eine Elle vom besten einheimischen Tuche fünf Groschen, für einen Scheffel Roggen sechs Groschen vier Pfennig. Gleichzeitig verdiente der gewöhnliche Tagelöhner wöchentlich sechs bis acht Groschen, erwarb also mit seinem Wochenlohne etwa den Wert von einem Schafe und einem Paar Schuhe; mit dem Lohne von vierundzwanzig Tagen konnte er sich mindestens einen Scheffel Roggen, fünfundzwanzig Stockfische,

eine Klafter Brennholz und zwei bis drei Ellen vom besten einheimischen Tuche für seine Bekleidung kaufen. Die Kleidungsstücke waren ungewöhnlich billig. Als Macherlohn für Rock, Hose, Kugel-Hut und Juppe eines Kantors in Leipzig wurden sieben Groschen bezahlt; der Herzog von Sachsen trug graue Hüte im Preise von dreiundeinenhalben oder vier Groschen. Es war also für die sächsischen Tagelöhner damals eine wirklich gute und wohlfeile Zeit, in der die Arbeit gut bezahlt, und die Bedürfnisse wohlfeil befriedigt wurden. Man begreift die schon um die Mitte des 16. Jahrhundertes beginnenden Klagen der Arbeiter über die entschwundene gute und wohlfeile Zeit, wenn man erfährt, daß im Vergleiche zum 15. Jahrhunderte der tägliche Arbeitslohn nur um sechs Pfennig höher wurde, der Preis des Roggens dagegen auf ungefähr vierundzwanzig Groschen, der eines Schafes von vier Groschen auf achtzehn Groschen stieg, und in ähnlicher Weise auch die übrigen Preise in die Höhe gingen.

Günstiger noch wie in Sachsen standen im 15. Jahrhunderte die Arbeitslöhne in anderen Gegenden.

Am Niederrheine, im Klevischen, konnte in den Jahren 1470—1510 ein in Kost arbeitender Tagelöhner durchschnittlich für sechs Arbeitstage sich anschaffen: ein Viertel Scheffel Roggen, zehn Pfund Schweinefleisch oder zwölf Pfund Kalbfleisch, sechs große Kannen Milch, zwei Bündel Holz, und er behielt außerdem noch in vier bis fünf Wochen so viel Geld übrig, als ein gemeiner Arbeitskittel, sechs Ellen Leinwand und ein Paar Schuhe kosteten. Von Aachen ist aus dem Ende des 14. Jahrhundertes bekannt, daß ein Tagelöhner in fünf Tagen ein Schaf, in sieben einen Hammel, in acht ein Schwein, in einem Tage beinahe zwei Gänse verdiente.

In Augsburg belief sich im 15. Jahrhunderte der gemeine Tagelohn in gewöhnlichen Preisjahren auf den Wert von fünf bis sechs Pfund des besten Fleisches; in wohlfeilen

Jahren konnte sich der Tagelöhner für seinen Lohn täglich ein Pfund Fleisch oder sieben Eier, ein Viertel Erbsen, ein Maß Wein und das nötige Brot dazu verschaffen und erübrigte doch noch die Hälfte der Einnahme für Wohnung, Kleidung und sonstige Bedürfnisse.

Ähnlich lauten die Mitteilungen aus Österreich. So wird beispielsweise im Rechnungsbuche des Propstes Jakob Pamperl von Klosterneuburg, der dem Stifte von 1485—1509 vorstand, der Lohn für jeden Tagwerker auf täglich vierzehn Denare nebst Kost angesetzt, während ein Pfund Ochsenfleisch vorschriftsmäßig gemeinlich nur zwei Denare kosten sollte, der Preis für „ain gemains par mannschuh und ein gemains par frawenschuh, jedes auf sechzehn Denare, der Macherlohn für ein gewöhnliches Paar Hosen auf zehn Denare, für einen Bauernrock auf vierundzwanzig Denare“ festgesetzt wurde.

Für Tagelöhner, die in Lohn und Kost zugleich arbeiteten, wurden in manchen Gegenden genaue „Ordnungen“ erlassen, was und wie viel jeder an Speise und Trank erhalten sollte: „Jedweder tagwerker, er arbeite auf dem felde oder sunst,“ heißt es im Jahre 1497 in einer Vorschrift des Mainzer Erzbischofes Berthold von Henneberg für seine Güter im Rheingaue, „erhält morgends eyne suppe sampt brod, zum ymbs eine starke suppe, gut flaisch und gemüse oder eynen halben krausen gemainen weyns; abends flaisch und brodt oder eine starke suppe und brodt.“

Fleisch war so allgemein die tägliche gewöhnliche Speise des gemeinen Mannes in ganz Deutschland, daß der „Seelenführer“ es als ein Zeichen besonderer Armut anführt, „es gibt arme, die gar oft eine woche lang und noch länger gar kein flaisch haben oder nur schlechtes“. Die wirtschaftlichen Verhältnisse fingen schon an, sich zu verschlimmern, als die bairischen Kreisstände im Jahre 1533 beschlossen: „es sei ein Einsehen fürzunemen, daß der gemeine Mann täglich Fleisch esse, Zwischenmahlzeiten halte und in den Wirtshäusern

Gesottenes und Gebratenes verzehre.“ „Aus Erforderung der Not und des gemeinen Nutzens willen“ solle jeder wenigstens zwei bis drei Tage sich des Fleischessens enthalten; kein Wirt solle außer den ordentlichen Mahlzeiten Fleisch oder gekochte Speisen geben, sondern nur Käse, Brot und Obst. Die allgemeine Einschränkung des Fleischverbrauches seit der Mitte des 16. Jahrhundertes war eines der wichtigsten Anzeichen der traurigen Umbildung der landwirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände Deutschlands, sie erklärt sich für die arbeitende Klasse allein schon aus der Thatsache, daß der Tagelohn nur mehr halb so hoch war als zwischen 1450 bis 1500. Das Fleisch, ehemals ein Nahrungsmittel der armen Leute, wurde mehr und mehr ein Luxusartikel der Reichen.

Ebenso günstig wie der Tagelöhner war während des 15. Jahrhundertes im allgemeinen das Gesinde gestellt. Auf dem sächsischen Schlosse Dohna zum Beispiele erhielten an Geld neben Wohnung und Kost: der Wagenknecht jährlich neun Gulden, der Eseltreiber sieben Gulden und vier Groschen, die Viehmägde drei Gulden und zwölf bis achtzehn Groschen, und dies in einer Zeit, in der ein fetter Ochse drei bis vier Gulden kostete. Im Amte Dresden belief sich neben Wohnung und Kost der Jahreslohn einer Köchin auf sieben Gulden und vier Groschen, der eines Küchenjungen auf zwei Gulden und zehn Groschen, der eines Schweinehirten auf vier Gulden; letzterer verdiente also so viel, als der höchste Preis eines Ochsen ausmachte, oder als zwanzig Schafe kosteten.

In Mosbach bezog im Jahre 1483 eine Viehmagd jährlich dreizehn Gulden sechsunddreißig Kreuzer, ein Oberknecht dreiundzwanzig Gulden siebenunddreißig Kreuzer und außerdem vierundfünfzig Kreuzer für ein Kleidungsstück; am Bodensee erhielt ein Karrenknecht nebst Kost jährlich neunzehn Gulden einunddreißig Kreuzer, außerdem „schuh genug, vier eln rystins tuchs und sechs ellen zwilichs“.

Die Kost war allenthalben dieselbe wie die der Tagelöhner, mit denen das Gesinde gewöhnlich gemeinsam aß.

Wie gebräuchlich außer reichlichem Fleische auch der Wein war, ersieht man aus Notizen in Haushaltungsbüchern. So wird bei der Ermietung eines Karrenbuben zu Weinheim im Jahre 1506 ausdrücklich bemerkt: „man sol im kein wein zu geben schuldig sein, dann was man von gutem willen gibt“. Ein andermal heißt es bei einer Magd, es sei ihr „kein wein versprochen zu geben“. In der Gesinde-Ordnung von Königsbrück wird vorgeschrieben, daß man einem Knechte, der beim Abendessen nicht zur rechten Zeit anwesend sei, Fleisch und Wein nicht mehr verabreichen dürfe. Nach einer Arbeiterordnung für Oppenheim und vier umliegende Dörfer sollte jedem Arbeiter im Sommer täglich „ein maß weins und nit mehr gegeben werden“, im Winter und Frühjahr sollte er sich täglich mit einem halben oder zwei Drittel Maß begnügen. Auch in Siegburg wurde das Weintrinken zu den notwendigen Lebensbedürfnissen des gewöhnlichen Mannes gerechnet. In Ulm wurde im Jahre 1425 vom Rate verboten, den Arbeitern Wein zu geben.

Die zwangsweise erniedrigten Lohnsätze in den Gesinde- und Schäferordnungen, die immer schlechteren Bedingungen, die sich das Gesinde gefallen lassen mußte, stammen aus dem Laufe des 16. Jahrhundertes, ebenso die Einführung des Gesindezwangdienstes, wonach die Grundhörigen der Gutsherren genötigt wurden, ihre Kinder auf dem herrschaftlichen Hofe entweder ganz unentgeltlich oder gegen einen sehr niederen Lohn dienen zu lassen.

Für das 15. Jahrhundert führen die aus den verschiedenen deutschen Ländern beigebrachten Nachrichten im allgemeinen zu den Ergebnissen, daß der Lohn der arbeitenden Klassen ausreichend war, nicht bloß für die notwendigen Lebensbedürfnisse des Arbeiters selbst, sondern auch, wofern er verheiratet war, für die Bedürfnisse seiner Familie, also des nachwachsenden Arbeitergeschlechtes. Der fleißige Arbeiter

hatte noch Überschuß über seine unentbehrlichen Unterhaltungs- und Standeskosten, er hatte, was man gegenwärtig „freien Lohn" nennt.

Die im ganzen und großen zufriedenstellende Lage des Landmannes änderte sich wesentlich gegen das Ende des Mittelalters. Zu den in früheren Zeiten schon vorhandenen Übelständen (die vielfachen Schädigungen durch das ungezügelte Fehdewesen) treten neue und bedenkliche hinzu. Das im letzten Drittel des 15. Jahrhundertes fast überall an die Stelle des einheimischen germanischen Rechtes tretende römische Recht, die Verwaltung des Richteramtes durch eine an der Universität gebildete Gelehrten- und Rechtskaste, entfremdete das Volk den richterlichen Geschäften und den eigenen Angelegenheiten, gab ihm aber auch bald Ursache genug, den Glauben an die Heiligkeit und Unparteilichkeit des Rechtes zu verlieren und die Justiz als eine fremde, über ihm stehende unheimliche Macht zu betrachten. Die Einführung des mit endlosen Kontroversen angefüllten fremden Rechtes empörte das an ein kurzes, mündliches Gerichtsverfahren gewöhnte Volk besonders deshalb, weil es seine Sachen nicht mehr selbst führen konnte, sondern sich in die Hände der Rabulisten und Advokaten überliefert sah, welche zu eigenem Vorteile die Prozesse in eine unabsehbare Länge verschleppten. Eine Anschauung von dem Drucke, welchen die Advokaten auf die Bauern ausübten, erhält man aus den Worten des Predigers Geiler von Kaisersberg: „Die advocaten und fürsprecher und notarii und iresgleichen seint betrüber des gemeinen frieden, sy solten krieg und zankerey unterdrucken, so machen sie es, das vil gelt fal in daz sigel und den schreiberen." „Ir zung ist gleich einer zungen yn der wag, uf welches ort du allermeist leist, da neiget sich das züngle nahe: also wer allermeist hat, der ist der allerbest, und wer allermeist gibt, der hat allermeist recht. Ire zungen seint scharfe schermesser. Sie berümen sich sein selbs: es sei kein brief so gut, sie

wöllen ein loch darein reden. Als lang als sy hoffen etwas heruß zu scheren, also lang verziehen sie die sach; und wan sie meinen, es sy kein gelt mehr da, so ist die sach uß, und vor so gent sie nit müssig." Sie seien noch schlimmer als die Raubritter, und freuten sich „in unterdruckung aller menschen".

Kein Wunder, daß sich vielfach Widerstand gegen diese Neuerung erhob, daß schriftliche und mündliche Aufforderungen ergingen, „die schinder und blutigel kurzer hand" an die Luft zu setzen. Daß solcher Aufforderung zuweilen Folge geleistet wurde, beweist unter anderen Thatsachen ein Vorkommnis in Kleve, wo man einen verhaßten Doktor auf offenem Markte gar unbarmherzig durchhieb, „daß er aufschrie wie ein Vieh", und ihn dann aus der Stadt jagte. Die schlimmste Einwirkung auf die Verhältnisse der Bauern hatte die Heranziehung dieser Juristen in die Landesregierung. Sie gaben den Landes- und Gutsherren, geistlichen und weltlichen, die schon früher nicht selten Neigung verspürt hatten, die freien Bauern in „Eigenhörige" umzuwandeln und die Naturallieferungen und die Dienstleistungen der letzteren zu steigern, „rechtliche Mittel an, um die übermütigen Bauern zu zähmen, damit sie nicht allzustark ins Kraut schössen", Mittel zur Einziehung des Gemeinbesitzes der Kolonen, sowie zur Erhöhung der Steuern, Abgaben und Fronen. Hatte man dann die Markgenossen zuerst zu bloßen Nutzungsberechtigten an den gemeinen Wäldern, Feldern und Wiesen herabgedrückt, so wurde ihnen allmählich auch noch das Nutzungsrecht entzogen; insbesondere wurde der Gemeindewald „in den Bann" gelegt, durch grausame Jagdgesetze den Markbewohnern jedes Jagdrecht benommen, durch maßlose Hegung des Wildes den Feldern der Bauern ungeheurer Schaden zugefügt. Je größere Summen das kostspielige und üppige Treiben in den Kreisen der Regierenden und Hochmögenden verschlang, desto mehr mußte das bäuerliche Volk herhalten mit Beden,

Ungeld und anderen Plackereien. Im Jahre 1502 gestanden die Kurfürsten selbst ein, daß der arme Mann „mit Frondiensten, Abzug, Steuern, geistlichen Gerichten und anderem also merklich beschwert sei, daß es in der Harre nicht zu leiden sein werde".

Nun rufen die Bedrückungen auch schon zahlreiche Kundgebungen der Unzufriedenheit, ja, am Ende des 14. Jahrhundertes vereinzelte Bauernerhebungen hervor. „Wie soll's wol anders sein," heißt es in einer gleichzeitigen Schrift, „wo die reichen Herren prassen, hinwieder der kleine Mann gar sehr in Not ist durch Mißwachs, Teuerung, Reuterey, Reuberei, Advokaten, sunstige Schandbuben, da entsteet leichtlich Aufruhr." Noch größer aber wurde die Unzufriedenheit, und entsetzlich gestaltete sich die Erhebung, als die Lehre „von der Freiheit eines Christenmenschen" an die Ohren der Gedrückten und Geknechteten erklang. Diese Lehre verkündete der Wittenberger Mönch „Martin Luther".

Bildung und Entwickelung des Städtewesens.

Schon von den Römern waren in Deutschland Städte gegründet. Die Summe derselben stieg noch bedeutend durch die Schöpfungen Heinrichs I. Mochten auch die von diesem Herrscher mit Mauern und Burgen befestigten Plätze noch keineswegs für eigentliche Städte gelten können, waren auch die Burgmannen noch nicht Bürger im späteren Sinne, es wurden die Keime des städtischen Lebens gelegt, aus denen allmählich ein besonderes, in mancher Beziehung glanzvolles Leben sich entwickelte. Viele deutsche Städte entstanden auch an Bischofssitzen, bei kaiserlichen Palästen, bei Burgen, wo sich außer der Besatzung auch Einwohner des friedlichen Verkehres halber befanden, besonders aber an wichtigen Handelsstraßen, bei bequemen Überfahrten über Ströme, an Grenzorten, wo Märkte abgehalten wurden. Die Befehlshaber der Besatzungen in den kaiserlichen Burgen, die in vielen Städten lagen, hießen Burggrafen, die Einwohner der Burg Bürger, welcher Name in der Folge auf alle nichtadeligen, von Gewerben lebenden Stadtbewohner übertragen wurde. Ursprünglich hatte jede Stadt ihren Herrn in dem Landesfürsten oder

dem Kaiser. Von diesen Städten wurden zuerst die, in welchen ein Bischof seinen Sitz hatte, mit besonderen Freiheiten ausgestattet. Sie erhielten eine selbständige Gerichtsbarkeit, und **bischöfliche** Vögte verwalteten das Grafenamt. Bald erhielten andere Orte einen **kaiserlichen** Vogt, und die Stadtbewohner wurden dadurch aus dem Kreise der übrigen schutz- und dienstpflichtigen Freien ausgesondert und erhielten auch einen besonderen Gerichtsstand. Die Verfassung einer bischöflichen Stadt wurde mit dem Ausdrucke Wicbildrecht bezeichnet (wic gleich heilig). Die Grenze der freien Gerichtsbarkeit wurde durch das Bild des Ortsheiligen gekennzeichnet, daher der Ausdruck Wicbild (Weichbild) für den Distrikt und später für das Recht selbst.*)

Der Name Weichbild und Weichbildrecht dehnte sich nach und nach auch auf die nichtbischöflichen Städte aus. Die Freiheiten der Städte wuchsen immer mehr. Teils die Landesfürsten, teils die Könige erleichterten ihnen die Pflichten und Lasten. Die Abgaben bei Erbschaften, die außerordentlichen Steuern wurden erlassen, die Zölle beseitigt, Markt-, Münz- und Jagdrechte erteilt. Oft kauften oder trotzten auch die Städte, wo sie mächtig genug waren, solche Rechte den Oberherren ab. Das Wichtigste aber war, daß die Städte die Befugnis erlangten, sich die Obrigkeit aus ihrer eigenen Mitte zu küren. Aus den patrizischen und anderen freien Geschlechtern der Stadt wurde ein Rat erwählt, an dessen Spitze der Bürgermeister stand. Der Vogt, der Träger der höchsten Gerichtsbarkeit, nahm sich die Schöffen aus dem Gemeinderate, dessen Mitglieder Ratsmannen hießen. Da dies Rats-

*) Eine andere wohl treffendere Erklärung des Wortes „Wicbild" läßt dasselbe herstammen von den Wörtern vicus (Ort) und bill (Recht). Es bezeichnet dann „Wicbild" den Distrikt, in welchem das Stadtrecht Giltigkeit hat, d. h. die Stadt selbst samt dem dazu gehörigen ländlichen Beringe.

kollegium auch die Verwaltung des Gemeindegutes und der städtischen Polizei besorgte, so ist es leicht begreiflich, wie sein Einfluß immer stärker werden, wie es endlich zu einer unabhängigen Verwaltung aller städtischen Angelegenheiten im Innern und nach außen gelangen mußte, und wie die Bürgermeister dem herrschaftlichen Vogte nur wenig Mitwirkung beließen. Er mußte froh sein, wenn ihm noch die Gerichtsbarkeit blieb, und selbst diese bei günstiger Gelegenheit an sich zu bringen, fehlte es den Gemeinderäten nicht leicht an Mitteln. Die Einwohner der Städte zerfielen ihren Rechten nach in Hörige, Einsassen, Schutzverwandte, Halbbürger, Vollbürger, Patrizier. Anfänglich standen die ersten oft unter besonderer Obrigkeit, aber auch wenn eine innigere Gemeinschaft unter den verschiedenen Klassen sich bildete, blieb die Herrschaft doch ausschließlich in den Händen der Altbürger, der vornehmen „Geschlechter". Die Spießbürger, — von ihren Waffen so genannt —, die Pfahlbürger, die sich in der Nähe der Umpfählung der Stadt angesiedelt hatten, mußten sich ihre politischen Rechte erst erkämpfen. Diese Aufgabe lösten in der Folgezeit die Zünfte, die sich im Laufe des 12. Jahrhundertes als Handwerksvereine bildeten, um ihr gemeinsames gewerbliches Interesse zu wahren. Die Zünfte versuchten zuerst auf friedlichem Wege, und wenn dieses nicht zum Ziele führte, durch Gewalt eine Teilnahme am städtischen Regimente und einen Einfluß auf die Angelegenheiten zu gewinnen. In den meisten Städten gelang es in einem nicht zu ausgedehnten Zeitraume den Innungen, ihre Absichten durchzusetzen und entweder Handwerker in den bisherigen Rat hineinzubringen, indem man eine gewisse Zahl von Ratsstellen jenen überließ, auch wohl für sie eine eigene Abteilung gebildet wurde, oder das ganze Regiment an sich zu reißen und die Verfassung der Städte auf die Einteilung der Zünfte zu begründen. Wer dann seinem Gewerbe nach zu keiner Zunft gehörte, der mußte sich als Bürger der

Stadt einer solchen anschließen. Wenn so die Herrschaft des Bürgertumes gegründet war, dann fehlte nur noch, daß man dem Vogte, der früher alles vermocht hatte, seine schon bedeutend geminderte Macht endlich ganz untergrub. Auch dieses Streben wurde meist mit Erfolg gekrönt, hier früher, dort später, hier durch Gewalt, dort durch Kauf oder auf anderem Wege rechtlicher Abtretung; hier vom Kaiser, dort vom Bischofe oder Landesfürsten. Blieb die Landeshoheit in den Städten bestehen, so waren sie Landesstädte, wurde sie entfernt, so waren sie freie Städte des Reiches.

Sehr wichtig war es nun für jede Stadt, sich in dem Besitze der errungenen Rechte schützen zu können. War die Stadt nicht gleich bei Erteilung des Weichbildes befestigt worden, so erfolgte dies doch gewiß nicht lange nachher. Zwar ist die Befestigung oft nur schlecht, wie denn z. B. Augsburg und Ulm noch im 14. Jahrhunderte bloß von einem Pfahlwerke umgeben waren; allein das rege Leben und die wachsenden Mittel der Städte schufen bald Schutzwerke, die der vollkommenen Kriegsart der Zeit gemäß waren. Hohe, oft doppelte Mauern, Gräben und Wälle umgürteten das streitbare Geschlecht in den Städten, das immer des Angriffes gewärtig sein mußte. Wehrtürme krönten die Mauern. Sie ragten in gewissen Abständen empor und waren von mannigfacher Bauart, rund, eckig, spitz, flach. Um die Städte war das ganze Weichbild mit einem Graben und einer Landwehr umzogen, deren Umgang feste Warten bezeichneten. Wächter lugten aus ihnen nach der Landstraße hinaus und meldeten durch Zeichen jede Gefahr. Inwendig an den Mauern der Stadt durfte sich niemand anbauen; dergleichen Anbauten drohten Gefahr des Verrates oder hinderten das Besteigen der Zinnen. Sehr unähnlich moderner Bauweise, wanden sich die Straßen gekrümmt, oft im Sacke endend, hin und her. Da die Zünfte nicht selten unter sich in Streit gerieten, so schloß man einzelne Gassen sogar durch Thore oder hing

des Nachts Sperrketten ein. Das Rathaus, auch wohl Bürgerhaus genannt, ragte über alle Gebäude weltlichen Gebrauches hervor; auf seinem schlanken Turme hing die Glocke mit dem Glöcklein, die zur Rats- und Gemeindeversammlung oder zu sonst wichtigen Dingen riefen. Auf dem Rathausturme lugte der Wächter ins Weichbild aus. Kirchen und Rathäuser, Kaufhallen und Zunfthäuser wurden von der ganzen Bürgerschaft mit großer Ausdauer prachtvoll aufgebaut, besonders aber die Kirchen und Kapellen. Himmelhoch erhoben sich die Türme. Die Bürgerhäuser blieben Jahrhunderte hindurch sehr einfach. Sie bestanden nur aus Fachwerk und ragten mit dem Giebel nach der Straße. Die oberen Stockwerke traten über die unteren hervor und verengten die schmalen Gassen so sehr, daß sie kaum den Himmel blicken ließen. An dem Erdgeschosse der Häuser sind auf der Straße Schuppen, Vorkräme und Buden angebaut; die Hauskeller haben ihren Ausgang zur Straße hin und reichen bis an den Fahrweg. Die Hauptstraßen der Stadt waren nur hier und da gepflastert, den Häusern entlang liefen besondere Steinwege. Aber nicht überall erlaubte man sich diesen Luxus. In vielen Städten wurden sogar die Hauptstraßen noch durch Holz, Sand und Kiessteine gebessert. Auf den Straßen waren die Brunnen recht zahlreich; es waren Ziehbrunnen mit Rollen, Ketten und Eimern; wo gutes Wasser fehlte, suchte man Quellen und Bäche in die Stadt zu leiten. An reichlichem Wasser hing vielfach das Gedeihen der Stadt. Für das Vieh und gegen die zahlreichen Feuersbrünste, vor allem für die städtischen Gewerbe war es völlig unentbehrlich. Ohne Stadtmühle war nicht auszukommen. Die Gerber, Weber, Färber, Wollspinner siedelten an Wasser. Deshalb wurde der Fluß, der nahe Bach bei der Anlage und jeder Vergrößerung der Stadt in vielen Armen zwischen den Straßen und um die Mauern geleitet. Auf den Plätzen der Stadt, bei laufenden Brunnen standen Schöpftröge von Stein und Metall und

an gelegenen Stellen gefüllte Wasserbottiche für den Fall einer Feuersgefahr. Die leichte, enge Bauart der Häuser begünstigte nämlich die ungeheuren Feuersbrünste, welche die deutschen Städte so oft heimsuchten, aus denen sie sich aber eben so schnell wieder erhoben. Eine Ausnahme von der eben geschilderten Bauart zeigten die Häuser der „altbürgerlichen, ratfähigen, schöffenbaren Geschlechter". Wie Burgen erhoben sich ihre steinernen Häuser, ihre Hallen und Trinkstuben in den blühenden, gewerbsamen Städten. Zeichen, Schilder und Wappen gaben dem steinernen Hause und dem ganzen hochgemuten Geschlechte, das darin wohnte, den Namen. Da waren in Mainz die Häuser derer „zum Frosch", „zum Rebstock", „zum Blasrohr", „zum Gensfleisch", „zum Gutenberge". Die häusliche Einrichtung bei der Masse der Bürger entsprach der oben geschilderten Einfachheit der Bauart. Der Hausrat, ohne Putz, war den einfachsten Bedürfnissen gemäß und roh gearbeitet. Beim Mahle aßen Mann und Frau aus **einem** Teller; ein oder zwei Becher dienten der ganzen Familie; Fackeln und Laternen leuchteten bei Nacht den Schmausenden. Kerzen gab es nicht. Die Glasur irdener Gefäße kam erst spät in Gebrauch. Selbst in wohlhabenden Häusern wohnte der Sohn des Hauses mit seiner jungen Frau im Hinterstübchen bei den Eltern; ohne eigene Wirtschaft ging er bei ihnen zur Kost. Aber auch diese Einfachheit nahm immer mehr und mehr ab. Nicht bloß die patrizischen Geschlechter bauten sich herrliche Trinkhallen, denen sie besondere Namen beilegten, „die Alten im Paradiese" ꝛc.; Prunkliebe und Schwelgerei dringt allmählich in alle Stände ein. Daher müssen Ritter, Richter und Ratleute mit Beistimmung der ganzen Gemeinde die Gastmähler und Gelage untersagen, die man im Hause der Gestorbenen zu halten pflegte. Wer dagegen fehlte, sollte dreißig Schilling der Stadtkasse zur Strafe zahlen. Die strengen Niedersachsen duldeten bei Hochzeiten nicht mehr als zwölf Schüsseln und

drei Spielleute, die Breslauer dreißig Schüsseln und vier Spielleute.

Gesang und Saitenspiel wurde allenthalben eifrigst gepflegt. Manche Städte waren erfüllt von einer Unzahl Spielleute. Fiedel, Harfe, Pfeife und Zinken waren ihre Instrumente. Alte Heldensagen ließ man in Liedern erklingen. Auch die Freude an der Natur war in den dumpfen Gassen erwacht. Überall wurde in den deutschen Städten das Frühlingsfest mit Lust und Jubel begangen, und im Freien wurde getanzt. Man dachte sich den Winter als einen feindlichen Riesen, den Sommer als einen knabenhaften, holden und zugleich starken Jüngling, welcher gewaffnet in den Wald zog, um den gehaßten Gegner aufzusuchen und zu überwältigen. Ein Knabe zog als Sonnengott an der Spitze gerüsteter Genossen hinaus ins Freie. Er trug Laub und Blumenkränze an Stirne, Brust und Schultern und kehrte, nachdem Scheinkämpfe im Walde gehalten waren, als Sieger mit Jubel heim. Sein Gefolge führte zum Beweise des Sieges grüne Birkenzweige mit sich. Ein hoher, glattgeschälter Baum mit grüner Krone wurde aufgepflanzt. Unter allerlei Leibesübungen und Spielen, mit Gesang und Tanz begleitet, verlebte man den Tag. Diese Sitte war mit den eingebürgerten Bauern in die Stadt gezogen, verwandelte sich aber im 14. Jahrhunderte in einen Auszug der Schützenbruderschaft. Ein bunter Frühlingsvogel wurde von der Stange geschossen, und der beste Schütze mit Kränzen geschmückt. Nur die Ratsherren begingen noch hier und da einen Mairitt unter festlicher Musterung des waffengeübten Volkes.

In den meisten Städten, selbst in den großen Reichsstädten, wurde der Ackerbau, die Viehzucht und der Weinbau sehr emsig gepflegt. Morgens zogen große Herden zu den Stadtthoren hinaus, um auf den Wiesen, den Weiden, den Äckern und in den Wäldern der Stadtflur ihre Nahrung zu suchen. Die meisten Häuser, selbst vornehme, hatten in

den engen Hofräumen noch Viehställe, Schuppen als Aufenthaltsörter der Kühe, Schafe und Schweine. Der Schlag des Dreschflegels wurde in der Mitte der Stadt, am Rathause selbst, vernommen. In den Vorstädten, nahe den Stadtmauern, standen Scheunen und Stadel; jedes Haus hatte seinen Getreideboden und häufig auch einen Kelterraum. Denn der Weinbau wurde im Mittelalter fast überall in Deutschland versucht, in Thüringen, in der Mark und Pommern, ja, sogar in dem Ordenslande Preußen. Beging die Stadt die Weinlese, dann rückten Bewaffnete in das Feld, damit die frohen Städter vor einem Überfalle gesichert wären. Die von außen infolge der hohen Mauern, der Türme und der Thore fast wie ein prächtiger Steinpalast eines Riesenköniges erscheinende Stadt sah innerhalb der Thore wie ein großes Dorf aus. In den Gassen traben die Kühe und die Schafherden, die Borstentiere fahren durch die Hausthüren in die Häuser und suchen auf dem Wege ihre unsaubere Nahrung; große Flüge von Tauben heben sich aus den Gassen, sie sind Lieblinge der Bürger, seltene Arten werden gesucht, einer sucht sie dem anderen abzufangen, und der Rat hat zu schlichten. In den Flußarmen, den Bächen und den Teichen, die in der Stadt sich befinden, hat das Vieh seine Schwemme; dort brüllt es und grunzt es und verengt den Weg für Menschen und Karren. Es fehlt auch der Dünger nicht; auf abgelegenen Plätzen lagern große Haufen, und wenn einmal die Stadt sich zu einem Kaiserbesuche oder zu einer großen Messe schmückte, dann ließ sie, um säuberlich auszusehen, auch diese Dungstätten reinigen. Vielseitiges Leben herrschte in der Stadt, wenn sie ihre Markttage hatte. Dann wurde am Rathause die rote Fahne ausgesteckt. So lange sie hing, hatten fremde Verkäufer das Marktrecht. Zu allen Thoren ziehen die Landleute der Umgegend herein, auch die Landbäcker und Metzger, welche an besonderen Plätzen ihre Waren feil bieten dürfen. Auf Ständen, Tischen, Krambuden und den Stadtbänken sind

die Waren ausgelegt. Das kleine Handwerk der Stadt zeigt im Gewühle der Fremden und Einheimischen, zu welcher Kunstfertigkeit die städtischen Arbeiter es gebracht. Hundert Geräte und Erfindungen, die wir noch heute brauchen, waren auf dem Stadtmarkte des 14. Jahrhundertes feil, und außerdem hundert andere Formen des Schmuckes, der Kleidung und des Hausrates, die uns fremd geworden sind, und die wir erst deuten müssen.

Am Stadtthore ist Aufenthalt und Gedränge, denn jeder Wagen, der den engen Durchgang passieren soll, wird von den Thorhütern sorglich beschaut wegen der Ware, und daß keine Arglist eingefahren werde. Der Fuhrmann zahlt einen Thorzoll und eine Abgabe von den Waren, die Lebensmittel aber, welche die Stadt nicht entbehren kann, werden zum Teile frei eingeführt. Den Karren der Landleute folgen große Frachtwagen; ihr Inhalt ist unter Leinwand geborgen, es ist wertvolles Kaufmannsgut, eine schwere Ladung, denn viele Pferde waren nötig, um die Wagen auf den schlechten Wegen fortzuschaffen. Bewaffnete Reiter einer befreundeten Stadt, eines verbündeten Landesherren haben der Karawane das Geleit bis an die Stadt gegeben. Sorgenvoll wurde von den Eigentümern die Ankunft erwartet. Sie sind mit ihren Knechten hinausgeritten bis an die Landwehr und haben dort das Geleit empfangen und ziehen jetzt freudig mit den Wagen in die Stadt hinein.

Zwischen den Marktleuten und Buden reitet ein edler Herr aus der Umgegend mit seinem Gefolge ein, auch Frauen zu Pferde darunter; er hat einen Reiter vorausgeschickt, dem Rate seine Ankunft zu melden; jetzt steigt er vor der ansehnlichen Herberge ab, in welcher die Fremden vom Adel und Ritterstande einzukehren pflegen. Kurz darauf schreiten zwei Beamten des Rates würdevoll die Ratstreppe herab durch die Menge, von Dienern gefolgt, welche den Willkommen tragen, die Weinspende, womit die Stadt den Fremden begrüßt.

Diese Gastspenden sind von der Urväterzeit an ein schönes Zeichen des freundlichen Herzens und der achtungsvollen Gesinnung; aber eine mittelalterliche Stadt hatte oft schwer zu tragen an dem Betrage der endlosen Geschenke. Denn jedem vornehmen Fremden wurde geschenkt, jedem, der irgendwie zum Vorteile der Stadt die Mauern betrat, und der Vornehmste wie der kleine Bote der Nachbarschaft rechnete sehr genau, ob sich die Stadt mit Schenken auch ehrlich gegen sie gehalten. Ist der Fremde ein kleiner Mann, so erhält er das einfache Trinken, d. h. ein Maß Wein, aber der Ritter, Gelehrte, Prälat, eine Priorin, ein Geistlicher bekamen vier Maß. Kommt aber gar ein geistlicher oder weltlicher Fürst zu mehrtägigem Aufenthalte, dann ist es nicht mit dem Weine abgethan, ihm gebührt auch Hafer für seine Rosse, eine Spende an Fischen und Küchenspeisen, Gewürz und vielleicht eine Handwerksarbeit, um welche die Stadt berühmt ist. Erwies gar der Kaiser der Stadt die Ehre, oder hatte sie die Gunst eines großen Herren zu suchen, dann wurden die Geschenke massenhaft. Der Kaiser erhielt ein Prachtstück der Goldschmiedekunst, einen Becher oder eine Schüssel, gefüllt mit Goldstücken; in ähnlicher Weise wurden die Kaiserin und die Königskinder bedacht, ja, die Ammen, die Kammerfrauen, die Hofdamen, das ganze Gefolge, wurden nach ihrer Würde mit Bechern, feinen Stoffen und immer mit Wein beschenkt. Diese nur allzuoft sich wiederholenden Geschenke waren vielen Stadtkassen die größte Last, sie ruinierten mehr als einmal die Finanzen, und sie wurden nicht selten von den regierenden Geschlechtern zu ihrem eigenen Vorteile unmäßig verwandt und machten die Bürger aufsässig.

Wer vom Lande in die Stadt kam, der fand unter den fleißigen Bürgern auch allerlei Lustbarkeiten. In manchen Herbergen war Essen und Trinken rühmlich. Es gab auch zahlreiche Badestuben, den Bürgern weit wichtiger als jetzt, mit einfacher Einrichtung. Aber nicht alle standen in gutem

Rufe. Auf der Straße aber zogen sich durch das Gedränge der Bürger und Landleute auch fremde Gesellen, welche mit Kaufmannsgut nicht nach Stadtbrauch, sondern nach Waldesrecht handelten. Ein Ritter aus der Nachbarschaft, gefolgt von seinen Knechten, sah spöttisch auf die Bürger, deren Gesichter sich bei seiner Nähe finster zusammenzogen. Er war ein berüchtigter Händelsucher, mehr als einmal hatte er der Stadt Fehde angekündigt, hatte Bürger gefangen und in seinen Turm gelegt, Bauern der Stadt erschlagen und verstümmelt. Die letzte Fehde jedoch war vertragen, er genoß jetzt den Frieden der Stadt, aber er wußte, daß er hier wenig guten Willen fand, und die Bürger argwöhnten, daß er nur eine Gelegenheit erwarte, um schnell aufs neue nach Stadtgut zu jagen. Wohl noch sorgenvoller als die Bürger sahen dem hageren Gesellen die Klosterbrüder nach, die auch zum Marktfeste gekommen waren, Angelegenheiten des Klosters zu besorgen. Denn auch die heiligen Stätten wurden von diesen Schildträgern gebrandschatzt. Bald forderten sie einige Mark Silber, dann eine Summe Getreide, nicht selten eine Herde Schafe.

So knarren in der belebten Stadt die Wagen, so handeln die Menschen, bis die Marktfahne abgenommen wird, oder ein Glöcklein den Markt ausläutet. Dann ziehen auf allen Straßen die Karren und Menschen zum Thore hinaus, Stadt und Land haben ihren Bedarf ausgetauscht, die Sonne hat freundlich geschienen, der Handwerksmann hat manches Geldstück in seinen Kasten geschoben, auch der Rat ist zufrieden, es ist nur **einer** tödlich verwundet worden, dagegen hat man einige Marktdiebe gefangen, der Nachrichter wird keine zu große Arbeit haben.

In der Stadt dauert die Bewegung noch weiter fort; wie die Sonne sinkt, treibt die heitere Aufregung des Tages die Bürger wieder in die Straßen, jetzt freuen sie sich nach der Unruhe des Tages geschäftslos des milden Abendes, und

nun erst beginnt ihnen der Genuß des Tages. Wer Geld im Beutel hatte, ging in die Trinkstuben. Sie waren zahlreich und für jede Art von Ansprüchen. Die Vornehmen schritten in ihre Geschlechterstuben; dort war geschlossene Gesellschaft, seltene Speisen wurden vorgesetzt und teure Weine. Wer in eine öffentliche Schenke trat, fand laute Geselligkeit und allerlei Gäste: Bürger und Bauern mit ihren Frauen, an einem anderen Tische rittermäßige Leute und ihre Knechte, wildes Volk; wenn man sich neben sie setzen wollte, mußte man sein Messer an der Seite haben. Es war arger Lärm im gefüllten Raume um die dicken Holztische, ein unablässiges Kommen und Gehen. Der eine sang, der andere tanzte, ein dritter aß, dort erzählte einer Lügengeschichten. Während die Umsitzenden lauschten, entstand am nächsten Tische heftiger Streit. Man warf die Krüge einander ins Gesicht, stieß Tische und Bänke um, und die Weiber kreischten und fielen den Gegnern in die Haare. Da sprang der starke Wirt dazwischen und stiftete Frieden. Das lustige Leben in der Schenke hörte auf, sobald die Ratsglocke zum erstenmal läutete. Dann mußten die Häuser geschlossen werden, und kein Wirt durfte mehr schenken. Allmählich wurden die Straßen und Gassen leer, und durch die stillen, zuweilen nur durch trunkene, des Gesetzes spottende Gesellen beunruhigten Wege zog der Nachtwächter, der schon in den ältesten Zeiten seines Amtes wartete. Nun bellten die zahlreichen Hofhunde einander zu, vom Flusse her drang die kühle Nachtluft in die leeren Gassen, und auf dem Turme hielt der Wächter seinen Umgang und spähte in die dunkle Landschaft, ob nicht Gefahr drohe von Rittern und Räubern, ob nicht die Bürgerschaft aufzurufen sei zu den Waffen.*)

Übung in der Handhabung der Waffen wurde von jedem freien Bürger verlangt. Es nötigte zu dieser Kenntnis schon

*) Vergl. G. Freytag.

die Stellung, welche die Städte gegen die weltliche und geistliche Fürstengewalt allmählich zu nehmen anfingen. Aber nicht bloß gegen die äußeren Feinde wurden die Waffen gekehrt. Häufig durchtobte wilder Kriegslärm die Gassen und Straßen, und gegen die Mitinsassen derselben Stadt kehrten die Bürger die scharfen Schwerter, die spitzen Spieße, die schneidigen Beile und die wuchtigen Hämmer. Die Patrizier kämpften um die Behauptung ihrer Vorrechte, die Vereinigung der Handwerker wagte Blut und Leben um Teilnahme an der Herrschaft oder um den ausschließlichen Besitz. Immer mächtiger wurden diese Bürgerkorporationen. Eigene Anführer, eigene Satzungen, eigene Rechte wurden ihnen allüberall zu teil, und damit sie der Macht des Adels und der Geschlechter gegenüber auf die Dauer sich behaupten könnten, suchten sie vor allem durch sittliche Tüchtigkeit auch die materielle Macht zu sichern. Viele Bestimmungen in den alten Zunftartikeln sind deshalb darauf berechnet, Ehrbarkeit und Zucht unter den Innungsgenossen zu erhalten.*) „Die Genossen sollen", so verordnen viele Zunftordnungen, „alle brüderliche lieb und treu mit einander teilen; als eine wahre, rechtmässige gemaine gesellschaft alle brüderliche lieb und treu, nach eines jeden vermögen, die zeit seines lebens je einer dem andern erzeigen"; „friedelich und einmuteklich" unter einander leben; „sich erlich und freuntlich halten nach christlicher ordnung und brüderlich lieb" und dies alles nicht bloß in bezug auf ihre persönlichen Verhältnisse, sondern „bei der stadt, und wo es noth geschehe".

„Darumb vor allen Dingen", so heißt es in der Schrift: „Eyn cristlich ermanung", „thun sich die bünde und brüderschaften in der arbeit zusammen, das ir ganz leben in cristenlicher zucht und lib geordnet sy, und die arbeit selber geweighet werde. Denn wenn wir arbeiten alle nach gottes

*) Nach J. Janssen.

gebot, so arbeiten wir nit allein umb des gewinstes willen, denn das ist kein segen und bringt schaden der seele. Der Mensch soll arbeiten umb der rechten ehre gottes willen, der es gebotten, und umb den segen des fleißes zu haben, der in der seele liegt. Auch umb zu haben was uns und den unsern zum leben not, und auch wohl was zu cristenlicher freude gereicht; nit minder aber auch, umb den armen und kranken mitteilen zu können von den früchten unserer arbeit. Darumb sind bünde und einungen der handwerksgenossen gut, wie sie darnach trachten sollen. Und wer nit darnach trachtet, und nur suchet gelt und reichtumb zu scharren mit sin arbeit, der handelt schlecht, und sin arbeit ist wucher; wie denn der hl. Augustinus sagt: du solt nit wuchern mit deiner hende werck, denn din seel get daby verloren, und ebenso: man sol die wucherer nit lyden, sunder die gesellschaft sol sie ußstoßen als faule und schedliche glider."

Die Zünfte wachten über die Befolgung dieser Bestimmungen mit der größten Strenge. Nicht minder wichtig erschien von Anfang für die Erhaltung ihres Ansehens Tüchtigkeit im eigenen Gewerbe; darum enthielten die Zunftartikel auch genaue Bestimmungen über die regelmäßige Bildung der Handwerker als Lehrlinge, über das Wandern der Gesellen und über die Erfordernisse, die der Geselle zu erfüllen hatte, um Meister zu werden, nicht minder auch über die Rechte und Pflichten jeder dieser Stufen. Die Aufnahme eines Lehrlinges war entsprechend ihren großen rechtlichen Folgen ein besonders feierlicher Akt, der nicht selten im Rathause vor der Stadtbehörde vor sich ging. Dem „echt und recht gebornen" wurden dabei seine Pflichten in sittlicher und gewerblicher Beziehung ans Herz gelegt, und er erhielt dann einen Lehrbrief, durch den er in die Familie des Meisters eintrat. Der Meister übernahm während der ganzen Lehrzeit die Rechte der Eltern und erzog und unterrichtete den Lehrling nach Vorschrift und unter Aufsicht des Handwerkes.

„Welcher Meister einen Lehrling nimmt," lautete die Vorschrift, „soll ihn Tag und Nacht in seinem Hause, in seinem Brote und seiner Versorgung halten und mit Thür und Angel verschließen." Er mußte ihn zu Gottesfurcht und Ehrbarkeit anhalten und „ihn ziehen, als ob er sein Sohn wäre". Der Meister hatte den Lehrjungen gemäß den Vorschriften mancher Zünfte auch zu kleiden, die Kleidung war dann „von Handwerks wegen" genau vorgeschrieben. So verlangte im Jahre 1478 eine Ordnung der Straßburger Zimmerleute: „bei vier Pfund Heller Lehrgeld hat der Meister dem Jungen gebundene Schuhe und weiße Hosen nach Notdurft zu stellen, außerdem alle Jahre vier Ellen graues Tuch zu einem Rocke, vier Ellen Zwillich zu einem Schantz, ferner eine Axt, ein Beil, ein Texel, Winkelmaß, Nagelbohrer, endlich auf jede Woche zwei Heller zum Vertrinken."

Für Verwahrlosung des Lehrlinges war bei allen Handwerken der Meister verantwortlich. In zahllosen Ordnungen wurde eingeschärft: „der Meister muß in allem, so Handwerkes halber gebührt, treulich und fleißig unterweisen und lehren und den Jungen zum Handwerke anhalten, damit er solches vor Gott verantworten könne, auch der Junge Zeit und Geld nicht übel anlege; er darf ihm nichts verhalten, damit er nach ausgestandener Lehre einem Meister einen rechten Wochenlohn abverdiene". Ergab sich am Ende der Lehrzeit, daß der Lehrjunge durch Schuld des Meisters nicht das Gebührende gelernt, so wurde er einem andern Meister übergeben, und der erste Lehrherr mußte alle Kosten bezahlen und dazu noch Strafe an das Handwerk. Um den Lehrling in dieser Beziehung sicher zu stellen, wurde bei einer feierlichen Aufnahme ins Amt die Umfrage gehalten, ob einer gegen den Meister, der ihn aufnehmen wolle, und gegen dessen Lehrzucht etwas einzuwenden habe. Mißhandelte der Meister den Lehrling, so mußte er ihn entschädigen; entlassen durfte er ihn nur wegen Diebstahles und Unsittlichkeit; bei andern Vergehen

mußte er ihn erst beim Handwerke verklagen, und die Vorsteher untersuchten dann die Sache und erkannten zu Recht.

War die vorgeschriebene Lehrzeit vollendet, so hatte der Lehrling ein festes Anrecht „auf lossprechung und aufnahme unter die gesellen". Dieselbe erfolgte in feierlicher Weise vor dem ganzen Handwerke. Bei jedem anwesenden Meister wurde drei mal umgefragt, ob er etwas gegen den Jungen oder seine Lehre vorzubringen habe, und andererseits wurde an den Jungen die Frage gerichtet, ob er während der Lehre bei seinem Meister etwas, was dem Handwerke zuwider, wahrgenommen: wäre es der Fall, so solle er es jetzt sagen, hernach aber für immer schweigen. Lautete die allgemeine Antwort der Meister, daß man nichts als Liebes und Gutes von dem Jungen wisse, so sprach ihn der Zunftvorsteher, weil er die Lehrzeit ehrlich ausgestanden, kraft und im Namen des Handwerkes los. Er trat dann unter die Gesellen ein.

Die Gesellen befanden sich anfangs zu ihrem Meister wie zu der Zunft rechtlich in demselben Verhältnisse wie die Lehrjungen. Sie hatten durchgehends im Hause des Meisters nicht bloß Wohnung und Kost, sondern auch Feuer, Licht und Wäsche frei und standen so in einer innigeren Verbindung zu der ganzen Familie, als wenn sie auf bloße Geldlöhnung gesetzt gewesen wären. In „allen gerechtsamen" wurden sie durch das Zunftgericht geschützt, und dieses erkannte auch in ihren Streitigkeiten miteinander oder mit den Meistern zu Recht. Wie die Arbeit, so unterlag auch ihr sittliches Leben „durch amptsgebot" der Überwachung des Meisters, der sich derselben bei Strafe nicht entziehen durfte. Jeder Geselle mußte abends zu einer bestimmten Stunde, gewöhnlich um 9 oder 10 Uhr, zu Hause sein, keiner durfte über Nacht ausbleiben, keiner eines andern Meisters Gesellen oder Jungen mit sich heimbringen oder gar über Nacht behalten. Das Spielen, namentlich das Würfelspiel, war streng untersagt; manchmal wurde schon, wer mehr als einmal in der Woche

im Wirtshause gewesen war, bestraft. War einer wegen schlechten Betragens von seinem Meister entlassen worden oder von diesem „nicht in freundschaft" geschieden, so fand er bei einem andern Meister keine Aufnahme. In der Kleidung mußte stets der äußere Anstand gewahrt werden, „wie es die ehre des handwerkes verlangt". Jeder durfte nur „vollausgerüstet" über die Straße gehen und mußte stets, wenn er ausging, ein äußeres Zeichen seines Handwerkes tragen, der Schmiedegeselle z. B. den Hammer, der Schreiner das Winkelmaß, der Kaminfeger den Kretzer. Barhäuptig durfte keiner erscheinen. Selbst den Zimmerleuten war vorgeschrieben, „nicht ohne Rock oder Halsbinde auf den Zimmerplatz zu gehen oder zurückzugehen". Als „freie Leute" trugen die Gesellen, so gut wie ihre Meister, Degen und andere Waffen, und die Schwerttänze, welche beispielsweise die Schustergesellen zu Frankfurt am Maine und die Messerschmiedsgesellen zu Nürnberg zur Fastnachtszeit aufzuführen pflegten, gaben einen Beweis von ihrer Übung im Gebrauche der Waffen. In Frankfurt am Maine sah sich der Rat im Jahre 1511 wegen vorgekommener Raufhändel zu der Verordnung genötigt, „daß hinfüro kein Meister oder Knecht des Schuhmacherhandwerkes einig Schwerdt, lange Messer oder Degen, die länger seien denn vor alters ein Maß zu Frankfurt gegeben und an dem Römer verzeichnet ist", tragen solle. Die Leipziger Schustergesellen, beleidigt von einigen Mitgliedern der Universität, kündigten einmal im Jahre 1471 sämtlichen Doktoren, Lizentiaten, Magistern und Studenten Fehde an zur Ehre ihres Waffenrechtes und zur Verteidigung ihrer Standesehre.

Die Standesehre der Gesellen fand ihren besonderen Halt in den Gesellenverbänden, die sich unter vielen Kämpfen mit den Meistern, vornehmlich während des 15. Jahrhundertes, entwickelten und am Ende desselben ihre höchste Blüte erreichten. Diese Verbände und Bruderschaften waren nach dem Vorbilde der Gesamtzunft gebildet und blieben mit ihr im

Zusammenhange, aber sie hatten ihre eigenen „Rollen“ und Statuten, wählten eigene Vorstände und Beamten, übten die Gerichtsbarkeit in allen genossenschaftlichen Angelegenheiten, in gewissen Fällen sogar bei Streitigkeiten mit den Meistern, erhoben Beiträge und Strafgelder und verwalteten ihr gemeinsames Vermögen, aus welchem sie kranke und verarmte Mitglieder unterstützten und Vorschüsse gaben. Wurde Gericht gehalten, so führte der Altgeselle den Vorsitz und hatte zum Zeichen seiner richterlichen Würde den Gesellenstab in der Hand. Aber nach germanischer Weise war er nur Frager des Rechtes; die in einem Kreise umherstehenden Gesellen brachten alle Rügen vor und fanden das Urteil und ließen es durch den Junggesellen vollziehen. Wie die Meisterzünfte waren auch die Gesellenverbände Zwangskörperschaften; in allen Bruderschaftsurkunden ist der gezwungene Beitritt ausgesprochen, und gegen diejenigen, welche nicht teilnehmen wollen, wird mit Ausschluß jeder Gemeinschaft in der Arbeit und im geselligen Leben gedroht. Die gemeinlich alle vierzehn Tage oder vier Wochen wiederkehrenden Zusammenkünfte geschahen „wegen Fried und Einigkeit und Erhaltung der Herberge“.

Der deutsche Geselle gehörte demnach, so lange er in einer Stadt in Arbeit stand, zu einer freien, mit einer ausgebildeten Verfassung versehenen Genossenschaft, die ihm Familie und Heimat ersetzen sollte. Wurde er krank, so wurde er nicht sich selbst und nicht der öffentlichen Mildthätigkeit überlassen, sondern er wurde in der Familie des Meisters oder durch die Mittel seiner Bruderschaft verpflegt. „Wann etwa unser Herr Gott einen guten, ehrlichen Gesellen mit Leibeskrankheit möchte angreifen, so soll demselbigen aus der Gesellenlade geliehen werden, wenn er zwei Bürgen hat, bis daß er wieder zu seiner Gesundheit kommt, alsdann soll er's wieder erstatten. Stirbt er aber, so soll man sich an seinen Kleidern erholen. Kann man sich aber nicht an seinen Kleidern erholen,

so sollen es seine Freunde bezahlen. Können es seine Freunde nicht bezahlen, so bezahlt's der liebe Gott, der ist ein reicher Belohner und hat für manchen bezahlt!“

Frei konnte der Geselle mit Handwerksgruß und Erkennungszeichen wandern durch's ganze Reich, über dessen Grenzen hinaus nach Frankreich und Italien, wo in der Languedoc, in Florenz, Lucca, Pisa und anderwärts deutsche Zünfte vorhanden waren, aber Arbeit nehmen durfte er nur, falls er „ehrlich“ bleiben wollte, bei einem zünftigen Meister. Wo er ankam, stand er unter dem Schutze der Zunft und übte sein Standesrecht aus. Jede Zunftherberge mußte ihn aufnehmen. In der Herberge hing eine Tafel, auf der die Namen der Meister, welche Gesellen nötig hatten, aufgezeichnet waren. Trat er in Arbeit, so wurde er gleichberechtigt mit jedem Ortsgesellen. War keine Arbeit vorhanden, so zog er weiter, versehen mit einem Geschenke für Nachtlager und Zehrung und einem Reisepfennige für den Unterhalt bis zur nächsten Zunftstadt.

Der Geselle stand also zunächst in Verbindung mit der Familie des Meisters, mit dem er gemeinlich Tisch und Wohnung teilte. Er stand ferner in enger Verbindung mit seinen Berufs- und Altersgenossen in der Gesellschaft, die ihn schützte und unterstützte. In bezug auf die Genossen ging die Zunft von der Anschauung aus, daß Pflicht und Recht der Arbeit bei der Genossenschaft seien, und der einzelne nur als Mitglied derselben, nicht aber aus eigenem Rechte an dem Handwerksamte teilnehme. Als Glied der Genossenschaft war jeder seiner Persönlichkeit wegen verpflichtet zur Arbeit und gleichberechtigt zur Anteilnahme an den Früchten der Arbeit. Jeder mußte sich persönlich der Arbeit unterziehen; es gab darum keine bloßen Unternehmer, die „selber müssig und faul von dem schweize anderer leben und in üppigkeit sich großthun“, es gab nur wirkliche Arbeiter in der Zunft. Für einen erkrankten Meister stellte die Genossenschaft einen

Vertreter. Die Witwen allein hatten das Recht, das Gewerbe durch Werkführer betreiben zu lassen.

Wie aber jeder arbeiten mußte, so sollte er auch durch seine Arbeit ein standesmäßiges Einkommen besitzen, und kein Schwächerer durch einen Stärkeren unterdrückt werden. Genaue Vorschriften regelten darum den ganzen Betrieb.

Nicht der einzelne, sondern die Zunft übernahm die Beschaffung des Rohstoffes. Entweder wurde der Rohstoff gemeinsam durch besonders damit betraute Genossen angeschafft und zu gleichen Teilen oder nach dem Bedürfnisse unter die einzelnen verteilt, oder es wurde durch Feststellung bestimmter Einkaufsplätze allen Genossen die Möglichkeit gewährt, dasselbe Material zu gleicher Zeit anzukaufen. Bot sich einem Genossen Gelegenheit zum Kaufe, so war er gehalten, der Zunft davon Anzeige zu machen, damit jeder sich je nach Belieben daran beteilige. Hatte er im großen gekauft, so mußte er einen Teil davon zum Kostenpreise den Brüdern überlassen, denn alle sollten „sich gleichmäßig ernären können", und der Vorteil „der ärmeren art" gewahrt werden. Jede Zunft war insofern eine Art Rohstoffverein.

Um die Kosten der Erzeugnisse für alle Brüder auf gleiche Höhe zu stellen, bestimmte die Zunft den Arbeitslohn der Gesellen und überhaupt das ganze Verhältnis zwischen den Meistern und Gehülfen. Keiner durfte dem Genossen seine Arbeit abdingen oder abwendig machen, keiner einen Gesellen oder Lehrling annehmen, der einem Mitbruder mit Unrecht entlaufen oder mit Recht von diesem entlassen war, oder der sich gegen das Handwerk oder die gute Sitte vergangen hatte.

Auch der Umfang der Arbeitserzeugnisse wurde nach dem Grundsatze der Gleichheit und Brüderlichkeit geregelt: jeder Meister durfte nur eine bestimmte Zahl von Lehrlingen und Gesellen halten, durfte deren Arbeitskräfte nicht übermäßig ausbeuten, sie etwa während der Nachtzeit oder an Sonn- und Feiertagen arbeiten lassen. Jeder Meister war gleichmäßig

berechtigt zur Benutzung der gemeinschaftlichen Anstalten der Zunft, z. B. bei den Wollenwebern der gemeinsamen Wollküchen, Walkmühlen, Schleifereien, Färbehäuser, Bleichgärten und Verkaufshäuser.

Auch in bezug auf den Verkauf der Erzeugnisse stand jeder Genosse dem anderen gleich. Darum erließ man genaue Preisbestimmungen für die einzelnen Waren, setzte Ort, Art und Zeit des Verkaufes fest, untersagte dem einzelnen, mehr als einen Laden oder eine Verkaufsstätte zu halten, und verbot den Hausierhandel. Man sollte „in seinem Laden sitzen und warten, ob jemand komme, aber niemand abrufen". Einige Zünfte untersagten sogar, von dem Schuldner eines Amtsbruders eine Arbeit anzunehmen oder einem solchen Schuldner irgend einen Kredit zu gewähren. Das ganze bewegliche und unbewegliche Vermögen der Zunft gehörte der Genossenschaft als solcher und diente den einzelnen als Gliedern derselben zu Gebrauch und Nutzung. Aus dem Geldvermögen wurden nicht bloß die Kranken, Armen und Witwen unterstützt, sondern auch Vorschüsse und Darlehen an bedürftige Genossen gegeben. Jede Zunft war demnach zugleich ein Vorschuß- und Kreditverein.

Gleich groß wie für die Arbeitserzeuger war auch die Sorge für die Käufer und Verbraucher der Arbeit, und hierbei gingen „zum gemeinen besten" die Bemühungen der Stadtbehörde und der Zünfte Hand in Hand. Das den Zünften obliegende Handwerksamt sollte nach deren eigener Erklärung zur Förderung des Gesamtwohles wie zur Ehre des Gewerkes möglichst getreu und pflichtgemäß erfüllt werden. Sie lieferten deshalb nur Arbeiten, die sich als „gut und tadellos", als „nicht wandelbar", als „gute kaufmannswaren" auswiesen, und sie selbst übernahmen die Verantwortlichkeit für deren Güte und Brauchbarkeit. Um „gar gute waren" herstellen zu können, schrieben sie den Genossen nicht bloß im allgemeinen eine zunftmäßige Ausbildung vor, sondern trafen

genaue Bestimmungen über den für die Erzeugnisse zu verwendenden Rohstoff, über dessen Behandlung, über Art, Form und Größe der Arbeit. Damit kein „falsches oder böses gut gemacht", „der arme und reiche gleichmäßig" behandelt, „niemand betrogen" und „die ehre des gewerkes nit verletzt werde", machten die Zunftvorsteher, meist gemeinsam mit Abgeordneten der Behörde, in den einzelnen Werkstätten „regelmäßige umgänge", und „jedes böswirkige, falsche, nicht aufrechte werk" ward mit Beschlag belegt oder sogar vernichtet. Bei einigen Zünften mußte jedes einzelne Stück besichtigt und geprüft werden, ehe es an den Besteller ging oder zum Verkaufe feilgeboten wurde. Auf Anfertigung und Verkauf schlechter Waren, auf Fälschung und Betrug standen Geld- oder Körperstrafen. Bei den Goldschmieden in Lübeck wurde alles „wandelbare gut" zerbrochen; in Berlin verloren die Wollenweber und Gewandschneider, die ihre Tücher mit falschen Siegeln versahen, oder die unecht gefärbte für echte verkauften oder Fälschungen begingen, das Recht des Handwerksbetriebes, und ihre Waren wurden verbrannt oder in Stücke zerrissen oder zerschnitten.

Strenger Beaufsichtigung unterlagen besonders die Lebensmittel, sowohl in bezug auf ihre Güte als auf ihren Preis. Um „auch dem armen manne messige preise zu erhalten", trieb nicht selten die Stadtbehörde selbst Vieh- und Kornhandel, letztern vornehmlich, um dem Kornwucher vorzubeugen. Zur Überwachung der Rohstoffe wie der Nahrungserzeugnisse fanden allenthalben Mehl- und Brotschaue, Fleisch-, Fisch-, Wein- und Bierschaue statt. Weizen, Roggen, Hafer und Gerste mußten besonders gebacken, also verschiedene Brotsorten, z. B. in Augsburg sechserlei Brot, zum Verkaufe gebracht werden. Nach Berechnung der Erzeugungs- und Bearbeitungskosten mit Zuschlag des Arbeitsgewinnes wurde der Preis der Lebensmittel festgesetzt. Die von der Stadt und von den Zünften bestimmten Warenpreise durften die

einzelnen Verkäufer nicht überschreiten, aber auch Minderforderung war denselben nicht gestattet. Betrügerische Bäcker, die schlechtes Brot, und Metzger, die schlechtes Fleisch verkauft hatten oder es zu höheren Preisen, als angesetzt, feilboten, unterlagen strenger Strafe. In Wien, Regensburg und Zürich wurden betrügerische Bäcker „geschupft" oder „in die schnelle" gesetzt, d. h. in einem an einer langen Stange befindlichen Korbe in eine Pfütze getaucht. Über die Schau beim Fleischverkaufe zu Nürnberg heißt es in einem Lobgedichte auf die Stadt:

„Der Fleischkauf ist also bestellt,
Schlägt man eine kuh und stier,
So sind dazu zwei oder vier,
Die das fleisch schätzen gar eben,
Wie man jegliches pfund soll geben,
Um drei pfennig oder um zween,
Muß an einem brett gemalet steen,
Das geld und auch das thier dabei,
So sieht auch jeder, was es sei,
Und die leut nicht schätz für narren,
Verkauft kuhfleisch für farren.

Unzeitige Kälber wurden fortgeschafft. Tierquälerei war den Metzgern untersagt. Auch Wein und Bier wurden in den Städten einer strengen Schau unterzogen. Das Weinmachen und Wein-Arznen, es sei mit „waydasche, schwefel, scharlachkraut, eyer, milch, salz, kalk oder sonsten", galt als strafbare Fälschung, „denn es sol", wie es in einer Baseler Verordnung heißt, „jeder win bliben, als ihn gott hat wachsen lassen". Nicht minder verboten war der Verkauf von Weinsorten unter einem falschen Namen. Der strengen Bierpolizei verdankte das bairische Bier seinen europäischen Ruf. In Köln mußte jeder Kaufmann schwören, daß sein Wein von

allen falschen Zuthaten frei sei. Auch die Schwefelung des Weines wurde als eine unzulässige „Pulverei“ angesehen, „wodurch der gemein kaufman betrogen, die natur des menschen beläſtigt, und der trinker in krankheit gebracht werde“.

Die Schau und Prüfung der Erzeugnisse eines bestimmten Gewerbes in jeder einzelnen Stadt konnte aber nur vorgenommen werden, wenn alle, welche in der Stadt ein Handwerk betreiben wollten, der entsprechenden Zunft beitraten und sich ihrer Ordnung unterwarfen. Daher entstand überall mit den Zünften zugleich der Zunftzwang. Die Zünfte waren Zwangskörperschaften mit dem Rechte auf Arbeit und mit dem Schutze der Arbeit durch die Obrigkeit. Dem Zunftzwange vorzugsweise verdankte man das Aufblühen der Gewerbe. Schädlich und verderblich wurde derselbe erst, als er bezüglich der Aufnahme neuer Genossen in spießbürgerliche Engherzigkeit ausartete und, im wesentlichen nicht vor der Mitte des 16. Jahrhundertes, sich in ein Monopol für eine bestimmte Anzahl von Meisterfamilien verwandelte und in empörender Weise das natürliche Recht auf Arbeit verletzte.

Wenn diese Vorschriften nicht allein den Zünften, sondern der ganzen Bürgerschaft vielfach Vorteil brachten, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sich auch manche Mängel an das Zunftwesen anschlossen, namentlich durch das Streben nach ausschließlichem Gewerbebetriebe. Daher die Verbote gegen alle Pfuscher, gegen Handwerksbetrieb auf dem Lande, gegen Einführung fremder Arbeit, unbillige Ausschließung von Bewerbern durch Beschränkung der Innungen auf eine bestimmte Anzahl von Meistern oder äußere Erschwerung des Eintrittes in die Zunft durch lästige Bedingungen beim Meisterwerden; daher der lästige Zunftzwang, durch welchen die Gebiete einzelner Handwerke genau, oft bis zum Lächerlichen, abgegrenzt wurden, sodaß denn auch Meister ganz verwandter Handwerke diese Grenze mit ihrer Thätigkeit nicht überschreiten durften. Jedesfalls aber hat in jener Zeit das Zunftwesen

auf Zunahme der Betriebsamkeit und Geschicklichkeit, des Erwerbes und Ansehens des Handwerkerstandes in den Städten den wohlthätigsten Einfluß geübt.

Zu den hervorragendsten Gegenständen des Gewerbefleißes gehörte die Bereitung wollener Kleiderstoffe. Von diesem wichtigsten und ältesten deutschen Industriezweige, der ganz besonders in den Niederlanden seine Pflege und Ausbildung fand, nährten sich z. B. in Brügge allein an fünfzigtausend Menschen, doch konnten die Weber und Färber in Augsburg, Köln, Soest, Wien, Passau, Regensburg, Speier, Frankfurt, Limburg, Magdeburg, Quedlinburg, Salzwedel, Stendal wohl mit ihnen wetteifern. Im Bewußtsein, daß die Tuchbereitung das wichtigste und größte Gewerke war, und wegen ihrer großen Zahl waren die Wollenweber allenthalben die übermütigste Zunft. Die feinere Wolle bezog man aus Ungarn, noch mehr aber aus England. Antwerpen war der Wollenmarkt der Welt. Am schwierigsten und teuersten war die Rotfärberei. Nur reiche und vornehme Leute konnten rote Röcke tragen. Das gemeine Volk begnügte sich mit schlichtem Grau und Schwarz. Die beste Leinwand wurde in den Niederlanden, in Westfalen und Hessen, aber auch im Fuldaischen, in Thüringen, Böhmen und Schlesien gefertigt. Eine Lieblingsbekleidung der vornehmen Welt, besonders der Frauen, war das Pelzwerk. Deutsche Handelsgesellschaften brachten das Rauchwerk aus Schweden und Norwegen sowie aus Rußland, um es dann auch in jene Länder, nachdem es in Deutschland verarbeitet war, wieder einzuführen. Den einstmals berühmten Leder- und Korduan-Fabriken der Araber thaten es jetzt die Niederländer, Züricher, Frankfurter, besonders die Nürnberger gleich. Der gestiegene Luxus brauchte viel glänzendes Metallgerät, zumal, seitdem schwedisches Kupfer, englisches Zinn, spanisches Eisen und überhaupt die schon ergiebiger lohnenden Berg- und Hüttenwerke das Material in Fülle boten. Auch auf diesem Gebiete konnten es

die Nürnberger mit den weltberühmten niederländischen, namentlich den Lütticher Metallarbeitern aufnehmen. Die Zunft der Goldschmiede findet sich fast in jedem halbwegs gebildeten Städtchen. Die Goldschmiedekunst schuf nicht nur Schmucksachen für die Bürger- und Patrizierhäuser, für die Ritterburgen und die fürstlichen Pfalzen, sie fertigte auch köstliche Schreine für die Leiber der Heiligen, Kelche mit kunstvollen Bildern, Kreuze mit der Gestalt des Erlösers.

Auch die Kunst des Siegelschneidens stand in hohem Ansehen. Die Städte hatten seit dem Ende des 12. Jahrhundertes überall ein besonderes Wappen, welches meistens das reich verzierte Bild des Patrones der Hauptkirche enthielt. Lübecks Siegel zeigt bedeutsam das Schiff auf hoher Flut; der alte Steuermann mit spitzer Kappe leitet das Fahrzeug durch die Wogen, ein Jüngling am Tauwerk weiset hoffnungsvoll nach oben. Köln hat als ältestes Wappen den heiligen Petrus mit den Schlüsseln, auf dem Stuhle sitzend; Magdeburg erwählte sich schon in uralten Zeiten die heilige Jungfrau, über den Zinnen schwebend. Worms zeigte den Lindwurm und deutete damit vielleicht auf den Drachen, den Siegfried erlegte. Hamburg und vielen anderen Städten behagte das dreifach betürmte Stadtthor. In Berlins Wappen schritt der Bär aufgerichtet zum Angriff einher und trug nicht Halsband noch Kette.

Zwei der wichtigsten und größten Gewerke waren die Waffenschmiede und die Bierbrauer. Die Bereitung des Bieres, des uralten germanischen Getränkes, dessen sich in früherer Zeit die Mönche emsig angenommen, war im 14. Jahrhunderte, besonders in den Gegenden, wo der Wein fehlte, in Norddeutschland, in den Niederlanden, in Baiern, Böhmen und Schlesien die Beschäftigung großer und mächtiger Zünfte, die an Stolz und Freiheitsliebe selbst hinter den Webern nicht zurückstanden. Das kräftige und gesunde Getränk war gleichsam der Lebensstoff der bürgerlichen Freiheit,

dasselbe schützte das waffengeübte deutsche Volk noch lange vor dem fremden Gifte des Absolutismus und des Schnapses.

Die Anfertigung der zahllosen Kriegs- und Jagdgeräte, der Bogen, Pfeile und Armbrüste, der Lanzen und Messer, der Schwerter und Degen, der Streitäxte, Beile und Hellebarden, vor allem der kunstreich gefügten Panzer und Schienen, der Eisenkappen, Helme und Schilde, später auch der Büchsen und Handbüchsen ernährte eine Menge höchst ehrbarer Zunftgenossen. Straßburg und Magdeburg thaten es darin den altberühmten Niederländern gleich. Ihre Arbeiten gingen in aller Herren Länder, ja, bis ins fernste Indien wurden dieselben begehrt. Mit der Anfertigung und Benutzung dieser Gegenstände hing aufs engste zusammen der ungeheuere Verbrauch von Lederwerk zu Sätteln und Schutzdecken. Daher gab es in vielen Städten zahlreiche Gerbereien, namentlich war Zürich wegen seiner kühnen Gerber bekannt und gefürchtet.

Die große Betriebsamkeit, der Reichtum, die Volksmenge der deutschen Städte im Mittelalter war wesentlich eine Folge der eigentümlichen Gestaltung des Handels. Derselbe nahm in jener Zeit ganz andere Wege als in den neuen Jahrhunderten; der Landweg über Deutschland war es, welcher den Norden von Europa mit dem Süden verband; die deutschen Städte vertrieben die kostbaren Waren des Ostens, die sie aus Italien empfingen, nach den nördlichen Ländern und fanden in diesem lebhaften Verkehre eine stets strömende Quelle reichlichen Gewinnes. Dadurch erzeugte sich ein Wohlstand und eine Bevölkerungszahl an vielen Orten, gegen welche die Zustände in unseren Tagen dürftig und geringfügig erscheinen. Der Italiener Äneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., der Deutschland aus eigener Anschauung kannte, spricht mit großer Bewunderung von der Wohlhabenheit der deutschen Städte: „Die Könige von Schottland“, sagt er, „möchten wünschen, so zu wohnen, wie ein mittelmäßiger Bürger von Nürnberg. Wo ist ein Gasthaus

bei euch, wo man nicht aus Silber trinkt? Welche, ich will nicht sagen, vornehme, sondern auch nur bürgerliche Frau ist nicht mit Gold geziert? Was soll ich sagen von den Halsketten der Männer und von den Pferdezäumen, die aus dem reichsten Golde gemacht, und von den Sporen und Schwertscheiden, die mit edlen Steinen bedeckt sind.“ Dieser Wohlstand, dieser Glanz und diese Pracht, sei es in der Ausschmückung der Wohnhäuser, sei es in der Herausputzung des Körpers, stach allmählich wesentlich ab von den einfachen Zuständen der Vorzeit. Die Vorrechte und Vorzüge, welche die Bürger sich im Laufe der Zeit zu verschaffen wußten, brachten es nun mit sich, daß Vornehme und Adlige, die früher sich streng abgeschlossen vom Bürgerstande gehalten, die Verbindung mit ihm nicht mehr verschmähten und unter den reichen und schönen Bürgerstöchtern ihre Gattinnen sich suchten. Zu den Gastmählern und Bällen der Könige und Fürsten werden die Frauen und Töchter der Bürger hinzugezogen. Allerdings gab es auch manche Bürger, die durch ihre Reichtümer Herren und Fürsten überragten. Als Beispiel mag die Familie Fugger in Augsburg gelten, deren Stammvater im Jahre 1365 als armer, aber rühriger Webergeselle nach Augsburg gekommen war und bei seinem Tode 1409 ein durch Fleiß und Geschicklichkeit erworbenes Vermögen von 3000 Gulden hinterließ. Die Söhne setzten das Geschäft ihres Vaters fort und mit so viel Glück und Geschick, daß sie nur „die reichen“ Fugger genannt wurden. Nun wuchs das Ansehen und der Wohlstand von Tag zu Tag. Schon um das Jahr 1500 war nicht leicht ein Weg zu finden, zur See oder zu Lande, auf dem sich nicht Fuggersche Ware befand. Unter der Erde arbeitete der Bergmann für die Fugger, auf derselben der Fabrikant. Schon 1448 liehen sie den Erzherzögen von Österreich 150 000 Gulden. Als es im Jahre 1509 hundert Jahre geworden, daß der Weber Hans Fugger mit Hinterlassung

von 3000 Gulden das Zeitliche gesegnet, da waren seine Enkel schon die reichsten Kaufleute in Europa. Ohne ihre Geldhilfe vermochten die mächtigsten Fürsten keine irgendwie bedeutende Unternehmung zu vollführen, und die Familie war mit den edelsten Geschlechtern durch die Bande der Blutverwandtschaft verbunden. Von Kaiser Maximilian I. wurde sie in den Adelstand erhoben, und von diesen Edeln stammen die noch jetzt als Grafen und Fürsten in Baiern und Würtemberg lebenden Nachkommen. Unter dem Nachfolger Maximilians, unter Karl V., war in Spanien das Sprichwort geläufig: „Er ist so reich wie ein Fugger.“ Ja, dieser Kaiser soll, als ihm in Paris der königliche Schatz gezeigt wurde, in gerechtem Stolze auf seine Unterthanen ausgerufen haben: „In Augsburg habe ich einen Weber, der das alles mit Gold bezahlen kann.“ Auch die Sage hat sich an diese Familie angeschlossen. Sie erzählt, daß einstmals der Weber Graf Anton Fugger dem Kaiser eine große Summe gegen eine Schuldverschreibung vorgestreckt. Als später Karl V. gelegentlich in das Haus der Fugger kam und sich entschuldigte, daß er die Summe noch nicht zurückbezahlen könne, dabei über die Rauheit der Witterung klagte, da habe Graf Anton ein Kaminfeuer vorbereiten lassen aus mehreren Bündeln Zimmetrinde, von der in damaliger Zeit ein Lot einen Dukaten kostete, und mit der Schuldverschreibung des Kaisers die Zimmetrollen angezündet. Mag die wahre Geschichte von dieser auch durch die Kunst verewigten Erzählung nichts wissen, immerhin dient sie dazu, von dem Verhältnisse dieser aus der Weberzunft emporgewachsenen Kaufmannsfamilie eine Vorstellung zu vermitteln. Daß solcher Reichtum der Bürger den Neid und die Habsucht der Ritter und Fürsten erregte, ist leicht verständlich. Aber mochte auch die Unsicherheit der Straßen groß sein, mochte der Mangel aller gesellschaftlichen Ordnung dem Handel und den Gewerben Gefahr drohen, die Bürger fühlten sich bald kräftig und mutig genug, sich selbst

zu schützen. Hatte doch Aachen zur Zeit, als das Faustrecht am ärgsten tobte, fast 20 000 wehrhafte Bürger, Straßburg 20 000 Bewaffnete, Nürnberg 52 000 Bürger, Lübeck zählte über 60 000 wehrhafte Männer und eine Gesamtbevölkerung von 200 000 Seelen. Solche streitbare Scharen vermochten schon gegen den Adel, der zum Teile einer großen Räuberbande nicht unähnlich sah, selbst gegen die landesherrliche Macht ihre wirklichen und auch ihre angemaßten Rechte zu verteidigen. Fielen nicht selten die Adligen mit ihren wilden Gefährten und Gesellen über die Wagen und Schiffe der Kaufleute her, brachen sie in die Landmarken der Städter ein, um die Weiler zu plündern und die Viehherden wegzutreiben, dann bewaffneten sich auf das Zeichen der Sturmglocke die Bürger, scharten sich nach den Vierteln ihrer Stadt oder nach den Zünften. Die Handwerker ziehen aus, mit Armbrüsten oder Lanzen bewaffnet, die reichen Waren- oder Goldhändler zu Pferde, endlich die Patrizier, als Besitzer von Stamm- und Lehengütern der Ritterwürde fähig, in schwerer Rüstung, die berittenen Knechte hinter sich. Voran fliegt das Banner der Stadt, von den besten Jünglingen umgeben; die Mauern werden erstiegen, die Burgen gebrochen, und schlimm war das Los der adligen Räuber, wenn sie den Erbitterten in die Hände fielen. Reichte die Macht der einzelnen Städte nicht hin, ihren Handel in weiteren Umkreisen zu schützen oder den Fürsten und der verbündeten Ritterschaft zu widerstehen, so traten sie in „Einungen“ und Genossenschaften zusammen. Unter diesen Städtebündnissen hat keines so viel Bedeutung, Macht und Ruhm erlangt, als **die deutsche Hansa.**

Die Hansa.

Die unselige Zeit des Interregnums, in welcher nur das Recht des Stärkeren eine Bedeutung hatte, war vorzüglich eine Leidenszeit für Bauern und Bürger. Plündernd, sengend und brennend durchzogen die gewappneten Scharen das Land; die Dörfer wurden eingeäschert, die Felder verwüstet, die Obstbäume umgehauen, die Viehherden weggetrieben. So litt und duldete das Landvolk; aber nicht minder groß war die Not der Stadtbewohner. Auf ihren Felsennestern lagen die Ritter beständig auf der Lauer. Land- und Wasserstraßen wurden von ihnen beunruhigt, den Waren der Kaufleute stellte man nach, wo dieselben auch nur erhaschbar schienen. Dazu noch erschwerten Herren und Fürsten, geistliche wie weltliche, den Handel durch willkürliche Auflegung von Wege- und Flußzöllen. Gegen solchen Unfug, gegen solche Willkür war jeder Alleinstehende machtlos; selbst eine vereinzelte, wenn auch noch so volkreiche und mächtige Stadt vermochte gegen ein so allgemeines Übel nur wenig. Da versprach nur Hilfe das Aneinanderschließen vieler von denselben Gefahren Bedrängter. Die zahlreichen Städte Schwabens und der

Rheinlande bildeten mächtige Bündnisse; bedeutender noch war der Städtebund, der in Norddeutschland seinen Ursprung gefunden hat und dann die hervorragendsten Städte Deutschlands an sich zog. Wann, wie und wo **die Hansa**, so hieß jene Vereinigung, ihren Anfang genommen hat, wird wohl schwerlich nach jeder Hinsicht aufgehellt werden können. Als Ausgangspunkt könnte schon der Bund erscheinen, den Hamburg im Jahre 1239 mit den Westfriesen zum Schutze der Elbschiffahrt geschlossen hatte. 1241 brachte es auch mit Lübeck eine Verbindung zustande, wodurch eine Sicherung der Landstraße zwischen der Elbe und der Trave erzielt werden sollte. Diesem Bündnisse schloß sich nach sechs Jahren auch Braunschweig an. Die so erweiterte Genossenschaft stellte sich die Aufgabe, den Schutz und die Ausbreitung des Land- und Seehandels in jeder Hinsicht sich angelegen sein zu lassen. Zur Förderung der kaufmännischen Bestrebungen hatten sich schon früher Handelsvereine deutscher Kaufleute im Auslande gebildet. Diese hatten Faktoreien in Venedig, Brügge, London, in Nowgorod für Rußland, in Wisby auf Gotland für Schweden und in Bergen für Norwegen. Zum Schutze dieser Faktoreien vereinigten sich die einzelnen Städte, und namentlich in den schutzlosen Zeiten des 13. Jahrhundertes wurden diese Verbindungen immer enger. Im Jahre 1256 fanden sich die Städte an der Elbe und in Westfalen in einem Landesfriedensbündnisse zusammen, zu dem auch später Hamburg, Lübeck und Bremen hinzutraten. Im Jahre 1260 wurde zu Lübeck, das fortan als Haupt dieses Bundes angesehen wurde, der erste Bundestag gehalten. Diese anfangs aus Städten, die meist an der Ostsee lagen, gebildete Vereinigung wuchs bald zusehends. Kleinere Handelsverbindungen schlossen sich an; zu diesen oder ähnlichen Zwecken geschaffene Städteverbindungen fügten sich ein, und so konnte von der großen **deutschen Hansa** allmählich geredet werden. Die Zahl der Städte, welche dem Bunde angehörten, blieb sich

nicht immer gleich. Im Jahre 1447 wurde der Bundestag von fünfunddreißig Städten beschickt, aber die vom Ausflusse der Schelde bis nach Esthland reichende Hansa zählte schon damals über siebzig Städte. Die größte Zahl, welche jemals der Vereinigung angehört hat, war fünfundachtzig, unter ihnen Berlin, Brandenburg, Braunschweig, Bremen, Coesfeld, Danzig, Elbing, Dorpat, Duisburg, Goslar, Göttingen, Halberstadt, Hannover, Halle, Hamburg, Hildesheim, Kiel, Köln, Königsberg, Krakau, Limburg, Lübeck, Magdeburg, Minden, Münster, Nymwegen, Osnabrück, Salzwedel, Stade, Stargard, Stettin, Stralsund, Thorn, Wesel — Bergen, Calmar, Narva, Reval, Riga, Stockholm, Wisby u. a. **Gemeinschaftliche Verteidigung gegen Angriffe, Sicherheit der Straßen zu Wasser und zu Lande, schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten der Glieder des Bundes untereinander**, vor allem aber **die Aufrechterhaltung und Bewahrung der in auswärtigen Ländern erlangten Handelsprivilegien** waren die Hauptzwecke der Verbindung. Die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten übten die Städte bald auf **allgemeinen Hansatagen** zu Lübeck, weil dieses, ungefähr in der Mitte der von Nowgorod bis London, von Bergen bis Krakau zerstreuten Städte und Handelsniederlassungen gelegen, als Hauptort des Bundes betrachtet wurde, bald **in Vereinigungen der Städte eines einzelnen Kreises oder Quartieres**, wenn die Angelegenheiten nur diese insbesondere betrafen. Der ganze Bund war nämlich in vier Quartiere eingeteilt: in das **wendische**, zu dem die mecklenburgischen, pommerschen und märkischen Städte gehörten, in welchem Hamburg neben Lübeck bedeutenden Einfluß behauptete, in das **preußisch-livländische**, dessen Mittelpunkt **Danzig** war, in das **westfälische**, mit **Köln** an der Spitze, und endlich in das **sächsische**, unter dem Vorsitze von **Braunschweig**. Den Vorrang von allen Hansastädten behauptete immer Lübeck, obgleich Köln mit demselben rivalisierte und noch

1470 gegen die Vorrechte des Hauptortes protestierte. Wenn Lübeck aber den Vorsitz in den Hansatagen führte, so hatte Köln gleich anschließend den Platz zur Rechten, Hamburg den zur Linken, und dann reihten sich die übrigen Städte diesen beiden an. Der Schauplatz des Verkehres dieser Städte waren die Länder an der Nord- und Ostsee. Der Handel in der ersteren war großenteils, in der letzteren gänzlich in den Händen der Hansa-Orte. Rußland, Schweden, Dänemark und Norwegen ermöglichten durch ihren innern gesellschaftlichen Zustand die fast ausschließliche Handelsgewalt des Bundes. Derselbe legte in diesen Gegenden überall bleibende Niederlassungen an, ohne die ein bedeutender auswärtiger Handel bei der damaligen Unsicherheit nicht geführt werden konnte. Hervorragend waren die vier Warenniederlagen in **Novgorod** für Rußland, **Bergen** für Norwegen, **Brügge** für Flandern und **London** für England. Die Städte trieben einen überaus großen Zwischenhandel. Aus dem Norden holten sie die wichtigen Schiffbaumaterialien, Hanf, Flachs, Teer, außerdem Pelzwerke, geräucherte und getrocknete Fische, welche, bei den strengen Fastengesetzen der damaligen Christenheit, in nicht zu berechnender Menge gebraucht wurden; der Heringsfang war fast ganz in ihren Händen. Aus England holten sie Zinn, Wolle und Tücher, die sie roh ausführten und zum Teile in Deutschland färben und zubereiten ließen. Brügge in Flandern war die Niederlage für die asiatischen, italienischen und westeuropäischen Waren, welche der Hanseat von dort nach dem Norden Europas führte: Gewürze aller Art, Seidenwaren, Gold- und Silberfabrikate, Südfrüchte u. s. w. Auch auf den Absatz deutscher Erzeugnisse übte dieser Handel den wohlthätigsten Einfluß aus: Leinen, Tuch, Metallwaren, Korn, Mehl, Bier, ein damals noch nicht von Branntwein, Kaffe und Thee verdrängtes Lieblingsgetränk, Rheinwein und der vor dem Gebrauche des Indigo so stark gesuchte Waid, welcher in Deutschland viel gebaut wurde,

und manche andere Dinge fanden durch die Hansa den Weg in fremde Länder. Bei solcher Quelle des Reichtumes kann es nicht wundernehmen, daß der Bund, wenn er seine Kräfte vereinigte, reicher und mächtiger war als die nordischen Königreiche. Damit aber diese Macht zu jeder Zeit verfügbar wäre, wurde schwere Strafe für die Bundesmitglieder festgesetzt, welche ihre Pflicht nicht erfüllten oder sich eines Frevels schuldig machten. Eine solche Stadt wurde **verhanset**, d. h. aus dem Bunde ausgeschlossen. Furchtbar waren die Folgen einer derartigen Ächtung, denn der ausgeschiedenen Stadt nahm man die Schiffe weg und vernichtete ihren Handel.

Wurden die Vorrechte des Bundes gefährdet, erforderte der Handel Schutz gegen Räubereien zu Wasser und zu Lande, war die Ausdehnung des auswärtigen Handels oder vielleicht der ausschließliche Besitz desselben zu erwerben, dann scheute die Hansa auch nicht vor dem Kriege zurück. Schiffe und Mannschaft mußten gewöhnlich die Seestädte stellen. Beiträge und Steuern leisteten die Binnenorte. So kämpfte der Bund mit glänzendem Erfolge gegen die norwegischen Könige Erich und Hakon. Als der Dänenkönig Waldemar Atterdag, Öland und Gotland, welche zu Schweden gehörten, eroberte und 1360 Wisby, eine der wichtigsten Hansastädte, nach einer hartnäckigen Verteidigung einnahm, erklärte ihm die Hansa den Krieg. Johann von Wyttenburg, Bürgermeister zu Lübeck, führte eine Flotte herbei, welche die beiden Inseln für Schweden wieder einnahm. Waldemar mußte außerdem dem Bunde bedeutende Handelsvorteile gewähren. In Norwegen, dessen Herrscher den Dänen Beistand geleistet hatte, wurden zweihundert Ortschaften verwüstet, die Küsten von Jütland, Seeland, Schonen wurden verheert, und im Jahre 1369 eroberten die Städte unter den lübeckischen Ratsherren Everhard von More und Gottfried von Atterdorn Kopenhagen, Helsingör, Nyköping, Falsterloo und Elmholm und befestigten sich in der Herrschaft des Sundes. Im Jahre

1428 schickten sie 248 Schiffe mit 12 000 Mann gegen die dänische Hauptstadt; ja, der einzelne Bürgermeister von Danzig konnte es wagen, dem Könige von Dänemark den Krieg anzukündigen. Aber nicht allein gegen die nordischen Reiche wandte sich die Macht der Hanseaten, auch den König von Frankreich, Philipp VI., zwangen sie, den Engländern allen Handel auf französischem Boden zu verbieten, und England mußte den Frieden mit ihnen um 10 000 Pfund Sterling erkaufen.

So war die Hansa, obgleich von Kaiser und Reich nie völlig anerkannt, durch ihre Schätze und ihre Waffen die mächtigste Beherrscherin der Meere, und auf dem Festlande waren die Fürsten meist abhängiger von ihr, als sie von ihnen. Der deutsche Handel aber hat in späterer Zeit niemals mehr einen solchen Umfang gehabt, ein solches Leben bekundet, niemals eine derartige selbständige Kraft entwickelt, und wie viel das deutsche Reich durch den Bund an Frische, Regsamkeit, Wohlstand und Bildung gewonnen hat, ist kaum hoch genug anzuschlagen. Aber wenn auch die Geschichte von dem, was die deutschen Städte waren und bedeuteten, verstummte, die Steine würden es uns noch täglich verkünden. Die Gebäude, welche jene Geschlechter errichtet, legen den späteren Nachkommen ein sprechenderes Zeugnis ab von ihrem Wirken und ihrem Sinnen als die beredteste Schrift es vermag. Es beginnt nämlich um die Mitte des 13. Jahrhundertes die schönste Blüte jener Baukunst, die man die gotische genannt hat aber die deutsche nennen sollte.

Deutsche Baukunst.

Wer hätte nicht von dem Kölner Dome gehört, wem wäre nicht bekannt geworden, daß dieses höchste Bauwerk der Welt nach Jahrhunderte langer Vernachlässigung durch die fürsorgliche Teilnahme des erhabenen preußischen Regentenhauses, durch die fromme Begeisterung gläubiger Christen, durch die wirkungsvolle Unterstützung warmer Kunstfreunde und endlich durch die thatkräftige Hilfe der das Symbol der deutschen Einheit in diesem Wunderbaue erblickenden gesamten deutschen Nation endlich in einer Schönheit und Vollkommenheit seine Vollendung gefunden, die ihresgleichen nicht mehr findet? Und in welchem Stile ist dieses Gotteshaus erbaut? Es erscheint die deutsche oder die gotische Baukunst in diesem Prachtwerke in ihrer höchsten Entwickelung und in ihrer schönsten Blüte.

Während vom 10. bis zum 13. Jahrhunderte in den bedeutsamsten Bauten, namentlich in den Kirchen, der sogenannte **romanische** Stil die Herrschaft behauptet, dessen charakteristisches Merkmal der **Rundbogen** ist (in den Pfeilern, den Fenstern, Arkaden, Gallerien, im Portale, der Bedeckung u. s. w.) und in dem das Einfache, Ernste, Majestätische bemüht ist, erhabene Größe und mächtige Kraft mit be-

scheidener Demut und dem Gefühle menschlicher Ohnmacht zu verschmelzen, bildete sich im 13. Jahrhunderte aus dem durch Beimischung verschiedener neuer Elemente entstandenen spätromanischen Stile eine neue Bauart, die durch ihre erstaunliche Kühnheit, Höhekraft und Ornamentenfülle sich wesentlich von ihren Vorgängern unterscheidet. Dieser Stil ist **der gotische** oder **der deutsche.** Der Form nach schließen sich die gotischen Kirchen an die in romanischem Stile erbauten an. Die Grundform blieb im ganzen dieselbe. Der Chor nimmt den östlichen Teil ein und wird häufig von den vorderen Räumen durch ein Querschiff getrennt. Das Mittelschiff erhebt sich über die Seitenschiffe; zwei Türme, in der Regel an der Westseite, bilden eine imposante Façade. Was aber diesen Stil vor dem romanischen auszeichnet, ist vor allem, daß der ganze Raum ein zusammenhängendes, in allen Teilen belebtes Ganzes bildet, daß die starre Mauer fast gänzlich verschwindet und nichts als völlig gegliederte Stützen und Gewölbebogen an ihre Stelle treten. Kreuzgewölbe hatte schon der romanische Stil; aber während bei jenem die Hauptteile derselben nur durch Quergurte gesondert wurden, werden hier alle einzelnen Teile durch Kreuzrippen bezeichnet; sie bilden den eigentlichen Kern des Gewölbes, und es werden zwischen sie nur leichte dreieckige Kappen eingeschoben, um die Decke zu schließen. Selbständig und frei erheben sich die Pfeiler und Halbsäulen, welche die Bogen und Gewölbe tragen, und in den Linien des Gewölbes setzt sich ihre Bewegung fort. Nicht massenhaftes Gemäuer dient mehr dazu, um an der Außenseite dem Gewölbe eine Widerlage zu bereiten, sondern Strebepfeiler, die nach innen als Träger für die Gewölbegurte gegliedert sind. Sie machen den eigentlichen festen Kern der Mauer aus, und zwischen ihnen ist nur noch eine leichte Füllmauer, welche die mächtigen Fenster umschließt und die untere Brüstung derselben bildet. So ist aller Druck der Massen verschwunden; kühn und frei strebt

alles empor. Dem entspricht es nun auch, daß an die Stelle des Halbkreisbogens durchweg der kühn aufstrebende Spitzbogen tritt. Statt der viereckigen, allerdings auch mit Halbsäulen versehenen Pfeiler, die bei dem romanischen Stile für die Säulen angewandt werden, finden wir hier wieder die lebensvollere Säulenform, die sich aber zu einem lebendigen Wechsel. schwächer und stärker hervortretender Halbsäulchen umgestaltet. Die Basis ist vieleckig; kleinere Halbvielecke übereinander lösen sich daraus ab, und auf den obersten derselben ruhen die Fußglieder der Säulchen. Das Kapitäl besteht aus einer leichten, herumlaufenden Blätterkrone, die sich kelchförmig erweitert und mit wenigen leichten Deckgliedern versehen ist. Es bezeichnet eigentlich nur den Übergang von der Säule zum Gewölbe, und die vorderen Halbsäulchen laufen, den Blätterkranz durchschneidend, an dem Oberteile des erhöhten Mittelschiffes empor, indem sie die innere Seite des Strebepfeilers bilden, und verlieren sich in die Gurte des Gewölbes, welches von ihnen getragen wird. Da, wo jene Gewölbgurte von ihnen ausgehen, haben sie dann noch ihr besonderes Kapitäl. Wie die übrigen Bogen, so haben auch die Umfassungen der Fenster die Form des Spitzbogens, und der hohe, weite Fensterraum selbst wird mit schlanken Säulchen ausgefüllt, die sich oben wieder zu Spitzbogen verbinden; der Raum endlich zwischen diesen und dem großen Umfassungsbogen wird durch kreis- und rosettenförmiges Stabwerk eingenommen, welches dem Ganzen Halt und Festigkeit verleiht. Ähnlich wie die Umfassungen der Fenster, sind die der Thüren, nur weit reicher und mannigfaltiger gebildet. Die Fensterwölbung ist mit einem schlanken, spitzen Giebel eingefaßt, der einen Teil des Kreuzgesimses verdeckt oder hochaufsteigend durchbricht; über den Strebepfeilern erheben sich freie, schlank aufsteigende, pyramidenartige Türmchen. Das Dach erhebt sich, dem Ganzen entsprechend; und von den Strebepfeilern der Seitenräume, welche die

Dächer derselben weit überragen, sind frei gewölbte Strebebogen nach den Strebepfeilern des Mittelschiffes gezogen, die Widerstandskraft mächtig verstärkend. Von der Façade führen gewöhnlich drei Portale in das Innere, ein Hauptportal in das Mittelschiff und zwei Seitenportale in die Seitenschiffe. Reich geschmückte Giebel, gleich denen der Fenster, krönen die Bogen dieser Portale; über dem mittleren aber ist ein großes, prachtvolles Fenster angebracht, dessen Licht in das Mittelschiff fällt. Über den Seitenportalen erheben sich die Türme, und in diesen offenbart sich das Emporstreben zum Himmel noch mächtiger als in irgend einem andern Teile des Gebäudes. Viereckig steigen sie in verschiedenen Absätzen auf, Fenster beleben die starre Mauermasse derselben, oder sie lösen sich durch ein reich gegliedertes System von Strebepfeilern voneinander ab. Das oberste Geschoß ist meist achteckig, und von den Ecken seiner Grundfläche erheben sich wieder freie Türmchen empor. Immer leichter und luftiger wird der Bau. Schon jenes Obergeschoß ist ganz frei und durchbrochen, und mit ihm scheint die Masse völlig überwunden. Nur acht mächtige Rippen, mit Blumen besetzt, durch zierliches Rosettenwerk verbunden, schießen über demselben in die Lüfte empor, eine schlanke, leichte Spitze bildend, und wo sie am höchsten Gipfel des Baues zusammenlaufen, da blüht aus ihnen eine majestätische Blume auf, in heiliger Kreuzesform ihre Blätter nach oben entfaltend. Ähnliche Blumen, nur kleiner, sprießen aus jeder Spitze des Äußern hervor, und eben solche keimen auf aus den Linien der Giebel und aller pyramidenförmig gestalteten Teile des Baues. In ihnen löst sich die Bewegung allmählich auf, bis sie endlich in den Blumen der Turmspitze ihren völligen Abschluß findet, hindeutend auf das Ziel alles menschlichen Strebens und Sehnens, das hienieden seine Befriedigung nicht zu finden vermag. So gestaltete sich ein bis in seine letzten Spitzen belebtes und beseeltes Ganzes; alles bis in

die geringsten Einzelheiten herab erscheint als Erzeugnis eines gemeinsamen, in höchster Gesetzlichkeit überall waltenden Gefühles; nichts ist bedeutungslos. Schon in der Grundlage war es angedeutet, daß jede Kirche ein Abbild der christlichen Welt sein solle; deshalb war sie nach den vier Weltgegenden gerichtet, um darauf hinzuweisen, daß sich das Christentum über die ganze Erde verbreiten, und daß einst ein Hirt und eine Herde werden solle. Der Chor mit dem Altare befindet sich im Osten; dahin, nach dem Aufgange des Lichtes, soll sich das Auge der Gläubigen wenden, ihr Herz soll der göttlichen Erleuchtung geöffnet sein, und wie die schlanken Säulchen, zu mächtigen Säulen verbunden, emporstreben, so strebt auch die Gemeine, umschlungen durch das Band des Glaubens und der Liebe, gemeinsam zum Himmel empor. Diese ewige Heimat aber, die dem Christen verheißen ist nach beendeter Pilgrimschaft, fand ihre Andeutung in dem Gewölbe, das häufig blau und mit goldenen Sternen geschmückt war, wie wir es z. B. noch jetzt in der Sebalduskirche zu Nürnberg und in der Martinskirche zu Landshut finden. Die Südseite der Kirchen erscheint überall reicher geschmückt als die Nordseite. Dort in der vollen Sonnenbeleuchtung konnte jedes einzelne Bildwerk in seiner ganzen Schönheit erkannt werden, während die Nordseite meistens im Schatten liegt. Wer möchte aber darin auch die Andeutung verkennen, daß, wie im mild wärmenden Strahle der Mittagssonne alle Knospen sich zur duftenden Blüte entfalten und diese zur goldenen Frucht reift, während in des Winters ewiger Nacht alles Leben erstarrt, so auch nur im vollen Lichte des Evangeliums die schöne Frucht des Glaubens und der Liebe gedeiht, die uns zum Himmel erhebt, während der Unglaube das Herz trostlos läßt wie die sternenlose Mitternacht! In gleicher Weise wird in jenen herrlichen Gottestempeln alles zum Symbole, und der starre Stein belebt sich, um demjenigen Ausdruck zu verleihen, was

still und heilig in der Tiefe des christlichen Gemütes verborgen ist.

Dazu muß denn auch jegliche Kunst mitwirken in ihrer Weise. So trat die Baukunst in die lebendigste Wechselwirkung mit der bildenden Kunst. Nicht bloß zum Schmucke der toten Masse dienen die Bildwerke; sie erscheinen da, wo die architektonische Form ihren völligen Abschluß erlangt hat. So sind die Altäre, die Tabernakel, in welchen die Hostie bewahrt wird, und anderes zu selbständigen Monumenten ausgebildet; so sind die Portale reich mit Skulpturen geschmückt. Statuen, von Konsolen getragen, stehen zwischen den Gliederungen der Seitenwände; andere sind in den Bogenwölbungen angebracht; Reliefs schmücken das Bogenfeld über der Thüröffnung; auch die Giebel über den Portalen sind mit Bildsäulen und Reliefs ausgefüllt, und die Türmchen der Strebepfeiler gestalten sich häufig zu zierlichen Tabernakeln, in welchen sich Bildsäulen befinden. Auch die Malerei fand in jenen Kirchen eine bedeutungsvolle Stellung. Die Wandfläche erscheint gewissermaßen verflüchtigt in den hohen, mächtigen Bogenfenstern, und diese wurden mit den herrlichsten Glasgemälden geschmückt, deren glühende Farbenpracht das Licht im Innern des Gebäudes dämpft, aber im Scheine der Sonne es zugleich in magischem Reize verklärt. Scheinbar körperlos, aus Luft und Licht gewoben, in verklärter, vergeistigter Erscheinung treten die Gestalten derjenigen Religion, die überall das Körperliche zu vergeistigen strebt, dem Auge des Beschauers entgegen. Endlich auch die Musik wird in den heiligen Dienst hineingezogen, und wie von den Türmen, die, einer Mahnung zum Himmel gleich, in die Lüfte ragen, der volle Klang der Glocken herabtönt und die Brust mit Andacht und Inbrunst schwellt, so brausen die Töne der Orgel in die Kirche hinein wie die laut werdende Sprache des Gebäudes selbst. Diese Einheit der Plastik, der Malerei und der Musik mit der Architektur bildet eben eine

Haupteigentümlichkeit eines solchen Baues. Er blüht auf, wie unser größter Dichter sagt, gleich einer Pflanze, die aber auf eine Blüte deutet, welche sie selbst nicht darzustellen vermochte.

Mit Recht hat man in diesen Bauwerken eine Vereinigung der höchsten Kühnheit und Erhabenheit des Gedankens erkannt, aus religiöser Begeisterung und tiefem Naturgefühle entsprungen, mit dem bewundernswürdigsten Fleiße in der Ausführung des Einzelnen. Bei der Betrachtung jener außerordentlichen Gebäude wird unser Herz groß und die Brust weit, und wir verlieren und vergessen uns selbst ganz in der Größe des Werkes; es ist, als wenn der Geist an dem kühnen Gebilde mit gen Himmel emporgetragen würde und die irdische Schwäche ablegte. Und wenn das Auge, nachdem es sich von dem ersten überwältigenden Eindrucke des Ganzen gesammelt hat, auch das Einzelne betrachtet, so findet es keinen Stein an dem ungeheuern Gebäude, welcher in seiner rohen Gestalt eingefügt wäre, sondern fast ein jeder trägt irgend eine künstliche Arbeit an sich, welche in die Verzierung des Ganzen hineinpaßt. Wie in Gottes Schöpfung kein Grashalm ist, welcher nicht seine eigene Schönheit und Zierde hat, und wie dieser Halm mit den Millionen seines gleichen und mit Bäumen, Sträuchern, mit Steinen und Felsen ein großes, reiches Bild darbietet, so auch diese Werke deutschen Glaubens, deutschen Gemütes, deutschen Fleißes und deutscher Kunst, die, treu in dem Kleinsten und erhaben in dem Gedanken des Ganzen, in solcher Vereinigung der beiden Endpunkte von den Werken keines Volkes der Erde übertroffen sind. Es ist ein ewiger Ruhm unserer Nation und jener Zeit, daß sie zu solchen Werken den Fleiß, die Geduld und die Kosten nicht gescheut hat, während die spätern Geschlechter nur allzu häufig ihre Kraft an Dinge verschwendet haben, welche keine Spur auf Erden zurücklassen.

Der schwarze Tod, die Judenverfolgung und die Geißlerfahrt um die Mitte des 14. Jahrhundertes.

Wenn in den Schilderungen von den Handelsbeziehungen und von den großartigen Domen der mittelalterlichen Städte die Glanzpunkte der Entwickelung dieser Gemeinschaften gefunden werden können, so dürfte als die Kehrseite des anmutigen Bildes erscheinen eine Darstellung der aus der Vernachlässigung aller die Gesundheitspflege betreffenden Pflichten hervorgegangenen außerordentlichen Sterblichkeit und eine Mitteilung über die unwürdige Stellung und Behandlung einer ganzen Menschenklasse, der Juden. Da die furchtbaren Folgen dieser beklagenswerten Zustände zu ihrem Gipfelpunkte gelangen in den schrecklichen Ereignissen um die Mitte des 14. Jahrhundertes, so möge die Erzählung derselben eine Einsicht in diese traurigen Dinge vermitteln.

Das fünfte Jahrzehnt des 14. Jahrhundertes war für das deutsche Volk eines der jammervollsten, unglücklichsten. Um den Besitz der Kaiserkrone stritten sich Karl IV., der Luxemburger, und der von den Anhängern Ludwigs des

Baiern gewählte Günther von Schwarzburg. Zu diesen politischen Verwirrungen kamen die schlimmsten Landplagen. Drei Jahre hintereinander verwüsteten Züge von zahllosen Heuschrecken die Felder, und furchtbare Hungersnot war in vielen Gegenden die Folge davon. Dann kam ein so unerhörtes Erdbeben, daß Berge einstürzten und ganze Ortschaften zertrümmert wurden. Und nach diesen Vorboten brach endlich die entsetzlichste aller Plagen herein — der schwarze Tod. Die Seuche kam aus dem Oriente und durchzog verheerend und vernichtend alle Länder Europas. Die Krankheit begann mit Kopf- und Brustschmerz. Bald gesellte sich heftiges Fieber dazu; Zunge und Kehle färbten sich blutrot; es bildeten sich Geschwüre, schwarze Beulen und Flecken; endlich trat Wahnsinn ein, und dann erfolgte in kurzem der Tod. Es war nichts anderes als die orientalische Pest, bei der besonders eine schnell in Brand übergehende Lungenentzündung vorherrschend war. Die noch sehr unvollkommene Heilkunde wußte kein Mittel gegen die entsetzliche Krankheit, und die enge Bauart der mittelalterlichen Städte, der Mangel an Licht und Luft und reinem Wasser, die Verunreinigung der Bäche und Flüsse durch die verschiedensten Gewerbe, die Anhäufung von Schmutz und Unrat bis in die vornehmsten Stadtteile hinein boten der Seuche immer neue Nahrung. Die vollständige Hilf- und Ratlosigkeit der Menschen erzeugte eine allgemeine Mutlosigkeit und Verzagtheit, wodurch natürlich die Krankheit nur gefördert wurde. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wurde von ihr verschont, und unglaublich groß war die Zahl der Opfer, die sie in den drei Jahren dahinraffte, während welcher sie ihren mörderischen Umzug hielt. In manchen Gegenden waren zwei Drittel der Bevölkerung ihr erlegen, in sehr vielen reichten die Gottesäcker nicht hin, die Gestorbenen zu bergen, einzelne Orte starben ganz aus, und an 25 000 000 Menschen sollen ihr als Beute anheimgefallen sein.

Die fast zur Verzweifelung gebrachte Bevölkerung suchte nach greifbaren Ursachen all des Elendes. Die einen erkannten in dem unerhörten Sterben eine göttliche Strafe für die Ausartung der Hierarchie und für die Zuchtlosigkeit der Menschen, und sie glaubten nun, losgelöst von den herkömmlichen Bußmitteln der verderbten Kirche, in schmerzhafteren Genugthuungen den Zorn Gottes besänftigen zu müssen; die andern glaubten, die vielfach verhaßten und verachteten Juden trügen Schuld an all der Not und dem Wehe; sie hätten durch Vergiftung der Brunnen eine Vernichtung der Christenheit erstrebt.

Bis zu den Zeiten der Kreuzzüge ist über die Geschichte der Juden im deutschen Reiche nur wenig bekannt. Von einzelnen Städten und Kaisern wurden ihnen Rechte und Privilegien erteilt: Handelsfreiheit, eigene Gerichtsbarkeit, die Befugnis, Grundstücke zu erwerben, christliche Dienstboten zu halten, den Eid nach jüdischem Gesetze zu leisten und sich der Anwendung der Gottesgerichte zu entziehen. Als aber durch die Kreuzzüge der Kampf gegen die Nichtchristen zur Tagesordnung wurde, da hub für die Juden des deutschen Reiches eine schreckensvolle Leidenszeit an. Die als Kämpfer gegen die Ungläubigen mit dem Kreuze Bezeichneten begannen ihren Kriegszug mit Plünderung und Vernichtung der Juden. Ganze Gemeinden wurden zur Ehre Gottes auf barbarische Weise mißhandelt und vernichtet. In Trier, Speier, Worms, Mainz, Köln, Regensburg, Prag und anderen Orten hausten die Kreuzfahrer wie Wüteriche. Nur wenige der Unglücklichen entgingen einem schrecklichen Tode; einzelne retteten das Leben, weil man ihnen zwangsweise die Taufe erteilte. Der aus Italien zurückgekehrte Kaiser Heinrich IV. gestattete den zum Christentume Gepreßten die Rückkehr zum alten Glauben; außerdem war er bemüht, der Wiederkehr der früheren Greuelscenen vorzubeugen. Vergeblich! Die folgenden Kreuzzüge, der Aberglaube, die Juden gebrauchten zu religiösen

Zwecken Christenblut, riefen immer erneuerte und gesteigerte Judenverfolgungen hervor. Aus dem Schutze, den die Kaiser den Unglücklichen gegen solche Gewaltthaten zu leisten bemüht waren, entwickelte sich die sogenannte Kammerknechtschaft derselben. Sie sollten als Servi camerae (Abhängige der Kammer) den kaiserlichen Schutz genießen und dafür Abgaben an die Kammer entrichten. Bald trat die Erhebung der Steuern in den Vordergrund; die Juden wurden für ihre Herren eine vorzügliche Quelle zur Aufbesserung der Einkünfte, und von einem ausreichenden Schutze gegen plündernde, mordende Ritter war keine Rede mehr. Seit der Mitte des 14. Jahrhundertes kam der Grundsatz zur Anwendung, daß Leben und Vermögen den Juden nur precario („bittweise") gehöre, und der Kaiser befugt sei, dasselbe jederzeit zu nehmen. Sie mußten bei der Krönung eines neuen Kaisers sich diesen Schutz jedesmal erneuern lassen und dafür eine außerordentliche Abgabe (Krönungssteuer) bezahlen. Der Kaiser konnte dieses Schutzrecht als königliches Regale auf andere (Landesherren, Bischöfe, Städte) übertragen, sie damit belehnen oder es verpfänden. Dadurch wurden die Juden mit der Zeit landesherrliche oder städtische Kammerknechte und in ihrer Freizügigkeit beschränkt. Das städtische Bürgerrecht war ihnen versagt; sie konnten keine Ämter bekleiden und wurden nicht zur städtischen Vertretung herangezogen. Durch den Ausschluß aus den kaufmännischen Genossenschaften und den Innungen der Gewerbe nötigte man die Juden, die vor den Kreuzzügen noch den Welthandel vermittelt hatten, zum verderblichen Kleinhandel und Wucher, dessen Auswüchse die Reichs-Polizeiordnung von 1530 zu beseitigen strebte, indem sie die Ernährung „mit ziemlicher Hantierung und Handarbeit" forderte. In religiöser und gesellschaftlicher Hinsicht litten sie unter vielen Beschränkungen. Sie bewohnten eigene Stadtviertel (Ghetti), die ihnen angeblich zum Schutze angewiesen waren, thatsächlich aber den Verfolgern die Opfer

gleich alle insgesamt überlieferten; man verhöhnte und beschimpfte sie in Bildern, Worten und Thaten, ließ ihnen oft nur die Wahl zwischen Tod und Taufe, belästigte sie mit Bekehrungsversuchen, untersagte ihnen während der Passionszeit das Erscheinen an öffentlichen Plätzen, suchte sie von jeder Gemeinschaft mit Christen auszuschließen, verbot ihnen das Halten christlicher Dienerschaft sowie den jüdischen Ärzten die Behandlung christlicher Patienten und befahl ihnen, Abzeichen, über deren Form und Farbe besondere Verordnungen erschienen, zu tragen. Diese Verbote, wie namentlich das der Erwerbung von Grund und Boden, wurden häufig von ihnen umgangen. Begabte, gewandte und unterrichtete Juden wurden nicht selten im Finanzdienste verwendet und von den Fürsten als Steuereinnehmer und Münzbeamte angestellt. Diese Fürstengunst und die von ihnen als Geldmäkler, Zollpächter ꝛc. erworbenen Schätze machten die Juden beim großen Haufen zum Gegenstande des Neides und Hasses; die Sucht, die Reichtümer derselben auf mühelose Weise zu erwerben, der religiöse Fanatismus, der in ihnen nur Feinde des Christentumes erblickte, riefen zu den verschiedensten Zeiten die grauenhaftesten Verfolgungen der Geächteten hervor. Am schrecklichsten wütete man gegen die Unglücklichen zur Zeit der anfangs geschilderten Pest. Die Bande der bürgerlichen Ordnung waren ohnehin durch das allgemeine Elend gelockert, und als nun wie ein Lauffeuer durch alle deutschen Gaue die Beschuldigung verbreitet wurde, die Juden hätten Brunnen, Bäche und Flüsse vergiftet, da wütete unbarmherzig der Mordstahl von der Donau bis zur Mosel, vom Elsaß hinunter bis an den Niederrhein. In Basel wurden alle Juden auf einer Rheininsel in ein neugebautes Haus gesperrt und mit demselben dem Feuer übergeben; dasselbe geschah zu Freiburg, und nur die zwölf reichsten ließ man leben, um ihre Schuldner besser zwacken zu können. Als die Glaubensgenossen der Gemarterten zu Speier, Worms, Oppenheim

und in Mainz von diesen Vorgängen vernahmen, vergruben sie ihre Schätze und verbrannten sich in ihren Häusern. Auch die Kölner Juden legten, in der Voraussicht des ihnen in nächster Zukunft bevorstehenden Blutbades, Feuer an ihre Häuser und opferten sich mit Weibern und Kindern. Aber ehe die Flamme ihre vernichtende Thätigkeit zu Ende geführt hatte, durchbrach der blut- und raubgierige Pöbel die Thore an dem Judenviertel und richtete unter der verzweifelnden Judengemeinde ein unerhörtes Gemetzel an. Tagelang trieb sich wüstes Raubgesindel, Männer und Weiber, raubend und plündernd auf den Brandstätten und in den blutgetränkten Judenhäusern umher; alles, was von beweglichem Eigentume weggetragen werden konnte, wurde fortgeschleppt und zu Gelde gemacht. Weder der Rat noch das das Bistum verwaltende Domkapitel hatten Worte des Schmerzes und des Abscheues über die rohen Handlungen des entmenschten Pöbels. Man beschwerte sich hier nur, wie auch in anderen Städten, daß Räuberhände sich des Gutes bemächtigt hätten, welches dem Fiskus verfallen wäre. Bei Gefahr der strengsten kirchlichen und weltlichen Strafen wurde allen, die sich im Besitze solcher geraubten Gegenstände befanden, die gewissenhafte Rücklieferung geboten; jeder einzelne aber wurde verpflichtet, falls ihm auf irgend eine Weise Diebe und Hehler bekannt geworden wären, dieselben zur Anzeige zu bringen.

Das Los derjenigen, welche bei solchen Greuelscenen umgekommen waren, konnte man noch glücklich preisen gegenüber dem Schicksale solcher, die durch Empfang der Taufe vorläufig ihr Leben gerettet hatten. Manche Juden hatten nämlich aus Furcht vor dem sichern Tode sich zur Annahme des Christentumes bereit erklärt; viele schöne Jüdinnen und junge Knaben waren auch von gutherzigen Menschen fast wider ihren Willen zur Taufe gezogen worden. Bald ging nun die Nachricht durch die Länder, gerade diese Neuchristen hätten durch Zauberformeln einzelne Leute gezwungen, die

Brunnen zu vergiften. Nun fiel man über die unter Gewissensbissen in Angst und Nöten Dahinlebenden her und verstümmelte und vernichtete sie. Gegen diese Eingebungen des Wahnglaubens und des Volkshasses erwiesen sich alle Anordnungen der geistlichen und weltlichen Obrigkeit machtlos. Selbst die Stimme des Papstes verhallte wirkungslos bei dem durch Habsucht, Rachsucht und Fanatismus um alles menschliche Gefühl gebrachten großen Haufen.

Als die Wut der Unmenschen keine Opfer mehr zu finden vermochte und allmählich verrauchte, da zeigte sich die durch die Pest hervorgerufene Aufregung in anderer Weise. Viele überließen sich dem zügellosesten Leben, um den Augenblick in wilder Lust zu genießen; andere glaubten in Bußübungen nicht genug thun zu können. Jakob von Königshofen beschreibt uns in seiner Chronik das Gebaren solcher Menschen in folgender Weise:

„Da man zählte 1349 Jahre, vierzehn Nächte nach Pfingsten, da kamen gen Straßburg wohl 200 Geißler, die hatten Leben und Weise an sich, wie ich hier sagen will. Zum ersten hatten sie gar kostbare Fahnen von Sammettüchern und Geweben von Gold und Seide, auf zehn oder acht Fahnen, und also manche gewundene Kerzen, die trug man ihnen vor, wo sie in Städte oder Dörfer gingen, und läutete alle Glocken vor ihnen. Und die Geißler gingen den Fahnen nach, je zwei und zwei miteinander, und hatten alle Mäntel an und Hüte auf mit roten Kreuzen. Zwei sangen vor, und denen die andern alle nach. Und ihr Gesang war also:

Nun ist die Betfahrt also hehr.
Christus ritt selber gen Jerusalem;
Er führte ein Kreuz in seiner Hand.
Nun helfe uns der Heiland!

Nun ist die Betfahrt also gut.
Hilf uns, Herr, durch Dein heiliges Blut,
Das Du an dem Kreuz vergossen hast
Und uns in dem Elend gelassen hast.

Nun ist die Straße also bereit,
Die uns zu unsrer Frauen bringt,
In unsrer lieben Frauen Land.
Nun helfe uns der Heiland!

Wir sollen die Buße an uns nehmen,
Daß wir Gott desto besser ziemen
Alldort in seines Vaters Reich.
Des bitten wir Dich alle gleich.
So bitten wir den heiligen Christ,
Der aller Welt gewaltig ist.

Wenn sie dann in die Kirche kamen, so knieten sie nieder und sangen:

Jesus, der ward gelabt mit Galle:
Des sollen wir alle an (ein) Kreuz fallen.

Und da fielen sie alle kreuzweis auf die Erde, daß es klapperte. Und wenn sie eine Weile also gelegen, so hob ihr Vorsänger an und sang:

Nun hebet auf eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende.
Nun hebet auf eure Arme,
Daß sich Gott über uns erbarme.

Und dann standen sie auf und thaten so dreimal. Und dann luden sie die Leute heim zum Essen, und eins lud

zwanzig, eins zehn, und jegliches nach seinen Umständen, und botens ihnen wohl. Und dies war ihre Regel: „Wer in die Bruderschaft wollte und an die Buße treten, der mußte 34 Tage darin sein und bleiben, und mußte also viele Pfennige haben, daß ihm alle Tage vier Pfennige zukamen, das waren eilf Schillinge und vier Pfennige. Und darum durften sie niemanden heischen, sie durften auch keine Herberge heischen, noch in ein Haus kommen, man lüde sie denn darein, und führte sie denn ohne Heischen darein. Sie durften auch zu keiner Frau reden. Welcher aber das brach, der kniete vor seinen Meister und beichtete es ihm, so setzte ihm der Meister Buße und schlug ihn mit der Geißel auf seinen Rücken und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehr,
Und hüte dich vor der Sünden mehr.

Sie hatten auch ein Gesetz, daß sie Pfaffen unter sich hatten, aber ihrer keiner sollte Meister unter ihnen sein, noch in ihren heimlichen Rat gehen.

Wenn sie nun wollten büßen (also nannten sie das Geißeln, das war zum Tage zweimal, früh und spät), so zogen sie aufs Feld aus: da läutete man die Glocken, und sie gingen je zwei und zwei und sangen ihren Leich, wie vorhin gesagt ist. Und wenn sie kamen an die Geißelstatt, so zogen sie sich aus nackt und barfuß bis auf die Hosen und thaten Kittel oder weiße Linnen an, und die gingen ihnen von dem Nabel bis auf die Füße, und legten sich nieder in einem weiten Kreise. Und wie jeglicher gesündigt hatte, darnach legte er sich. War er ein meineidiger Bösewicht, so legte er sich auf eine Seite und reckte seine drei Finger auf. War er ein Ehebrecher, so legte er sich auf den Bauch. So legten sie sich in mancherlei Weise nach mancherlei Sünde. Dabei erkannte man wohl, was für Sünde jeglicher gethan

hatte. Wenn sie sich also hatten gelegt, so fing ihr Meister an, wo er wollte, und schritt über einen und rührte ihn mit seiner Geißel und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehr,
Und hüte dich vor der Sünden mehr.

So schritt er über sie alle, und über welchen er schritt, der stand auf und schritt dem Meister nach über die vor ihm lagen, bis sie alle aufgestanden. Und sangen dann und geißelten sich mit Riemen, sie hatten vorn Knöpfe und Nadeln daringesteckt, und sie sangen mancherlei Lieder. Und wenn sie sich also gegeißelt und gesungen, so las einer unter ihnen einen Brief, und sie sprachen, der Engel hätte ihn vom Himmel herabgebracht. Und in dem Briefe stand, wie daß Gott erzürnt wäre über der Welt Sünde und wollte sie haben untergehen lassen, da ward er gebeten von seiner Mutter und von seinen Engeln, daß er sich sollte erbarmen über die Welt. Und viele andere Dinge standen in demselben Briefe geschrieben. Und wenn der Brief gelesen war, so zogen sie wieder in die Stadt, singend, je zwei, und gingen ihren Fahnen und Kerzen nach. Auch wenn sie sich geißelten, so war gar groß Zulaufen, und das Volk weinte und hatte große Andacht, denn das Volk wähnte und glaubte, daß der Brief von dem Himmel herab wäre gekommen, und alles, was sie sagten, daß es alles wahr wäre. Und wenn die Pfaffen fragten, woran man erkennen sollte, daß die Geißelfahrt gerecht wäre, und wer den Brief besiegelt hätte, da antworteten sie und sprachen, wer das Evangelium besiegelt hätte? So brachten sie die Leute dazu, daß man den Geißlern mehr glaubte als den Priestern. Und wo sie in die Städte kamen, da kam gar viel Volk in ihre Bruderschaft, die auch Geißler wurden.

Zu Straßburg kamen mehr als tausend Mann in ihre Gesellschaft, und sie teilten sich zu Straßburg: ein Teil der Geißler ging das Land hinab, der andere Teil das Land hinauf. Und es kam so viel Volk in ihre Bruderschaft, daß es verdroß den Papst und den Kaiser und die Geistlichkeit. Und der Kaiser schrieb dem Papste, daß er etwas hiezu dächte, sonst verkehrten die Geißler all die Welt. Denn sie nahmen sich großer Heiligkeit an und sprachen, daß große Zeichen durch sie geschähen. Und man trug zu Straßburg ein totes Kind in ihren Kreis, da sie sich geißelten, und sie wollten es lebendig machen, aber es geschah nicht. Die Geißelfahrt währte länger als ein halb Jahr, daß alle Woche etwa manche Schar kam mit Geißlern. Darnach machten sich auch Frauen auf und gingen auch durch das Land und geißelten sich. Darnach fuhren junge Knaben und Kinder auch durch das Land in der Geißelfahrt. Darnach wollten die von Straßburg nicht mehr vor ihnen läuten, und man ward ihrer also müde, daß man sie nicht mehr nach Hause lud, wie vorher. Und man fing an zu sagen von der Falschheit und dem Truge, womit sie umgingen, und daß der Brief ein Lügner wäre, den sie predigten. Und zuletzt verbot der Papst ihre Fahrt und gebot allen Bischöfen, daß sie in ihren Bistümern sollten die Geißler abschaffen und verbieten. Und zu Straßburg gebot man auch, daß kein Geißler durfte mehr dahin kommen; und wer sich geißeln wollte, der sollte sich heimlich in seinem Hause geißeln, wie viel er wollte. So nahm die Geißelfahrt in einem halben Jahre ein Ende, die sollte nach ihrer Sage gewähret haben 36 Jahre."

Deutsche Litteratur im 14. und 15. Jahrhunderte.*)

Wie mit dem Untergange der Hohenstaufer des deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit von Tag zu Tag sich mindert, so schwindet auch auf dem Gebiete des poetischen Lebens unserer Nation vom Ende des 13. Jahrhundertes an die goldene Zeit und die einstmalige Größe. Das 14. und 15. Jahrhundert erscheinen, mit Rücksicht auf die während dieser Zeit entstandenen dichterischen Werke, als ein weites Gefilde voll wild durcheinander geworfener Trümmer, und je mehr man sich dem Ausgange des Mittelalters nähert, desto öder werden die Felder, desto kahler die Berge, auf denen jene Trümmer umhergestreut sind, desto trüber und dunkler wird der Himmel, welcher über diesen Graus der Verödung sich ausbreitet; kaum noch, daß hier und da an die alten zerfallenden Mauern ein einsames Hüttchen sich angebaut hat, in welchem die Sage von einer verschwundenen besseren Zeit in leisen Klagelauten erzählt, und die Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft still gepflegt wird für die kommenden Geschlechter.

*) Vergl. Vilmar.

Wie hätte es aber auch anders sein können? Es begann ja im Reiche die Zeit, von der Graf Platen sagt: „Freilich geschehen ist viel, aber es mangelt die That“. Unzählige Bestrebungen, Anstrengungen, Kämpfe sehen wir, aber sämtlich ohne ein großes, mit klarem Bewußtsein in das Auge gefaßtes und mit überlegener, des Sieges bewußter Kraft verfolgtes Ziel; sämtlich ohne ein die Masse durchsäuerndes, bewegendes, erhebendes Resultat. Das kleinliche Leben der Kaiser, die lediglich auf das Erwerben, Verwalten, Ordnen und das Haushalten bedacht waren, konnte nicht geeignet sein, das politische und poetische Bewußtsein des Volkes erstarken zu lassen. Neben diesen vielen Geschäften und Sorgen eines unbedeutenden Lebens war für die Poesie kein Raum, die doch unter den Geschäften, Mühen und Thaten des großen Lebens am besten gedeiht. Schon Rudolf von Habsburg betrachtet die Dichtkunst als ein müßiges, unnützes, beschwerliches Spielwerk, und die Sänger, die sich anfangs freudig um ihn gesammelt, mußten ungeehrt, unbezahlt, traurig und ärmer, denn sie gekommen waren, von seinem Hoflager wieder abziehen. Und wie das Haupt der deutschen Fürsten sich gezeigt, so handelten auch die übrigen Landesherren: in das geschäftige Leben, das doch keine That, in die Verwickelung der Parteien, die doch kein Resultat hatte, hineingezogen, ließen sie den Gesang in ihren Burgen verstummen oder hörten kaum noch mit halbem Ohre auf die Lieder der Sänger, welche nun bald ihre Dichtungen schweigen ließen, denen kein geneigtes Ohr mehr lauschte, kein wohlwollendes Herz entgegenschlug. Und wie der Kaiser und die Fürsten kein Verständnis mehr zeigten für die Künste, die ein Gott verliehen, so waren auch die Ritter unempfänglich für dieselben geworden. Nachdem die letzten Regungen der Kreuzzüge aufgehört hatten, und der Blick der Ritterschaft durch keinen größeren, höheren, entfernteren Gegenstand mehr gefesselt, ihr Inneres durch kein Ideal mehr gehoben wurde, blieb das nackte Ich

und die nackte Sorge für das Ich, welches nicht einmal durch eine kräftige, allgemeine Herrschaft, durch ein Reichsregiment und eine Kaisergewalt in Schranken gehalten wurde. Daher denn die zahllosen Fehden, das Faustrecht und Raubleben, welches das 14. und 15. Jahrhundert erfüllte. Von den Höfen und aus der Ritterwelt verschwand nun die Poesie völlig, um dem baren, wahren Egoismus des äußern Lebens Platz zu machen. Diese rohe Eigensucht, die nur in dem Gedanken an sich und den heutigen Tag lebte, bekam Vorschub durch die furchtbaren Weltereignisse, welche die Mitte des 14. Jahrhundertes bezeichnen: Hungersnot und entsetzliche Seuchen verwüsteten die Länder, und eine ungeheuere Angst durchzitterte das Volk, eine Angst, durch welche hier die einen zu fanatischer Buße in den berüchtigten Geißlergesellschaften, dort die andern, wie es zu geschehen pflegt, zu desto roherem Genusse aufgestachelt wurden. In einer solchen Zeit ist kein Raum für Poesie. Aber nicht allein das politische Leben sank zur Vielgeschäftigkeit und Thatenlosigkeit, zum Egoismus und zur Roheit herab, — das kirchliche und sittliche Leben hatte gleiches Schicksal. Wurde doch seit dem Anfange des 14. Jahrhundertes die Christenheit irre an ihren Päpsten, spaltete doch der Streit König Ludwigs des Baiern mit dem Papste, der das Interdikt auf das deutsche Reich herabbeschwor, das Herz der frommen, kirchlich gläubigen Deutschen bis in seine innersten Fugen hinab, wurde doch die Kirche mehr und mehr durch dieselbe Vielgeschäftigkeit und dieselbe Thatenlosigkeit, durch denselben Egoismus und dieselbe Roheit geschändet, welche auch das politische Leben befleckten; verloren doch die Träger des Evangeliums mehr und mehr das Bewußtsein ihres Berufes und mit diesem Bewußtsein auch die weltbeherrschende Kraft, durch welche sie früher der Verwilderung der Sitten und der Barbarei der Kriege und Fehden gesteuert hatten; ja, gingen sie nicht, zumal im 15. Jahrhunderte, in dieser Verwilderung der Sitten, in Genuß-

sucht und Egoismus sogar den Weltleuten voran? — Es wankten die zwei Säulen der deutschen Poesie: **die deutsche Treue und der christliche Glaube,** und mit den Säulen mußte auch der kunstreiche Bau der Poesie wanken, die allein auf diesen Stützen gegründet war.

Wenn auch neben dem Sinken der politischen Macht des Kaisers, der Landesherren, der Ritter ein Emporblühen der Städte sich geltend machte, so ist doch unter Handel und Gewerbe noch niemals die Poesie gediehen, höchstens, daß einzelne Zweige derselben eine zeitlang von den Gewerbetreibenden gepflegt werden, — im Gegenteile ist die höchste Regsamkeit des Handels und Verkehres, im großen wie im kleinen, eine solche, welche die freie Bewegung des Geistes, wie sie schon der Wissenschaft, noch mehr der Poesie unerläßlich ist, unmöglich macht. Ebensowenig günstig war der Dichtkunst die in der Mitte des 14. Jahrhundertes hervortretende und immer stärker werdende Richtung der Welt auf die Bewältigung der Natur, auf Erfindungen und Entdeckungen. Die Erfindung des Kompasses, des Schießpulvers, der Uhren, die Seereisen und die Entdeckung neuer Erdteile, ja, die Erfindung der Buchdruckerkunst — alle diese großartigen Richtungen und weltbewegenden Schöpfungen des menschlichen Geistes machen das 14. und 15. Jahrhundert in der Geschichte der Poesie recht klein. Gerade auf dem Höhepunkte des materiellen Strebens, am Ende des 13. Jahrhundertes, ist die Formlosigkeit und Inhaltsleere unserer Poesie, die Geschmacklosigkeit und die Roheit in allen poetischen Dingen, namentlich bei den Trägern der Zeitkultur, bei den regierenden Ständen, der Geistlichkeit und der reicheren Bürgerschaft, zu einer Höhe gediehen, von der unsere ganze Kulturgeschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Auch die Buchdruckerkunst war dem Gedeihen der Poesie, zunächst der Kunstpoesie, entschieden nachteilig: was bis dahin nur in kleinern, dem Dichter und der Dichtung geneigten, gleichgesinnten, für das Verständnis

der Poesie empfänglichen Kreisen gesungen worden war und in die Hände der Teilnahmlosen und Abgeneigten kaum oder gar nicht gelangte, das wurde nun mit einem Male an Fremde, Unempfängliche, Gleichgiltige, Feindselige hinausgegeben: das Gefühl des Daheim- und Vertrautseins, welches zur echten Poesie so wesentlich gehört, wurde zerrüttet, das schon vorher vorhandene Hinzudrängen Unberufener zur Dichtkunst in das unglaubliche gesteigert, die Poesie noch mehr, als sie es schon war, zum Geschäfte, zum **Handwerke** gemacht; der Dichter hatte nun nicht mehr, wie bisher, bestimmte Personen vor sich, denen er nur dieses oder jenes vorzutragen wagen durfte, er hatte — so zu sagen — nicht mehr wirkliche Gesichter vor sich, denen er in das Auge sehen, und vor denen er Scheu tragen mußte, nun stand nur noch eine formlose Masse aus allerlei Volk, ohne bestimmte Physiognomie — Publikum genannt — ihm vor den Augen oder vielmehr vor der Feder, ein Publikum, dem man bieten konnte, was man wollte, und dem gegenüber man sich auch in rücksichtsloser Nachlässigkeit, in grober Keckheit und Frechheit darzustellen keine Scheu tragen durfte. Mag der Übelstand an der Kritik, an der öffentlichen Meinung allmählich sein Korrektiv gefunden haben, geblieben aber ist die Thatsache, daß die Poesie nun eine Schöpfung für das Auge, für das stumme Lesen wurde, während sie, bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst, eine Poesie für den Gesang und den Vortrag gewesen war. Weder eine Ilias und Odyssee noch ein Nibelungenlied würden vorhanden sein, hätte das Menschengeschlecht in jener Zeit die Buchdruckerkunst gehabt. Seit der Herrschaft der Presse hat die Poesie aufgehört, eine Tradition zu haben, und der Untergang unserer Heldenpoesie hält mit der Ausdehnung der Buchdruckerkunst auf das genaueste gleichen Schritt. Merkwürdig ist es zumal, daß die einzige echte Poesie, welche das 15. und 16. Jahrhundert besitzt, bei denen zu Hause ist, die weder lesen noch schreiben können, — **das Volkslied.**

Die Buchdruckerkunst diente zunächst nur der Gelehrsamkeit, und infolge des nun zu immer größerer Ausdehnung gelangenden Wissens begann sich im Volke eine Scheidung zu bilden zwischen Wissenden und Unwissenden, von denen die ersteren nach dem auch hier geltenden Spruche: „das Wissen bläht auf", die anderen verachteten und auch keine Poesie mehr anerkannten, insofern sie nicht mit ihrem Weisheitsstempel bezeichnet war. Daher finden wir auch nun bald eine Poesie, die entweder künstlich, gelehrt, spitzfindig, hochtrabend ist oder roh, formlos, täppisch, ungeschlacht: jene im Dienste der Wissenden, diese der Unwissenden. Doch die erstere konnte mit der immer höher steigenden Weisheit nicht Schritt halten, und nur die andere blieb übrig, die, zumal insofern sie vaterländische Stoffe behandelte, dem alten Heldengesange angehörte, von seiten der Wissenden mit der tiefsten Verachtung als alte Märchen und läppische Poesie belegt wurde. Es galt diesen Gelehrten, die nur in den Werken der Griechen und Römer lebten, nichts mehr als lateinische Poesie; ja, sie schämten sich im eigentlichen Sinne ihrer Muttersprache und waren naiv genug, sich selbst als Barbaren zu bezeichnen, welche nichts gewesen wären, nichts gewußt und nichts vermocht hätten, bis das Licht der lateinischen Poesie bei ihnen aufgegangen. Die alte Herrlichkeit der deutschen Kaiser, die alte Herrlichkeit des deutschen Reiches, die alte Herrlichkeit der deutschen Poesie wurde vergessen, als sei sie niemals vorhanden gewesen.

Mit Übergehung der epischen Dichtungen, sowohl der dem Volksepos als dem Kunstepos angehörigen, von denen nur wenige einen besonderen Wert in sich tragen, möge hier nur durch eine Erzählung von A. Hagen ein Bild entworfen werden von den Dichtern, in deren Hände, nachdem die Ritterwelt von der Poesie sich losgesagt, die Dichtkunst allmählich überging, von den **Meistersängern.**

Die Meistersänger.

Ich ging (in Nürnberg) in meiner Stube auf und ab, indem ich auf das Frühstück wartete. Ich sah durch das Fenster und erblickte ein Seil, das von St. Sebald nach dem Rathause gezogen war, und woran mitten ein gemaltes Schild hing. Alle Mühe, die ich mir gab, die Figuren darauf zu erkennen, war vergeblich, und ich war im begriffe, zum Schenkwirte hinunter zu gehen und mir Bescheid zu holen. In demselben Augenblicke trat in mein Zimmer Peter Vischer, der jüngere, der ebenso liebenswürdig als unterrichtet war. Er meldete mir, daß heute dem Kaiser zu Ehren eine Festschule gehalten, und daß durch das Schild alle, die an dem erbaulichen Feste teilnehmen wollten, zu der Singschule eingeladen würden. Unterdes war das Frühstück hereingetragen, und Vischer ließ es sich gefallen, dasselbe mit mir zu teilen. Er erzählte mir über die Entstehung und das Wesen der Meistersingkunst gar vieles, dem ich gern ein aufmerksames Ohr lieh. Der Meistersinger hohe Schule, sagte er, ist Mainz, und die Töchterschulen sind Nürnberg und Straßburg. Aber in Nürnberg ward seit lange die holdselige Kunst besser gepflegt als irgendwo. Wie vor fünfzig Jahren der Briefmaler Hans Rosenblüt und der Barbier Hans Folz berühmt war, so jetzt der Leineweber Hans Nunnenbeck und vor allem dessen Schüler, Hans Sachs, der Schuster. Wer die Kunst erlernen will, der geht zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewonnen hat, und dieser unterweist ihn unentgeltlich. Er lehrt, was es heißt, zur Ehre der Religion singen, und weiht ihn ein in die Geheimnisse der Tabulatur, so nennen wir die Gesetze der Dichtkunst. Hat der Lehrling diese begriffen, so bittet er die Gesellschaft um seine Aufnahme, da er von löblichen Sitten sei und guten

Willen zeige. Der Aufgenommene muß alsdann den Singstuhl in der Kirche besteigen und eine Probe seiner Kunst ablegen. Gelingt sie ihm, so wird sein Wunsch gewährt. Feierlichst gelobt er, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft wahrzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gasse zu entweihen. Dann zahlt er das Einschreibegeld und gibt zwei Maß Wein zum besten. Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meistersinger, und wenn sie sich in der Schenke zusammenfinden, sind weltliche Lieder wohl erlaubt, nie aber in Festschulen. Die Festschulen finden dreimal im Jahre statt: zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten in der Katharinenkirche. Hier werden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel oder den heiligen Sagen geschöpft ist. Wer am fehlerfreiesten singt, wird hier mit einer goldenen Kette geschmückt, und mit einem Kranze, wer nach ihm am besten besteht. Wem dagegen grobe Fehler nachgewiesen werden, der muß es durch Strafgeld büßen. So fließt das Leben der Meistersinger unter erbaulichen Gesängen hin, und wenn einer aus dem frohen Kreise abgerufen wird, so versammeln sich seine Genossen um sein Grab und singen ihm das letzte Lied.

Da jetzt die Ratsuhr schlug, so brach Vischer auf. Ich hatte gemeint, er würde mich zur Katharinenkirche führen. Allein Vischer versprach mir, nach einer Stunde zurückzukehren, da er erst andere Tracht anlegen müsse. Er hielt Wort und erschien jetzt, ganz in schwarze Seide gehüllt, mit einem geschmackvollen Baret. Um das Fehlgehen hatte es keine Not, da man nur dem Zuge der Menschen zu folgen brauchte, die alle nach der Festschule strömten. Am Eingange des kleinen Kirchleins hielt der Kirchner zu einem Trinkgelde die Mütze auf. Dies geschah darum, daß nicht alles Gesindel sich hineindrängte und ehrliche Leute um die Erbauung brachte.

Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chore, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare

Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, so umher auf den Bänken saßen, teils langbärtige Greise, die aber noch alle rüstig schienen, teils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern, grün, blau und schwarz mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. Unter den stattlich gekleideten Meistern befand sich auch Hans Sachs und sein Lehrer Nunnenbeck. Neben der Kanzel stand der Singstuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meistersinger auf ihre Kosten hatten bauen lassen, und der heute mit einem bunten Teppiche geschmückt war. Vorne im Chore sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dies war das Gemerke, denn hier hatten diejenigen ihren Platz, die die Fehler anmerken mußten, welche die Sänger in der Form, gegen die Gesetze der Tabulatur, und im Inhalte, gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten, begingen. Diese Leute hießen Merker, und ihrer gab es drei. Obgleich das Gemerke mit schwarzen Vorhängen umzogen war, so konnte ich doch von meinem Sitze aus alles beobachten, was hier vorging, und ich sah an der einen Seite des Gerüstes die goldene Kette mit vielen Schaustücken hangen, die der Davidsgewinner hieß, und den Kranz, der aus seidenen Blumen bestand.

Jetzt rasselte es vor dem Eingange, und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnädig, indem er milde vom Chore herniedersah. Aber er verweilte nicht lange, denn ihm schien die holdselige Singekunst nicht sonderlich zu behagen. Als der Kaiser sich zeigte, geriet alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singstuhl, und vom Gemerke erscholl das Wort: „Fanget an!“ Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem und von der

Gründung des neuen sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerke sah ich, wie einer der Meister in der Bibel nachlas, der andere an den Fingern die Silben abzählte, und der dritte aufschrieb, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Thätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte ich, daß der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kothner, einen Glockengießer; der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstande seines Gedichtes gewählt. Aber der Arme war verlegen, es wollte nicht gehen, und ein Merker hieß ihn den Singstuhl verlassen. „Der Meister hat versungen", raunte mir Vischer zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stück zu Ende bringen lassen, so erklärte er mir, daß er ein Laster begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung, Klebsilbe, Stütze, Milbe, falsche Blumen. Die Bezeichnung der verschiedenen Tonweisen war gar absonderlich, als: die Schwarztintenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis Handbogenweise. In der Hageblütweise ließ sich jetzt vom Singstuhle herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen, ein ehrwürdiger Greis in schwarzem Gewande. Alles bewunderte ihn, wie er gemäß der Apokalypse den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank gaben. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voll Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens Gesicht hell die Freude hervor, der sein dankbarer Schüler war. Er rühmte sich des Lehrers, wie der Lehrer seiner. Da trat als der vierte und letzte wieder ein Jüngling auf. Was der sagte, war so recht nach meinem

Sinne. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michael Behaim, der mancherlei Länder gesehen. Sein Vater hatte sich Behaim (Böhme) genannt, da er aus Böhmen nach Franken gezogen war. Mit rastloser Anstrengung übte sich unser Behaim in der Singekunst und verglich sich mit Recht mit einem Bergmanne, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Sonder Zweifel hätte Michael Behaim den ersten Preis errungen, wenn nicht Nunnenbeck vorher gesungen hätte. Sein Gedicht war gar sinnreich mit künstlichen Reimen. Der erste Merker trat zu Nunnenbeck, und mit einem schmeichelhaften Glückwunsche hing er ihm den Davidsgewinner um, und der zweite Merker zierte Behaims Haupt mit dem Kranze, der ihm ganz wohl stund. Diese Gaben aber waren nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt, und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken.

Es war Brauch, daß die Meistersinger, insonderheit die jüngeren, sich nach der Festschule in eine nahegelegene Schenke begaben, wo in dem Grade frohe Ungebundenheit herrschte, als in der Kirche heiliger Ernst. Hier wurde der Wein getrunken, den der eine zur Buße, wie der Meister Kothner, der andere zur Ehre hergeben mußte, wie Meister Behaim, weil er zum erstenmale begabt war. Fünf Maß Wein gab es heute zum Nachschmause. Die Meistersinger, etwa 16 an der Zahl, gingen über die Gasse paarweis hintereinander von der Kirche bis zur Schenke. Die geputzten Gäste stachen sonderbar genug von der Schenke ab, die von außen und innen gleich beräuchert und verfallen aussah. Nichts mehr als Tische und Bänke gab es in dem langen Zimmer, und diese waren von der Art, wie man sie sonst in Landgärten findet. Allein heitrer Mut und ein gutes Glas Wein ließen all die Mängel übersehen. Obenan befand sich der bekränzte Behaim. Sein Thron war ein Lehnstuhl, und ein hölzerner Hammer

sein ruhegebietendes Scepter. Ich saß neben Hans Sachs. Dessen Jacke war von meergrünem Zeuge mit mehreren Schlitzen auf der Brust, durch die das Hemde vorschimmerte, dessen faltiger Kragen den Hals scheibenförmig umschloß. Die Ärmel waren von schwarzem Atlas, in den zackige Einschnitte in bestimmten Linien künstlich eingefaßt waren, so daß überall das helle Unterzeug hindurchblickte.

Ein Weinfäßchen ward mitten auf die Tafel gesetzt, und einer der Meister hatte die Mühe des Zapfens, indem ihm unaufhörlich die leeren Becher gereicht wurden. Behaim klopfte mit dem Hammer und fragte alsdann die Versammelten, ob sie nicht ein Kampfgespräch versuchen wollten. Niemand wandte etwas dawider ein. Er fragte wieder, wer singen wollte, und drei Meister hoben die Hände auf; es waren Behaim selbst, Hans Sachs und Peter Vischer. Hans Sachs sollte eine Streitfrage aufwerfen, und wohl meinethalb, da ich ihm erzählt hatte, wie ich so viel mich in den Werkstätten der Künstler umgethan und mich an ihren Werken ergötzt, wählte er einen dahin zielenden Gegenstand.

Hans Sachs.

Ihr Freunde, sagt mir, wenn ihr wißt,
wer der künstlichste Werkmann ist?

Peter Vischer.

Das ist fürwahr der Zimmermann:
wer hat's ihm jemals gleich gethan?
Durch Schnur und Richtscheit wird ihm kund
Die höchste Zinn' und der tiefste Grund,
ihn loben stattliche Lustgemächer,
hoch strebt sein Ruhm, sowie seine Dächer.
Reich an Erfindungen ist sein Geist,
Mühlwerk und Wasserbau ihn preist,

Er schützt durch Bollwerk dich und Schanz.
Die heil'ge Schrift weiht ihm den Kranz:
er zimmerte die starke Arch,
drin Noah war, der Patriarch;
wie rings auch brauste die Flut,
er ruht' in ihr in sichrer Hut,
gerettet mit all den Seinen er ward,
mit allen Tieren aller Art.
Er zimmerte nach weisem Rat
Jerusalem, die Gottesstadt.
Des weisen Solomo Königshaus,
Das führt' er gar mächtig und prächtig aus.
Denkt an das Labyrinth zum Schluß:
wer ist geschickt wie Dädalus?

Michael Behaim.

Das Holz verfault, der Stein bleibt Stein,
der Steinmetz muß drum der erste sein.
Ringmauern baut er, kühne Türme,
Basteien auch zu Schutz und Schirme,
Gewölbe pflanzt er, die sich kühn
aufrankend in die Lüfte ziehn,
schwindlige Gänge, durchsichtig und fest,
mit Säulen und Bildwerk geschmücket aufs best'.
Den schiefen Turm von Pisa schaut,
den Wilhelm von Nürnberg hat aufgebaut;
zu Jerusalem der hohe Tempel,
der trug der höchsten Vollendung Stempel.
Der himmelhohe Turm zu Babel,
das Grab des Mausolus ist keine Fabel;
die Pyramiden, die künstlichen Berg',
sie überragen weit alle Werk'.

Hans Sachs.

Vermag auch Beil und Meißel viel,
schwach sind sie gegen den Pinselkiel.
Er bringt nicht nur Häuser und Städte hervor,
türmt Schlösser und schwindlige Warten empor —
nein, was im Anfang Gott erschuf
durch seines göttlichen Wortes Ruf,
das schafft der Maler zu aller Zeit:
Gras, Laubwerk, Blumen auf Feld und Heid,
den Vogel, wie in der Luft er schwebt,
des Menschen Antlitz, als ob er lebt,
die Elemente beherrscht er all,
des Feuers Wut, des Meeres Schwall.
Den Teufel malt er, die Höll und den Tod,
Das Paradies, die Engel und Gott.
Das macht er durch Farben, dunkel und klar,
mit geheimen Künsten euch offenbar.
Das hebt sich mächtig durch die Schattierung,
nach einer schön entworfenen Visierung.
Er kann euch alles vor Augen stellen,
nicht deutlicher könnt ihr es je erzählen.
Drauf muß er brüten Tag und Nacht,
in Traumgebilden sein Geist stets wacht.
Er ist an Phantasieen reich
und fast dem kühnen Dichter gleich;
um alle Dinge weiß er wohl,
weil er sie alle bilden soll.
Wer zu allen Dingen hat Schöpferkraft,
den rühmt die höchste Meisterschaft.

Michael Behaim.

Du lobst den Maler mir zu hoch,
nützlicher bleibt der Steinmetz doch.

Des Malers können wir entraten,
er schafft von jedem Ding nur den Schatten.
Sein gemaltes Feuer wärmt uns nicht,
seine Sonne spendet nicht Schein und Licht,
sein Obst hat weder Schmack noch Saft,
seine Kräuter nicht Duft und Heilungskraft,
seine Tiere haben nicht Fleisch und Blut,
sein Wein verleiht nicht Freud' und Mut.

Hans Sachs.

Das Sprichwort immerdar noch gilt,
daß, wer die Kunst nicht hat, sie schilt.
Wie nützlich auch ist die Malerei,
so nenn ich euch jetzt nur der Dinge drei.
Was uns die Geschicht' als teures Vermächtnis
bewahrte, prägt sie uns ins Gedächtnis:
wie der Nürnberger Heer unter Schweppermann glänzte,
wie den Dichter hier Kaiser Friedrich bekränzte.
Wer sich auch nicht auf die Schrift versteht,
des Malers Schrift ihm nicht entgeht.
Er lehrt', wie Bosheit nur Mißgeschick,
wie Frömmigkeit bringt Ehr' und Glück.
Zum andern verscheuchet die Malerei
uns der Einsamkeit Tochter, Melancholei!
sie lichtet der düsteren Schwermut Schmerz,
verklärt uns das Auge durch Lust und Scherz.
Zum dritten: jegliche Kunst erkennt
in des Malers Kunst ihr Fundament.
Der Steinmetz, Goldschmied und der Schreiner,
Formschneider, Weber, der Werkmeister, keiner
entbehrt sie je, weshalb die Alten
sie für die herrlichste Kunst gehalten.
Wie strahlt der Griechen Namen hell

Zeuxis, Protogenes, Apell!
Gott hat zum Heil dem deutschen Land
der Künstler manchen mit hohem Verstand,
wie Albrecht Dürer, uns gegeben,
Des Kunst verschönernd schmückt das Leben.
Was er mit Fleiß gesät, erwachs
ihm zu reichem Segen, fleht Hans Sachs.

So sang der Poet, und die Gegner schwiegen. Voll innern Wohlgefallens klopfte ich ihm auf die Schulter und gab ihm zu verstehen, daß er mir wie aus der Seele gesprochen. Alle zollten ihm Beifallsbezeugungen, und Michael Behaim war nicht der letzte. Er nahm sich den Kranz ab und setzte ihn Hans Sachsen aufs Haupt, **Nürnbergs kunstreichem Schuster.**

Hans Sachs.

Ehrlich von Gemüt, Tapfer von Geblüt
Und von Herzen treu, Ist mein Singerei.
Hans Sachs.

Ein Mann nach dem Herzen des Volkes, ein wackerer Bürger der freien Reichsstadt Nürnberg, ein ehrbarer Meister des von ihm geübten Handwerkes, ein gottbegnadeter, wenn auch nicht ein welterneuernder Dichter ist **Hans Sachs.** Sein von seltener Lauterkeit und Biederkeit zeugender Charakter, sein zartes und für alles Schöne und Gute tief empfängliches Gemüt, seine Liebe für Wahrheit und geistiges Licht, sein Streben und Ringen für des Vaterlandes und der Vaterstadt Glück und Ruhm, alle diese Dinge haben ihm bei der Mitwelt Anerkennung, bei der Nachwelt Achtung und Verehrung erworben. Und doch hat es eine Zeit gegeben, in der man

nichts oder nur wenig mehr wußte von diesem den besten Söhnen des Vaterlandes zuzuzählenden Nürnberger Meister und Dichter. Die Stürme des dreißigjährigen Krieges hatten sein Andenken fast verweht, und es bedurfte des größten Dichters, unseres Göthes, Teilnahme für den Sangesbruder, ehe die Neuzeit demselben die ihm gebührende Würdigung zuteil werden ließ.

Hans Sachs wurde am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren. In einer der vier Lateinschulen der freien Reichsstadt sollte der Schneidersſohn mannigfache Kenntnisse sich erwerben. Bis zum 15. Jahre dauerte der für sein späteres Leben von großem Einflusse gewordene Schulbesuch. Dann ging der junge Sachs zur Erlernung des Schuhmacherhandwerkes über. Aber mochte der muntere Geselle auch bald zu großer Fertigkeit in seinem Berufe sich emporarbeiten, nimmer genügte ihm diese Geschicklichkeit, er fühlte und erkannte, daß in ihm noch ein höherer, edelerer Trieb sich regte. Diesen Trieb zu fördern, denselben auf die richtige Bahn zu lenken, unternahm ein ganz schlichter Nürnberger Bürgersmann, Leonhard Nunnenbeck war sein Name, seines Zeichens war er ein Leineweber. Aber es verstand sich dieser Handwerksmann nicht bloß darauf, sein Weberschiffchen auf dem Webstuhl hin- und herzuwerfen, er wußte auch das Schiffchen der Gedanken und der Poeterei so lustig auf den elastischen Wellen des Reimes und Verses, auf der spielenden Fläche des Strophenwerkes daherschaukeln zu lassen, daß es eine Freude war. Es war nämlich Nunnenbeck ein geschickter und berühmter Meistersänger. Zwei Jahre lang unterwies dieser Meister den eifrigen, unermüdlichen und talentvollen Hans Sachs, und von den elf Schülern Nunnenbecks war der Schustergeselle wahrlich nicht der schlechteste. Aber die Beschäftigung mit der Dichtkunst förderte nicht die Kunstfertigkeit im Handwerke. Der Vater des aufstrebenden Dichters betrachtete die Thätigkeit seines Sohnes als brotlose

Kunst, er schmähte, er tadelte, ja, er jagte zuletzt seinen Sprößling als unnützes Handwerks- und Familienglied aus dem Hause, mit dem Bescheide, er möge sein brotloses Gewerbe des Reimschmiedens treiben, wo es ihm beliebe, und nicht früher, als er diesem aus vollem Herzen entsagt habe, es wagen, das väterliche Haus zu betreten.

Der siebenzehnjährige Hans Sachs wanderte, von seinem Lehrer ermahnt, die Geist und Gemüt erfrischende Kunst des Singens und Sagens für das ganze Leben zu wahren und zu pflegen, von Nürnberg über Regensburg nach Innsbruck in die schöne, ihn mächtig anziehende Alpenwelt hinein. Fünf Jahre lang durchzog er die deutschen Lande, die so reich sind an Naturschönheiten, so bedeutungsvoll durch ihre Sagen und ihre Geschichte.

In dem lieben Regensburg, wo er in einer Werkstätte, in die er empfohlen war, Arbeit fand, sah er zum ersten Male die Donau und die Ebene, in der sich die Kreuzfahrer gesammelt, er sah den großen Regensburger Dom und das Haus der Döllinger; auch hörte er von jenem im Volksliede verherrlichten Hans Döllinger, der unter Kaiser Heinrich I. den heidnischen Kämpen Krako besiegte. Dort in Regensburg unter den Linden vor dem Jakobsthore mag es auch gewesen sein, wo Sachs zum lustigen Freischießen am Tische der Mitgesellen durch Schwänke sich einführte, gleich dem: „Die Bauernkirchweih zu Gimpelsbrunn", wo die Bauern im Tanze sich an der Nase führen, und die längste Nase den Preis gewinnt. Von Regensburg fuhr der wandernde Geselle zu Schiffe nach Passau. Es gab eine bunte Schiffsgesellschaft, Handwerker, Mönche, Landsknechte, Krämer und Sackpfeifer. Städte und Dörfer, stolze Burgen und reiche Klöster flogen vorüber, und der Schiffsmeister wußte viel zu erzählen von den alten Sagen und Geschichten am Ufer der lieben, reizvollen Donau. Viele Städte besuchte nun Sachs: Landshut, Erfurt, Wien, Wels. Endlich kam er nach Innsbruck, wo

Kaiser Max Hof hielt. Dieser war der Steuerausschreibungen und Reichstage müde; er suchte Erholung auf der Jagd und vervollständigte sein rotes Buch, worin er des Franzmannes Schliche einschrieb. In des Kaisers Jagdgefolge erscheint auch Hans Sachs. Aber mochte ihm das Hofleben schon behagen und seinem Geiste neue Nahrung bieten, mehr regten ihn an des Dominikaners **Johann Tauler** Predigten, und statt der Lust an Jagd und Abenteuer nimmt jetzt wohl ein alter „Leuthold" durch Unterweisung und Bücherschatz ihn in Beschlag.

Von Innsbruck pilgert er dann nach Baiern, Schwaben, nach dem schönen Unterfranken und mit dem Maine zum Rheine hinab. Keine Stadt überging er, wo die schöne Kunst des Meistergesanges gepflegt wurde, aber auch keine, wo er seinen Wissensdrang befriedigen, seine Kenntnisse erweitern, an den großen geschichtlichen Erinnerungen sich erheben und begeistern konnte. Aber vom Singen wurde Hans Sachs nicht satt. Er mußte bei tüchtigen Schustermeistern Arbeit suchen, und wenn er dann den ganzen Tag genäht und gehämmert hatte, dann mochte er am Abende seine Freizeit der Dichtkunst widmen. Bald erschien er nun in den Versammlungen nicht bloß als lernbegieriger, vielversprechender Schüler, sondern auch als wackerer Praktikant und endlich als ein so tüchtiger Meister, wie nur jemals einer ein Gesätz oder Gegengesätz gefügt hatte. In München schrieb er zum ersten Male nach einem Stoffe, der ihn fesselte und ergriffen hatte, selbständig eine Dichtung nieder, und von nun ab werden dem schon sich selbstvertrauenden Dichter ein **gutes Buch**, ein **bedeutungsvolles Gespräch**, eine **erlebte Volksscene**, ein **gesehener Schwank**, ein **Gang durch Gottes Natur** Veranlassung zu den vielseitigsten und fruchtbarsten Schöpfungen. So vergingen mehrere Jahre, und immer bekannter und berühmter wurde bei allen Verständigen und Liebhabern der Poesie in ganz Deutschland der Name Hans Sachs.

Nun entschloß sich der Jüngling, an die Stätte seiner Jugend zurückzukehren. Im Jahre 1516 sah er die alte Heimat wieder und wurde hier, 22 Jahre alt, Meister seines Handwerkes; er pflegte aber mit nicht minderem Eifer die ihm so überaus liebgewordene Kunst. Im Jahre 1519 vermählte sich der 25jährige Hans Sachs mit der im 18. Jahre stehenden Kunigunde Cruciger oder Kreutziger und schuf sich damit ein Familienleben, wie es glücklicher wohl selten gefunden werden mag. Kunigunde wurde ihrem Gatten eine ebenso teilnahmvolle Gefährtin als eine tüchtige Hausfrau. Schon früh hatte sie ihre Eltern verloren und in der harten Schule der Fremde ein wenig freudenreiches Dasein geführt, dabei den größten Teil ihres Erbes eingebüßt. Der in die Heimat zurückgekehrte wackere Hans Sachs lernte die Waise kennen, achten, schätzen und lieben, und wenn er mit der Hand derselben auch keine Reichtümer erwarb, so segnete Gott seinen Fleiß, und wohl gelang es ihm, sich mit Weib und Kind ein behagliches Heim zu gründen. Erst wohnte er außen in der Vorstadt, und erst nach 20 Jahren zog er in die Stadt hinein. Von seiner treuinnigen Liebe zu der Gattin gibt uns ein Gedicht den rührendsten Beweis, das er am Tage der silbernen Hochzeit niedergeschrieben und als schönstes Angebinde seines Herzens der damals 42jährigen Kunigunde überreicht hat. In demselben erinnert er die Gattin scherzhafter Weise an eine kleine Begebenheit aus ihrer frühesten Liebe und Bekanntschaft und bekundet ihr damit in sinniger und zarter Weise, daß seine Liebe in dem Zeitraume der Jahre keine Änderung erfahren. Dieses innige Verhältnis erlitt auch keine Trübung, bis nach 40jähriger Ehe seine geliebte Kunigunde ihm durch den Tod entrissen wurde. Sieben Kinder hatte sie ihm geschenkt, aber alle mit Ausnahme einer Tochter sah der Vater frühzeitig dahinscheiden. Schwer lasteten des Schicksals Schläge auf dem sonst so Glücklichen. Neben diesen geschichtlichen Erzählungen von

dem Familienglücke und Familienleiden des Dichters hat die Sage sich gemüht, eine anmutige Liebesgeschichte desselben zu schaffen und zu verbreiten. Hans Sachs, so erzählt sie, faßte eine tiefe, herzliche Liebe zu Röschen, der Tochter des reichen Goldschmiedes Gulden. Der stolze Vater aber hatte sie einem reichen Ratsherren bestimmt und wies dem armen Hans auf die demütigendste Art die Thüre. Verzweiflungsvoll verließ der Abgewiesene zum zweiten Male die Heimat und warf sich in einem Walde nieder, den er abends betreten. Hier sollte sein Geschick zum Glücke sich wenden. Plötzlich stand die hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt eines stattlich gekleideten Mannes vor dem in schmerzliche Gedanken Versunkenen. „Gut, daß ich Euch treffe," sprach der Fremde, „Ihr scheint mir aus der Stadt Nürnberg zu kommen und seid wohl in der Gegend bewandert, ich habe mich in diesem Walde von meinem Gefolge verirrt und muß Euch ersuchen, mir für Geld und gute Worte als Führer zur Stadt zu dienen, in der ich notwendig möglichst schnell eintreffen muß." Hans Sachs weigerte sich anfangs, den Wunsch des Fremden zu erfüllen. Als dieser aber immer heftiger in ihn drang, als er ihm bald den Grund seiner Weigerung und seines Herzeleides abgefragt, als er ihm freundlich zusprach und ihn, nachdem Hans seinen, wie der Fremde sagte, ihm längst bekannten Namen genannt, mit freundlichem Händedruck begrüßte, da ließ der Betrübte leicht sich trösten, bereden, in die Heimat zurückzukehren, und zu neuer Hoffnung ermuntern. Unterdessen hatte das Jagdgesinde des freundlichen Zusprechers sich eingefunden. Im Gefolge desselben kehrte der von neuem Lebensmute erfüllte Hans Sachs nach Nürnberg zurück und verbrachte, voll Hoffnung und Erwartung, schlaflos die Nacht. Schon in früher Morgenstunde wurde er zu dem Fremden gerufen, der sich nun dem erstaunten Dichter als Kaiser Maximilian zu erkennen gab. Dieser für Kunst und Wissenschaft so hochbegeisterte Fürst beschied den reichen Goldschmied

zu sich, und als nun der Kaiser selbst Brautwerber wurde für den schon weit berühmten Dichterjüngling, da schwand die Hoffart des alten Goldschmiedes, und gern gab er die Einwilligung zur Vermählung der beiden Liebenden. Mag die Sage das Liebeswerben und Liebeleben des Dichters umgestaltet und romanhaft verändert haben, der schönen Wirklichkeit hat sie darum keinen Abbruch zu thun vermocht. Anderthalb Jahre nach dem Tode der ersten Frau hat Hans Sachs im Alter, um bei zunehmender Schwäche und Kränklichkeit nicht allein zu stehen und jemanden zu haben, der es gut meinte mit seinem Hauswesen, noch einmal gefreit, und zwar die Barbara Harscher, Tochter eines kunstreichen Zinngießers. Auch mit dieser seiner zweiten Gattin lebte er zufrieden und glücklich. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit besingt er in schlichter und gewinnender Treue in dem „künstlich Frawenlob". Wie vortrefflich sein eheliches Leben mit der ersten und zweiten Gattin gewesen sein muß, beweisen gerade die von aller Gehässigkeit und Verbitterung völlig freien, wohl aber äußerst schalkhaften Gedichte: Die zwölf Eigenschaften eines bösen Weibes; Historie von den vier vortrefflichen Männern, die von Weibern betrogen sind; sowie endlich die Dichtungen: Die neunerlei Häute einer bösen Frau; Kifferbeskraut u. a.

In den letzten Jahren seines Lebens erschlafften Körper- und Geisteskräfte des sonst so frischen Meisters. Achtzig Jahre alt, wurde er geistesschwach; Gehör- und Sprachvermögen schwanden. Er ging nicht mehr als Meister in die Singstube, wo man sein Bild als treues Gedenken verwahrte, und wo eine silberne Ehrenkette, von Sachs geschenkt, sorgfältig aufgehoben wurde. In sich gekehrt und unbekümmert um das, was um ihn vorging, saß er am Tische und hatte, wie sein dankbarer Schüler Puschmann in einem Gedichte berichtet, viele große, wohlbeschlagene Bücher vor und neben sich liegen. „Wer zu dem alten Herrn Kam in dem schönen

Saal, Und ihn grüsset von ferren, den sah er an diesmal, Sagt nichts, sondern thut neigen, Mit Schweigen Gegen ihn sein Haupt schwach." Über drei Jahre blieb er in diesem Zustande, bis im Jahre 1576 am 8. Januar ein sanfter Tod sein Leben endigte, gerade in der Zeit, als man immer mehr nach dem gottbegnadeten Dichter fragte, und er immer größern Ruhm erntete.

Hans Sachs war ein äußerst fruchtbarer Dichter. Über 6000 Gedichte desselben, darunter 5- bis 7aktige Trauerspiele, sind schon bekannt, und doch ist dies, wie Professor A. Stern erklärt, nur der dritte oder vierte Teil seiner Schöpfungen. Wohl aus keinem Dichter können wir einen so vollen, klaren, erschöpfenden Eindruck reichsstädtischen, altdeutschen Lebens gewinnen, wie aus den Werken dieses Nürnberger Schusters. Aber der Blick dieses Handwerkers wird nicht begrenzt durch die Kirchturmsspitzen seiner Vaterstadt, er hat ein offenes Auge für die großen Fragen seiner vielbewegten Zeit, er kennt die Klassiker des Altertumes durch Uebersetzungen, er ist vertraut mit der heiligen und der Profangeschichte, die neueren Schriftsteller Italiens sind ihm nicht fremd geblieben, Sagen und Sitten und Bräuche der Heimat und seines lieben deutschen Volkes sind ihm geläufig geworden.

Es hatten ihm die wiederholten Wanderungen durch das Reich allerdings reiche Gelegenheit zum Beobachten und Erforschen gegeben. Von Wien bis Straßburg und Aachen, von Innsbruck bis Lübeck ist er gekommen; er kannte die Alpenwelt und den Seeverkehr des deutschen Nordens. Aber auch die Reize mitteldeutscher Gebirge, der schöne, laubumgrünte Thüringerwald und zu dessen Füßen Erfurt im Kranze älterer und neuerer Burgen waren ihm gute Freunde.

Ebenso lernte er auch Bürger-, Bauern- und Handwerksleben, das elende Wallfahrtsbrudertum und das Werkstättendasein kennen, aber auch mancherlei Prüfung und Seelenkampf.

Mag man in Hans Sachs auch keinen Dichter in des Wortes höchstem Sinne erkennen können, kein schöpferisches, die poetische Welt gestaltendes oder umgestaltendes, die Zeit beherrschendes Ingenium, so befähigten ihn doch alle die oben erwähnten Erfahrungen, als geniales Talent das Gegebene schnell und sicher aufzufassen, es leicht und ungezwungen darzustellen, Herr des Stoffes zu werden und eine heitere Laune und einen höchst ergötzlichen Humor zu bekunden. Daher muß jeder Leser auch gewonnen werden durch seine glühende Vaterlandsliebe, seine sinnigen, ja, tiefen Gedanken, durch seine raschen und glücklichen Wendungen, die dichterische Schilderungsgabe und Schlagfertigkeit der Bilder, die Treuherzigkeit und deutsche Gemütlichkeit.

Wer könnte z. B. die Faulheit drastischer schildern als Sachs im „Peter mit dem faulen Knechte", welcher Knecht auf der Wiese liegt und in seiner vollsten Faulheit statt mit der aufzuhebenden Hand lieber gleich mit den Beinen zeigt, wer schalkhafter die polternde Geschäftigkeit einer hadernden, zänkischen Frau, als wie sie in dem schon genannten Kifferbeskraut uns entgegentritt? Ein Gartenliebhaber fragt nämlich um Rat, was für Blumen und Gemüse er in seinen Garten pflanzen solle, und unter vielen Sämereien zur Zier und zum Nutzen werden ihm zuletzt auch Kiffererbsen (Aufmacherbsen) empfohlen. Aber der Ratfragende fängt bei diesem Namen an, laut aufzuschreien: „O nur keine Kifferbsen, keine Kifferbsen! Kifferbeskraut (im Doppelsinn: das Keifkraut, Zankkraut) wächst mir schon genug in Hof und Haus, ist mir wie Unkraut noch nie verdorben, nicht im kalten Winter erfroren, nicht im heißen Sommer verdorrt, es wächst in meinem ganzen Haus, im Keller und im Bad, in Küche, Stube und Kammer macht Kifferbeskraut mir Jammer, zu oberst auf dem Boden oben tut das Unkraut oft wüten und toben; was meine Frau arbeit und tut, das arg Unkraut bei ihr nicht ruht, ob sie die Kinder badt und zwecht (wäscht), Wasser

trägt und Küchlein becht, in der Küche anfräumt und spült, das Haus kehrt und in den Betten wühlt, daß sie Federn liest oder hechelt, oder Flachs in der Sonne aufwechelt (aufstellt), fegt Pfannen oder hat ein Wäsch, da wächst das Kifferbeskraut gar resch, daß ich in dem Kraut mich verirr und endlich gar mich drinn verwirr; — meine Frau füllt mich früh und spat überflüssig voll und satt, daß ich wünscht, daß Kifferbeskraut nie wäre gesäet und gebaut, sondern daß dieses Krautes Frucht wächst nimmermehr und wär verflucht, und verdürb, Blätter samt dem Stroh, des würd manch guter Gsell herzfroh!" Eben wie solche häusliche Scenen werden auch die bürgerlichen Handwerksscenen auf das vortrefflichste geschildert: wie der Schneider, welcher große Stücke nach der Maus wirft (d. h. für sich behält), und dem dann im Traume zu seiner großen Angst vom Teufel eine ungeheuere Fahne gezeigt wird, die zusammengesetzt ist aus den Lappen, die er nach der Maus geworfen hat. Nun gelobt der Meister hoch und teuer, nie wieder nach der Maus zu werfen, und er fordert die Gesellen auf, wenn ihn jemals wieder ein solches Gelüste ergreifen sollte, ihn dann an die Fahne des Teufels zu erinnern. Lange Zeit hält ihn eine solche Ermahnung von unrechtem Aneignen fremden Gutes ab. Als er aber einstmals ein Stück Goldbrokat zu verarbeiten hat, da kann er der Versuchung, einen Teil sich anzueignen, nicht widerstehen. Vergeblich erwähnen die Knechte die bedenkliche Fahne. Der Schneider meint, ein solches Stück habe in derselben gefehlt, und — ein großer Rest fliegt hin nach der Maus. Endlich stirbt das Schneiderlein, und St. Peter läßt ihn aus Barmherzigkeit doch im Himmel hinter dem Ofen sitzen. Da sieht er aber einstmals, als er von seinem Sitze hervorkriecht, auf der Erde eine Frau ein Tüchlein stehlen, und flugs wirft er unseres Herrgottes Fußschemel nach der Diebin, daß sie krumm und bucklicht wird. Bald merkt man, wohin der Schneidereifer den Fußschemel

geschleudert, und der Herr spricht zu ihm: „O Schneider, Schneider, und sollt ich allemal haben geworfen dich, mit mein Fußschemel bei dem Tag, wenn du den Leuten ab hast tragen, die Fleck geworfen nach der Maus: meinst nicht, es wär auf deinem Haus längst kein Ziegel mehr auf dem Dach, auch hättst du längst durch mein Nach auch müssen gehen an zwei Krücken, mit krummen Bein, gebogenem Rücken, wärst längst geworden zu eim Krüppel; was wirfst denn du, du grober Trüppel?“ Dieser gesunde und äußerst ansprechende Humor verließ den Dichter nicht bis in seine spätesten Lebenstage. Noch in hohem Alter belacht er herzlich das tolle Treiben der Menschen, die Tölpelhaftigkeit, die List, das Tappen und Purzeln der Erdenkinder, die Ränke, das Steigen, Fallen und Praktisieren der Gelehrten, Advokaten und Finanzer, aber alles in treuherziger Weise, selbst in Liebe, und immer bestrebt, jeden spitzigen Tadel zu meiden und durch seine aufrichtige Klage über der Welt Treiben alle Schärfe abzustumpfen und mild zu belächeln. Solche Eigentümlichkeiten offenbaren nicht nur seine anmutigen Schwänke, sie leuchten nicht minder hervor aus seinen vielen dramatischen Werken, namentlich aus seinen Fastnachtsscherzen, die schon eine Entwickelung des Schauspieles bekunden, (die Exposition oder das Aussetzen der zur Handlung erforderlichen Person, die Schürzung des Knotens durch die Beziehungen dieser Personen untereinander, sodann eine kleine Begründung der Handlung u. s. w. bis zum Schlusse), welche in uns nur ein Bedauern hervorrufen kann, daß man auf dieser schönen Grundlage so gar nicht weiter zu bauen verstanden hat. Vor allem zahlreich sind die Gedichte zur Verherrlichung Nürnbergs. Gebräuche, Sitten, Sprichwörter, Feste der Vaterstadt finden ihre Behandlung. Sachs beschreibt das Freudenschießen und das Abbrennen einer kleinen hölzernen Burg auf Nürnbergs Feste zur Verherrlichung eines Sieges Karls V. Er schildert ein Gesellenstechen, dem

er aus einer Oberstube zugesehen; er singt von der lieben Heimat Straßen, Kirchen, Schöpfbrunnen, Brücken, Märkten, und wie in ihr wohnt:

Ein ämsig Volk, reich und sehr mächtig,
Gescheidt, geschickt und fürträchtig,
Ein großer Teil treibt Kaufmannshandl;
In alle Land hat es sein Wandl
Mit Spezerei und aller Waar;
Allda ist Jahrmarkt über Jahr,
Von aller Waar, was man begehrt,
Der meist Teil sich mit Handwerk nährt.

Das behäbige, stolze, freudige reichsstädtische Leben brachte dem edlen Sachs, der später sehr wohlhabend war und in guten Verhältnissen sich befand, immer neue Anregungen. Aber trotz der Mannigfaltigkeit des Stoffes, der ihn zur Bearbeitung veranlaßte, hält er sich immer in den Kreisen der ihm zugänglichen und verständlichen Sitten und Anschauungen. Gewaltig aber ergreift auch ihn die große Bewegung, die der Wittenberger Mönch ins Leben gerufen. Nicht wenig haben seine Gedichte (Wittenbergisch Nachtigall 2c.) dazu beigetragen, in der freien Reichsstadt der Reformation den Boden zu ebnen. Der Sturm, welcher infolge dieses großen Geisterkampfes sich erhoben, verwehte bald den Namen des einfachen Dichters, und als man ihn später wieder erwähnte, da geschah es meist mit einem vornehmen Achselzucken. Nun entstand der Vers:

Hans Sachse war ein Schuh-
Macher und Poet dazu.

Es bedurfte der Hinweisung eines Göthe, um dem so lange Verkannten zu seinem Rechte zu verhelfen; derselbe preist ihn mit folgenden Worten:

Wie er so heimisch glücklich lebt,
Dort droben in den Wolken schwebt,
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt.*)

Das Volkslied.

Dem in den Städten gepflegten Meistergesange gegenüber erscheint gegen den Ausgang des Mittelalters und mit dem Beginne der Neuzeit in allen deutschen Ländern eine Art von Poesie, die gleich dem alten Volksepos ihre Grundlage hat in dem wirklich Erlebten, dem wirklich Erfahrenen des deutschen Volkes. Das ist **das deutsche Volkslied.** Wenn es wohl sicherlich im 12. und 13. Jahrhunderte Lieder gegeben hat, welche allgemein, auf allen Straßen und in allen Herbergen, von Rittern und Knechten, zu Stadt und Land, beim ländlichen Tanze unter der Dorflinde oder beim fröhlichen Gelage gesungen und gepfiffen wurden, so tritt doch das eigentliche Volkslied erst im 15. und 16. Jahrhunderte in den Vordergrund. Es nimmt die Stelle der alten Volksepen ein, doch mit dem Unterschiede, daß in demselben nicht die Thaten und Erlebnisse des ganzen Volkes besungen werden, sondern was der einzelne erlebt hat, und was ihm widerfahren ist; aber mit gleicher Unmittelbarkeit der Anschauung,

*) Vergl. H. Leupold.

mit gleicher Wahrheit. In dem Volksepos sind es Thaten, im Volksliede Empfindungen, welche dargestellt werden, aber beidemale nicht erdichtete Thaten oder durch Betrachtung angeregte Empfindungen, nicht Thaten und Empfindungen, für welche erst Teilnahme gewonnen werden müßte, sondern solche, welche diese Teilnahme wirklich besitzen, weil sie vor dem Liede bereits vorhanden waren: es sind Empfindungen von solcher Einfachheit, Wahrheit und Allgemeinheit, daß sie jeder schon in sich trägt in gleicher Weise, wie das Lied sie darstellt, und daß also auch dieses Volkslied nichts anderes thut, denn Vorhandenes auszusprechen. Diese wirklich erlebten Zustände, diese Empfindungen, von denen das Herz voll ist, werden von dem Volksliede im Augenblicke des Erlebens und Empfindens, rasch und bewegt, wie das Herz in diesem Momente selbst ist, ausgesprochen, rhapsodisch hingeworfen, ohne sich um den Zusammenhang der Erlebnisse und Gefühle untereinander zu kümmern, wie denn im Momente der lebhaften Empfindung niemand sich Rechenschaft darüber zu geben versucht oder im stande ist, wie die Empfindung entstanden, und wie die eine aus der andern hervorgegangen sein möge. Nur die bewegtesten Momente werden festgehalten, und diese gleichsam stoßweise im Liede ausgesprochen, wie auch uns die Gefühle im Zustande lebhafter Erregung — wie Liebe und Leid den in wahrhafte Liebe und tiefen Abschiedsschmerz wirklich Eingetauchten — stoßweise bewegen. Auf die Ausfüllung der Mittelglieder, auf die Darstellung der Gedanken, auf die Färbung der Begebenheiten, auf die Ausmalung und Schilderung — lauter Eigenschaften der Kunstpoesie — legt das Volkslied auch nicht den geringsten Accent; alles konzentriert sich in der einfachen, wahren, starken Empfindung. Daher ist das Volkslied, eben wie das alte Epos, voll scheinbarer Sprünge und Lücken; denn was sich von selbst versteht und verstehen soll, wird eben nicht erzählt, nicht besungen; unverweilt und raschen

aber kräftigen Schrittes eilt es vorwärts, von Moment zu Moment, und reißt den Hörer gewaltsam mit sich fort. Dies ist das, was Göthe als „kecken Wurf" des Volksliedes so sehr und mit dem vollsten Rechte bewunderte, und es ist dieser kecke Wurf eben nichts anderes, denn der volle, reine, starke Naturlaut, welcher aus diesen Liedern spricht, in voller Unmittelbarkeit und bescheidener Wahrheit sich ausspricht. In ihnen ist alles Gesicht, keine Erinnerung; alles Gegenwart und anspruchslose Freude an der nächsten Nähe, nirgends Ferne und Vergangenheit; alles so persönlich, daß die Bäume und Blumen sprechen, trösten und warnen, selbst wandern. Mit dem Texte derselben aber ist notwendig verbunden und gleichsam zusammengewachsen die Melodie, ebenso kunstlos, ebenso einfach, ebenso bewegt und ergreifend wie der Text selbst: alle künstlichen Mittel, namentlich die Harmonie verschmähend oder derselben geradezu widerstrebend, ist sie eben nichts denn reine Melodie, aber in solcher wunderbaren Zusammenstimmung mit dem Texte, daß, wie allgemein zugestanden ist, auch die größten Künstler mit bewußtem Streben nur äußerst selten eine dem Volksliede nahekommende Übereinstimmung der Musik mit dem Texte erreicht haben. Wort und Weise bildeten so gemeinsam das Lied. Lieder zum bloßen Lesen gab es nicht. Durch den Gesang wurde die Dauer des Liedes, gewissermaßen seine Unvergänglichkeit, sicher gestellt. Und nicht bloß mit dem Munde wurde die innerliche Lust des Liedes ausgejubelt, sondern man gab sie auch im fröhlichen Reigen wieder und dichtete den Gesang in die lebendige Bewegung aus. Manche Melodien haben sich wohl in noch lebenden Volkstänzen erhalten. Nicht gesungene Volkslieder sind halbe Volkslieder oder gar keine.

Und wer hat diese Lieder verfaßt? und wo sind sie gedichtet worden? Niemand, könnte man antworten, niemand hat sie verfaßt, und nirgends sind sie gedichtet worden, von allen vielmehr und überall. Es ist hier eben wieder wie

mit dem volksmäßigen alten Epos: es ist kein Name erhalten, und kann kein Name erhalten sein, weil Zustände und Erlebnisse, Gefühle und Empfindungen besungen werden, welche nicht einem allein und besonders, sondern allen, die demselben Volke entsprossen sind, allen, in denen gleiches Blut fließt, in ganz gleicher Weise angehören, und an welchen jeder mithin seinen Teil Dichtung in Anspruch nimmt. Der Dichter ist auch hier nur das Organ, durch welches die große Menge der Gleichempfindenden, Gleichgestimmten, zum Gesange gleich Befähigten sich ausspricht, und der eben darum in der großen Menge sich notwendig verliert. Finden sich doch dieselben Volksliederstoffe an den entgegengesetzten Enden Deutschlands vor, lauten sie doch in den verschiedensten Gegenden einander ganz ähnlich; jedesmal aber sind sie dem lokalen Sinne, dem besonderen Dialekte, der provinziellen Sitte genau assimiliert und dadurch im einzelnen wieder voneinander verschieden. Wer soll diese Lieder gedichtet haben? Bald ist es ein lustiger Jägersmann, der im Walde gesungen, was im Herzen erklang, bald ein Schäfer, der mit den Blumen Zwiesprach gehalten, oder es sind Bergknappen, die bei kühlem Weine wundersam gezecht; bald hat's ein frommer Reitersmann auf dem Ritte durchs Reich gethan, oder ein fein Jungfräulein im Schmerze über den abwesenden Geliebten. Wenn so der einzelne, wenn eine ganze Gesellschaft den durch das ganze Volk gehenden Klang von Freud und Leid, von Jubel und Klage nicht erfunden, sondern gefunden hatte, dann wurde es schnell von Mund zu Mund, von Herz zu Herz getragen, es wurde volksmäßig und unverwüstlich, weil es fortan dem armen einzelnen Leben entflohen und in das unsterbliche Gesamtleben aufgenommen war. Man fühlt darum in diesen Liedern den warmen Herzschlag des ganzen Volkes. Hier offenbart sich all sein Frohsinn und seine Schwermut, hier trommelt sein Zorn, hier pfeift sein Spott, hier perlt sein Wein; am reinsten und vollsten strömt die

Quelle seiner Liebe. Zudem wissen wir, daß überall, wo noch bis jetzt ursprünglicher Volksgesang vorhanden ist, die neuen unter dem Volke umlaufenden Lieder von Gesellschaften verfaßt werden; einer dichtet oder singt vielmehr eine Strophe, ein anderer setzt die zweite, ein dritter die dritte hinzu, wie es die Stimmung und die Lust des fröhlichen Augenblickes dem einen oder andern eingibt; wir wissen dies von den Heimgärten (Abendgesellschaften des Volkes) in Tirol, wir finden es aber auch anderwärts ebenso, z. B. ist Oberhessen einer der wenigen glücklichen Landstriche in Deutschland, wo das Volk noch singt; auch hier entstehen die noch heute oft gar nicht unglücklich erfundenen Liedchen in den Spinnstuben, wo, nachdem der Vorrat von Liedern der Vorsängerin erschöpft ist, der dichtende Trieb bei drei, vier und mehr Personen angeregt wird, sodaß sie gleichsam in die Wette Strophe auf Strophe reimen. Manche dieser neueren Volkslieder sind vielen älteren und ältesten in der Haltung so auffallend ähnlich, daß wir eine gleiche Entstehung auch bei diesen anzunehmen gezwungen sind; andere sind durch Hinzudichtungen zu einzelnen, oft lange schon im Munde des Volkes umlaufenden Strophen entstanden, alle aber haben das miteinander gemein, daß die erregte Empfindung, wie ein starker elektrischer Funke, von Satz zu Satz, von Strophe zu Strophe überspringt, und wo er hinschlägt, erschüttert und zündet.

Die Stoffe dieser Volkslieder sind nämlich teils, und zwar in der älteren Zeit sehr häufig, historisch: es werden Begebenheiten gesungen „von einem, der auch dabei gewesen“, wie es oft in solchen Liedern am Schlusse heißt, gesungen nach dem nächsten und wahrsten Eindrucke, den die Begebenheiten auf den einzelnen hervorgebracht: und durch die einfache Wahrheit der Schilderung dieses Eindruckes verbreiteten sich solche Lieder auch weit hinaus über den Kreis, dem sie ursprünglich angehörten. So wurde der Raubritter Eppelin

Brunnen Karl's des Grossen

(Marktplatz zu Aachen).

von Gaila und der Landpfarrer Schüttensamen zunächst in und bei Nürnberg, schon im 14. Jahrhunderte, ferner der Lindenschmidt, gleichfalls ein Räuber, zunächst im Breisgau, dann aber auch weit und breit in ganz Deutschland besungen. So sangen sich die Landsknechte ihre Lieder auf die Pavierschlacht selbst im fröhlichen Jubel des Sieges, und dieser Siegesjubel und die kecke, fröhliche Tapferkeit der Knechte Georg Frundsbergs, die aus diesen Liedern tönten, klangen gleichfalls ein volles Jahrhundert durch alle deutschen Gaue hin und aus allen deutschen Gauen wieder.

Der größte Teil der Volkslieder aber besteht aus Liebesliedern, die zugleich Natur- und Wanderlieder sind, aus Abschiedsliedern, Liedern von der Treue und von der Untreue, vom Scheiden und Meiden, vom Wiedersehen nach dem Wandern, das sieben Jahre gedauert hat, und vom Nimmermehrwiedersehen; es sind Grüße an die Geliebte, zur Bestellung aufgetragen der lieben Frau Nachtigall, die das Bächlein entlang läuft, es ist die Trauerklage um die gestorbene Braut, die so lange dauern wird, bis alle Wasser zu Ende gehen, und, da alle Wasser nimmermehr vergehen, auch selbst nimmermehr kein Ende nehmen wird. Es kann kaum etwas Ergreifenderes geben, denn diese einfachen Gruß- und Abschiedslieder mit ihren innigen Melodien: „Innsbruck, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, in fremde Land' hinein"; oder „Warum bist du denn so traurig? Bin ich aller Freuden voll! Meinst, ich sollte dich vergessen? Du gefällst mir gar zu wohl — Laub und Gras, das mag verwelken, aber treue Liebe nicht: kommst mir zwar aus meinen Augen, aber aus dem Herzen nicht"; oder: „So viel Stern am Himmel stehen, an dem blauen, güldnen Zelt"; oder „Es steht ein Baum im Odenwald, der hat viel grüne Äst"; oder das Lied von der Untreue, „Es stehen drei Sternlein am Himmel", und von der Treue, „Es stund eine Linde im tiefen Thal," und so viele andere, von denen oft ein einziges

ganze Bände künstlicher Poesie voll erlogener oder nachgeahmter Empfindung aufwiegt. Und welche Macht solche Volkslieder und alte Volksmelodien besitzen, wie sie augenblicklich wieder einschlagen und alle Herzen erfüllen und auf allen Lippen schweben, so wie sie nur wieder erweckt werden, das haben wir ja selbst vor mehreren Jahren gesehen, — wie griff die Melodie des Mantelliedes mit einem male so allgemein und so mächtig durch, und es war dies die aus dem 16. Jahrhunderte stammende Volksmelodie eines Volksliedes, dessen Anfang lautet: „Es waren einmal drei Grafen (Reiter) gefangen".

Andere Volkslieder sind Wein- oder Gesellschaftslieder, voll echter, ungekünstelter Lust, voll Witz und Humor, voll aufsprudelnder Fröhlichkeit, voll heiterer Unbesorgtheit: „Der liebste Buhle, den ich han, der liegt beim Wirt im Keller, der hat ein hölzin Röcklein an und heißt der Muskateller"; oder: „Wo soll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlein? wie soll ich mich ernähren, mein Gut ist allzu klein" — sämtlich ebenso wahr, so naturgetreu und einfach, wie die Liebes-, Abschieds- und Naturlieder.

Manchem dieser Lieder fehlt es nicht an scharfen Ecken und derben Natürlichkeiten, wie das kaum anders sein kann; aber roh ist, zumal unter den älteren Volksliedern, wohl kein einziges. Der Umstand ist dagegen schon öfter geltend gemacht worden, daß diese Lieder das bewegte, unruhige, wanderlustige Leben des 15. und 16. Jahrhundertes, den bewegten Sinn und die sorglose Unabhängigkeit der unstäten Gesellen jener Zeit abspiegeln; und es war jene Zeit, ganz besonders die Reformationszeit, eine so unruhige, so wanderlustige, so unstäte, wie sie bei uns nur werden kann, wenn hunderte von Eisenbahnen die kreuz und quer durch Deutschland werden gezogen sein; nicht minder hat man darauf hingewiesen, daß diese Volkspoesie fast ganz und gar eine Männerpoesie ist, während die vorangehende Kunstlyrik, der

Minnegesang, vorzugsweise eine Frauenpoesie war. Verlangen wir für diese in ihrer Milde und Stille, in ihrer Verschämtheit und in ihrem ruhigen, allmählichen Entfalten der Herzensempfindungen, mit einem Worte, verlangen wir für diese in ihrer Frauenhaftigkeit Anerkennung, so werden wir der Poesie, von der wir jetzt reden, auch in ihrer Raschheit und Kräftigkeit, in ihren starken Accenten, ja, in ihrer Heftigkeit, Keckheit und Derbheit, also in ihrer Männerhaftigkeit, Anerkennung nicht versagen können.

Neben dem weltlichen Volksliede erscheint bald das heilige, nämlich das evangelische Kirchenlied. Dieselben Eigentümlichkeiten, welche das erstere charakterisieren, finden sich ebenfalls in diesem Liede. Auch in diesem kommt das wirklich Erlebte, das wirklich Erfahrene — das wirklich erlebte Herzensleid der Sünde in tiefen Schmerzenslauten, die wirklich erfahrene Errettung in hohen Jubeltönen tief aus Herzensgrund — in derselben volkstümlichen Form, mit denselben Melodien zur Darstellung. Der hervorragendste Kirchenliederdichter ist der Urheber der Reformation — **Martin Luther.***)

*) Vergl. Vilmar.

Große Erfindungen gegen Ende des Mittelalters.

Die Erfindung der Magnetnadel, des Schießpulvers und des Leinenpapieres.

Während der äußerste Osten Europas noch auf sehr niedrigen Stufen der Kultur verharrte, ging der Westen durch mannigfache Anregung der Geister, durch den beschleunigten Fortschritt aller Kenntnisse, durch tiefgreifende Veränderungen im Staatsleben und durch bedeutende Erfindungen einer neuen Entwickelung der Bildung und des ganzen Daseins der Völker entgegen. Vier solcher großen Erfindungen sind es gewesen, die im 14. und 15. Jahrhunderte, teils als neugemachte, teils als früher schon gekannte, aber nun erst ausgebreitete und allgemein angewandte, besonders dazu beigetragen haben, der europäischen Menschheit eine veränderte Gestalt zu geben und einen neuen Aufschwung derselben herbeizuführen: **der Kompaß, das Schießpulver, das Leinenpapier** und **die Buchdruckerkunst.**

Solange man kein Mittel kannte, um sich zu jeder Zeit auf dem Ozeane zurechtzufinden, hatte derselbe dem menschlichen Forschungstriebe eine unüberwindliche Schranke entgegengesetzt. Die Alten hatten die Weltgegend, in welcher sie sich befanden, nur nach dem Stande der Sonne und der Gestirne zu bestimmen vermocht; aber diese Mittel waren oft völlig unzureichend. Sobald sich der Himmel bewölkte, verbargen ja auch Sonne und Gestirne ihren Schein. Man durfte es daher nie wagen, sich weit vom festen Lande zu entfernen, und selbst die ausgedehntesten Seereisen blieben nur Küstenfahrten. In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters aber fand man das bis dahin unbekannte Mittel, durch welches die Befahrung des Ozeanes möglich wurde, den **Kompaß.**

Wann und von wem die Eigenschaft der Magnetnadel, nach Norden zu zeigen, zuerst beobachtet worden ist, wird schwerlich jemals ermittelt werden. Gewiß ist, daß man bereits im 12. Jahrhunderte in Frankreich eine dem Kompasse ähnliche Vorrichtung kannte, welche den Namen „Marinette“ führte. Die jesuitischen Missionare fanden den Gebrauch der Magnetnadel in China vor, und manche haben deshalb geglaubt, der berühmte Orientreisende Marco Polo habe den Kompaß nach Europa gebracht. Wirklich ließen die Venetianer, die Landsleute des Ebengenannten, in früherer Zeit, ebenso wie die Chinesen, die Magnetnadel auf einem Stücke Kork schwimmen. Flavio Gioja (oder, wie er eigentlich hieß, Gisia) aber, aus der Gegend von Amalfi im Königreiche Neapel gebürtig, setzte im Anfange des 14. Jahrhundertes die Magnetnadel zuerst auf eine Spitze und teilte den Kompaß nach den Weltgegenden in acht Striche. Daher wird er gewöhnlich als der Erfinder dieses wichtigen Werkzeuges genannt. Nachher wurde dasselbe noch vielfach vervollkommnet; namentlich ordneten die Engländer bei dem Seekompasse an, daß die Nadel schwebend aufgehängt wurde.

Dadurch erreichte man den großen Vorteil, daß sie auch bei den größten Schwankungen des Schiffes immer in horizontaler Lage blieb. Mit Hilfe des Kompasses vermochte man sich nun zu jeder Zeit mitten auf dem Meere zurechtzufinden, und die kühnen Seefahrer konnten jetzt dasselbe durchsegeln, ohne je befürchten zu müssen, daß sie ihr Ziel verfehlen würden.

Gegen Ende des Mittelalters wurde von Christoph Kolumbus ein neuer Weltteil entdeckt, von Vasco da Gama Afrika umfahren und ein Seeweg nach Indien gefunden. Die Folgen dieser mit Hilfe des Kompasses ermöglichten Entdeckungen waren wie für ganz Europa so auch für die deutschen Lande ganz unermeßlich. Der Welthandel nahm fortan eine ganz neue Richtung. Spanier und Portugiesen bemächtigten sich desselben. Die deutsche Hansa, einst zur See eine Großmacht, sinkt zur völligen Bedeutungslosigkeit herab, und das deutsche Volk hat für Jahrhunderte lang die Wettbewerbung auf dem Meere eingestellt.

Wie man über Zeit und Ort und Person hinsichtlich der Erfindung des Kompasses in Unkenntnis ist, so weiß man ebensowenig, das Jahr und das Land zu bezeichnen für die erste Bereitung des **Schießpulvers**. Die landläufigste Erzählung ist, daß ein deutscher Mönch Berthold Schwarz aus Freiburg im Breisgau der Entdecker des wunderbaren Gemisches sei. Derselbe soll sich viel mit Chemie beschäftigt und daher auch den Beinamen Schwarz erhalten haben, während sein wirklicher Name Konstantin Anclitzen lautete. Man sagt, er wäre wegen angeblicher Zauberei ins Gefängnis gesetzt worden, und dort hätten ihn fortgesetzte chemische Versuche endlich auf die Erfindung des Schießpulvers geführt. Nach einigen hat er dieselbe in Mainz, nach andern in Köln, in Nürnberg oder Goslar gemacht. Als Zeit dieses folgenreichen Fundes gibt man gewöhnlich das Jahr 1350 an. Man weiß indessen mit Bestimmtheit, daß bereits im 13. Jahrhunderte der gelehrte englische Mönch Roger Bacon Schießpulver erfunden hat; auch den Indern und Chinesen scheint es längst bekannt gewesen zu sein. Im Kriege wurde dasselbe zuerst von den Arabern in Spanien gebraucht; bereits 1331 bedienten diese sich einer Art von Kanonen bei der Belagerung von Alikante, 1342 bei der von Algesiras, und in der Schlacht bei Crecy gebrauchten auch die Engländer das grobe Geschütz. Anfänglich kannte man nur diese Waffe, aus welcher Steine, später auch eiserne Kugeln geschleudert wurden. Das Rohr war von Holz, nur mit Eisen geschient, allmählich aber machte man metallene Rohre. Dieselben waren so unförmlich, daß man sich derselben nur zu Belagerungen und Verteidigungen fester Plätze, nicht aber im freien Felde bedienen konnte. Kanonen als Feldgeschütze und auf beweglichen Lafetten führte zuerst Karl VIII. aus Frankreich auf seinem Kriegszuge nach Italien mit sich. Dort, und zwar besonders in Perugia, machte man bereits 1364 auch schon kurze Feuergewehre als Handwaffe; das Pistol soll der Stadt Pistoja, dem Orte, wo es erfunden wurde, seinen Namen verdanken. In allgemeinen Gebrauch kamen jedoch nicht diese kurzen italienischen, sondern große und schwerfällige Rohre, die Handrohre, Hakenbüchsen, Tarasbüchsen, Musketen u. s. w.; in der Schlacht bei Murten (vergl. S. 313) waren unter den Schweizern 10 000 Hakenschützen; den Ruhm der größten Gewandtheit im Gebrauche der Büchsen erlangten die Spanier.

Allmählich führte der immer allgemeiner werdende Gebrauch der Feuerwaffen eine gänzliche Veränderung des Kriegswesens herbei. Nun kam es nicht mehr so wie bisher auf die Tapferkeit des einzelnen, sondern vielmehr auf die geschickte Aufstellung und Führung der Massen an, und so mußte das innerlich schon längst erstorbene und bedeutungslos gewordene Rittertum jetzt gänzlich dahinschwinden (vergl. Bd. I, Seite 329). Die schwer gerüstete Reiterei gab in

den Schlachten nicht mehr allein den Ausschlag, und der Adel, welcher dieselbe bildete, verlor immerzu an Macht und Bedeutung; jetzt bedurfte man hauptsächlich eines im Gebrauche des Feuergewehres geübten Fußvolkes, und so wurde es immer gewöhnlicher, daß die Fürsten Söldner in Dienst nahmen und stehende Heere bildeten, während der Lehensdienst gänzlich in Verfall geriet, und auch das bürgerliche Waffentum immer mehr geschwächt wurde.

Wenn die Sage die Erfindung des Kompasses und des Schießpulvers auf die Chinesen zurückführen möchte, so sind diese Orientalen ganz zuverlässig als die Lehrer der **Papierfabrikation** zu betrachten. Um das Jahr 123 v. Chr. lehrte der Ackerbauminister des Kaisers Hiao-Muti die Benutzung des durch Verfilzung sehr feiner Fasern in wässerig-breiartiger Verteilung auf Siebformen dargestellten Schreibblattes. Tsailün, so hieß der Staatsmann, zeigte die Bereitung desselben aus der Baumwolle und der Bastfaser des Papiermaulbeerbaumes, des Strohes, des Bambus, der Ulme und, wie die Sage geht, aus abgebrauchten Geweben (Lumpen). Bald entstanden überall im Reiche, wo die geeigneten Rohstoffe zu finden waren, zahlreiche Werkstätten zur Herstellung des schon vielbegehrten Schreibmateriales. Um 610 n. Chr. brachten vom Könige aus Korea nach China gesandte Priester die Papierfabrikation nach Japan und Korea, und die schweifenden Tataren verpflanzten sie schon etwas früher aus dem äußersten Osten in ihre Heimat. In und um Samarkand errichteten sie zahlreiche Papierhäuser. Hier lernten gegen 650 die Araber die Papierverfertigung; sie brachten die neue Kunst nach Mekka und Medina und errichteten überall, wo sie als Eroberer sich niederließen, bedeutende Papierfabriken. Sie verfertigten aus Baumwolle ein sehr festes, aber auch sehr dickes Papier, das sich durch vorzügliche Glätte der Oberfläche vor allen andern Fabrikaten, sogar vor den chinesischen, auszeichnete.

Auf den Kreuzzügen wurden französische Pilger, Templer und Marianerritter mit dem Papiermachen bekannt und übertrugen die Kunst nach dem Abendlande. Um das Jahr 1190 findet man dieselbe in Deutschland, um 1250 in Frankreich, um 1275 in Italien. Die Herstellung des Papieres erfolgte bis zum Jahre 1290 überall in Europa durch Zerstoßen von Baumwolle in Mörsern, durch Ausbreitung der breiartigen Masse auf lockere Gewebe, durch Pressen, Trocknen und Ebenen der rauhen Bogen.

In Deutschland hat zuerst die Familie Holbein, aus welcher die beiden großen Maler dieses Namens hervorgegangen sind, die Papiermasse durch Mühlenbetrieb zubereiten lassen. Dieselbe Familie hat auch die höchst folgenreiche Benutzung abgebrauchter Stücke baumwollener und leinener Gewebe eingeführt. Sie ersetzte durch dieses Material die infolge der Vertreibung der Mauren aus Europa höchst selten und darum recht teuer gewordene Baumwolle. So wurde die wichtige Fabrikation unabhängig von der Zufuhr aus dem Auslande und konnte der durch den Aufschwung der Wissenschaften immer größer gewordenen Nachfrage vollauf genügen. Den bedeutendsten Aufschwung nahm die Papierfabrikation, als um die Mitte des 15. Jahrhundertes die vierte der obenerwähnten Erfindungen erfolgte:

Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Wenn von den Erfindungen die Rede ist, die auf die Entwickelung der Menschen von dem bedeutendsten Einflusse gewesen sind, so muß ohne allen Zweifel in erster Reihe **die Buchdruckerkunst** mit aufgeführt werden. Hat sie doch alle Bildung billiger und zugänglicher gemacht, die Völker erleuchtet, angeregt, veredelt, sie zu einem menschenwürdigen Streben angeeifert und für alle Zukunft die ersten rohen

Perioden einer barbarischen Zeit beendet. Durch die Buchdruckerkunst wurde ja allen, die lesen können, zu ihren beiden Augen noch ein drittes gegeben, mit dem sie über Berg und Thal in die weitesten Fernen schauen, zu ihrem Ohrenpaare noch ein Ohr verliehen, mit dem sie den Weissagungen der Vorzeit, der Geisterstimme der Gegenwart, dem Flüstern der Zukunft lauschen, sie gibt ihnen einen Mund, mit dem sie über das Weltmeer hinweg, sowohl in die Wolkenregion der Andes und des Himalaya, als in die Ebene der Pampas und der Sahara hinausrufen können. Die heilige Kunst hat mitgewirkt zur Feststellung der Wahrheit, zum Siege der Gerechtigkeit und Freiheit, sie hat gekämpft, erschüttert, gereinigt, freilich manche Schwachen auch verwirrt. Sie hat Staaten und Religionen gestürzt, die Sitten geändert und dadurch wieder das gesamte gesellschaftliche Leben neu geformt, die Fremde an die Heimat, die alte Zeit an die neue gebunden; sie ist wie ein Sauerteig, der die ganze Welt durchdringt, hier Mahner, dort Tröster, hier Spötter, dort Erklärer, hier ein Denkmal, dort eine Brandfackel, hier ein Seziermesser, das scharf trennt, und dort wieder ein einigendes Band, — kurzum, eine Kunst, welche die weiter gebildete Welt auf fast wundersame Art in Verbindung bringt.

Schon seit den ältesten Zeiten, seitdem man zur Erfindung der Buchstabenschrift gelangt war, hat man durch Eingrabung dieser Zeichen in Holz oder Stein wichtige und merkwürdige Ereignisse der Nachwelt überliefern wollen. Bald ging man auch dazu über, Hammel- oder Ziegenfelle, von denen die Haare abgeschabt waren, als Schreibmaterial zu benutzen. Bereits zu Davids Zeiten hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Tierhäuten, und nach Herodots Erzählung schrieben die Jonier in den frühesten Zeiten auf ungegerbte, glattgeschabte Felle. Allmählich wurden die Häute durch Schaben und Reiben mit Kalk zu Blättern verdünnt, und wie der Schriftsteller Josephus erzählt, konnte der

ägyptische König Ptolemäos Philadelphos die Feinheit des Schreibmateriales nicht genug bewundern, auf welches die fünf Bücher Moses geschrieben waren, die ihm der Hohepriester Eleasar zuschickte. Diese zum Schreiben benutzten Felle nannte man später Pergament, wohl nicht deshalb, weil man etwa 300 v. Chr. zuerst in der Stadt Pergamon die Bereitung und Benutzung dieses Materiales vorgenommen, sondern weil man hier dasselbe wesentlich verbessert hat. Die Erfindung des Papieres that dem Gebrauche des Pergamentes bedeutenden Abbruch. Eignete sich dasselbe ja auch nur wenig zu dem schon in Übung gekommenen Abdrucke einzelner Sätze, Sprüche und Sentenzen, die in Holz oder Stein eingehauen oder eingegraben waren. Auch kleine Bücher, namentlich vielgebrauchte Schulbücher, wurden allmählich durch den Holzschnitt auf Papier vervielfältigt und somit einer größeren Summe von Lesern zugänglich gemacht. Aber mochten schon durch die massenhaftere Fabrikation des Baumwollen- und endlich auch des Leinenpapieres, durch die Ausschneidung ganzer Holzplatten zur Herstellung einzelner Buchseiten manche Schriftwerke in Hände kommen, die in früheren Zeiten niemals darauf hätten Anspruch machen können, allen diesen Erfindungen kann auch nicht annähernd die Bedeutung beigelegt werden, welche der Thatsache gebührt, daß man anfing, **die einzelnen Buchstaben auszuschneiden, zu Wörtern zusammenzusetzen und nun alle beliebigen Gedanken mit Leichtigkeit zum Abdrucke zu bringen und nach Bedürfnis zu vervielfältigen.** Nachdem diese Erfindung gemacht war, konnte es nur noch als eine Frage der Zeit erscheinen, wie die Herstellung der anfangs noch ungleichen und unvollkommenen Buchstaben in immer vollendeterer Weise sich ermöglichen lasse, immer aber blieb der Gedanke, nicht mehr ganze Summen von Buchstaben auf Holzplatten, sondern jede Letter für sich auszuschneiden und die einzelnen dann zu Wörtern zusammenzusetzen, die große

That, welche eine weltumgestaltende Bedeutung in sich trägt.

Wer aber war der Erfinder dieser so folgenreichen Kunst? Es war **Johannes Gutenberg** aus Mainz. Derselbe stammte aus der Familie der Gensfleisch und nahm von seiner Mutter auch noch den Namen Gutenberg an. Die berühmten patrizischen Geschlechter, zu denen die Gensfleisch gehörten, gerieten, wie dies in dem mittelalterlichen Stadtleben keine Seltenheit war, mit den Zünften in bittere Streitigkeiten. Der Sieg blieb den Handwerkern, und es mußten die Adelsfamilien die Heimat verlassen. Sie begaben sich nach den Nachbarorten: Frankfurt, Oppenheim, dem Rheingaue ꝛc. Erst nach zehn vollen Jahren kam es zwischen den Parteien zu einer Aussöhnung. Die vertriebenen Patrizier kehrten zurück nach Mainz, unter ihnen auch **Henchen Gensfleisch zum Gutenberge, der Erfinder der Buchdruckerkunst.**

Gar vielfach hat man behaupten wollen, es habe Gutenberg während seiner Verbannung in Straßburg die weltumgestaltende Erfindung gemacht und die Buchdruckerkunst geübt; aber mit Unrecht hat man das Ausschneiden ganzer Tafeln und das Abdrucken derselben mit der Ausgrabung der einzelnen Buchstaben, dem Zusammensetzen und Wiederauseinandernehmen derselben verwechselt. Dieser folgenreiche Gedanke fand erst in Mainz seine Verwirklichung, allwo ein reicher Bürger namens Fust mit Gutenberg einen Vertrag einging, wodurch ihm die zur Ausnutzung seiner Erfindung nötigen Geldmittel zur Verfügung gestellt wurden. Bald fand Gutenberg, daß die neue Kunst erst dann recht fruchtbar gemacht werden könne, wenn statt der aus Holz geschnittenen Buchstaben solche aus Metall, aus Blei, Zinn oder Kupfer, geschaffen werden könnten. Leider hatte Gutenberg mit einem unredlichen Manne eine Verbindung geschlossen. Dem habgierigen Fust ging Geld und Geldgewinn über alles, und so schrak er auch nicht vor dem Gedanken zurück, den

ehrlichen Erfinder der schönen Kunst um den wohlverdienten Lohn zu betrügen.

Zuerst hatte Gutenberg seine Kenntnis in den Dienst der Religion gestellt. Die hl. Schrift sollte als eines der ersten Werke aus seiner Druckerei hervorgehen. Im Jahre 1452 begann er mit den, wie einige meinen, aus Holz geschnittenen Lettern (die gleichen Buchstaben waren, obwohl an Größe und Hauptgestaltung einander vollkommen gleich, in ihren Umrissen, in den Kanten, Ecken und Winkeln meistens mehr oder weniger stumpf, unrein und variierend), nach anderer Ansicht mit höchst unvollkommenen, aus Blei gegossenen Buchstaben den Druck, im Jahre 1455 war derselbe vollendet. Diesen Zeitpunkt hatte Fust nur abgewartet, um sich nicht nur von Gutenberg zu trennen, sondern um durch Rückforderung der demselben vorgeschossenen Summe diesen in die Unmöglichkeit zu versetzen, noch weiter die neue Kunst verwerten zu können. Er hoffte, um so mehr über den Erfinder den Sieg davonzutragen, weil einer seiner Diener, Peter Schöffer, auf den Gedanken gekommen war, wie man „die Buchstaben in Punzen schneiden, nachgießen und also vielmals mannigfältigen könne und nicht jeden Buchstaben oftmals einzeling schneiden müsse". Schöffer hatte dann den Gedanken ausgeführt, seinem Herrn die fertigen Buchstaben gezeigt, der darüber so entzückt war, „daß er vor Frewden ihme sobald seine Tochter Christinam zur Ehe versprochen und balden nach mahlen auch solches wirklich vollzogen". Als nun die Rückforderung des geliehenen Geldes zu einem Prozesse führte, als Gutenberg denselben verlor, und als er seinen Druckapparat dem Gegner überlassen mußte, weil er das ihm vorgeschossene Geld nicht zurückgeben konnte, da war der geniale Erfinder alles dessen beraubt, wodurch er in irgend einer Weise seine Erfindung für sich hätte fruchtbar machen können. Fust aber bemühte sich nun in Verbindung mit Schöffer, Werke zu schaffen, deren Typen nicht

mehr so roh und plump waren und auch nicht so grackelich und ungleich unter sich, als die von Gutenberg benutzten. Und was Fust erstrebte, gelang ihm auch. Ein im Jahre 1459 vollendetes Druckwerk zeigt zierliche, rein geformte und sehr scharf ausgeprägte lateinische Lettern. Dieselben können nur aus Formen (Matrizen) gegossen sein, welche durch stählerne Stempel (Patrizen) geschaffen wurden. Diese Herstellung war Gutenberg bis dahin unbekannt, und daher sind seine Drucke auch nicht so schön wie die von Fust und Schöffer.

Was Gutenberg nach der Ablieferung seiner Presse unternommen hat, ist nicht zuverlässig bekannt. Ein Bericht meldet: „Johann von Gutenberg ist über das Urteil des Gerichtes zu gunsten Faust's sehr zornig worden, darumb er nicht allein bei Anhörung des eydt nicht gewesen, sondern auch bald darauf von Mentz sich hinweg gen Straßburg gethan, und sind ihm etliche Gefährt nachgefolget, und eine gänzliche Trennung geschehen, daß solche herrliche Kunst nicht mehr ist geheimb halten blieben, sondern allenthalben von dato angeregten Instrumentes, so A. o. 1455 datieret, ausgebreitet worden." Vergebens machte Gutenberg einen Versuch, in Straßburg eine Druckerei zu begründen. Aber in Mainz gewährte ihm ein Doktor Humery die nötigen Vorschüsse, und mittels derselben war er bald wieder im Besitze einer Presse, aus der im Jahre 1460 ein lateinisches Wörterbuch (Catholicon) hervorging. Zum Schlusse dieses Werkes sagt der Hersteller: „Unter dem Beistande des Allerhöchsten, auf dessen Winke die Zungen der Kinder beredt werden, und der oft den Kleinen offenbaret, was er den Weisen verbirgt, ist dieses vortreffliche Buch »Catholicon« im Jahre der Menschwerdung 1460, in der guten, der ruhmreichen deutschen Nation angehörigen Stadt Mainz, welche die Güte Gottes mit so hohem Geisteslichte und freiem Gedankengeschenke den andern Völkern der Erde vorzuziehen und

zu verherrlichen sich gewürdigt hat, gedruckt und zustande gebracht worden, und zwar nicht mittels des Rohres, des Griffels oder der Feder, sondern durch das bewundernswerte Zusammenpassen, Verhältnis und Gemeinmaß der Patrizen und Matrizen."

In solch bescheidenen Worten gibt der geniale Erfinder Gott allein die Ehre. Wohl mochte in ihm, als er nach eifrigem Suchen im Dunkel plötzlich, wie wenn ein überirdisches Licht auf ihn niederstrahlte, die Idee Gestalt annehmen und Verwirklichung finden sah, mit der unaussprechlichen Freude über seinen Fund das Gefühl lebendig werden, daß alles Große, Unvergängliche, auf die Schicksale der Masse gewaltig Einwirkende nur von Gott kommen könne.

Gutenberg gehörte zu den tiefsinnigsten Denkern, deren erleuchteter Genius zur Empfängnis großer Ideeen und der wichtigsten Erfindungen geeignet, aber, eben wegen jenes überwiegenden Sinnes für das Ganze und Große, minder geschickt ist für das Einzelne und Kleine der Ausführung. Schöffer dagegen war einer von den leicht auffassenden Köpfen, deren praktische Gewandtheit und Geschicklichkeit sie vorzüglich zur Verfolgung eines gegebenen Gedankens und zur Vervollkommnung einer gemachten Erfindung geeignet macht. Darum wurde Gutenberg von ihm in den Augen der Menge, welche das höhere Verdienst in der bescheidenen Hülle weder zu würdigen, noch von der schimmernden Äußerlichkeit oberflächlicher Köpfe zu unterscheiden versteht, verdunkelt.

Die neue Erfindung wurde bald nicht mehr in Mainz allein fleißig ausgenutzt; nach allen Ländern verbreitete sie sich und brachte allüberall eine Umgestaltung in den mannigfaltigsten Verhältnissen hervor.

Gutenberg trat im Jahre 1465 in die Hofdienste des Mainzer Erzbischofes Adolf von Nassau. Nur kurze Zeit genoß er eine ihm nach so langen Mühen und Sorgen zuteil gewordene Ruhe. Er starb arm und kinderlos im Jahre 1468.

Seine Zeitgenossen nahmen kaum Notiz von dem Tode des genialen Erfinders. — Undank ist der Welt Lohn!

Mochte die Welt wenig achten auf den Schöpfer der Buchdruckerkunst, den Wert der Gutenbergischen Erfindung wußte man bald allgemein zu schätzen. „Auf keine Erfindung oder Geistesfrucht", rühmt Jakob Wimpfeling, „können wir Deutschen so stolz sein, als auf die des Buchdruckes, die uns zu neuen geistigen Trägern der Lehren des Christentumes, aller göttlichen und irdischen Wissenschaft und dadurch zu Wohlthätern der ganzen Menschheit erhoben hat. Welch ein anderes Leben regt sich jetzt in allen Klassen des Volkes, und wer wollte nicht dankbar der ersten Begründer und Förderer dieser Kunst gedenken, auch wenn er sie nicht, wie dies bei uns und unsern Lehrern der Fall, persönlich gekannt und mit ihnen verkehrt hat."

Und der Karthäusermönch Werner Rolewink sagt in seiner Weltgeschichte: „Die in Mainz erfundene Buchdruckerkunst ist die Kunst der Künste, die Wissenschaft der Wissenschaften, durch deren rasche Ausbreitung die Welt mit einem herrlichen, bisher verborgenen Schatze von Wissen und Weisheit berühmt und erleuchtet worden ist. Eine unendliche Zahl von Büchern, welche ehemals in Athen oder Paris oder an andern Universitäten und in Bibliotheken nur ganz wenigen Studierenden bekannt waren, werden durch diese Kunst jetzt bei allen Stämmen, Völkern und Nationen und in jeder Sprache verbreitet." Wärmer noch ist die Lobrede, mit welcher der Verfasser der „Kölnischen Chronik" in seiner religiösen und patriotischen Begeisterung die neue Kunst begleitet: „Was großen Nutzen und Seligkeit kommt davon denjenigen, die die gedruckten Bücher machen oder bereiten helfen. — Es ist jetzt eine angenehme, guldene und selige Zeit, daß die Menschen den Acker ihres Verstandes mögen pflanzen und besäen mit so unzähligem, wunderlichem Samen, oder auch erleuchten ihren Verstand mit so manchen göttlichen Strahlen.

Aber von denjenigen, welche die Kunst nicht lieb haben, noch ihre Seele, sage ich: wollen sie, sie mögen mit halber Arbeit so viel lernen und in einer kurzen Zeit als zuvor einer mochte in vielen Jahren. Und diese ehrwürdige Kunst ist zu allererst erfunden in Deutschland zu Mainz am Rheine, und das ist deutscher Nation eine große Ehrlichkeit, daß solche sinnenreiche Menschen da zu finden sind."

Die Behauptung des Kölner Chronikenschreibers, daß in Mainz die Buchdruckerkunst erfunden worden, hat man lange Zeit und bis auf unsere Tage nicht allseitig gelten lassen wollen. Namentlich die Holländer haben sich bemüht, an die Stelle des Gutenberg den Laurenz Koster aus Harlem zu setzen. Derselbe hat aber, wie aus unwiderleglichen Zeugnissen nachweisbar ist, nichts anders gethan, als ganze Tafeln ausschneiden und dieselben zum Abdrucke bringen lassen. Das Zerlegen der Tafeln in einzelne Buchstaben, das Zusammensetzen der Wörter aus den gesonderten Lettern, dieser in seinen Folgen unübersehbare Gedanke ist ihm nicht gekommen, und nun sagt selbst der für Koster eintretende Werner: „Wenn dem Laurenz Koster nichts als der Tafeldruck, welcher, wenn er nicht auf das Drucken von Bildern angewandt wird, ein sehr armselig Ding ist, zuzuschreiben ist, so mag der Stadtrat von Harlem auf meinen Rat die zu dessen Andenken aufgerichteten Denkmäler nur alsbald niederreißen lassen, damit nicht die Harlemer fortan den Fremden zum Gelächter dienen, von den Einheimischen aber mit Achselzucken angesehen werden."

Wie die Harlemer den Pseudo-Erfinder durch Denkmäler ehrten, so hat auch das deutsche Volk dem wirklichen Schöpfer der fast göttlichen Kunst eherne Denkmäler in Mainz, Frankfurt und Straßburg errichtet. Das bleibendste Denkmal aber, welches Jahrtausende überdauern muß, so lange die Welt besteht und gebildete Menschen leben, hat ihm die eigene Kunst geschaffen. Denn jedes Buch, welches früher

gedruckt worden, jetzt die Presse verläßt und künftig noch geschaffen wird, muß dem denkenden Leser die Worte entgegenrufen: „Mich hat Gutenberg ins Dasein gerufen.“

Die Buchdruckerkunst hat schon in den ersten Jahrzehnten ihres Daseins eine solche Summe von Büchern in die Welt gebracht, daß wir staunend die Zahl derselben betrachten. Unzählige derselben sind später infolge der religiösen Kämpfe und der Bürgerkriege verloren gegangen, viele aber bis auf unsere Zeit hinein unbeachtet gelassen und verschleudert worden. Dennoch kann man die Zahl der noch jetzt vorhandenen Bücher, welche in der Zeit von 1455 bis zum Jahre 1500 gedruckt wurden, auf mehr als 30 000 ansetzen; dazu kommt noch, daß viele derselben drei bis vier und noch mehr Foliobände stark sind. Doch die herrliche Gottesanstalt sank bald unter die Fesseln des menschlichen Zwanges. Während der Klerus durch Anfertigung von Katechismen, Gebetbüchern, Beichtspiegeln, Handpostillen, Erbauungsgeschichten, Sammlung von geistlichen und weltlichen Liedern, durch Herstellung von Volksbüchern, Totenzetteln, Wandkalendern mit den Laien wetteiferte in der Verallgemeinerung der Bildung, sah bald Papst Alexander VI. in dieser schrankenlosen Verbreitung der Gedanken eine Gefahr für die Kirche und suchte dieselbe zu beschwichtigen durch die **Büchercensur.**

Aber mochte er für eine kurze Zeit durch sein Machtwort dem freien Gedanken Fesseln anlegen, bald erschien eine Zeit, die nicht mehr achtete auf dieses Gebot, bald erhob sich ein Mann, der eben durch die neue Kunst seine welterschütternden Worte in alle Lande hinausschleuderte, das war der Reformator **Martin Luther.***)

*) Vergl. M. Roderich.

Die Universitäten im Mittelalter.

Bis auf die Zeit der Hohenstaufer waren die Geistlichen allein die Träger der wissenschaftlichen Bildung; sie fast allein sind thätig für Gründung und Erhaltung von Schulen. Die Folge davon war, daß diese Bildungsanstalten vorzugsweise den Bedürfnissen der Geistlichen Rechnung trugen. Denselben Geist bekundeten auch die Schulen, welche etwa von einsichtsvollen Fürsten geschaffen wurden. Die auf Karl den Großen in ihrem Ursprunge zurückgeführten Kloster- und Stiftsschulen sollten künftigen Äbten und Bischöfen zur Vorbildung dienen. Ähnliche Anstalten, welche in Fulda, Reichenau, Korvey, Bremen, Hildesheim, Lüttich, Augsburg, Freising entstanden, dienten demselben Zwecke. Ausgedehnte Bibliotheken, durch fleißiges Abschreiben der Mönche, durch Schenkungen und Vermächtnisse manchmal ins großartige vermehrt, unterstützten die von den Stiftern gewünschten Bestrebungen. Infolge der eben erwähnten Einseitigkeit dieser kirchlichen Lehranstalten blieb die Bildung, welche man an denselben zu erlangen vermochte, immer eine höchst mangelhafte. Daher

traten nach und nach an einigen Orten Lehrer auf, die in anderen Wissenschaften Unterricht erteilten. Angelockt durch den Reiz der Neuheit, scharten sich wißbegierige Schüler in großer Zahl um dieselben, und so bildeten sich die ersten von den Kloster- und Stiftsschulen gesonderten Lehranstalten. Nach unserm heutigen Sprachgebrauche würden wir dieselben noch nicht mit dem Namen Universitäten (wissenschaftliche Hochschulen) bezeichnen. Es sind nur Fakultäten, die einzelne Teile aus der Gesamtheit der Wissenschaften betreiben. So die Rechtsschulen zu Ravenna und Bologna (vergl. Bd. I, Seite 362), die medizinische Schule zu Salerno. Im 12. Jahrhunderte entstand die Hochschule zu Paris, an welcher mehrere ausgezeichnete Lehrer Vorträge über Philosophie, Beredsamkeit und Gottesgelehrtheit hielten. Zu den Füßen dieser Männer saßen bald recht zahlreiche, nach Unterricht geizende Jünglinge. Sie bildeten mit ihren Lehrern eine Korporation oder Genossenschaft (Universitas magistrorum et scholarium) und gaben sich eine besondere Verfassung. Diese innere Organisation beruhte auf der Einteilung in Nationen: der englisch-deutschen, pikardischen, normannischen und französischen. (Die kleineren Völkerschaften mußten sich einer größeren anschließen.) Zu den Nationen gehörten sowohl Schüler als Lehrer. Jede hatte ihre besonderen Statuten, Beamten und einen Vorsteher (Prokurator). Die Prokuratoren wählten den Rektor der Universität. Das Auftreten als Lehrer war anfänglich an allen Hochschulen an keine äußeren Beschränkungen gebunden. Allmählich aber trat an die Stelle des Beliebens, mit welchem die Studierenden sich einen Lehrer wählten, ein förmliches Wahlrecht der Nationen, und auch dieses wurde dadurch, daß die Päpste das Protektorat über die neuen Anstalten beanspruchten und sich zu Vorstehern und Beschützern derselben aufwarfen, immer mehr beschränkt. So verordnete Papst Honorius im Jahre 1219: nur diejenigen Gelehrten seien zu Lehrern wählbar, welche

von den Bischöfen die Erlaubnis, Vorlesungen zu halten, sich erworben hätten. Diese übertrugen die Prüfungen den Meistern und behielten sich selbst nur die Bestätigung vor. Hierdurch war der Anstoß zur Bildung kleinerer Körperschaften innerhalb der Gesamtheit gegeben, welche sich zusammensetzten aus den Meistern einer bestimmten Wissenschaft oder der sogenannten freien Künste und sich **Fakultäten** nannten. Gegen die Einteilung in diese Unterordnungen trat bald die ältere in Nationen zurück. In Paris bildeten sich zuerst die Fakultäten der Theologie, der Medizin und des kanonischen Rechtes. Daneben entstand die Fakultät der freien Künste (Artistenfakultät), nach unserm Sprachgebrauche die philosophische Fakultät.

In enger Verbindung mit der Ausbildung der Fakultäten stand die der akademischen Würden, deren Erteilung jenen nunmehr überlassen wurde. In Paris waren drei Hauptgrade, deren jeder aber wieder Unterabteilungen hatte, die der Baccalauren, Licentiaten und Magister (Meister). Die ersten wurden von den einzelnen Magistern ernannt; der Grad eines Licentiaten wurde nach einer Prüfung durch die Fakultätsmeister von seiten der Kanzler oder Bischöfe erteilt, die aber zuletzt bloß ihre Bestätigung gaben. Die Licentiaten hatten das Recht, zu lehren, mußten sich aber bei der Verteilung der Lehrstoffe, welche vor der Fakultät ausging, mit den am wenigsten gesuchten Vorlesungen begnügen. Die Magister waren alle gleichberechtigte Lehrer an ihrer Fakultät. Sie hießen auch oft Doktoren; doch war diese Bezeichnung nicht allgemein üblich, und an einigen Universitäten erachtete man die Doktorwürde höher als die eines Magisters. In Deutschland bildete sich der später allerdings auch wieder aufgegebene Unterschied aus, daß die drei alten oder oberen Fakultäten Doktoren, die der freien Künste Magister ernannten oder, wie der Kunstausdruck lautet, promovierten. Die Promotionen fanden unter großen Feierlichkeiten statt; als Zeichen

der Würde überreichte man dem nach dem akademischen Grade Strebenden den Doktorhut. Die Lehrart der Doktoren war folgende. Die Lehrer der Theologie lasen die Bücher des alten und neuen Testamentes und die Schriften der heiligen Väter; die Professoren der Rechtsgelehrsamkeit die Pandekten; die der Medizin den Hippokrates oder Galen und die der Philosophie den Aristoteles oder die Isagoge des Porphyrios und erklärten die dunkeln Stellen durch kurze und treffende Erläuterungen. Aber schon im 12. Jahrhunderte fing man an, aus den großen Werken, die man bisher vorgelesen und erklärt hatte, Auszüge oder sogenannte Summas zu machen und diese bei den Vorträgen zugrunde zu legen. Eine solche Summa war die Regula Salernitana und die Summa Thaddaei in der Medizin, die Summa Alzonis in der Rechtsgelehrsamkeit; in der Gottesgelehrtheit Petri Lombardi liber sententiarum. Hierauf entstanden die zahllosen Kommentare über die Summas, die erste Quelle des Verderbens der Studien auf den Universitäten. Die Urtexte wurden darüber vergessen und den Grübeleien und Spitzfindigkeiten Thür und Thor geöffnet. Das Sprachstudium geriet in Verfall, und die Barbarei im Ausdrucke wuchs immer mehr. Es kam die Zeit des Mönchs- oder Kirchenlateins.

Eine dritte für die mittelalterliche Verfassung der Universitäten höchst wichtige Einrichtung waren die sogenannten Kollegien. Sie waren ursprünglich Anstalten, in denen Studierende unentgeltlich Unterhalt, Lehre und Beaufsichtigung fanden. Eines der berühmtesten dieser Institute war die Sorbonne zu Paris (so benannt von dem Gründer Robert de Sorbon, dem Kaplane Ludwigs IX.). Die Insassen dieser Kollegien hießen Bursarii (Burschen) von bursa, die Börse, welches Wort man im Sinne von Stipendium gebrauchte; später nannte man die Kollegien überhaupt, da meistenteils Inhaber von Stiftungen sie besuchten, Bursen. Am meisten entwickelte sich das Kollegienwesen mit seinem häuslichen

Unterrichte und mit der strengen Überwachung von Sitten und Fleiß in Frankreich und England. In Oxford und Cambridge haben sich die reich ausgestatteten Institute fast unverändert bis auf die Gegenwart erhalten. In Deutschland waren die Bursen mehr Privatunternehmungen, zu deren Einrichtung besondere Magister von ihren Fakultäten die Erlaubnis erhielten. Im allgemeinen blieb der Unterricht auch an den deutschen Kollegien ein öffentlicher. Die Vorsteher der Bursen machten sich bloß verbindlich, mit den Schülern zu disputieren, die öffentlichen Vorlesungen zu repetieren oder andere, jüngere Gelehrte mit der Leitung dieser Übungen zu beauftragen. Der Name Kollegien ist allmählich von diesen mittelalterlichen Einrichtungen übergegangen auf die Vorlesungen der Universitätslehrer.

Neben dem festern Kerne jener Bursen oder Kollegien bevölkerten die Universitäten während des Mittelalters die sogenannten fahrenden Schüler: eine bunt gemischte, wandernde Gesellschaft, in welcher die verschiedensten Alters- und Bildungsstufen zusammentrafen. In ihrem Schoße bildeten sich zuerst in rohen Umrissen die Anfänge der studentischen Sitten aus, die sich teilweise bis heute erhalten haben. So entstammt insbesondere schon jener Zeit das maßgebende Ansehen der ältern Studenten (Bakchanten) über die jüngern (Schützen, Füchse). Die Zahl der Lehrenden und Lernenden war an jenen alten Hochschulen eine ganz wunderbar große. In Bologna waren im Jahre 1260 nicht weniger als 10000 Studenten; infolge der durch Johannes Hus an der Universität zu Prag hervorgerufenen Streitigkeiten verließen an 20000 Mitglieder die Hochschule (vergl. Seite 221). Das Zusammenleben so vieler tausend junger Männer an einem Orte, mit so großen Freiheiten ausgestattet und fast ohne alle Aufsicht, erzeugte nicht selten die gefährlichsten Ausschweifungen und blutige Raufereien. Schon im Anfange des 13. Jahrhundertes waren die Schlägereien und Balgereien

in Paris unter den Studierenden, deren viele vom geistlichen Stande waren, so häufig, daß man den päpstlichen Stuhl ersuchen mußte, den Abt von St. Viktor zu bevollmächtigen, daß er Personen, welche sich durch Mißhandlungen, Verwundungen oder Totschläge die Strafe des Bannes zugezogen hätten, von dieser kirchlichen Ausschließung befreien dürfte, weil es unmöglich sei, daß alle Schuldigen sich an den päpstlichen Hof verfügen und um die Aufhebung der Exkommunikation bitten könnten. Papst Innocenz III. willfahrte dem Gesuche. Dieselbe Zügellosigkeit, die an der Pariser Hochschule herrschte, findet man im großen und ganzen an den übrigen Universitäten. Die Stiftung der oben erwähnten Kollegien hat vielfach zur Besserung der sittlichen Verhältnisse der Studierenden beigetragen.

Nach Deutschland übertrug das Universitätswesen Karl IV. durch die Gründung der Hochschule in Prag 1348. Dieselbe gedieh in kurzer Zeit zu fast unglaublicher Blüte, erhielt aber durch die czechisch-hussitische Bewegung (vergl. Seite 221) einen bedeutenden Stoß. Bis zum Ausbruche der Reformation wurden mit päpstlicher und kaiserlicher Genehmigung gegründet: Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1392), Leipzig (1409), Rostok (1419), Löwen (1426), Greifswald (1456), Freiburg i. Br. (1457), Basel (1460), Ingolstadt (1472), Mainz und Tübingen (1477), Wittenberg (1502) und Frankfurt a. O. (1506).

Eine wesentliche Umgestaltung des mittelalterlichen Universitätswesens erfolgte durch den von Italien ausgegangenen neuerwachten Eifer für das Studium der alten Klassiker und durch die von dem Wittenberger Mönche hervorgerufene religiöse Bewegung.

Reichsstaatsrecht.

Der König, seine Wahl und Krönung, seine Befugnisse, seine Räte. Der Reichstag. Verhältnis des Königes zum Volke, zu den Lehensmannen. Gliederung der Lehensleute. Reichskriegsdienst. Einkünfte des Königes, Residenz, Begräbnisstätte desselben. Entstehung der Landeshoheit der Reichsstände, Sinken der kaiserlichen Macht.

Die Entwickelung des römischen Reiches deutscher Nation führte allmählich dahin, daß die in der Vorzeit bestehende Erblichkeit der alten deutschen Königswürde immer mehr zurückgedrängt wurde. Das schnelle Erlöschen des unechten karolingischen, des sächsischen und fränkischen Geschlechtes hatte nicht wenig zu dieser Änderung beigetragen, indem die Nation sich gleichsam in die Notwendigkeit versetzt sah, zu neuen Königswahlen zu schreiten. Die Streitigkeiten zwischen Kaisertum und Papsttum trugen auch das ihrige dazu bei, daß das Wahlrecht des deutschen Volkes immer mehr betont wurde; denn die Kirchenoberhäupter erkannten in demselben die Handhabe, die ihnen unbequemen Kaiser zu demütigen, ja, zu entfernen und ihnen genehme Fürsten an die Stelle

der Beseitigten zu bringen (Heinrich IV. und Rudolf von Schwaben ꝛc. ꝛc.). Zwar erhielt sich bis zum Erlöschen des hohenstaufischen Hauses die Sitte, die Könige aus der Familie zu wählen, welche einmal zur Herrschaft gelangt war; man beachtete den Wunsch und den Willen des letzten Regenten und schritt deshalb schon zu seinen Lebzeiten zur Wahl seines Sohnes oder entsprach nach seinem Tode den von ihm getroffenen Anordnungen; auch der Besitz der königlichen Insignien war von Bedeutung für die Nachfolge — Konrad I. sandte sie an Heinrich von Sachsen, Konrad III. an seinen Neffen Friedrich (Barbarossa) —; allein diese Handlungsweise beruhte nicht mehr auf einer im Volke oder bei den Fürsten lebenden Ansicht von einer rechtlichen Verbindlichkeit, vielmehr war die neuere Rechtsanschauung, daß das Reich ein reines Wahlreich sei, offen bei der Wahl des Gegenköniges Rudolf von Schwaben ausgesprochen worden (vergl. Band I, Seite 300).

Die Form und Ordnung der Königswahl war unbestimmt, ebenso der Ort derselben. Bald kommt man zusammen auf einer königlichen Pfalz, bald, wenn die Teilnehmer an der Wahl recht zahlreich sind, in einer passenden Ebene ꝛc. Anfangs galt das gesamte deutsche Volk als wahlberechtigt. Aber schon die Kürung Konrads II., des Nachfolgers Heinrichs V., ist die letzte, welche durch die Hauptstämme, die sich zu einer Nationalversammlung zusammengefunden hatten, gewissermaßen noch vollzogen wurde, wenn auch die Menge nur der von den geistlichen und weltlichen Fürsten getroffenen Vereinbarung ihre Zustimmung gab. Seit dem Aussterben des fränkischen Königshauses treten die mächtigeren Reichsfürsten schon zu einer Vorwahl zusammen. Bei der Wahl Friedrichs I. bilden die Inhaber der Erzämter (vergl. Bd. I, Seite 232) den engeren Ausschuß, dem von den übrigen Fürsten das Recht der Leitung des Wahlgeschäftes und der Vorwahl zugestanden wird. Aus diesem Grunde verlegt man

zuweilen in jene Zeit die Entstehung des Kurfürstentumes. Dieses wurde durch das Reichsgrundgesetz, die sogenannte goldene Bulle, zur Königswahl berufen (vergl. Bd. II, Seite 218). Die Wähler waren die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, der König von Böhmen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg. In den alten Zeiten stimmte bei der Wahl zuerst der Erzbischof von Mainz, dann folgten die übrigen Geistlichen (Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Pröpste, Mönche); unter den Weltlichen gab der Herzog von Franken zuerst seine Stimme ab, dann kamen die übrigen: Herzöge, Markgrafen, Pfalzgrafen, Grafen und Adelige nach den einzelnen Provinzen. Ein förmliches Zählen der Stimmen, eine Entscheidung nach Majorität fand nicht statt. Die Wahl war möglichst einstimmig. Wer mit der in der Vorwahl aufgestellten Persönlichkeit nicht zufrieden war, stimmte nicht mit. Die Wählenden stellten die Gesamtheit dar, die übrigen fügten sich allmählich. Daher gibt es in den ersten Zeiten keine zwiespältige Wahl, und erst als das Wahlrecht an einzelne Bevorzugte gekommen war, da hören wir von einer Doppelwahl. An die Kürung schloß sich die Huldigung der Anwesenden. Die Anerkennung von seiten der Provinzen erfolgte bei einem Umritte des Königes. Der Neugewählte wurde durch die Salbung und Krönung in das Königtum eingeführt. Indessen, diese Feierlichkeit wurde nicht immer für nötig erachtet. Erst seit Otto I. wurde jene kirchliche Auszeichnung zur Regel. Als Krönungsort erscheint meistenteils Aachen. Wählbar zum Könige war jeder deutsche Mann vom Stande der freien Herren (Dynasten). Mit der Wahl und der durch einen der drei geistlichen Kurfürsten vorzunehmenden Krönung erlangte der Gewählte zwar nur die deutsche Königswürde, aber zugleich auch unmittelbar das Herrscherrecht über das nach mittelalterlicher Ansicht mit der deutschen Krone untrennbar verbundene römische Reich,

obgleich der König den Kaisertitel in der Regel erst nach seiner feierlichen Krönung durch den Papst zu führen pflegte. Aus dem Krönungsrechte haben manche Kirchenoberhäupter eine Lehensherrlichkeit über Kaiser und Reich beansprucht, welche von diesen aber aufs entschiedenste bestritten wurde. Dem Kaiser gebührte die Schirmvogtei über die christliche Kirche, die Oberherrschaft über die ganze Welt, eine dienstherrliche Gewalt über alle adeligen Dienstmannen des Reiches, eine Lehensherrlichkeit über die Reichsfürsten; er ist die Quelle aller Gerichtsbarkeit und übt dieselbe entweder in eigener Person oder durch seine Pfalzgrafen, Hofrichter und Reichsvögte. Die vollziehende Gewalt besaß er allerdings dem Gesetze nach, aber die wirkliche Handhabung derselben hing teils von seiner Hausmacht ab, teils von der willigen Unterstützung der Fürsten.

Als Räte des Königes galten die hohen geistlichen und weltlichen Würdenträger. (Gegen Heinrich IV. wurde bittere Klage erhoben, weil er unbedeutende, unerfahrene Männer zu Beiräten erwählte.) Diese verweilten mitunter längere Zeit in der Umgebung des Herrschers, wurden auch gelegentlich mit Rücksicht auf bestimmte Verhältnisse berufen. So bildete sich ein stetes Ab- und Zugehen der Großen zu dem Hofe des Landesherren. Einzelne dieser Ratgeber wußten sich einen weittragenden Einfluß zu verschaffen. Die laufenden Reichsgeschäfte wurden unter Beihilfe dieser Männer erledigt, aber der König traf meistens die Entscheidung; von Heinrich IV. sagt sein Biograph, daß er durchgehends selbst den Knoten gelöst habe. Dennoch waren die Großen wesentliche Mitarbeiter des Herrschers; sie hießen „die Säulen des Landes, das Fleisch und Blut des Reiches“. Nach und nach bildeten sich bestimmte Regeln für das Erscheinen der Fürsten. Geistliche und weltliche Würdenträger der Provinz, in welcher der König verweilte, erschienen bei Hofe am Weihnachtsfeste, zu Ostern und Pfingsten, am Geburtsfeste

Mariä, um mit dem Könige das Fest zu begehen und gleichzeitig die weltlichen Angelegenheiten zu beraten. Es ergingen aber auch förmliche Einladungen zu solchen Versammlungen, und daher sind dieselben Hof- und Reichstage. (Curia gleich Hof aber auch gleich Reichsversammlung, concilium, conventus, besonders häufig colloquium, [Parlament] Besprechung [Sprache] ist die Bezeichnung solcher Versammlungen.) Reichs- und Kirchenversammlungen sind nicht voneinander zu trennen. Letztere erfolgen immer unter Teilnahme des Königes; sehr häufig geht von diesem die Berufung aus, selbst wenn der Papst an der Zusammenkunft teilnimmt. Es schlossen sich derartige Versammlungen aber nicht allein an die hohen Festtage an, sie wurden auch zu bestimmten Zwecken und Zeiten berufen. Versammlungsorte waren die Hauptplätze der Provinz, namentlich die Bischofsstädte (Regensburg in Baiern, Augsburg oder Ulm in Alemannien, Straßburg im Elsaß, Köln und Lüttich in Lothringen, Mainz und Worms in Rheinfranken, Würzburg und Bamberg in Ostfranken, Erfurt in Thüringen, Magdeburg und Merseburg in Sachsen); doch auch alte Kaiserpfalzen (Ingelheim, Frankfurt, Tribur, Aachen, Nimwegen, Duisburg, Dortmund, Grona, Goslar). An diesen Orten waren sowohl Provinzialversammlungen wie Reichstage. Zu denselben ergingen vom Könige Einladungen. „Wir haben beschlossen,“ so schreibt Heinrich IV., „zu Mainz eine Sprache zu halten. Alle getreuen Fürsten werden an derselben teilnehmen und außerdem alle, deren Treue oder Umsicht im Rate uns ersprießlich erscheint.“ Manchmal wurde mit Strenge das Erscheinen der Geladenen gefordert. „Ermahnend, bittend und befehlend,“ so schreibt derselbe Heinrich an den Abt von Tegernsee, „wenden wir uns mit Eifer an deine uns geschuldete Treue, auf daß du unter keinem Vorwande versäumest, durch kein Geschäft dich abhalten lässest, zum Reichstage zu kommen. Sei überzeugt, daß wir diesen Dienst keinem Fürsten erlassen, die Nach-

läſſigkeit keines mit Gleichmut ertragen werden.“ Das Ausbleiben mußte genügend entſchuldigt werden. Befreiungen von der Pflicht des Erſcheinens wurden nur ausnahmsweiſe gewährt. Wenn dem Könige auch das Recht der Berufung zuſtand, ſo wurde doch auch nicht ſelten von den Großen auf die Abhaltung eines Reichstages gedrungen, auf dem ſie ihren Einfluß geltend machen, ihre Beſchwerden vorbringen, rechtliche Entſcheidungen erlangen, dem perſönlichen Regimente des Königes ein Gegengewicht bieten konnten. Lagen Reichsoberhaupt und Reichsfürſten in Streit miteinander, ſo beriefen letztere auch wohl für ſich allein einen Reichstag, zuweilen in Verbindung mit dem Papſte. Die Teilnahme an dieſen Verſammlungen war anfangs nur den Großen, den Fürſten geſtattet. Der Kreis war kein ſtreng geſchloſſener. Als aber die Reichsſtädte zu immer größerer Bedeutung emporwuchſen, und als dieſelben während des Interregnums mit manchen mächtigen Fürſten zur Erhaltung des Landfriedens Bündniſſe eingegangen waren und Verträge geſchloſſen hatten, da war die Folge davon, daß denſelben von dem Ende des 13. Jahrhundertes an eine Beteiligung an den Reichsverſammlungen geſtattet wurde. Seit der Regierung Rudolfs von Habsburg wurde dieſe von ihnen, wiewohl kein Reichsgeſetz ihre Berechtigung erhärtete, ſtets unbeſtritten geübt. Doch pflegten dieſelben abgeſondert von dem weltlichen und geiſtlichen Fürſten- und Herrenſtande zu verhandeln. Seit 1474 teilten ſich die Städte rückſichtlich der Abſtimmung in die rheiniſche und ſchwäbiſche Städtebank. Während des 15. Jahrhundertes bildete ſich das Herkommen, daß die Verhandlungen der Reichsſtände in drei Kollegien geführt wurden (dem der Kurfürſten, der Fürſten, Grafen und Herren und der Reichsſtädte). Die hohen Herren erſchienen mit ihren Vaſallen und Miniſterialen, ſei es, um mit ihnen zu prunken, ſei es, um an ihnen nötigenfalls Schutz und Schirm zu haben. Daher erweiſt ſich nicht ſelten der zum

Sammelplatze beſtimmte Ort zu klein, und man tagt zur Vermeidung ſolcher Schwierigkeiten in ausgedehnten Ebenen (zwiſchen Worms und Speier, in den ronkaliſchen Feldern). Für die Stadt, in der ein Reichstag ſich verſammelte, entſtanden große Einquartierungslaſten; zwar ſollte jeder Geladene die Koſten ſelbſt tragen, aber meiſtenteils verſuchten dieſelben ſich als Gäſte der Städte, der Biſchöfe, der Kaiſer zu gebärden. Die Dauer der Verſammlungen war verſchieden. Nur mit Erlaubnis des Königes war die Heimkehr geſtattet. Die verſchiedenartigſten Dinge bildeten den Gegenſtand der Verhandlungen. Bald iſt es ein Krieg, der bevorſteht, bald ein Zug nach Italien zur Erwerbung der Kaiſerkrone, bald ein Friedensſchluß ꝛc. Bei dieſer Gelegenheit erſcheinen die Geſandten fremder Könige und abhängiger Fürſten. Als kirchliche Gegenſtände, die verhandelt wurden, nennt man: Abſtellung von Mißbräuchen, Streitigkeiten mit dem Papſte, die Wahrung der Reichsrechte gegenüber den Anſprüchen der Kirchenoberhäupter ꝛc. Innere Angelegenheiten waren: die Regelung der Nachfolge im Reiche, die Unterdrückung von Unruhen, die Beilegung von Streitigkeiten, die Anordnung von Maßregeln zum Schutze des Friedens, die Geſetzgebung und die Rechtspflege. Jeder Reichstag war auch ein Gerichtstag. Klagen wurden erledigt, Beſchwerden abgeſtellt. Auch Schenkungen wurden hier vorgenommen, Würden verliehen, Ernennungen zu Ämtern und Einführungen in dieſelben vollzogen, und Privilegien wurden erteilt, ſei es als Belohnung für geleiſtete Dienſte, ſei es als Aufforderung zu gewünſchter Hilfe, ſei es aus Gunſt oder Gnade. Alle dieſe Dinge waren an die Perſon des Königes gebunden: 1) wo die Verſammlung ſtattfand, 2) zu welcher Zeit und 3) wer daran teilnahm. Die Stellvertretung des Herrſchers war nur äußerſt ſelten; aber zur Schlichtung von Streitigkeiten, zur Einführung in ein Amt, zur Übernahme gewiſſer Mitteilungen konnte er einzelne Würdenträger beſtimmen.

Der König war nicht allein der erste unter den Großen, er war vor allem das Haupt des Volkes. Daher waren Gerechtigkeit und Gnade die Haupttugenden, welche man von ihm verlangte. Er durfte keiner Partei angehören, sondern mußte gleiches Verfahren gegen alle beobachten. Vor allem waren die Schwachen und die Geistlichen seinem Schutze anvertraut. Wenn der König gewählt war, so schwur er dem Volke einen Eid der Treue. Auf diesen bezog er sich in der Folge, wenn er Zeugnis ablegen sollte, zuweilen ließ er auch andere an seiner Stelle einen Eid leisten. Das Volk gab dem Könige eidliche Gelöbnisse, leistete ihm den Treueid, den Vasalleneid. Das geschah schon bei der Bezeichnung zur Nachfolge und wiederholte sich in feierlicherer Weise bei der Krönung ꝛc. Der Eid war immer ein persönlicher und erstreckte sich nicht auf den Nachfolger. Papst Gregor VII. legte sich das Recht bei, den Treueid zu lösen, und folgerte dann weiter aus dieser Befugnis die Macht, den König abzusetzen. Daher betrachteten Heinrich IV. und die Seinigen folgerichtig ein solches Gebaren als Majestätsbeleidigung. Neben dem freien Könige war ein freies Volk im deutschen Reiche, dessen Rechte der König gewissenhaft zu achten hatte. Diese Rechte waren meist Gewohnheitsrechte. Die Befugnisse des Königes erhielten ihre Berechtigung durch die Berufung auf die göttliche Verleihung des Königtumes, aber eben diese Zurückführung der weltlichen Macht auf die göttliche zog auch der ersten bestimmte Schranken. Kein deutscher König konnte anordnen, was ihm beliebte, sondern nur das, was nach Gewohnheit und Sitte ihm zustand. Wer den rechtmäßigen Geboten des Königes nicht folgte, der war ein Rebell, den traf Strafe und Buße. Wer sich der entzog, der verfiel der Verbannung, der Rechtlosigkeit. Haft und körperliche Verstümmelung, die Reichsacht, zuweilen verbunden mit Exkommunikation, konnten den Ungehorsamen treffen.

Die Entwickelung des deutschen Reiches hatte sich so gestaltet, daß der König als der oberste Lehensherr die einzelnen Länder an die Fürsten zu Lehen gibt, und daß diese nun in ihren Besitzungen wieder in ähnlicher Weise eine Kette von Unterordnungen schaffen. So entsteht eine von oben nach unten hin regelmäßig sich abstufende Summe von Abhängigkeitsverhältnissen. Alle sind durch den Lehenseid, den Treueid aneinandergebunden. Jeder dem höher Stehenden geleistete Treuschwur schloß in sich die Verpflichtung gegenüber dem Könige. Das sich so vielfach abstufende Lehensverhältnis hat seinen Ausdruck gefunden in dem System von den sieben Heerschilden. Als höchster Lehensherr hat der König den ersten Heerschild, den zweiten haben die geistlichen Fürsten, Bischöfe und Äbte, und solche weltliche Fürsten, welche von den geistlichen Herren keine Lehen tragen. Den dritten Heerschild besitzen die weltlichen Fürsten, welche von dem Kaiser ein unmittelbares Fahnenlehen haben, jedoch auch zugleich von geistlichen Fürsten belehnt sind. Den vierten haben die Freiherren (Grafen und Herren), welche das Grafenlehen mittelbar von einem geistlichen oder weltlichen Fürsten tragen. Den fünften Heerschild haben die Mannen (Vasallen) der vier ersten Heerschilde, welche von diesen ein Lehen tragen, den sechsten die Aftervasallen der im fünften Heerschilde Stehenden und die Dienstmannen der Inhaber der vier ersten Heerschilde und auch die Reichsritterschaft. Im siebenten Heerschilde stehen die gemeinen freien Leute (die freien Landsassen oder Semperleute). Wollte der König einen Heereszug unternehmen, so konnte er direkt nur die kaiserlichen Städte und die freien Landgemeinden, welche unter einem Reichsvogte standen, zum Erscheinen im Heerbanne veranlassen; außerdem aber erging eine Aufforderung an die großen Reichsstände, welche den Reichskriegsdienst ordnungsmäßig und vorzugsweise mit ihren Vasallen versahen. Den Hauptbestandteil des Heeres bildete daher der Adel, welcher seinen Dienst zu

Pferde leistete; das Fußvolk stellten die Städte und die Landgemeinden, oder man gewann es durch Werbung.

Die Umwandelung des alten Heerbannes, dessen vorzüglichste Stärke im Fußvolke bestand, ging schon unter Heinrich I. vor sich, weil er die Vermehrung der Reiterei in den Kriegen mit den Ungarn für notwendig gefunden hatte. Der König muß einen Heereszug, den er unternehmen will, ein Jahr und sechs Wochen zuvor ansagen. Geht der Zug nach Rom, so wird auf den ronkalischen Feldern eine Musterung vorgenommen, und den Vasallen, welche dem Aufgebote ihrer Herren Folge zu leisten unterließen, das Lehen abgesprochen. Dem Reiche müssen sowohl die unmittelbaren Vasallen als deren Aftervasallen, und zwar sowohl innerhalb als außerhalb des deutschen Landes, dienen. Sie sind jedoch nur verpflichtet, sechs Wochen lang auf eigene Kosten sich zu unterhalten.

Das Einkommen des Königes bestand einesteils aus den Erträgnissen seines Familienbesitzes und der Landschaften, in denen er als Landesherr gelten konnte, andernteils aus den Einkünften des Reichsgutes. Dieses wurde aber sowohl durch Verschenkung und Verpfändung an die Fürsten wie auch durch Vereinigung mit den Familiengütern des Königes fortwährend vermindert. Auch warf dasselbe infolge der lehensweisen Verleihung an die Reichsdienstmannen und wegen des davon zu bestreitenden Unterhaltes der Reichsvögte nur geringe Renten ab. Der Theorie nach gehörten dem Könige noch der Ertrag der Zölle, der Münzen, des Judenschutzes (vergl. Seite 441) und der Bergwerke, der sich jedoch meistenteils lehensweise in den Händen der Stände befand. Den Plan, eine allgemeine Reichssteuer einzuführen, hatte zwar schon Heinrich V. erfaßt, jedoch mit der Ausführung desselben bei dem allgemeinen Widerwillen der Reichsstände gegen eine solche Einrichtung nicht zustande kommen können. Es bezog daher der Kaiser in der Eigenschaft als Lehensherr nur eine

Steuer von den kleineren Abteien und Klöstern, als Abfindung für die von ihnen zu leistenden Kriegsdienste. Im übrigen konnte er von den gemeinen Freien nur für die Durchzüge des Reichsheeres Landfronden und Naturallieferungen fordern.

Eine ständige Residenz der deutschen Könige gab es nicht. Dieselben zogen während des Jahres in den einzelnen Provinzen umher. Die hohen Kirchenfeste verbrachten sie meistenteils an irgend einem Bischofssitze. Gelegentlich besonderer Feierlichkeiten erschienen sie im königlichen Schmucke. Die Insignien des König- und Kaisertumes waren eine Kugel, mit einem Kreuze geziert, das Symbol der Weltherrschaft (der sogenannte Reichsapfel), Krone, Scepter, Stab, Schwert, Mantel und Armspangen, später kam noch dazu die hl. Lanze, welche aus einem bei der Kreuzigung Christi verwandten Nagel gefertigt war. Wie es keine bestimmte Residenz für die deutschen Könige gab, so war auch keine allgemeine Gruft für dieselben vorhanden. Manche ruhten in Klöstern, die sie gegründet oder denen sie nahe gestanden hatten; die meisten deutschen Kaiser haben im Dome zu Speier ihre letzte Heimstätte gefunden.

Die eigentümlichen Schicksale des deutschen Reiches, die Umgestaltung des Erbreiches in ein Wahlreich, die Beseitigung des aus sämtlichen freien Männern des Landes gebildeten Heerbannes durch das Vasallenheer, wodurch der größte Teil der Nation dem Adel und dieser wieder den Fürsten schutzpflichtig wurde, die Vernichtung vieler Adelsgeschlechter infolge der Kreuzzüge und der Römerfahrten der Kaiser und das dadurch bewirkte Übergehen ihrer Besitzungen an einzelne Fürsten, die Streitigkeiten zwischen Kaisertum und Papsttum, durch welche die Reichsstände bald an den Päpsten eine Stütze fanden gegen den Kaiser, bald von diesem für ihre Dienstleistungen gegen die Kirchenoberhäupter mit mannigfachen Rechten und Gaben bedacht wurden, die falsche Politik der

Kaiser, die nicht selten, um die Gunst der Fürsten zu gewinnen oder zu erhalten, denselben die Städte preisgaben: alle diese Dinge zusammengenommen haben dazu beigetragen, die Macht des Königes und des Kaisers immer mehr zu schwächen und neben derselben eine ganze Summe von Gewalten entstehen zu lassen, die dem Namen nach dem Reichsoberhaupte unterworfen sein sollten, in Wirklichkeit aber immer mehr seinen Befehlen sich zu entziehen wußten. Schon seit den Zeiten der fränkischen Kaiser finden wir das Ankämpfen der großen Reichsbeamten gegen die Herrschaft eines rein monarchischen Prinzipes der Reichsregierung, und allmählich mußte der Kaiser sich dazu verstehen, seine Macht mit den Großen des Reiches zu teilen. Bereits unter Friedrich II. findet man eine urkundliche Anerkennung landesherrlicher Rechte der Fürsten, und nun kann Deutschland nur noch als ein zusammengesetzter Staatskörper betrachtet werden, dessen einzelne Glieder sich inbezug auf ihre innere Verfassung als selbständige, voneinander unabhängige Staaten darstellten. Jetzt gibt es Reichsfürsten, Reichsgrafen, Reichsritter, Reichsstädte und Reichsdörfer. Dieselben hatten die Gerichtsbarkeit und den Bann in ihrem Gebiete, das Recht, Lehens- und Dienstleute zu haben, manchmal besaßen sie die Zölle, Münzgerechtigkeiten, die Judensteuer, je nachdem sie vom Könige bei der einen oder der andern Gelegenheit solche königlichen Vorrechte erlangt hatten. Seit der Entwickelung der Landeshoheit standen nicht mehr alle Personen unmittelbar unter dem Heer- und Gerichtsbanne des Kaisers, sondern der bei weitem größere Teil der Nation hing nur noch mittelbar durch die Landesherren mit dem Reichsoberhaupte zusammen. So entstand eine Einteilung aller Reichsunterthanen in mittelbare und unmittelbare. Daß mit dem Wachstume der fürstlichen Macht und der einzelnen Reichsstände ein Sinken der kaiserlichen Befugnisse und des kaiserlichen Ansehens Hand in Hand gehen mußte, ist selbst-

verständlich, und so ist gegen Ende des Mittelalters die Würde, deren Träger die Idee von der Weltherrschaft in früheren Zeiten nicht selten der Verwirklichung nahe brachten, fast zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Es zeigt sich auch in dieser Verminderung der kaiserlichen Macht, daß die Zeit der idealen Anschauungen dahingeschwunden, und daß die Periode sich ankündigt, die mit den realen Verhältnissen zu rechnen versteht, die Periode — der Neuzeit.

Vorboten der Neuzeit.

I.

Politische und kirchliche Zustände Deutschlands gegen Ende des Mittelalters.

Du bist so stolz gewesen, o teures Königtum,
Vor allen auserlesen, dem Volk zur Ehr' und Ruhm,
Nun bist du hingesunken, liegst machtlos in dem Staub,
Denn die dich schützen sollten, begingen schnöden Raub:
Die Fürsten sind die Räuber, die Räuber deines Ruhms,
O, daß ein Rächer käme des Volks- und Königstums!

so sang ein rheinfränkischer Dichter gegen Ende des Mittelalters von dem nach den idealen Anschauungen dieses Zeitabschnittes alle Gewalten überragenden und den Ursprung aller Macht in sich tragenden Kaisertume. Wohl waren die Fürsten die Räuber seines Ruhmes. Was den Kurfürsten (den drei geistlichen, dem Erzbischofe von Mainz, Köln und Trier, und den vier weltlichen: dem Pfalzgrafen vom Rheine, dem Herzoge von Sachsen-Wittenberg, dem Markgrafen von

Brandenburg und dem Könige von Böhmen) durch die goldene Bulle zuteil geworden, nämlich vollständige Landeshoheit, das erstrebten und erwarben in kurzer Zeit Prälaten, Ritter, Städte; aus den zersplitterten Gebietsteilen bildeten sich zusammenhängende Staaten. So war an die Stelle des früheren einheitlichen Reiches eine Einigung verschiedener Bestandteile getreten, die nur durch äußerst lose Fäden zusammengehalten wurden. Der König und Kaiser war heruntergesunken auf einen „vorsteher der reichsgemeynde" und seine Einkünfte, die er aus dem Reiche bezog, konnten nur den Spott herausfordern; hatte doch schon Kaiser Sigmund jährlich nur **13 000 Gulden als deutscher Kaiser.** Was Wunder, wenn man höhnisch erwähnt findet, daß man in Deutschland manchen Erzbischof oder Bischof finde, der doppelt soviel an Einkünften habe, als das weltliche Haupt der Christenheit aus allen ihm unterworfenen Ländern beziehe.

Und wie sah es mit dem Ansehen und der Verwaltung des Reiches aus? Nach außen spielte dasselbe die kläglichste Rolle, im Innern herrschte und tobte das Faust- und Fehderecht. „Die fürsten und herren", so schreibt ein Chronist, „machen uns durch ire fast unablässigen kriege und fehden zum gespötte der frembden nationen und erfüllen im lande gar offten alles mit raub und armut. Die fürsten insondersheit tragen schuld, daz das königtumb, vormals so edel und groß, in machtlosigkeit im reych verkommen, und in Italien und Burgund niemand mehr forcht hat vor dem römischen könig und kayser deutscher nation." Der Franzose Peter von Ailly sagte: „So tief ist die kaiserliche Macht heruntergedrückt, daß mehr geehrt und gefürchtet wird vom Höchsten bis zum Niedrigsten irgend ein italischer Bandenführer als der römische König und Kaiser," und der französische König Karl VI. konnte eine Urkunde beginnen: „Die Edlen des Kaiserreiches sind gewohnt, Krieg zu führen, einer gegen den andern."

Wohin diese Zustände führen sollten, fragten zwar nur wenig die berufenen Leiter und Führer des Volkes, fragten aber mit Besorgnis alle Einsichtsvollen und Gutgesinnten. „Eine tödliche Krankheit", so sagt schon in der Mitte des 15. Jahrhundertes ein hervorragender Mann, „hat das Reich ergriffen, und der Tod wird unzweifelhaft eintreten, wenn nicht bald durch ein wirksames Gegenmittel Heilung erfolgt." Ein solches Mittel sah er in der Stärkung der Kaisermacht gegenüber der fürstlichen Gewalt, in der Aufhebung des Fehderechtes und in der Neuordnung des Gerichtswesens. „Wenn aber", so fährt er fort, „jeder nur für sich sorgt, während das Reich zu nichte wird, was anders kann erfolgen als aller Untergang? Denn wenn keine höhere, erhaltende Macht — die des Kaisers — vorhanden ist, welche die innerliche Mißgunst zügelt, dann wird, mit immer zunehmender Gier und Habsucht, alles in Krieg und Trennung und Hader aufbrennen, und so wird das in sich aufgelöste Reich völlig zu grunde gehen und das ungerecht Gesammelte verwüstet werden." „Mögen darum die Fürsten nicht glauben, daß sie von den Gütern des Reiches reich werden und es für längere Zeit bleiben können. Denn nachdem sie die ganze Macht des Oberhauptes und des Gesamtverbandes mit allen Gliedern zerfleischt und verschlungen haben, ist die hierarchische Ordnung aufgelöst, denn es ist kein erster mehr da, an welchen man um Hilfe sich wenden könne. Wo aber keine Ordnung, da ist Verwirrung, und wo Verwirrung, da ist keiner mehr sicher. Während die Edlen unter sich streiten, werden sich solche erheben, die all ihr Recht in den eigenen Waffen suchen, und wie die Fürsten das Reich verzehren, werden die Gemeinen aus dem Volke die Fürsten verzehren. **Man wird alsdann das Reich suchen in Deutschland und es dort nicht finden: Fremde werden unsere Stätte einnehmen und in das Unserige sich teilen, und so werden wir einem ausländischen Volke unterthan.**"

Doch mochten alle, denen „Ere und Ansehen des Keysers, Friede des Volkes und Wiederbringung der Macht des Reyches gein den frembden Nationen" am Herzen lagen, noch so häufig, noch so dringend nach einem ewigen Landfrieden und einer Neuordnung des Rechtswesens rufen, es waren dieses Stimmen der Rufenden in der Wüste; immer mehr wuchs die Macht der Landesfürsten, immer wilder tobte das Fehdewesen, immer rechtloser standen Bürger und Bauern.

Wie entsetzlich die innern Zustände im Reiche geworden, erkennt man am besten aus den Unthaten eines **Götz von Berlichingen** und **Franz von Sickingen**, deren Charakter zwar eine zeitlang verkannt und durch ihre Verbindung mit der von Luther hervorgerufenen Reformation in ein falsches Licht gerückt worden, aber schon von David Strauß, mehr noch von der späteren Geschichtsschreibung in die richtige Beleuchtung gestellt wurde. Schon die Zeitgenossen erkannten die Unhaltbarkeit der Verhältnisse in den schrecklichen Unthaten, welche der Ritter Götz von Berlichingen mit seinen Raubgesellen gerade um dieselbe Zeit beging, als „der Kayser die Stände des Reyches in Trier versammelt hatte, umb über Frieden und Recht zu verhandeln und zu beschließen. Und hatt dieser räuberische Ritter Freunde unter den Fürsten des Reyches, die gern sahen, wenn er die Kaufleute und die Dörfer ausbrennte. Und was ein Gleiches der Fall bei Franz von Sickingen, der noch vil räuberischer war und vil mächtiger, denn Götz von Berlichingen. Und waren die Befehle des Kaisers und des Gerichtes craftlos gegen diese Räuber und Brecher des Landfriedens; und clagte jeder Christenmensch, das keyn Recht mehr da sei, sondern Gewalt, und fürchtete noch vil Böseres für die kommende Zeit".

Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen können als die Hauptvertreter jener gewaltthätigen Partei im Reiche angesehen werden, welche, die Machtlosigkeit des Kaisers benutzend, aller höheren Autorität einen offenen Krieg erklärten

und in dem ununterbrochenen Kampfe gegen die bestehende Ordnung der Dinge gleichsam ihre Lebensaufgabe erblickten. In der Selbstbiographie des Ritters mit der eisernen Hand erzählt derselbe mit schreckenerregender Offenheit und Unbefangenheit von seinen Greuelthaten, von seinem Rauben und Morden, von seinem Sengen und Brennen, wie er sich „fürgenommen habe", diesem oder jenem feind zu werden, und wie er nun die Besitzungen seiner Gegner in Rauch und Flammen aufgehen ließ und von den Gefangenen auf die schändlichste Weise hohe Lösegelder erpreßte. Von der Naivetät dieses ritterlichen Räubers mag folgende Darstellung zeigen: „Wie wir anzogen (im begriffe standen, anzugreifen), so hüt ein Schäfer allernächst dabei, und zum Wahrzeichen, so fallen fünf Wölf in die Schaaf und griffen auch an. Das hörte und sah ich gern und wünscht ihnen Glück und uns auch und sagt zu ihnen: »Glück zu, ihr lieben Gesellen, Glück zu überall!« und ich hielt es für ein Glück, dieweil wir also miteinander angegriffen hatten." Und an einer andern Stelle rühmt er sich: „Schier 60 Jahre habe ich mit einer Faust Krieg, Fehd und Händel gehabt und Glück und Sieg, nur sind mir manchmal treffentliche Anschläge durch liederliche, fahrlässige Leute verhindert und verwahrloset worden, besonders dadurch, daß sie zu unrechter Zeit plünderten und brandschatzten und also den Anschlag verderbten."

In noch größerem Maßstabe als Götz von Berlichingen beunruhigte und brandschatzte Franz von Sickingen, „der Durchächter aller Ordnungen des Reyches", die deutschen Gaue. Bald sind es einzelne Kaufleute, die er niederwirft, bald ist es eine Stadt, der er Fehde ansagt, bald wagt er sogar an die Reichsfürsten sich heran.

Vergeblich rief Kaiser Maximilian gegen solche Übelthäter die Hilfe der Stände an. Die von ihm geforderte Kriegsmacht und Reichssteuer wurde nicht bewilligt, das

Ansuchen des Kaisers als „untunlich und geferlich" von der Hand gewiesen. Aber einen Ausschuß setzte man ein, der beraten sollte über „die Mängel, daraus allenthalben soviel Aufruhr, Unfriedens und Verderbens im heiligen Reiche und Germanien erwuchs". **Machtlosigkeit des Kaisers, willkürliches Schalten und Walten der Fürsten, wüstes Fehdewesen, Sengen und Brennen der zu Straßenräubern heruntergesunkenen Ritterschaft, Rechtlosigkeit der Bürger und Bauern, Unzufriedenheit und Uneinigkeit an allen Orten und bei allen Ständen, das ist die Signatur der Zeit.**

Den trostlosen Zuständen auf dem staatlichen und gesellschaftlichen Gebiete entsprachen die kirchlichen Verhältnisse. Die Entartung und Verweltlichung des Welt- und des Ordensklerus hatte einen schreckenerregenden Umfang angenommen. Der Geiz, der tiefste Grundfehler der Zeit, offenbarte sich innerhalb des Klerus aller Grade und Ordnungen in der Sucht, die kirchlichen Renten und Einkünfte, Taxen und Sporteln nach Möglichkeit zu erhöhen. Die deutsche Kirche war die reichste der Christenheit. Man berechnete, daß fast ein Drittel des gesamten Grundeigentumes sich in den Händen der Kirche befand, und verurteilte deshalb mit vollstem Rechte um so mehr das von geistlichen Vorstehern ausgehende Streben, diesen Besitz noch immer zu vergrößern. In manchen Städten besaßen die kirchlichen Stiftungen den größten Teil der Stadtflur. Innerhalb der Geistlichkeit selbst machten sich bezüglich der Einkünfte die schroffsten Gegensätze bemerklich. Der niedere, seelsorgliche Klerus hatte außer den vielfach unsichern Zehenten und Stolgebühren keine Gehälter und wendete sich aus Armut oder Habsucht nicht selten Erwerbsarten zu, die mit seinem Stande durchaus unverträglich waren und ihn der Mißachtung des Volkes aussetzen mußten.

„Kein ärmer vich uf erden ist
dan priesterschäft, dem narung gebrist,“

sagt Sebastian Brant. Die höhere Geistlichkeit dagegen hatte Reichtum und Überfluß und trug gar oft keine Scheu, denselben in einer die Besitzlosen des Volkes aufregenden, die Begehrlichkeit der höheren weltlichen Stände steigernden, alle ernsteren Gemüter verletzenden und ärgernden Weise zu offenbaren. „Da sieht man“, klagt Johannes Butzbach, „unter den Prälaten aufgeblasene Gestalten einherschreiten, gekleidet in feinste englische Tuche, auf dem Kopfe das Biret, die mit kostbaren Edelsteinringen geschmückte Hand entweder auf dem Rücken oder hochmütig in die Seite gestemmt. Oder sie reiten stolz zu Pferde, gefolgt von zahlreicher, buntfarbig gekleideter Dienerschaft. Da werden prachtvolle Wohnungen erbaut mit hohen, herrlich bemalten Hallen; da wird gepraßt bei prunkenden Mahlen, das Gut frommer Stiftungen vergeudet in Bädern, Aufwand getrieben mit seltenen Pferden, Hunden und Jagdfalken.“ „Die höhere Geistlichkeit“, sagt er anderwärts, „ist viel schuld an schlechter Seelsorge. Sie setzt den Gemeinden ungeeignete Hirten, während sie selbst den Zehenten zieht. Mancher sucht möglichst viel Pfründen auf sich zu vereinigen, ohne den Obliegenheiten derselben genüge zu leisten, und verschwendet die kirchlichen Einkünfte durch Luxus und Diener, Pagen, Pferde und Hunde. Einer sucht es dem andern in Aufwand und Üppigkeit zuvorzuthun.“

Der alle alten noch fortwährend giltigen Kirchengesetze verletzende Mißbrauch, mehrere Pfründen an eine und dieselbe Person, sogar oft vor Empfang der Weihen an Knaben und Jünglinge zu verleihen, schädigte tief das ganze damalige kirchliche Leben. Dieser schmähliche Mißbrauch stand im Zusammenhange mit der fast zur Regel gewordenen Besetzung der höheren und höchsten geistlichen Stellen und Würden mit nachgeborenen Söhnen adeliger und fürstlicher Familien.

„Ein Zeichen großer Narrheit ist es,“ sagte Geiler von Kaisersberg, „diejenigen vorzuziehen, die durch den Adel des Blutes ausgezeichnet sind, mit Hintansetzung der rechtschaffenen und weisen Männer. **Dieser Narrheit ist ganz Deutschland vor allem voll.**“ „Man befördert zur Regierung der Kirche Unwissende, Vergnügungssüchtige, Ungelehrte, nur allein um ihres Adels und hoher Verbindungen willen.“ Ehemals habe man die Frömmsten und Gelehrtesten, auch aus dem gemeinen Volke, erwählt. Ähnlich sprach sich im Jahre 1512 Thomas Murner in seiner „Narrenbeschwörung“ aus:

„ . . . Aber seyt der Tüfel hat
Den Adel bracht in Kirchenstat,
Seyt man kein Bischof mehr wil han,
Er sy denn ganz ein Edelmann,

Der Tüfel hat vil Schuh zerissen,
Eh' daß er solchs hat durchgebissen,
Daß der Fürsten Kinder all'
Die Inful tragen soll'n mit Schall.“

Seit dem letzten Drittel des 15. Jahrhundertes mehrte sich die Zahl der Diözesen, in welchen der Adel in den ausschließlichen Besitz der Kanonikate an den erzbischöflichen und bischöflichen Kirchen gelangte, während gleichzeitig die fürstlichen Familien unablässig darauf hinarbeiteten, die erzbischöflichen und bischöflichen Stühle in ihre Gewalt zu bekommen. Als der kirchliche Sturm am Ende des zweiten Jahrzehntes des 16. Jahrhundertes losbrach, waren bereits folgende Erzbistümer und Bistümer mit Fürstensöhnen besetzt: Bremen, Freising, Halberstadt, Hildesheim, Magdeburg, Mainz, Merseburg, Metz, Minden, Münster, Naumburg, Osnabrück, Paderborn, Passau, Regensburg, Speier, Verden

und Verdun. Der Erzbischof von Bremen war zugleich Bischof von Verden, der Bischof von Osnabrück zugleich Bischof von Paderborn, der Erzbischof von Mainz zugleich Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt. Man beschwerte sich allgemein darüber, daß viele Bischöfe in ihren Sprengeln, deren Nutznießer sie waren, weder wohnen konnten noch wollten, und daß vielen derselben Schwert und Helm besser anstehe als Mitra und Krummstab. Der Unwille des Volkes gegen die kriegführenden Prälaten steigerte sich von Jahr zu Jahr. Man sang:

„Dem Kriegsmanne das Feld, dem Pfaffen das Chor,
Wenn's sich verkehrt, dann siehe dich vor."

Eine besondere Mißachtung erregte auch der deutsche Orden, der keine andere Aufgabe mehr zu haben schien, als über ein bestimmtes Gebiet landesherrliche Hoheit auszuüben und kraft seiner geistlichen Vorrechte die Kirche zu verweltlichen. „Statt der Feinde", sagte man, „spießen die Ritter gebratene Kapaunen, Rebhühner, Gänse und Enten," und im Munde des Volkes ging der Spottreim:

„Kleider aus und Kleider an,
Essen, trinken, schlafen gan,
Ist die Arbeit, so die deutschen Herren han."

Den von den bischöflichen Sitzen und von allen höheren Kirchenstellen ausgeschlossenen Bürger- und Bauernsöhnen wurde allmählich auch der Eintritt in eine immer größere Zahl von Klöstern verwehrt, die mit ihren unermeßlichen Hilfsquellen für Bildung und Unterricht lediglich dem Adel anheimfielen. Das Leben in denselben mag durch die eine Thatsache charakterisiert werden, daß die festlichen Tänze, welche in Köln bei der Anwesenheit König Maximilians zur

Zeit des Reichstages im Jahre 1505 stattfanden, eröffnet wurden durch den Erzbischof, eine Äbtissin und durch Stiftsdamen von St. Marien und von St. Ursula. Und gerade diese adeligen Klöster widersetzten sich am häufigsten der kirchlichen Reform. Aber nicht bloß diese allein. Auch in den Bettelorden, welche sich wesentlich aus dem Bürger- und Bauernstande erzeugten, fanden die Reformbemühungen oft heftigen Widerstand. Aus vielen Klöstern dieser Orden sprangen die Mönche (z. B. im Jahre 1481 die Augustiner in München) geradezu aus. Die Mönche, welche Geiler von Kaisersberg am schärfsten brandmarkte, „die bösen unregulierten und buben, ich kann sy", sagt er, „nit anders genennen," waren namentlich die Barfüßer in ihrem oft überaus ärgerlichen Lebenswandel. An sehr vielen Orten wurden Klagen laut über gewinnsüchtigen Mißbrauch des Heiligen, über leichtfertige Verhängung kirchlicher Strafen, insbesondere des Interdiktes, über die häufigen und großen Geldsendungen nach Rom, über Annaten und Palliengelder. (Vergl. Bd. II, Seite 212.)

Das durch die gesellschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse entstandene Ärgernis bot bald einer Reihe durch ihre wissenschaftliche Bildung berühmter Männer Veranlassung, gegen Klerus und Hierarchie, ja, nicht selten auch gegen die bisherigen kirchlichen Lehranschauungen heftige Angriffe zu richten. **Diese Männer waren die Humanisten.**

2.

Die Humaniſten, ihr Streit mit den Kölner Dominikanern und die Briefe der Dunkelmänner.

Die Schriften des klaſſiſchen Altertumes, der Griechen und Römer unſterbliche Werke, hatten zur Zeit der Ottone und der folgenden ruhmvollen Kaiſergeſchlechter nicht nur begeiſterte Bewunderer in Deutſchland gefunden, ſondern teilweiſe ſogar geſchickte Nachahmer. Sie waren aber, als das deutſche Reich an politiſcher Größe und Macht immer mehr einbüßte und der alte Glanz verblich, infolge einer langandauernden Periode geiſtiger Verſunkenheit und Barbarei der Vergeſſenheit anheimgefallen. Zwar mußte noch immer die Sprache des alten Latiums das Gewand bieten für die Geiſtesprodukte der auf Gelehrſamkeit Anſpruch Machenden. Aber weil nun die Gottesgelehrten die Theologie mit der Philoſophie verbanden und für die Bezeichnung mancher Begriffe in der ausſchließlich von ihnen benutzten lateiniſchen Sprache nicht die erforderlichen Wortformen fanden, ſo waren ſie genötigt, durch Zurückgreifung bis auf die Wurzeln des Lateiniſchen die Ausdrücke zu bilden, die ihnen zur Verdeutlichung und ſchriftlichen Wiedergabe ihrer Gedanken dienen konnten. Dadurch nahm das Mönchslatein des ſpätern Mittelalters ein beſonderes Gepräge an. Durch Verrenkungen und Verzerrungen, durch Aufnahme fremder Beſtandteile wurde aus der ehemalig wohltönenden, feingebildeten Sprache eine hart klingende, ungelenke, formloſe. Nun geht der Stil auch gänzlich verloren, und es bleibt nur eine Summe von Sätzen und Gegenſätzen, von Beweiſen und Widerlegungen, die bei dem einen Schriftſteller gerade ſo ausſehen wie bei

dem andern, und die jedem Verehrer der klaſſiſchen Werke Roms nur als Ausartungen und geſchmackloſe Barbarei erſcheinen mußte; das Griechiſche aber war für alle gleich einem Buche, welches mit ſieben Siegeln verſchloſſen iſt. Und die Schriften der Alten, die einſtmals von kunſtſinnigen Mönchen abgeſchrieben, verziert und als wertvolle Schätze ſorgſam gehütet wurden, ſie moderten unbeachtet in den Bibliotheken, oder man ſchabte die Pergamentblätter glatt und überſchrieb die unſterblichen Geiſtesprodukte mit Machwerken, welche den augenblicklichen Bedürfniſſen und dem Zeitgeiſte entſprachen. Ja, nicht ſelten wurden Werke eines Cicero, Livius ꝛc. dazu verwandt, geiſtloſe Schöpfungen unbedeutender Männer zu umhüllen. Auf den Lehrſtühlen und in den Schriften der noch in etwa die Wiſſenſchaft Pflegenden da machte ſich breit: Schulgezänk, Wortklaubereien, Spitzfindigkeiten. Jetzt konnte man alles Ernſtes in der obenerwähnten, ſtarren, unbeholfenen Form Disputationen finden über Fragen gleich der: „Wie viel Engel finden Platz auf einer Nadelſpitze“ u. dergl. Aber auch dieſer Zeit ſchlug endlich die Sterbeſtunde. Von Italien, dem alten Mutterlande der Kultur, ging eine Bewegung aus, welche die Wiedererweckung des klaſſiſchen Altertumes, eine Belebung der erſtarrten und erſtorbenen Wiſſenſchaft aus dem alten aber ewig friſchen Quell der griechiſchen und lateiniſchen Geiſtesſchöpfungen im Gefolge hatte. Große Männer ließen am Ende des 14. und gegen den Anfang des 15. Jahrhundertes aus dem Schutte und den Trümmern der Vergangenheit Stück um Stück die alte Herrlichkeit wieder aufleben. Was in den beſtaubten Bibliotheken, was in ehrwürdigen Reſten noch irgendwo zu finden war, es feierte bald ſeine Auferſtehung aus langem Todesſchlafe. Mit der Wiedererweckung des Altertumes drang nun auch der Geiſt desſelben in alle Vorſtellungen und in die ganze Thätigkeit des lebenden Geſchlechtes. Nicht nur, daß ſich fortan allein

in lateinischer oder griechischer Sprache die Feder des Gebildeten, d. h. des Humanisten, mit Anstand ergehen konnte, nicht nur, daß die alten Dichter, Redner und Philosophen, die man als Muster des Geschmackes verehrte, nun auch unmittelbar in Sprache, Darstellung, Gedankenkreis nachgeahmt und ohne Rücksicht auf die anders gewordene Zeit nun wieder erneuert wurden, auch das ganze geistige, politische, sittliche Leben sollte sich nach dem Altertume gestalten. Daher nannte man alles Ernstes die Obrigkeiten der italienischen Städte Konsuln, Prätoren, Senat, sprach vom Papste als vom Pontifex maximus, bezeichnete die Bauern des Kirchenstaates als Sabiner, Umbrer, Marser. In jedem Fürsten sah man einen Cäsar und Augustus, in jedem Freischarenführer einen Scipio oder Hannibal, sich selbst aber verglichen die Humanisten mit Virgil, Cicero ꝛc. Von unübersehbarer Tragweite aber war die Beschäftigung mit dem alten Heidentume für das sittlich-religiöse Leben der Zeit. Wer ausschließlich in dem Ideeenkreise der heidnischen Kulturvölker verweilte, wer ihre Meister als Vorbilder, ihre Helden als nachahmenswerte Beispiele betrachtete, wer die griechische Philosophie als Führerin des Lebens erkor, dem mußte unvermerkt die strenge Autorität der Kirche und der kindlich-fromme christliche Glaube entschwinden. Die heidnische Götterlehre mit ihrer reichen Poesie zog die lebensfrohen und genußsüchtigen Gelehrten mehr an, als das Evangelium vom leidenden Heilande und die Religion der Enthaltsamkeit und Entsagung. Nicht als ob aus den Reihen der Humanisten, wenigstens in Italien, kühne Feinde der Papstkirche oder rechte Reformatoren erstanden wären, dies Geschlecht der Schön- und Freigeister betrachtete den Boden der Kirchenlehre als einen ihm gänzlich fern liegenden. Wenn es in seinen Schriften die heidnischen Götter anrief und die philosophischen Grundsätze im Munde führte, so beteuerte es auch gelegentlich seine Unterwerfung unter alle Glaubens-

formeln der Kirche. Zwar witterten Dominikaner und Franziskaner das der kirchlichen Rechtgläubigkeit gefährliche Gift, und sie eiferten gegen die frivolen Poeten und das Spiel mit dem Heidentume; aber die Welt lachte nur über den befangenen, beschränkten Mönchsgeist, der sich nicht zu der Höhe der modernen Bildung aufzuschwingen vermöge, und über ihren pöbelhaften Zelotismus. Das gewandte Humanistengeschlecht wußte sich trefflich mit den Großen der Welt und der Kirche abzufinden. Hatte doch das Haus der Medici in Florenz der humanistischen Richtung in seinem Palaste eine Heimstätte errichtet, aus der das fröhliche Gedränge der alten Götter und Heroen, der Satyrn und Nymphen, der Dichter und Philosophen wie aus einer Gruft emporstieg, war sogar aus diesem Hause ein Papst hervorgegangen, bei dessen Inthronisation alles olympisches Heidentum und altes klassiches Römertum atmete, schrieb man doch dem Medicäerpapste die Worte zu „fabula illa de Christo“ (jene Fabel von Christus). Was Wunder, wenn noch für ernste Reformatoren und Volksaufklärer (Savonarola) nach wie vor die Scheiterhaufen loderten, das freigeistige Humanistentum aber in Ansehen und Würde blieb. Vergebens strengte das Mönchtum, dessen Roheit und Sittenlosigkeit, dessen äußere Demut und innere Hoffart, dessen Ungebildetheit und Verketzerungssucht den unerschöpflichen Inhalt aller Anekdoten und Satiren der Humanisten bildeten, alle Kräfte an, um die Angriffe gegen sich als solche gegen die Kirche darzustellen: an der Kurie, wo in päpstlichen Diensten der Humanist Poggio eine bunte Sammlung anstößiger Geschichten, in denen lüsterne Pfaffen und faule Mönche, liederliche Weiber und betrogene Ehemänner, übertölpelte Bauern und lustige Spaßvögel die Hauptrollen spielen, zur Erheiterung der apostolischen Sekretäre verfassen konnte, an einem Alexander VI., dessen Wahl ein katholischer Kirchengeschichtsschreiber mit den Worten erwähnt: „Die tiefste

Schmach erlitt der apostolische Stuhl, als die Kardinäle ohne Übereilung, ohne angethanen Zwang, vielmehr nach freier Übereinkunft den Kardinal Rodriga Borgia wählten", an Julius II., der die alte Basilika von St. Peter niederreißen ließ, um eine Nachbildung des heidnischen Pantheon zu errichten, an dem Medicäer Leo X., überhaupt an Kirchenfürsten, wie wir sie in den kirchlichen Zuständen gegen Ende des Mittelalters geschildert haben, ja, selbst an manchen Mitgliedern der Ordenshäuser fanden die klagenden Mönche eher Gegner als freundliche Beschützer.

Was sind nun die Folgen dieser humanistischen Richtung? Wie auf der einen Seite der kirchliche Autoritätsglaube untergraben wurde, so fand das leichtfertige Gelehrtengeschlecht in den freien Anschauungen der Alten auch vielfach Anreizung zur Lockerung der Sitten. Hatte die Lehre und Zucht der Kirche nicht vermocht, den Ausbrüchen ungezügelter Sinnlichkeit zu wehren, waren hohe Würdenträger und die Mönche der Klöster wegen ihrer offenkundigen unsittlichen Verhältnisse längst der Gegenstand des Spottes, so darf man auch nicht erwarten, daß die stolzen Worte von antiker Tugend und stoischer Enthaltsamkeit das Leben ihrer Verkündiger bestimmt hätte. Der sittliche Wandel der Jünger der neuen Weisheit stand außer den Regeln der gewöhnlichen Moral; ihre Satiren, Epigramme und Novellen, besonders ihre Schmäh- und Streitschriften wühlten mit Vorliebe im Schmutze der Unsittlichkeit, und ernste Männer hatten daran ihre Freude und nahmen keinen Anstoß an solcher Lektüre. Jedes Bedenken schlug ein Hinweis auf die Vorbilder des Altertumes nieder. Doch nicht allein an Italien haftete die neue Geistesrichtung, nicht minder folgenreich, ja, von noch bedeutend größerer Tragweite war dieselbe für Deutschland. Aber ein großer Unterschied zwischen dem deutschen und dem italienischen Humanismus springt sofort in die Augen. Wenn mit der Wiederbelebung des klassischen

Altertumes in Italien der heidnische Geist dieses Zeitabschnittes nicht minder seine Herrschaft antritt wie die aus ihm übernommene Form, so betrachteten die ersten Humanisten diesseits der Alpen die großartige Hinterlassenschaft der antiken Völker als eines der vorzüglichsten Bildungsmittel, als einen unerschöpflichen Fruchtboden edler Gesinnung. Sie wollten an dem Geistesleben der Alten sich erfrischen und es wissenschaftlich zu erkennen suchen, jedoch nicht bloß für die Bildung des Verstandes und Geschmackes, sondern vor allem behufs einer tieferen Auffassung des Christentumes und einer Läuterung des sittlichen Lebens. Hervorragende Männer, wie Rudolf Agrikola und Thomas von Kempen, wollten das Studium der Klassiker zum rechten Verständnisse der hl. Schrift verwendet wissen. Ersterer empfiehlt dringend die Beschäftigung mit den Alten; aber, so sagt er, man dürfe sich nicht mit dem Studium derselben begnügen, „denn die Alten kannten den wahren Zweck des Lebens entweder gar nicht oder ahnten ihn nur dunkel, gleichsam wie durch eine Wolke sehend, sodaß sie davon mehr redeten als überzeugt waren". Darum müsse man höher steigen zu den heiligen Schriften, die alles Dunkel zerstreuen, vor aller Täuschung und Verwirrung sichern; nach ihren Lehren müsse man das Leben einrichten, auf ihre segensreiche Leitung sein Heil bauen. Daß solchen Männern das Schulgezänk der Scholastiker, die Spitzfindigkeit und Wortklauberei geistloser Gelehrsamkeit nicht behagen konnte, daß sie das Studium der Bibel, die Pflege des Volksunterrichtes sich angelegen sein ließen, ist nicht wunderbar, aber ebensowenig zu verwundern ist, wenn sie als unerschrockene Bekämpfer aller Übelstände und Mißbräuche auf kirchlichem Gebiete erschienen. Mochten die älteren Humanisten in diesen ihren reformatorischen Bemühungen dem dogmatischen Gebiete noch fern bleiben, bald erhielten sie Nachfolger, die ohne Scheu die ganze hierarchische Ordnung und die wichtigsten Grund-

lehren der Kirche angriffen. „Ich verachte den Papst," erklärte z. B. Johann von Wesel († 1481), „die Kirche und Konzilien und liebe Christum." „Die Kirche," sagt er, „befindet sich in einer babylonischen Gefangenschaft, der Papst ist nur ein bepurpurter Affe." Als „berufener Professor der hl. Schrift" bekämpfte er die Lehre vom Ablasse, von der Heiligenverehrung, vom Fegfeuer, von den Sakramenten der Beichte, des hl. Abendmahles und der letzten Ölung. „Das geweihte Öl", lehrte er, „ist nicht besser als das, welches man in der Küche ißt, im hl. Abendmahle kann der Leib Christi auch ohne Verwandlung der Brotsubstanz zugegen sein. Die hl. Schrift allein ist eine untrügliche Glaubensquelle und muß nur aus sich selbst erklärt werden. Nur der Glaube allein rechtfertigt den Menschen und die von Gott voraus Bestimmten werden der Seligkeit teilhaftig." Seinen Schriften entsprechen auch seine Predigten. Die Geistlichen nannte er „bauchdienerische Fresser der Witwen, Hunde und böse Tiere", und, über die Fasten predigend, äußerte er sich einmal: „Wenn der hl. Petrus das Fasten eingesetzt hat, so ist dies wohl geschehen, um seine Fische besser zu verkaufen." — „Als viel der Mensch hungert, mag er essen, und du magst am Karfreitage einen guten Kapaunen essen." Doch nicht allein Johannes von Wesel schrieb und sprach in der Weise über manche dogmatischen Punkte, viele andere bekämpften mit ihm die Hierarchie, die Lehre vom Ablasse, der Heiligenverehrung, erklärten die hl. Schrift als die alleinige Glaubensquelle, verwarfen die Gelübde, leugneten die Unfehlbarkeit der Konzilien, den Unterschied zwischen Geistlichen und Laien, die Brotverwandlung, die Verdienstlichkeit der Wallfahrten ꝛc.

3.

Von ganz ungewöhnlicher Bedeutung wurde ein Streit, der sich zwischen dem größten Teile der deutschen Humanisten und den Kölner Dominikanern entspann. Derselbe ging hervor aus dem Bestreben eines getauften Juden aus Köln — Johann Pfefferkorn war sein Name —, seinen ehemaligen Glaubensgenossen ihre religiösen Bücher zu entziehen. Pfefferkorn hatte zuerst die Juden durch Ermahnungen zur Nachahmung des von ihm gethanen Schrittes aufgefordert, dann war er mit einer Reihe von Schriften der Obrigkeit genaht und hatte Magistrat und Volk zur gewaltsamen Bekehrung oder Vertreibung der Juden und zur Verbrennung ihrer Bücher aufgefordert. Endlich wußte er vom Kaiser Maximilian und seinem bestochenen Schreiber ein Mandat an sämtliche Juden des Reiches auszuwirken, worin es hieß, sie sollten alle ihre Bücher, die gegen den christlichen Glauben gerichtet und ihrem eigenen Gesetze zuwider seien, „unserem und des Reiches getreuem Johannsen Pfefferkorn als einem Wohlgegründeten und Erfahrenen ihres Glaubens" vorzeigen, dem die Vollmacht erteilt wird, mit Zuziehung des Pfarrers und zweier Obrigkeitspersonen jedes Ortes diese Bücher von ihnen zu nehmen und zu unterdrücken. Dieses Mandat zeigte Pfefferkorn im Jahre 1509 dem berühmten Humanisten Reuchlin vor, mit dem Ersuchen, er möge mit ihm an den Rhein reiten und die Sache ins Werk richten helfen. Allein weder der Konvertit noch sein Ansinnen konnte Reuchlin gefallen. Er entschuldigte sich mit Geschäften, erklärte auch das Mandat für mangelhaft in der Form und schrieb auf Verlangen auf „einem Zeddelein" die Mängel auf.

Pfefferkorn verließ den Gelehrten. Dieser aber erhielt im folgenden Jahre durch den Bischof von Mainz einen kaiserlichen Befehl, sein Gutachten darüber abzugeben, ob solche Bücher, so die Juden über die zehn Gebote Mosis, die Propheten und den Psalter des alten Testamentes gebrauchten, abzuthun, göttlich und löblich und unserem hl. Glauben nützlich sei. Neben Reuchlin waren noch der Dominikanerprior und Ketzermeister Jakob Hochstraten zu Köln und Viktor von Korben, vormals Rabbiner, jetzt Christ und Geistlicher, dann die Universitäten zu Köln, Mainz, Erfurt und Heidelberg zur Abgabe von Gutachten in der Sache aufgefordert. Reuchlins Gutachten oder Ratschlag, „ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen, abthun und verbrennen soll", ist eine schöne Probe der Klarheit seines Verstandes, der Biederkeit seines Charakters und der Milde seiner Gesinnung, obwohl nicht zu verkennen ist, daß ihm die Erhaltung der Judenbücher nicht bloß um ihres litterarischen Wertes oder des Rechtes ihrer Besitzer, sondern auch um der darin vermuteten Geheimnisse willen rätlich und wünschenswert erschien.

„Es lasse sich", meint Reuchlin, „über die vorgelegte Frage viel für und wider disputieren, um aber auf ein sicheres Ergebnis zu kommen, müsse man unter den jüdischen Büchern verschiedene Klassen unterscheiden. Bei welchen Juden wissentlich gefunden werde ein solches Buch, das mit ausgedruckten Worten schlechts und stracks zu Schmach, Schand und Unehre unseres Herrn Gott Jesu, seiner werten Mutter, der Heiligen oder der päpstlichen Ordnung gemacht wäre, das möchte man durch kaiserlichen Befehl verbrennen und denselben Juden darum strafen. Doch nicht anders, denn nach genugsamer Verhörung und rechtmäßig ergangenem Urteil." Was die übrigen Bücher anbelange, so seien sie entweder als von Gott geoffenbarte, oder als Erklärungen dieser Bücher, oder als zum Kultus gehörige, oder auch als Heimlichkeiten der

Reden und Wörter Gottes der Vertilgung nicht würdig, und die Vernichtung aller Bücher ohne Unterschied würden die Juden als ein Zeichen ansehen, daß die Christen ihrer eigenen Sache nicht trauen. Schließlich geht Reuchlins Gutachten dahin, daß man der Juden Bücher nicht verbrennen, sondern ihre Besitzer durch vernünftige Disputation sanftmütig und gütlich zum katholischen Glauben mit der Hilfe Gottes überrede. Um nun aus der Sache überdies einen Gewinn für die Wissenschaft zu ziehen, macht er den Vorschlag, der Kaiser möge befehlen, daß jede deutsche Universität auf zehn Jahre zwei Lehrstühle der hebräischen Sprache errichte, wozu vorerst die Juden die Bücher herzuleihen hätten.

Die übrigen Gutachten lauteten freilich anders. Alle, bis auf das heidelbergische, das auf Berufung einer Kommission antrug, wollten den Juden vorerst ihre Bücher zum Zwecke der Untersuchung weggenommen wissen, mit alleiniger Ausnahme des alten Testamentes, ja, die Mainzer nahmen auch dieses nicht aus, bis sich erwiesen haben würde, daß die Exemplare nicht christenfeindlich gefälscht seien. Sämtliche Gutachten wurden im Auftrage des Mainzer Erzbischofes im November 1510 durch Pfefferkorn dem Kaiser überbracht. Maximilian übergab die Aktenstücke dreien Theologen, die sich im Sinne der Mehrheit entschieden. Aber die Bücherfrage gelangte zu keinem Austrage. Der Kaiser wollte die letzte Entscheidung nicht ohne die Stände des Reiches treffen, und da ein Reichstag nicht zusammentrat, so blieb sie liegen. Daß mittlerweile die Juden die ihnen von Pfefferkorn abgenommenen Bücher bis auf weiteres zurückerhielten, war diesem unerträglich und steigerte seine Wut auf Reuchlin, dessen Gutachten er für die ganze Störung seines so wohl eingeleiteten Anschlages verantwortlich machte. Deshalb trat er in einer „Handspiegel" betitelten Schrift in leidenschaftlichem Tone gegen Reuchlin auf, beschuldigte ihn der Be-

stechung durch die Juden, schmähte seine hebräischen Sprachkenntnisse und trug, wie Reuchlin sagt, auf der Frankfurter Ostermesse die Schrift selbst umher, verkaufte sie und bot sie durch sein Weib in „offenem Grämpelkrame" jedermann feil, verschickte und verschenkte sie. Eine durch den Angegriffenen beim Kaiser erhobene Anklage blieb ohne Erfolg, und so sah er sich genötigt, wie er sagt, „als ein Verwundeter sich selber zu arzneien und zu heilen".

So entstand Reuchlins „Augenspiegel" (d. h. Brille). In demselben sucht er nachzuweisen, daß der getaufte Jud nicht weniger als 34 Lügen gegen ihn vorgebracht habe. Vor allem weist er den Vorwurf der Bestechung mit dem Unwillen eines Ehrenmannes zurück. Er beteuert, daß er all sein Lebtag, von seinen kindlichen Zeiten bis auf diese Stunde, von den Juden oder von ihretwegen weder Heller noch Pfennig, weder Kreuz noch Münz nie empfangen, genommen noch sich verschafft habe, auch insbesondere diesen Ratschlag betreffend, ihm nichts dergleichen versprochen noch von ihm erbeten worden sei, und wer von ihm, zu Verletzung seiner Ehre, anders rede oder schreibe, derselbe lüge als ein leichtfertiger, ehrloser Bösewicht. Nicht minder kräftig weist er die Angriffe auf seine hebräischen Kenntnisse zurück und fügt hinzu: „Der ganze Lärm ist nichts weiter als eine Spekulation des getauften Juden, daß er mit mir als ein Buchgrämpler viel Geld möcht gewinnen, so er mich in gedruckten Büchlein hinabwärts verkauft; denn er hat jetzt mehr Gulden aus mir gelöst, als Judas Pfennige aus unserem Herrn Gott."

An diese beiden Bücher knüpfte sich bald ein Streit von höchster Bedeutung für das geistige und religiöse Leben der Nation. Mochten beide Schriften keine Parteiprogramme sein, mochten mit dem Handspiegel die Kölner Theologen, mit dem Augenspiegel die humanistischen Anhänger Reuchlins nichts oder nur wenig gemein haben, sie wurden die Veranlassung zur Bildung zweier großen Parteien.

Der das höchste Aufsehen erregende und bald über ganz Deutschland verbreitete Augenspiegel brachte Pfefferkorn noch lange nicht zur Ruhe. Er war bald wieder in Frankfurt geschäftig, gegen die Juden und auch gegen Reuchlin Haß und Verachtung zu erregen. Der händelsüchtige Pfarrer Peter Meyer war ihm dabei behilflich, indem er ihm die Erlaubnis erteilte, außen vor der Kirche gegen die Juden und ihre Gönner, namentlich gegen Reuchlin, zu predigen. Meyer sah sich auch den Augenspiegel an, erließ ein Verbot dagegen und schickte ihn als ein gefährliches, henkermäßiges Buch an die theologische Fakultät in Köln. Diese, größtenteils dem Dominikanerorden angehörig und den Ketzermeister selbst unter ihren Mitgliedern zählend, übergab die Schrift ihrem Professor Arnold von Tungern zur Prüfung. Nach dem Gutachten desselben erklärte die Fakultät trotz eines demütigen und unterwürfigen Schreibens von seiten Reuchlins, er habe sich der Begünstigung des jüdischen Unglaubens schuldig gemacht, Stellen aus der hl. Schrift und beiden Rechten verdreht und Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit erregt, die er nur durch Widerruf der anstößigen Stellen beseitigen könne.

Als Reuchlin nun von den Kölnern die Erklärung, welche sie verlangten, formuliert wünschte, und als diese statt dessen ihn aufforderten, er solle seinen Augenspiegel vernichten, durch eine öffentliche Erklärung das gegebene Ärgernis wieder gut machen, namentlich sich als Gegner der Juden und ihrer gottlosen Bücher bekennen, widrigenfalls er vor das Ketzergericht geladen werde, da legte Reuchlin die bis dahin beobachtete ängstliche Bescheidenheit ab und trat den Feinden entschieden gegenüber. Nun ließ er eine Schrift: „Ain Clare Verstentnus" erscheinen, eine Erläuterungsschrift zu seinem bisherigen Verhalten. Dieser gegenüber gaben die Kölner das Ergebnis der Tungernschen Prüfung des Augenspiegels heraus, worin nach der Manier der verknöcherten Scholastik

und mit boshafter Verketzerungssucht die Reuchlinsche Beweisführung durch die Autorität eines Albertus und Thomas (zwei große Scholastiker) zu nichte gemacht werden sollte. Den Kölnern gesellte sich zu Pfefferkorn mit einem Libell, das schon durch seinen Titel „Brandspiegel" hinlänglich gekennzeichnet ist. Reuchlin schrieb nun eine Verteidigung gegen seine kölnischen Verleumder und setzt ihr folgende Erklärung voran: „Welcher schreibt oder sagt, daß ich in meinem Ratschlage, die Judenbücher betreffend, aus Befehl kaiserlicher Majestät gemacht, habe gehandelt anders dann ein christlicher frommer Biedermann, derselbe lügt als ein unglaubhaftiger, leichtfertiger, ehrloser Bösewicht, des erbeut ich mich zu Ehren und Recht fürzukommen." In nicht minder heftigen Ausdrücken wendet er sich dann im einzelnen gegen die Aufstellung der Kölner, widerlegt dieselbe und überhäuft seine Gegner mit allerlei Schmähungen. Pfefferkorn nennt er ein giftiges Tier, ein Scheusal und Ungeheuer, seine theologischen Gegner bissige Hunde, Pferde und Maulesel, Schweine und Füchse, reißende Wölfe, syrische Löwen, Eberusse und höllische Furien.

Auf Reuchlins Freunde und Gesinnungsgenossen machte diese Streitschrift einen verschiedenen Eindruck. In der Verwerfung seiner Gegner waren alle einverstanden; aber einige meinten, Reuchlin hätte ein Scheusal, wie Pfefferkorn, nicht durch seine Schriften verewigen sollen, jedenfalls, glaubten sie, hätte er es mit weniger Leidenschaftlichkeit thun sollen, andern schien es bedenklich, daß Reuchlin theologische Ansichten, die sie zwar mit ihm teilten, in der Weise offen ausgesprochen. Ja, ein geistlicher Freund sagte, der Kirche dürfe ein Glied derselben nie widersprechen, selbst wenn es einsehe, daß sie geirrt habe.

Reuchlin übergab seine Verteidigungsschrift auch dem Kaiser und erwirkte ein Mandat, das beiden Teilen Schweigen auferlegte; aber schon einen Monat später hatten seine Feinde denselben Kaiser dahin gebracht, daß er einen Befehl an die

rheinischen Erzbischöfe wie auch an den Ketzermeister erließ, die Reuchlinsche Schutzschrift, wo sie sich fände, wegzunehmen und zu unterdrücken.

Nachdem die Kölner auch noch durch verschiedene theologische Fakultäten den Augenspiegel hatten verurteilen lassen, begann der Großinquisitor Hochstraten den Prozeß. Nichts half es dem Angeschuldigten, daß er an den Papst appellierte. Der Ketzermeister hielt in Mainz eine feierliche Sitzung. Der Scheiterhaufen war schon aufgeschichtet, und eben sollte das Urteil verlesen werden, welches das böse Buch zum Feuer verdammte: da kam ein erzbischöflicher Befehl, kraft dessen das Inquisitionsgericht aufgehoben, das weitere Verfahren untersagt und Reuchlins Appellation an den Papst genehmigt wurde. Knirschend vor Wut, reiste Hochstraten weg; aber in Köln hatte er das Vergnügen, den Augenspiegel als ein nach Ketzerei schmeckendes, judenfreundliches, gegen heilige Kirchenlehren unehrerbietiges, ärgerliches Buch verbrannt zu sehen.

Mittlerweile hatte Papst Leo X., an den die Appellation gelangt war, die Sache dem Bischofe von Speier übertragen, der seinerseits Domherren zu seinen Vertretern erwählte. Diese erklärten, der Augenspiegel schmecke nicht nach Ketzerei, sei nicht ärgerlich, nicht unehrerbietig, nicht allzu judenfreundlich, dürfe daher verkauft und gelesen werden. Hochstraten habe mit seiner Verdammung unrecht. Es wurde ihm Stillschweigen und Kostenersatz (111 Fl. rheinischen Goldes) auferlegt und ihm geboten, bei Strafe des Bannes binnen 30 Tagen sich mit Reuchlin zu vergleichen.

Allein Hochstraten kümmerte sich nicht um den Ausspruch, und da er schon früher an den Papst appelliert hatte, so fand nun auch Reuchlin sich veranlaßt, die Akten nach Rom zu senden. Auch hier schien man ihm günstig gestimmt zu sein, und obschon der nach Rom zitierte Ketzermeister, wohl empfohlen, wohl beritten und wohl mit Goldstücken versehen, daselbst erschien, so sagte doch Papst Leo zu dem Florentiner

Poggius inbetreff Reuchlins: „Sei unbesorgt, wir werden dem Manne nichts geschehen lassen."

Dieser schwankende Gang der Dinge erregte den Unmut der Predigermönche. Sie schimpften auf den mit der Sache betrauten Kardinal Grimani, sprachen in wenig achtungsvoller Weise vom Papste und drohten auf den Fall einer ihnen ungünstigen Sentenz mit der Berufung auf ein Konzil, ja, mit offenem Abfalle vom römischen Stuhle. Auch Pfefferkorn fuhr fort, zu zetern und zu hetzen. Dem Brandspiegel ließ er eine „Sturmglocke" folgen.

Während die streitige Angelegenheit in Rom der Entscheidung harrete, waren in Deutschland alle Humanisten bestrebt, den von ihnen so hochverehrten Reuchlin durch ihre Teilnahme und durch ihre Bundesgenossenschaft in dem Kampfe gegen seine Gegner zu unterstützen. Im Jahre 1514 veröffentlichte Reuchlin eine Sammlung von Briefen **„berühmter Männer"** (epistulae clarorum virorum), durch welche bekundet wurde, daß alle ausgezeichneten geistigen Kräfte sich freudig um das so schnöde gelästerte und verleumdete ehrwürdige Haupt gesellten und seine Sache zu der ihrigen machten. Im Jahre 1519 erschien dieselbe Schrift in vermehrter Auflage, und auf dem zweiten Blatte stand das Heer der Reuchlinisten verzeichnet. Reuchlinisten und Arnoldisten wurde nun das Feldgeschrei zweier feindlichen Lager: es mit dem ersten zu halten, letzteren zu verachten, galt für die Schuldigkeit jedes Ehrenmannes: Reuchlinist war Anrede und Unterschrift in Büchern; daß jemand ein guter Reuchlinist sei, war die beste Empfehlung in der damaligen Gelehrtenrepublik.

Unterdessen zog sich die gerichtliche Verhandlung in Rom schon Jahre lang hin. Endlich am 2. Juli 1516 fand die öffentliche Sitzung statt, in welcher das Urteil gefällt werden sollte. Der Vorsitzende, der ehrwürdige Erzbischof von Nazareth, gab seine Stimme für den Augenspiegel und wider dessen Ankläger ab, und ihm folgten sämtliche Beisitzer bis

auf den Dominikaner Sylvester Prierias. So war der Spruch zugunsten Reuchlins gefallen, und es fehlte nur noch dessen Verkündigung. Aber der Papst fürchtete den mächtigen Predigerorden und erließ ein Mandatum de supersedendo, d. h. der Handel zwischen Reuchlin und den Kölnern würde nicht entschieden, sondern niedergeschlagen.

Doch auch dieses war schon ein Sieg der Reuchlinisten. Ihr Haupt ging aus dem sechsjährigen Kampfe zwar mit schwerem Vermögensverluste durch die Prozeßkosten, aber mit der Glorie eines geretteten Märtyrers hervor. Das letzte Wort in dem langen Streite hat schließlich der Reichsritter Franz von Sickingen gesprochen, der Freund und Schüler Reuchlins. Wenn sie den Doktor Reuchlin nicht in Ruhe ließen, schrieb er an die Dominikaner, die Appellation gegen das Urteil nicht aufgäben und die Kosten bezahlten, so werde er samt seinen Freunden gegen sie so handeln, daß der fromme und hochgelehrte Mann in seinem Alter bei Ruhe bleibe. Im Jahre 1520 kam dann auch ein Vergleich und die definitive Niederschlagung des Prozesses zustande.

Der Reuchlinsche Handel bot nicht allein die Veranlassung zu der Abfassung der Briefe „berühmter Männer", er gab auch einem lateinischen Gedichte Triumphus Capnionis (Triumph Reuchlins) und den Briefen der **Dunkelmänner** (epistulae obscurorum virorum) das Dasein. Ersteres war wahrscheinlich ein Werk des Humanisten **Ulrich von Hutten.**

Dieser aus einem der angesehensten und ältesten Geschlechter im Frankenlande stammende Reichsritter war anfangs dem Mönchsstande bestimmt. Aber es wollte ihn bald bedünken, „er wüßte in einem anderen Stande Gott besser zu gefallen und der Welt ehrbarer zu dienen," und daher entfloh er dem Kloster. Er widmete sich den wissenschaftlichen Studien, führte ein vielfaches Wanderleben, kam nach Italien, nach Rom und bekundete sich bald als heftigen Gegner des päpstlichen Regimentes. In bitteren Epigrammen

sprach er sich aus gegen die hehre Stadt, wo man Gott und das Heilige verkaufe, jeder Lust und Üppigkeit fröne und das teutonische Volk ausraube und verspotte. Und das alles geschehe in Rom, wo Curius einst und Metellus und Pompejus gelebt! Was Wunder, wenn der so geartete Hutten in dem Streite des Humanistenhauptes gegen die Kölner Mönche eine hervorragende Stelle einnimmt! War er es ja, der das Wiederaufleben der klassischen Studien mit den Worten preist: „O Jahrhundert! die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust, zu leben.“ Darum feiert er nun den Sieg Reuchlins nicht bloß als einen Sieg des einzelnen Mannes, sondern als einen Sieg des geistig erwachten Deutschlands über das in Geistesknechtschaft befangene. „Jauchze, wofern du dich selber erkennst, o jauchze, mein Deutschland“, ist der oftmals wiederkehrende Refrain des Gedichtes. Aber von noch viel größerer Bedeutung als dieses Triumphlied wurden die **Briefe der Dunkelmänner.** Dieselben erschienen zu Anfang des Jahres 1516 und sind wohl nicht das Werk eines einzelnen, wenn auch Hutten und seine nächsten Freunde die Hauptverfasser sein werden, sondern ein Produkt des eng befreundeten Humanistenkreises.

Die Briefe der Dunkelmänner sind dem Vorgeben nach von Anhängern des alten Systemes an den Kölner Professor Ortuinus Gratius, den Genossen und Freund Hochstratens und Arnolds von Tungern, geschrieben und behandeln die Verhältnisse der Mönche und scholastischen Professoren in sittlicher und wissenschaftlicher Hinsicht. Das ganze Werkchen durchzieht als verbindender Faden der Reuchlinsche Handel, über dessen Fortgang und Wirkung sich die Briefsteller unterhalten. Dabei aber wird das erbärmliche Leben und Treiben jener Gesellschaft, werden ihre unfruchtbaren Disputationen, ihre kasuistischen Argumente, ihre haarspaltenden Distinktionen, ihre albernen Schlußfolgerungen geschildert, ihre ängstlichen Bedenklichkeiten bei Verletzung einer kirchlichen Vorschrift

und daneben ihr sinnliches Leben, ihre Faulheit, Unsittlichkeit und Völlerei, der lächerliche Gelehrtenhochmut und die klägliche Unwissenheit der Professoren, und das alles in dem barbarischen Küchenlatein der alten Gelehrsamkeit und so augenscheinlich der trostlosen Wirklichkeit nachgezeichnet. War das Bild doch so treffend, daß an manchen Orten die Angegriffenen sich wohlgefällig in dem Spiegel beschauten und den Hohn gar nicht merkten. Der Beifall und die Wirkung dieser Briefe war ein ganz außerordentlicher; noch lange lieferte man Zusätze und bis auf den heutigen Tag noch Nachahmungen. Wegen dieser großen Bedeutung der Briefe möge hier ein genaueres Eingehen auf dieselben erfolgen. Als Briefschreiber erscheinen die Magister Genselinus, Scherschleiferius, Dollenkopfius, Mistladerius 2c. Sogleich der erste Brief kann eine Vorstellung von der Art des Werkes geben. Der Theologe Thomas Langschneider legt seinem ehemaligen Lehrer Ortuin Gratius eine Streitfrage zur Entscheidung vor, die kürzlich bei einem Magisterschmause in Leipzig aufgeworfen worden sei. Er vergißt nicht, vorher zu beschreiben, wie die Doktoren, Magister und Lizentiaten sich bei der Gelegenheit auf Kosten der neuen Magister gütlich gethan mit gebratenen Hühnern, Kapaunen und Fischen, Malvasier und Rheinwein, Einbecker, Torgauer und Neuburger Bier. So erheitert, beginnen die Magister schulgerecht von wichtigen Fragen zu reden, unter anderm, ob einer, der Doktor der Theologie, d. h. nach damaligem Sprachgebrauche Magister noster, zu werden im begriffe stehe, Magister nostrandus oder noster Magistrandus zu nennen sei. M. Warmsemmel, ein feiner Scotist, entscheidet sich für das letztere. Denn, sagt er, magistrare ist ein Verbum, s. v. a. magistrum facere, und davon kommt magistrandus; dagegen nostro, nostrare ist nicht gebräuchlich und kommt im Wörterbuche nicht vor. Hiergegen hält M. Delitzsch, Artist, Mediziner und Jurist zugleich (eine

wirkliche Person, Professor und einigemale auch Rektor in Leipzig), den Widerpart. Es sei gar nicht einerlei, ob noster vor oder nach Magister stehe: Magister noster bezeichne herkömmlich einen Dr. Theol., noster Magister aber könne nach Umständen jeder Meister in irgend einer freien oder unfreien Kunst genannt werden; also könne nur Magister nostrandus das Richtige sein. Daß ein Verbum nostrare nicht gebräuchlich, stehe dem nicht im Wege, da es ja nach Horaz (Ars poetica) gestattet sei, neue Wörter zu bilden. Welche von beiden Ansichten nun die richtige sei, bittet der Briefsteller, möge Ortuin entscheiden und ihn auch in Kenntnis setzen, wie es mit dem Kriege zwischen ihnen und dem Dr. Reuchlin stehe; denn er habe gehört, daß dieser Schuft immer noch nicht widerrufen wolle. Auch das artikelweise geschriebene Buch Arnolds von Tungern (gegen Reuchlin) möge er ihm noch einmal schicken und sein vertrauliches Schreiben nicht übel nehmen. — An diesem ersten Briefe mit seinem prandium magistrale hatte der berühmte Humanist Erasmus, dem er schon vor dem Drucke abschriftlich zugekommen war, eine solche Freude, und er las ihn so oft unter Freunden vor, daß er ihn beinahe auswendig wußte.

Durch denselben sind wir nun schon völlig in das Leben und Treiben, in den geistigen Horizont der Menschen versetzt, mit welchen es die Epistulae obsc. viror. zu thun haben. Ähnliche Szenen, ähnliche Streitfragen, eine immer scholastischer als die andere, wiederholen sich. So hatte Ortuin einmal von einem gewissen Magister noster den Ausdruck gebraucht, er sei ein Glied (membrum) von zehn Universitäten. Aber der scharfsinnige Dr. Klorbius macht ihn aufmerksam, wie unstatthaft es sei, von einem Gliede mehrerer Körper zu sprechen, da wohl ein Körper mehrere Glieder haben, aber nicht ein Glied mehreren Körpern angehören könne. Jenen Magister noster statt eines Gliedes

vielmehr Körper von zehn Universitäten zu nennen, gehe aber auch nicht an, da ja dann die Universitäten seine Glieder, also ihm untergeordnet wären, und er mehr sein müßte als zehn Universitäten: was für diese verkleinerlich und selbst für einen Magister noster, der ja doch immer noch ein Mensch sei, zu viel wäre. Was bleibt also für ein Ausweg? Wer auf zehn Universitäten immatrikuliert ist, entscheidet Dr. Klorbius, welcher solche Weisheit zu Löwen gelernt hat, der kann sagen: Ich bin Glieder (membra) von zehn Universitäten. Auch Gewissensfälle geben oft zu ähnlichen scharfsinnigen Erörterungen Veranlassung. Es ißt einer ein Ei, worin schon ein Junges zu bemerken; nachher besinnt er sich, daß es Freitag ist, und die gebrochenen Fasten fallen ihm schwer aufs Gewissen. Ein Freund tröstet ihn, das junge Hühnchen, so lange es noch nicht ausgeschlüpft, werde nicht anders betrachtet als wie die Würmer im Käse oder in Kirschen, die man auch ungescheut zur Fastenzeit verschlucke. Allein der Briefsteller ist damit noch nicht beruhigt und wendet sich um Auskunft an Ortuin; denn die Würmer, hat er von einem Arzte gehört, der ein guter Naturforscher sein soll, rechne man zu den Fischen, sie seien also Fastenspeisen, dagegen das ausgebildete Hühnchen im Ei sei wirkliches, verbotenes Fleisch.

Während sie auf diese Weise am Nichts ihren Scharfsinn üben, zeigen sich unsere dunkeln Männer in allem demjenigen, woran sich in jener Zeit der geistige Fortschritt knüpfte, in Sprachen- und Altertumskenntnis, aufs äußerste unwissend. Sie verwechseln den Grammatiker Diomedes mit dem Homerischen Helden. Sie halten Griechisch und Hebräisch für unnütz; denn 1) sei die heilige Schrift schon genügend übersetzt, und 2) dürfe man die ungläubigen Juden und die schismatischen Griechen nicht dadurch stolz machen, daß man ihre Sprachen lerne. Die Frage wird aufgeworfen, ob es zur ewigen Seligkeit notwendig sei, daß die Scholaren die

Grammatik aus weltlichen Dichtern, wie Virgil, Cicero, Plinius, lernen? Sie wird verneint, da nach Aristoteles die Dichter viel lügen, und wer lügt, der sündigt, und wer sein Studium auf Lügen gründet, der gründet es auf Sünden, was aber auf Sünden gegründet ist, das ist nicht gut, sondern wider Gott, der den Sünden feind ist. Aber auch die kirchlichen Dinge berühren diese Briefe, und der Gegensatz zwischen den scholastischen Theologen und den Humanisten spielt eine große Rolle. Bald streiten sie sich bei einer Zeche (in una zecha) über den Trierer Rock, den ein solcher Poetenschüler ein lausiges altes Kleid nennt; über die Reliquien der heiligen drei Könige zu Köln, von denen derselbe Freigeist meint, daß sie leicht von drei westfälischen Bauern herrühren könnten; über die alten scholastischen Lehrbücher, welche die Neuerer verspotten; dann über die Tagesfrage: Reuchlin und Hochstraten, welcher letztere bei den Poeten eine verfluchte Bestie heißt, wie die Pariser Universität wegen ihres Verdammungsurteils gegen den Augenspiegel sich gefallen lassen muß, ihren alten Ehrentitel als mater studiorum mit dem einer mater stultitiae vertauscht zu sehen. Auch an Thätlichkeiten zwischen beiden Parteien, wie sie in ein Possenspiel gehören, fehlt es in unsern Briefen nicht. Die Reise des M. Schlauraff, die er in Reimen beschreibt, ist eine Kette von Schlägen, Püffen und Ohrfeigen, die er, als Werber gegen Reuchlin, von den Poeten und ihren Anhängern bekommt, und mittels deren er von einer Universität zu der anderen in halb Deutschland herumgestoßen wird. Besonders das Gasthaus zur Krone in Mainz ist durch seine böse Tischgesellschaft, als das Heerlager der Poeten und Freigeister, den Magistern ein Greuel. Jene Menschen gingen mit Schwertern und Degen an der Seite, würfelten um Hochstratens Ablaßzettel, führten lästerliche Reden und ließen einen ehrsamen Magister nicht einmal für sein Geld mit Ruhe essen. Da ging auch Ulrich von Hutten zeitweise

ein und aus; ein höchst bestialischer Mensch, wie ein Brief ihn schildert, der einmal gesagt hatte, wenn die Predigermönche ihm das thäten, was sie dem Reuchlin thun, so wollte er ihnen Fehde ansagen und jedem von ihnen, der in seine Hände fiele, Nase und Ohren abschneiden. Der Briefsteller ist nur froh, daß Hutten jetzt fort ist, um Doktor zu werden, und seit einem Jahre sich in Mainz nicht hat blicken lassen; er wünscht, der Teufel holte ihn.

Dergleichen Streitunterredungen sind es denn auch, mittels deren in unsere Briefe der direkte ernste Tadel des Unwesens, dem die Briefsteller sonst das Wort reden, eindringen kann. Die guten Leute berichten einander treuherzig, was sie da und dort für derbe Wahrheiten haben anhören müssen. Am kaiserlichen Hoflager zu Innsbruck hört M. Wilhelm Lamp auf der Durchreise laute Beschwerden über das Kurtisanenwesen und das Wandern des deutschen Geldes nach Rom; bei einem Gastmahle in Worms ein anderer scharfe Reden gegen die Häufung der Pfründen, das Wohlleben und die anstößigen Sitten der höhern Geistlichkeit. Ein Würzburger Magister klagt über den Prediger an der Hauptkirche daselbst, Johann Reyß, der in allem einen eigenen Weg gehe, keiner Schule als der Schule Christi angehören wolle, von den Mönchsgelübden und Kutten wenig halte, da Gott nicht auf die Kleider sehe. Auch im Predigen habe er seine besondere Art: er biete gar keine Kunst, keinen Scharfsinn mit Fragen, Einwürfen und Schlußfolgerungen auf, sondern gehe ganz einfach zu Werke, und — sonderbar! — die Leute hören ihn doch gern. Besonders bedenkliche Äußerungen habe er sich über den Ablaß erlaubt. Dem Bruder Jakob, der auf der Kanzel gesagt habe, was in den Ablaßbriefen stehe, sei so wahr wie das Evangelium, und wer dieselben empfange, sei so vollständig absolviert, als hätte Christus selbst ihn von seinen Sünden losgezählt, habe Reyß öffentlich mit den Worten widersprochen: „Nichts ist

mit dem Evangelium zu vergleichen, und wer recht handelt, wird selig. Wenn einer hundertmal jenen Ablaß empfängt und nicht gut lebt, so wird er verdammt, und der Ablaß hilft ihm nichts. Dagegen, wenn einer rechtschaffen lebt, oder, falls er sündigt, Buße thut und sich bessert, siehe, dem verkündige ich, daß er ein Bürger des Himmelreiches sein wird, ohne andere Hilfsmittel nötig zu haben."

Ist hier noch vor Luthers Ablaßstreite der wesentliche Inhalt seiner Thesen und Streitschriften ausgesprochen, so zeigt eine andere Stelle vollends deutlich, wie weit ihm vorgearbeitet war. In Frankfurt a. d. O. muß sich M. Klingesor von einem, „der ihm immer Widerpart hält", die Weissagung Zephan. I, 12: Zu derselbigen Zeit will ich Jerusalem mit Laternen durchsuchen, und will heimsuchen die Leute, die auf ihren Hefen liegen u. s. f., so auslegen lassen: „Ich will Jerusalem durchsuchen", spricht der Herr, d. h. ich will meine Kirche untersuchen, um sie zu reformieren und die Irrtümer zu entfernen, die sich in dieselbe eingeschlichen haben; und das will ich thun „mit Laternen", d. h. durch gelehrte Männer, dergleichen in Deutschland Erasmus von Rotterdam, Johann Reuchlin, Mutianus Rufus u. a. sind; „und will heimsuchen die Männer", d. h. die Theologen, „die liegen", d. h. hartnäckig beharren, „auf ihren Hefen", d. h. auf einer schmutzigen, finstern und widersinnigen Theologie, welche sie seit einigen hundert Jahren aufgebracht haben, mit Abweichung von jenen alten und gelehrten Theologen, die im wahren Lichte der Schrift gewandelt hatten; während sie selbst weder Latein noch Griechisch oder Hebräisch verstehen, um die Schrift auslegen zu können. Nachdem sie also jene echte und ursprüngliche Theologie verlassen haben, thun sie nichts weiter, als daß sie disputieren und argumentieren und unnütze Fragen aufwerfen. Darum wird sie der Herr „heimsuchen" und andere Doktoren senden, welche jene Sprachen verstehen, und nach Wegräumung der

„Hefen", d. h. jener abgeschmackten Spitzfindigkeiten einer falschen Theologie, ihre „Laternen" bringen, d. h. uns die Schrift beleuchten und die alte, wahre Theologie wiederherstellen.

Doch dergleichen Strafpredigten oder andere Unfälle nehmen unsere Dunkelmänner nicht allzuschwer. Essen und Trinken schmeckt ihnen doch, Deo gratias, nicht minder Schlaf und Liebesfreuden. In manchen mit bitterem Hohne das ungeistliche Leben der Mönche geißelnden Erzählungen, ferner in vielfach nicht sehr zarten Anspielungen auf den getauften Juden und seine allerliebste Frau wird dann in der auch an den Universitäten nicht unbekannten schlüpfrigen Weise Hohn und Spott auf die Gegner gesandt.

Durch alle diese Späße und wohl auch Unziemlichkeiten übrigens geht wie der rote Faden die Reuchlinsche Angelegenheit hindurch; womit einesteils für den possenhaften Vordergrund ein dunkler, ernster Hintergrund, anderenteils für die lose Form einer Briefsammlung das Band einer Fabel gewonnen, das Ganze dem Romane nahe gerückt wird. Schon im ersten Briefe des ersten Teiles wird gefragt, wie es mit der Fehde zwischen Reuchlin und den Kölnern stehe, und der letzte Brief des Anhanges vom zweiten Teile wirft dem Ortuin und seinen Helfershelfern nunmehr offen die Schlechtigkeiten vor, die sie an dem rechtschaffenen und gelehrten Reuchlin verübt haben. Zwischen beiden Endpunkten aber sind nur wenige Briefe, in welchen dieses Thema nicht zur Sprache käme. Bald im Anfange wird Hochstratens als in Rom befindlich Erwähnung gethan, und sofort ist es der schwankende Gang des Rechtshandels zwischen ihm und Reuchlin, der Wechsel zwischen Furcht und Hoffnung, der sich in den Briefen der Dunkelmänner von der Kehrseite abspiegelt. Bald empfangen oder erteilen sie gute Zeitung aus Rom: Hochstraten hat Wechsel erhalten, den Kardinälen und Auditoren ein fettes Gastmahl gegeben; da sind sie voll Hoffnung auf einen

für sie günstigen Ausgang der Sache, zumal wenn gleichzeitig verlautet, daß Reuchlins Mittel durch die Prozeßkosten gänzlich erschöpft seien. Ein andermal aber heißt es, der Papst wolle die speiersche Sentenz bestätigen und den Druck des Augenspiegels in Rom gestatten; Leo X. trauen sie überhaupt nicht, weil er selbst ein Poet sei und den h. Thomas nicht verstehe; nun geht auch dem Hochstraten das Geld aus, ein besuchender Magister sieht seine Kutte liegen und findet sie voller Läuse, was den guten Menschen bis zu Thränen rührt. Der erste Teil der Briefe endigte ursprünglich mit dem Gerüchte, das jedoch der Briefsteller unglaublich findet, daß Reuchlin obgesiegt habe; in der vermehrten Ausgabe ist ein Brief, angeblich von Hochstraten selbst, aus Rom hinzugekommen, in welchem er gesteht, er wollte, er hätte den Handel nicht angefangen, denn es stehe schlecht, er habe oft nicht das liebe Brot, und wenn er mit Peter Meyer von Frankfurt auf dem Campo Fiore spazieren gehe, so spotten die Kurtisanen: da gehen die zwei, die den Reuchlin fressen wollen. Gegen den Schluß des zweiten Teiles schwebt zwar der Handel in Rom noch immer, doch ist bekannt, daß die Mehrheit der niedergesetzten Kommission für Reuchlin ist, und die Aufmerksamkeit und Hoffnung wendet sich der großen Reuchlinistenverschwörung zu, welche sich mittlerweile in Deutschland gebildet und die Sache Reuchlins und der Geistesfreiheit vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung durchzufechten sich vorgesetzt hat.

Nachdem so oft von Reuchlin die Rede gewesen, daß man gespannt sein muß, ihn selbst auftreten zu sehen, eröffnet endlich ein Brief des zweiten Teiles den Einblick in das Studierzimmer des ehrwürdigen, nunmehr 61jährigen Mannes. „Wie ich in sein Haus kam", erzählt ein Baccalaureus, „da sagte er zu mir: Willkommen, Herr Baccalaureus, setzet Euch. Und er hat einen Brill (unum brillum) auf seiner Nase und ein Buch vor sich, das war seltsam geschrieben,

und ich sah gleich, daß es weder deutsch, noch böhmisch, auch nicht lateinisch geschrieben war. Und ich sagte zu ihm: Vortrefflicher Herr Doktor, wie nennt man sothanes Buch? Er antwortete: es nenne sich der griechische Plutarchus und handle von der Philosophie. Da sagte ich: So leset es in Gottes Namen! und daher glaube ich, daß er wundersame Künste versteht. Dann sah ich ein kleines Buch, neugedruckt, unter der Bank liegen und sagte zu ihm: Vortrefflicher Herr Doktor, was liegt denn da? Er antwortete: Es ist ein anstößiges Buch, das mir kürzlich ein Freund aus Köln geschickt hat, es ist gegen mich geschrieben, und die Kölner Theologen haben es verfaßt und sagen nun, Johann Pfefferkorn habe solches Buch gemacht. Da sagte ich: Was thut Ihr dagegen? wollet Ihr Euch nicht rechtfertigen? Antwortet er: Nichts weniger; ich bin schon hinlänglich gerechtfertigt, ich kümmere mich nichts mehr um diese Thorheiten, meine Augen reichen kaum noch hin, das zu studieren, was mir nützlich ist. Das Büchlein aber war betitelt: Defensio Jo. Pfefferkorn contra famosas."

Haben wir uns bis dahin redlich bemüht, von Zweck und Inhalt, Form und Anlage der Dunkelmännerbriefe dem Leser eine Vorstellung zu geben, so können wir uns zum Schlusse das niederschlagende Bekenntnis nicht ersparen, daß wir etwas unternommen haben, das sich eigentlich nicht leisten läßt. Sollen wir mit Einem Worte den Punkt dieser Unmöglichkeit bezeichnen, so liegt er in der Sprache unserer Briefe. Da es die Dunkelmänner des beginnenden sechzehnten Jahrhundertes selbst sind, welche sich darin aussprechen, so thun sie es in ihrer Sprache, d. h. in einem Latein (wenn es noch so genannt werden kann), wie es sich im Laufe des Mittelalters aus der Mischung kirchlicher und landessprachlicher Bestandteile mit dem ursprünglichen Grundstocke gebildet hatte. Diese Sprache ist dadurch komisch, daß sie zwar auf jedem Schritte mit den Gesetzen der klassischen Latinität im Widerspruche steht, aber trotzdem etwas für sich, eine Sprache ist, der

man es heute noch anmerkt, daß sie, wenn auch in unsern Briefen komisch idealisiert, d. h. übertrieben, doch ihrer Grundanlage nach gelebt hat und wirklich gesprochen worden ist; wie die Briefsteller ihrerseits, trotz des grellen Widerspruches, worin ihr Treiben mit Vernunft und Bildung steht, doch so einig mit sich, so vergnügt in sich und unter sich sind, als nur je ein Falstaff oder sonst ein echt komisches Subjekt gewesen ist. Aber dieser komische Charakter ist an das Lateinische gebunden. Er geht in jeder Übersetzung verloren. Diese Art von lächerlicher Verderbnis hat eben nur das Lateinische in seinem Durchgange durch das Mittelalter und die andersredenden Nationalitäten erlitten. Keine Art, wie der Übersetzer das Deutsche oder sonst eine Sprache handhaben möchte, kann den Eindruck des Originales wiedergeben.

Am ehesten geht es noch an solchen Stellen, wo das Komische des Ausdruckes weniger in dem grammatischen als in dem logischen und rhetorischen Baue liegt, wie z. B. in folgendem Eingange des Briefes von Wilh. Scherschleiferius aus Frankfurt. „Ich wundere mich sehr", schreibt er an Ortuin, „warum Ihr mir nicht schreibet, und Ihr schreibet doch an andere, die Euch nicht so oft schreiben, als ich Euch schreibe. Wenn Ihr mein Feind seid, daß Ihr mir nicht schreibet, so schreibet mir doch, warum Ihr mir nicht mehr schreiben wollt, damit ich weiß, warum Ihr nicht schreibet, da ich Euch doch immer schreibe, wie ich Euch auch jetzt schreibe, unerachtet ich weiß, daß Ihr mir nicht wieder schreiben werdet" u. s. f. Oder wenn die liebe Unwissenheit so naiv sich vorträgt, wie in dem Brief eines Wormser Magisters an Ortuin aus Rom: „Ihr habt mir (beim Abschiede) gesagt: Peter, wenn Ihr nach Rom kommt, sehet zu, ob es neue Bücher gibt, und schicket mir etliche. Schauet nun, da habt Ihr ein neues Buch, das hier gedruckt ist, und weil Ihr ein Poet seid, glaube ich, daß Ihr viel Nutzen daraus ziehen könnet. Denn ich habe hier in der Audienz von einem Notarius gehört, der

perfekt sein soll in dieser Kunst, sothanes Buch sei der Quellbrunn der Poeterei, und sein Verfasser, mit Namen Homerus, sei der Vater aller Poeten. Und er hat gesagt, es gebe noch einen andern Homerus, auf griechisch. Da sagte ich: was geht mich das Griechische an? der lateinische da ist besser, denn ich will ihn nach Deutschland schicken an M. Ortuinus, der fragt nichts nach diesen griechischen Phantaseien. Und ich fragte ihn: was ist in dem Buch begrissen? Antwortet er, es handle von gewissen Leuten, die Griechen hießen, die haben Krieg geführt mit andern, die sich Trojaner nannten, die ich auch schon vordem habe nennen hören. Und diese Trojaner hatten eine große Stadt, und jene Griechen legten sich vor die Stadt und lagen allda wohl zehn Jahre; da kamen die Trojaner bisweilen zu ihnen heraus und schlugen sich handgreiflich mit ihnen, und würgten sich gar seltsam untereinander, also daß die ganze Ebene blutig war; und es war ein Wasser da, das wurde von dem Blute gefärbt und ganz rot; und das Geschrei hat man im Himmel gehört, und einer hat einen Stein geworfen, den zwölf Männer nicht erheben konnten, und ein Pferd hat angefangen zu reden und hat geweisfagt. Aber ich glaube solches nicht, weil es mir unmöglich vorkommt, auch scheint mir das Buch nicht sehr authentisch; bitte, schreibet mir, was Ihr davon haltet."

So kann man wohl auch von den lateinischen Versen unserer Magister durch Übersetzung dem deutschen Leser eine Vorstellung zu geben suchen, z. B. wenn Kornelius Fenstermacher seine Klagen über die Mainzer Kronengäste in Reime faßt:

Zu Mainz im gemeinen Gasthaus zur Krone,
Wo ich neulich schlief in eigner Persone,
Da sind zwei unverschämte Spaßmacher,
Die spielen gegen unsre Magister die Lacher,

Verstehen nicht förmlich in Schulen zu disputieren,
Noch aus einem Schlußsatz viele Korollarien zu formieren,
Wie der Doctor subtilis gründlich lehrt,
(Wer ihn verachtet, ist sehr verkehrt) . . .
Von dem allem verstehen nichts die Poeten,
Darum führen sie so ungewaschene Reden,
Wie jene zwei frechen Possenreißer,
Die unsre Magister Narren heißen,
Aber unser Magister von Hochstraten muß sie zitieren,
Dann wird es ihnen vergehen, erleuchtete Männer zu verieren.

Doch auch hier steht, von den einzelnen Feinheiten des Mißausdruckes abgesehen, die Form des wilden Knittelreimes mit der Eigentümlichkeit der deutschen Sprache lange nicht in dem komischen Widerstreite, wie mit der exakten Metrik der lateinischen. So bleibt der volle und ganze Genuß der Epistulae obscurorum virorum auf diejenigen beschränkt, welche sie in ihrer Ursprache zu lesen verstehen.

Die in den Briefen der Dunkelmänner Verspotteten wandten sich zunächst an die Kirchengewalt. Sie ließen es sich viel Geld kosten, bis sie ein päpstliches Breve auswirkten, welches allen Christgläubigen bei Strafe der sofortigen Ausschließung aus der Kirche gebot, binnen drei Tagen nach dem Bekanntwerden der Verordnung die etwa in ihrem Besitze befindlichen Exemplare der Epistulae zu verbrennen und Urheber, Drucker und Besitzer derselben, die sie nicht verbrennen wollten, dem Ortspfarrer anzuzeigen. Mit dieser Waffe versehen, glaubte nun auch Ortuin litterarisch gegen den Feind zu Felde ziehen zu können. Er kehrte die Bezeichnung: Obscuri viri (Dunkelmänner) gegen die Urheber der unter diesem Titel erschienenen Briefe. Diese, im Dunkel der Anonymität versteckt, seien die wahren Dunkelmänner, die er nun über ihr angeblich so übel abgelaufenes Unternehmen lamentieren läßt. Die Verfasser der Epistulae

müssen ein ganz ungesalzenes Pater peccavi anstimmen, ihre Niederlage und den Sieg der Theologen beklagen. Auf ein so geistvolles Produkt wie die Epistulae obsc. v. sind diese Klagebriefe eine unerlaubt geistlose Erwiderung. Zum Glück sind die meisten sehr kurz, bisweilen nur von wenigen Zeilen; aber man merkt auch, daß das Vermögen in der That nicht weiter, oft kaum so weit, reichte. Das leidlichste Stück ist noch das Verzeichnis der moralischen, d. h. unmoralischen Grundsätze, welche den Reuchlinisten zugeschrieben werden. Der Stil durfte, da die vorgeblichen Briefsteller in den Lamentationen die Humanisten sind, nicht schlecht sein, daher schreibt Ortuin offenbar so gut er kann; was zwar immer noch schlecht genug, doch auch wieder nicht so schlecht ist, um wider Willen ergötzlich zu sein. Übrigens will er, wie solche Gesellen pflegen, billig scheinen, unterscheidet zwischen guten und schlechten Reuchlinisten und Poeten, wovon er nur für die letzteren bedauert, daß die alte Kirchenzucht mit Händeabhacken, Zungenausreißen und Erdrosseln abgekommen ist, und sie, als Vorläufer des Antichristes, dem Strafgerichte des weltlichen Armes empfiehlt. In dem Reuchlinschen Streite und den Briefen der Dunkelmänner war der seit lange schon gärende Haß zwischen den Vertretern der alten und der neuen Wissenschaft zum Ausbruche gekommen. Vielfach war dabei das religiöse und nationale Prinzip in einer der hierarischen und der herrschenden Anschauung der Kirche feindseligen Richtung in den Vordergrund getreten. In noch entschiedenerer Weise sollte sich dieses vollziehen durch einen Streit über den schon früher häufig angefeindeten Ablaßglauben. Dieser Streit, mit dessen Beginn eine neue Zeitperiode — **die Neuzeit** — anhebt, knüpft sich wesentlich an die Person des Augustinermönches — **Martin Luther.***)

*) Vergl. David Strauß.

Alldeutschland.

Bilder aus der Götter- und Heldensage,

aus der Geschichte und der Kulturentwickelung

des

Deutschen Volkes

von

Johannes Schrammen.

Erste Lieferung.

Mit Zugabe: **Das Hermanns-Denkmal.** (Titelkupfer zum Ersten Bande.)

Köln, 1882.

Verlag von Eduard Heinrich Mayer.

Johannes Schrammen

Alldeutschland.

Erste Lieferung.

Das Ganze erscheint in (2 Bänden) 15 Lieferungen à 0,80 M.

(S. nebengehefteten Prospekt.)

Titel und Sachregister folgen am Schlusse des ersten und zweiten Bandes.

Vorläufige Inhaltsübersicht.

Einleitung: Über Vaterlandsliebe.

Aus der nordisch-germanischen Götter- und Heldensage:
1) Der Mythus von der Götterdämmerung.
2) Entstehung und Ausbau der Welt.
3) Die Götter und Göttinnen der Germanen.
4) Aus der Heldensage:
a. Die Sage von Wölundur (Wieland dem Schmied).
b. Die Helgilieder.
c. Die Sigurdsage.
5) Altgermanische Feste.
6) Zusammenfassender und erklärender Rückblick.

Aus der Geschichte der Germanen in der Urzeit:
1) Erklärung des Namens „Germanen".
2) Lebensart und Sitten der alten Germanen.
3) Wohnungen derselben.
4) Staatliche Verhältnisse.
5) Ein deutscher Heerkönig im Kampfe mit dem Vernichter der römischen Republik.

Aus den Zeiten des Kampfes zwischen Römern und Germanen:
Hermann der Cherusker, der erste Schöpfer einer deutschen Einheit.

Aus dem Zeitalter der Wanderungen:
Alarich der Balte und Theodorich der Amaler.

Aus dem Zeitalter der Karolinger:
Karl der Große, der germanischen Stämme erster Kaiser.

Aus der Zeit der Sachsenkaiser:
Heinrich I. und Otto der Große.

Aus der Zeit der Frankenkaiser:
Heinrich III. und Heinrich IV., oder des Kaisertums Größe neben der Erniedrigung desselben.
Der erste Kreuzzug.
Das Rittertum.
Die Ritterorden.

Aus der Zeit der Staufer:
1) Friedrich Barbarossa und Friedrich II.
2) Betrachtungen über die Kreuzzüge.
3) Untergang der Hohenstaufer.

(Fortsetzung: v. dritte Umschlagseite!)

Vorläufige Inhaltsübersicht.

Fortsetzung. (v. zweite Umschlagseite.)

Bilder aus der Kulturentwickelung.

Aus der heidnischen Vorzeit:
Cherus' Schwert.
Langobardische Stammsage, oder wie die Langobarden zu ihrem Namen kamen.
Nachrichten über die germanischen Götter in Deutschland selbst:
1) Taufformel, auf welcher die heidnischen Sachsen ihrer Religion entsagten.
2) Merseburger Heilsprüche.
3) Haftlied.
4) Altsächsischer Bardenchor.
Hildebrand und Hadubrand, das älteste in Deutschland erhaltene Heldenlied.

Aus der Karolinger Zeit:
Der Münsterbau in Aachen (eine Weiterbildung des Mythus von dem Baue des Burgwalles um Asgard).
Die altsächsische Evangelienharmonie.

Aus der Zeit der höchsten Machtentfaltung des Kaisertums:
Die lateinische Klosterdichtung (das lateinische Helden- und Tierepos). Beispiel: Die Eselsbeichte aus dem Asinarius.
Der Höhepunkt der mittelalterlichen Dichtkunst. (Der Minnegesang, das Kunstepos und das Volksepos.)
Inhalt des Nibelungenliedes.
Der Wettgesang vor Kaiser Rotbart (eine Charakteristik der berühmtesten Dichter).

Geschichtsbilder aus der Periode vom Interregnum bis zur Reformation.

Rudolf von Habsburg.
Die nächsten Nachfolger Rudolfs.
Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich.
Die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft.
Die Sage vom Freiheitskampfe der Schweizer.
Aus dem Zeitalter der großen Kirchenspaltung:
1) Zustände in der Kirche.
2) Verhältnisse des Deutschen Reiches.
3) Das Konzil von Konstanz.
Kaiser Maximilian, der letzte Ritter.

Bilder aus der Kulturgeschichte dieser Periode:
Die westfälische Fehme.
Der Bauernstand im Mittelalter.
Bildung und Entwickelung des deutschen Städtewesens.
Die deutsche Hansa.
Deutsche Baukunst.
Die deutsche Litteratur im 14. und 15. Jahrhundert:
1) Der Meistergesang.
2) Hans Sachs.
3) Das Volkslied.
Die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg.

Zeitschrift zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes ist zu beziehen:

Gaea.

Natur und Leben.

Zeitschrift

zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse, sowie der Fortschritte auf dem Gebiete der gesamten Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung

von Dr. **R. Avé-Lallement**, Dr. **O. Buchner**, Prof. Dr. **J. Egli**, Professor Dr. **Emsmann**, Professor Dr. **Hoernes**, Dr. **V. Hofmann**, Dr. **H. Kleucke**, Dr. **Eduard Lucas**, Dr. **Ph. Müller**, Dr. **Alfred Nehring**, Navigationslehrer Dr. **H. Romberg**, Professor **Robert von Schlagintweit**, Hofrath Dr. **Senft**, Dr. **O. W. Thomé**, Prof. **Carl Vogt**, Dr. **A. Völkel**, Dr. **A. Weber** u. A.

Herausgegeben von Dr. **Hermann J. Klein.**

1882. Achtzehnter Jahrgang. **1882.**

(Erscheint in 12 Monatsheften à 1 Mark.)

Es dürfte überflüssig sein, ein Wort zur Empfehlung einer Zeitschrift zu sagen, die wie die „Gaea" seit 17 Jahren bei allen Freunden und Förderern der Naturwissenschaften rühmlichst bekannt ist; die durch Gediegenheit und Reichhaltigkeit ihres Inhalts einzig in ihrer Art dasteht, und sich unter ihren zahlreichen Lesern im In- und Auslande, in Europa wie in Amerika, wahrhaft begeisterte Freunde und Anhänger erworben hat. Welchem naturwissenschaftlich Gebildeten wäre in der That die „Gaea" unbekannt? Es ist daher selbstredend, daß sie auch im 18. Jahrgange dem bisherigen Programm treu bleibt. Die neueren Forschungen werden in allgemein verständlichen, aber nichtsdestoweniger auf strengwissenschaftlicher Basis ruhenden, abgerundeten Artikeln dem Leser vorgeführt und zwar thunlichst so, daß hierbei die ganze Entwickelung des behandelten Gegenstandes dargestellt wird. Naturansichten, Abbildungen von Instrumenten und Apparaten, sowie andere Illustrationen unterstützen in geeigneter Weise das geschriebene Wort, kurz, es wird kein Opfer gescheut, damit die „Gaea" auch äußerlich als eine für das Verständniß der gebildeten Kreise berechnete

naturwissenschaftliche Zeitschrift ersten Ranges

erscheint.

Die neueren Forschungen und Entdeckungen bilden ein stehendes Kapitel in jedem Hefte der „Gaea". Freilich ist es unmöglich, in dieser Beziehung eine absolute Vollständigkeit zu erzielen, da niemals die Thätigkeit auf den Gebieten des Forschens so mannigfaltig und emsig war, als gerade gegenwärtig. Nur eine relative Vollständigkeit will die „Gaea" erstreben und hat dabei hauptsächlich die wissenschaftliche Wichtigkeit und das allgemeinere Interesse der betreffenden Untersuchungen im Auge.

Der astronomische Kalender wird in der früheren Weise unverändert fortgeführt.

Anzahl und Namen unserer Mitarbeiter, deren Kreis sich alljährlich erweitert, bürgen für die Gediegenheit der Originalartikel; die Verlagshandlung sorgt für pünktliches Erscheinen der monatlichen Hefte wie die Redaktion für reiche Mannigfaltigkeit des Inhalts.

Die „Gaea" erscheint in monatlichen Heften à 1 Mark, so daß 12 einen Band oder Jahrgang bilden. Einzelne Hefte werden nur ausnahmsweise und zu erhöhtem Preise abgegeben. Um den Wünschen vieler Abonnenten zu entsprechen, werden nachstehende ältere Jahrgänge der „Gaea" von jetzt ab, so lange die dazu bestimmten Vorräthe reichen, auch einzeln zu den nebenbemerkten herabgesetzten Preisen geliefert: Jahrgang 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 11. 12. 13. 14. à Vier Mark; Jahrg. 9. 10. à Acht Mark. Jahrg. 1—14 zusammen für Fünfzig Mark. Elegant gebundene Exemplare sind mit Aufschlag von M. 1,30 pro Einband zu beziehen. Einbanddecken werden zu 80 Pf. geliefert.

Köln. Eduard Heinrich Mayer.

Allgemein verständliche naturwissenschaftliche Abhandlungen aus der Feder anerkannter Fachschriftsteller.

Mittheilungen über alle wichtigen neuen Entdeckungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft.

Jährlich erscheinen 12 Hefte zum Preise von 1 Mark pro Heft.

Druck von M. DuMont-Schauberg, Köln.

Alldeutschland.

Bilder aus der Götter- und Heldensage,

aus der Geschichte und der Kulturentwickelung

des

Deutschen Volkes

von

Johannes Schrammen.

Fünfzehnte Lieferung (Schluß).

Köln, 1883.

Verlag von Eduard Heinrich Mayer.

Johannes Schrammen

Alldeutschland.

Fünfzehnte Lieferung.

Mit dieser 15. Lieferung ist das Werk in zwei Bänden vollständig.

Titel und **Sachregister** zum **zweiten Bande** sind dieser Lieferung beigefügt — ebenso das **Titelbild** zum **zweiten Bande.**

Elegante Einbanddecken à 1 Mark pro Band sind stets zu haben.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Gaea.

Natur und Leben.

Zeitschrift

zur Verbreitung naturwissenschaftlicher und geographischer Kenntnisse, sowie der Fortschritte auf dem Gebiete der gesamten Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung

von Dr. R. Avé-Lallemant, Dr. O. Buchner, Professor Dr. J. Egli, Professor Dr. Emsmann, Professor Dr. Hoernes, Dr. V. Hofmann, Dr. Ph. Klüller, Dr. Alfred Uehring, Navigationslehrer Dr. H. Romberg, Professor Rob. v. Schlagintweit, Hofrat Dr. Senft, Professor Dr. O. W. Thomé, Professor Carl Vogt, Dr. A. Völkel, Dr. A. Weber u. A.

herausgegeben von **Dr. Hermann J. Klein.**

1883. Neunzehnter Jahrgang. Fünftes Heft.

Inhalt des fünften Heftes.

Die Einwirkung des Menschen auf die Oberflächengestaltung der Erde. Von Dr. W. Kaiser . . . . . S. 257

Die Kälterückfälle im Mai. Von Wilhelm von Bezold . . . . . „ 260

Über die Blitzableiter. Von H. Louis F. Melsens . . . . . „ 272

Die deutschen Expeditionen zur Beobachtung des Vorüberganges der Venus vor der Sonne im Dezember 1882 . . . . . „ 281

Bemerkungen über das elektrische Licht. (Schluß.) . . . . . „ 291

Der Hypnotismus. (Schluß.) . . . . . „ 300

Astronomischer Kalender für den Monat September 1883. Sonne-, Mond-, Planeten-Ephemeriden, Konstellationen, Mondphasen, Verfinsterungen der Jupitermonde, Erscheinungen des Saturn und seiner Ringe 2c. . . . . „ 309

Neue naturwissenschaftliche Beobachtungen und Entdeckungen. . . . . „ 311

Die Verteilung der Energie im Sonnenspektrum und das Chlorophyll.
Die Temperaturzunahme in den oberen Erdschichten.
Über die physikalischen und biologischen Verhältnisse des Faroe-Kanals.
Der Gewittersturm vom 9. August 1881.
Über die Ursachen, welche den Gehalt des Regenwassers an Ammoniak beeinflussen.
Die Morphologie der Seehäfen.
Experimentelle Erzeugung von Zwergbildungen im Hühnerei.

Vermischte Nachrichten . . . . . „ 317

Die französische Expedition zur Beobachtung der großen Sonnenfinsternis vom 6.—7. Mai 1883.
Über die schädliche Wirkung des Kartoffelbranntweins.

Litteratur . . . . . „ 320

Die „Gaea" erscheint (vom 10. Bande ab) in 12 Heften à 1 Mark, welche regelmäßig monatlich erscheinen, so daß 12 Hefte einen Band bilden. Einzelne Hefte werden nur ausnahmsweise und nur zu erhöhtem Preise abgegeben. Um den Wünschen vieler Abonnenten zu entsprechen, werden nachstehende ältere Jahrgänge der „Gaea" von jetzt ab, so lange die dazu bestimmten Vorräte reichen, auch einzeln zu den nebenbemerkten herabgesetzten Preisen geliefert: Jahrg. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 11, 12, 13, 14 à Vier Mark. Jahrg. 9, 10, 15 à Acht Mark. Mehrere ältere Jahrgänge zusammen nach Verständigung mit der Verlagshandlung. Jahrg. 1/14 zusammen für 50 Mark. Elegant gebundene Exemplare sind mit Aufschlag von *M.* 1.30 pro Einband zu beziehen. Einbanddecken werden zu 80 Pf. geliefert.

Köln, Mai 1883.

Eduard Heinrich Mayer.

Im Laufe des Jahres **1882** erschienen **neu** in unterzeichneter Verlagsbuchhandlung und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Ahn, Dr. F., Englische Handels-Correspondenz. Vierte Auflage . . . . . ℳ 2.—

Astronomie. Die Fortschritte der **Astronomie.** Nr. 7. 1881. „ 2.—
(Nr. 1—6 1870—80 kosten ℳ 9.80.)

Chemie. Die Fortschritte der **Chemie.** Nr. 3. 1881 . . . . „ 2.—
(Nr. 1a, 1b, 2. 1872—80 kosten ℳ 6.40.)

Darwinismus. Die Fortschritte des **Darwinismus.** Nr. 4. 1879—82 . . . . . „ 1.—
(Nr. 1—3 1872—78 kosten ℳ 4.60.)

Engländer, der geschickte, oder die Kunst, in 10 Lectionen englisch u. s. w. 8. Auflage . . . . . „ —.60

Franzose, der geschickte, oder die Kunst, in 10 Lectionen französisch u. s. w. 12. Auflage . . . . . „ —.50

Gaea. Natur und Leben. Zeitschrift zur Verbreitung **naturwissenschaftlicher** und **geographischer** Kenntnisse 2c. Redaction von **Dr. Herm. J. Klein.** 18. Jahrgang 1882. 12 Hefte à 1 ℳ . . . . . „ 12.—

Dto. in einem Bande. Eleg. geb. . . . . „ 13.30

Geologie. Die Fortschritte der **Geologie.** Nr. 6. 1881. . . „ 2.60
(Nr. 1—5 1872—80 kosten ℳ 12.60.)

Holländer, der geschickte, oder die Kunst, in 10 Lectionen holländisch u. s. w. 4. Auflage . . . . . „ —.60

Italiener, der geschickte, oder die Kunst, in 10 Lectionen italienisch u. s. w. 5. Auflage . . . . . „ —.60

Meteorologie. Die Fortschr. d. **Meteorologie.** Nr. 7. 1881 „ 2.—
(Nr. 1—6 1872—80 kosten ℳ 9.40.)

Ulhan-su-faer. Die Notwendigkeit und die Möglichkeit einer **kräftigeren** Zusammenwirkung der **Völker** auf dem Gebiete der **Kindererziehung,** speciell des **Volksschulwesens** „ 2.80

Moldenhauer, E. F. Theodor. Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der neuesten Ergebnisse der **kosmologischen Forschung.** (18 Lieferungen à 80 Pfg.)
2 Bände broschirt 14 ℳ 40 ₰. Eleg. geb. . . . . „ 16.—

Physik. Die Fortschritte der **Physik.** Nr. 5. 1880—81 . . . „ 2.—
„ „ „ 6. 1881—82 . . . „ 3.—
(Nr. 1—4 1872—80 kosten ℳ 9.50.)

Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften. Redaction **Dr. Herm. J. Klein.** 10. Jahrg. (Neue Folge, 2. Jahrg.) 6 Hefte. 11. Jahrg. (Neue Folge, 3. Jahrg.) Heft 1—2, per Jahrg. „ 9.—

Rob. von Schlagintweit. Die amerikanischen Eisenbahn-Einrichtungen auf Grund eigener Anschauungen. Mit Illustrationen 2 ℳ. Eleg. geb. . . . . „ 2.50

— — — **Neue Pfade vom Missouri-Strom zum Stillen Meere.** Ein Wegweiser durch Kansas, Colorado, Neu-Mexiko und Arizona nach Kalifornien. Mit 20 Illustrationen und zwei Karten, 1883 . . . . . „ —.80

Johannes Schrammen. Alldeutschland. Bilder aus der Götter- und Heldensage, aus der Geschichte und der Kulturentwickelung des **Deutschen Volkes** in 15 Liefer. à 80 ₰ vollst. „ 12.—

Elegante Einbanddecken dazu, Band 1, 2 à . . . . . „ 1.—

Tangermann, Dr. W. (Victor Granella). **Das liberale Prinzip** in seiner ethischen Bedeutung für Staat und Kirche, Wissenschaft und Leben. Zweite unveränderte Auflage . . . . . „ 4.—

— — — eleg. geb. . . . . „ 5.50

Urgeschichte. Die Fortschritte der **Urgeschichte.** Nr. 7. 1881 „ 1.80
(Nr. 1—6 1871—80 kosten ℳ 10.40.)

Eduard Heinrich Mayer, Verlagsbuchhandlung, Köln.

Druck von M. DuMont-Schauberg, Köln.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0021133557